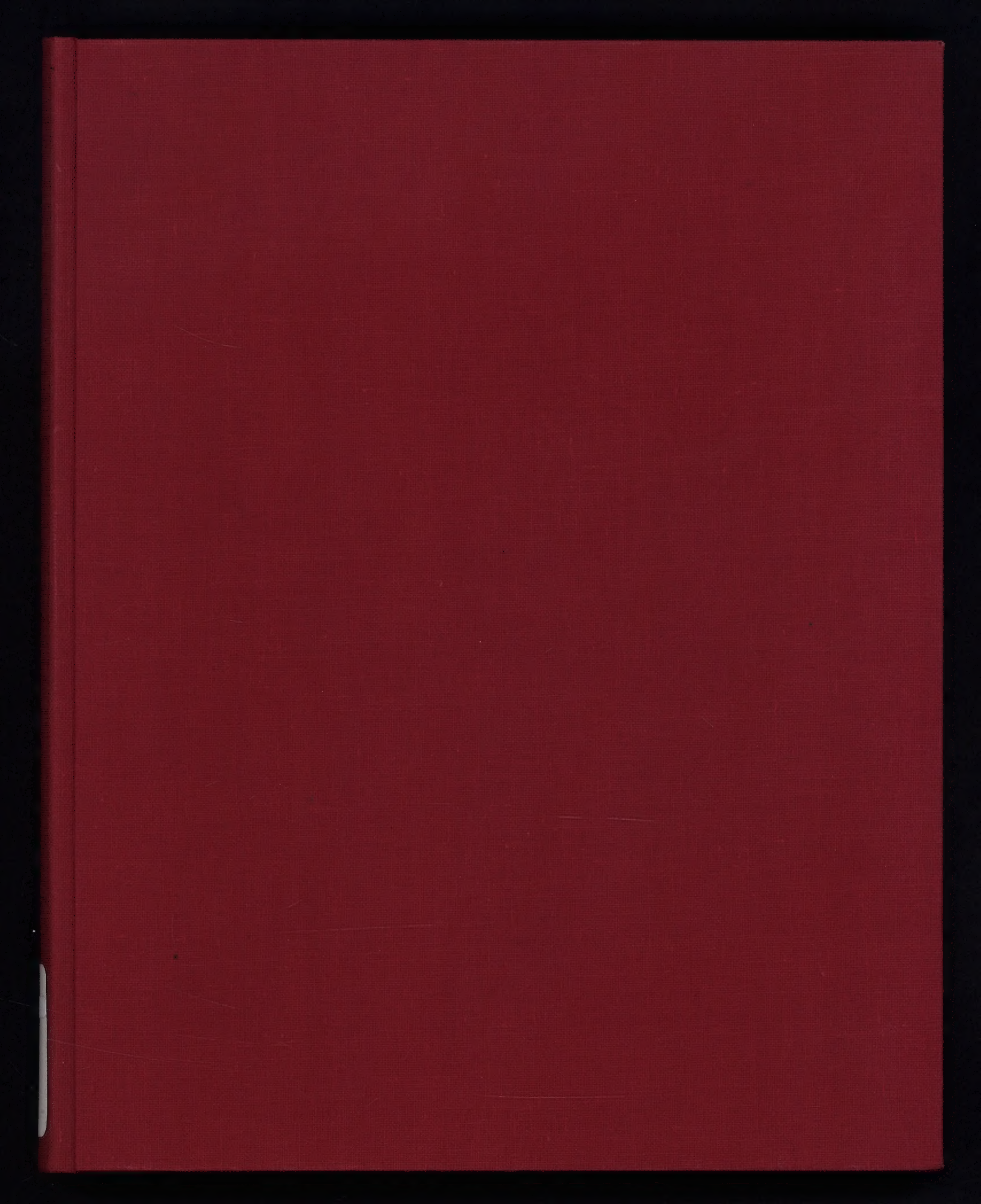


# Hessenland.

## Zeitschrift

für

## Hessische Geschichte und Literatur.

Vierter Jahrgang.

Herausgegeben

unter Mitwirkung namhafter hessischer Schriftsteller

von

**F. Zwenger.**



Kassel 1890.

Druck und Verlag von Friedr. Scheel.

# Inhalts=Verzeichniß des Jahrgangs 1890.

Seite

## Geschichtliche Aufsätze.



## Literarisches, Kulturhistorisches, Kunst u. Verwandtes.



## Erzählungen.



Seite

## Vermischtes.



## Gedichte.

## Aus alter und neuer Zeit.



## Aus Heimath und Fremde.

## Hessische Bücherschau.



## Briefkasten.




№ 1. Kassel, 1. Januar 1890.

Das „Hessenland“, Zeitschrift für hessische Geschichte und Literatur, erscheint zweimal monatlich zu Anfang und in der Mitte jeden Monats, in dem Umfange von 1½—2 Bogen Quartformat. Der Abonnementspreis beträgt vierteljährlich 1 Mark 50 Pfg. Einzelne Nummern kosten je 30 Pfg. Anzeigen werden mit 20 Pfg. für die gespaltene Petitzeile berechnet. Auswärts kann unsere Zeitschrift durch direkte Bestellung bei der Post, oder durch den Buchhandel, auf Wunsch auch unter Streifband bezogen werden; hier in Kassel nimmt die Buchdruckerei von Friedr. Scheel, Schloßplatz 4, Bestellungen, ebenso Anzeigen an. In der Post-Zeitungsliste für das Jahr 1890 findet sich das „Hessenland“ eingetragen unter Nr. 2772.



# Das neue Jahr.

Horch! das Lied von Thürmers Munde!
Mächtig hallt die Glocke drein!
Und in mitternächt'ger Stunde
Tritt es in dein Kämmerlein!

Dunkel hüllt es ein der Schleier —
Doch es flammt sein Augenstrahl
Und zu des Willkommens Feier
Hebt es hoch den Festpokal —

Wohl mit Lächeln — doch verborgen
Zuckt die Lippe — manches Leid,
Vielen Schmerz und bange Sorgen
Trägt's und — Thränenperlgeschmeid.

Gräber kann es nicht bedecken —
Strömend Herzblut stillt es nicht —
Aber auf vergang'ne Schrecken
Wirft es neuer Hoffnung Licht.

Glück verheisst es — Muth zum Leben —
Junger Kräfte frischen Hauch —
Wie ein König hat's zu geben —
Nimmt es wie ein Bettler auch. —

Fürcht' es nicht! denn gottgesendet —
Hoch vom Himmel kommt das Jahr!
Dem nur feind, der liebentfremdet
Nur sich selbst ergeben war.

M. Herbert.



# Albrecht Christian Ludwig von Bardeleben.

## Kurfürstlich Hessischer Generallieutenant.

### 1777—1856.

Ein Erinnerungsblatt von C. v. Stamford.

### I. Althessen.

Von sanft ansteigenden Höhen umgeben liegt in Niederhessen das Dörflein Sipperhausen in freundlicher fruchtbarer Gegend, nicht weit entfernt von der Stadt Homberg. Zu der Zeit, in welcher unser Bericht anhebt, war in dem Dörflein seit länger denn einem Jahrhunderte ein Zweig der Familie von Bardeleben begütert. Diese hatten ihren Stammsitz auf niederdeutscher Erde, es war das Lehngut Cattenbruch im Schaumburgischen und von da stammte Hielmar von Bardeleben, welcher 1595 geboren, in dem Getümmel des 30jährigen Krieges den in hoher Achtung stehenden Dienst des Landgrafen von Hessen-Kassel suchte und es hier zur Bestallung als Rittmeister brachte. Hielmar war der jüngste von vier Brüdern gewesen, also ohne Aussicht auf einstigen Besitz des Familienlehns, so ging er auf eigenen Erwerb von Besitz aus. Die Mittel hierfür scheinen ihm vornehmlich seine Ehen geboten zu haben, deren er drei einging, eigenthümlicherweise jede mit einer Tochter eines hessen-kasselischen Kanzlers.*)

Er erkaufte Landgüter in Sipperhausen und Holzhausen, sowie ein Haus in Homberg. Bereits mit einer Enkelin Hielmars starb seine Nachkommenschaft im Jahre 1768 aus und die Besitzungen bei Homberg fielen an die Hauptlinie zu Cattenbruch, wo damals Anton Otto Ludwig saß. Dieser siedelte nach Sipperhausen über, Cattenbruch seinem Aeltesten Christoph Ludwig überlassend, und segnete 1777 das Zeitliche. Auf Wunsch der Schwestern übernahm der zweite Sohn Karl Albrecht, Jägermeister und Hofmarschall in gräflich Lippe'schen Diensten, die Güter bei Homberg, da die anderen Brüder in Amerika im Felde standen. Karl Albrecht, 1740 zu Cattenbruch geboren, kämpfte in hessen-kassel'schem Dienste im 7jährigen Kriege, bis er in der Schlacht bei Minden 1759 verwundet wurde, worauf er den Abschied nahm.

Er führte eine Lebensgefährtin heim, deren Eigenschaften aus der Seele des Kindes, welchem diese Blätter gewidmet sind, widerspiegeln; Dorothea Marie Juliane von Becquer war die Tochter eines kurfürstlich hannöverschen Land- und Schatzrathes, welcher in der Nähe von Hoya lebte. Aus ihrer Ehe entsproß unser Albrecht Christian Ludwig, zu Sipperhausen, am 21. November 1777 erblickte er das Licht dieser Welt; Liebes, Gutes und Schönes sollte sie ihm in reichem Maße bieten, tüchtig und edel sein Wirken im Leben sich gestalten. In voller Freiheit wuchs der Kleine heran, nachdem er die „ersten Höschen" etwa mit 4 Jahren erhalten hatte, die ihm wohl das Selbstgefühl hoben, weil er nicht mehr gefragt wurde, ob er ein Mädchen sei, aber ihn auch noch manchmal nöthigten, fremde Hilfe in Anspruch zu nehmen, was auf den kleinen Mann etwas niederdrückend wirken mochte. Von dem Vater sagt er in seinen Erinnerungen „er liebte uns Alle eben so sehr als uns die liebe herrliche Mutter liebte — aber sein Ernst und seine Heftigkeit entfernten uns von ihm und hinderten uns seine Liebe zu erkennen, während wir uns glücklich fühlten in der Nähe der heiteren schlanken Mutter, mit dem schönen weißen Halse und den runden Armen, die uns mit ihren blauen Augen immer so freundlich anblickte, daß wir gern an ihrem Herzen lagen und dann fröhlich ausplauderten, was im kindlichen Gemüthe auftauchte. . ." Der Vater schaffte eifrig in seinem Anwesen und überließ die Sorge für die sich mehrende Zahl

*) Hielmar ließ sich zuerst „in ehelichen Gebund" ein im Jahre 1628 mit Anna Margaretha Feige, dann in zweiter Ehe mit Christiane Lersner, zum dritten Male mit Elisabeth Schäffer. Von seinem Sohne Reinhard Hielmar hinterblieben: Elisabeth Sophie, † 1768 als Wittwe des Generals von Uslar, Johann Wilhelm † 1703 bei Speierbach und Anton Hielmar † 1704 bei Höchstädt.

der Sprößlinge der Gattin; Albrecht verräth uns „ich hatte elf gesunde Geschwister" und wir dürfen ihm glauben, wenn er weiter versichert „bei mir war von keiner anderen Erziehung als der von der Mutter Natur die Rede." Er streifte Sommer und Winter bei jeder Witterung den ganzen Tag im Freien umher, „war am Tage glücklich und träumte Nachts vom Glücke des Tages." Die Familie verlegte später ihren Sitz nach der anderen Besitzung in dem Dorfe Holzhausen bei Homberg, und hier machten dem Kinde die unweit gelegene Eisenhütte wie der nahe Eisenhammer einen tiefen Eindruck; das Rauschen des Wassers, der Gang der mächtigen Räder, der erschütternde Ton des Pochens der Hämmer, das Zischen der Flammen aus dem Hohofen, dazwischen die schwarzen Gestalten mit glühenden Eisenstangen sich bewegend, wortlos wie Schatten, erfüllten seine Seele mit Schauern. Wenn dann am Abend das Hüttenglöckchen die Arbeiter zum Gebete rief, und plötzlich ringsum tiefe Stille eintrat, fühlte auch das Kind sich andächtig bewegt und murmelte das von der Mutter ihm gelehrte Gebet: Hilf Gott allezeit! vor sich hin. Oft suchte Albrecht diese Stätte mit ihrem übermächtigen Eindrucke auf, obwohl er sie nur mit Bangen betrat; gerade dieses reizte ihn aber und stimmte des Kindes Seele zu einer Art von Freudigkeit. Glücklich über das Gesehene und Erlebte erzählte er dann der Mutter in buntem Durcheinander, wie es ihm ergangen; noch viele Jahre nach dieser Zeit versicherte er als alter Mann, daß in seiner Seele noch einzelne Bilder aus seiner Kindheit lebten, wenn auch nicht mehr klar und scharf von einander gesondert. Im Verkehr mit den Landleuten und den Dienstboten ging der aufgeweckte, sinnige Knabe nicht leer aus; konnte er von ihnen auch nicht das Wissen erwerben, welches die Schule und kenntnißreiche Personen uns mittheilen, so lernte er doch auch so manches für das Leben ihm Nützliche, er lernte mit den einfachen geringen Leuten, die ihm gut waren, verkehren. In jener Zeit bestand aber noch eine weite Kluft zwischen den Vornehmen und den Niedrigen, Armen, auf dem Lande zumal.

Wie die meisten Orte und Gegenden Hessens bewahrte auch Albrechts Heimath Sagen, deren Erzählung er mit gläubiger Hingebung lauschte; von allen ergriff ihn am meisten die Sage von der Jungfrau, welche mit flatterndem weißen Schleier alle sieben Jahre sich in dem Gemäuer der Ruine Homberg zeige. Oft, wenn des Mondes bleiches Licht sein Kämmerlein erfüllte, sprang er aus dem Bettchen, um nach dem Gipfel des einsam ragenden Schloßberges aufzublicken, die Geistergestalt suchend.

Eines Tages eröffnete ihm die Mutter, welche ihm durch Beibringung des Alphabets den äußersten Zugang zum Tempel des Wissens erschlossen hatte, er müsse nun lesen und schreiben lernen, d. h. zur Schule gehen; verwundert schaute der Kleine ob solch bedenklich scheinender Sache die Mutter an, allein wirklich brachte ihn sein Gönner, der einäugige Schafknecht des Hofes, am anderen Morgen zu dem Lehrer. Es war ein kleines vertrocknetes Männchen, ein in Ruhestand versetzter Rector, in dessen pedantischem, trockenem Unterrichte für den Verstand des Knaben wenig, für sein Gemüth gar nichts abfiel. Mehr Antheil als an den Lehren des Rectors nahm Albrecht an den Nachrichten von dem in Amerika kämpfenden hessischen Korps; sein Vater verdammte die Aufständischen, seine Mutter vertheidigte sie, weil ihnen Unrecht geschehen und der Knabe, welcher anfangs im Herzen auf Seite der Engländer stand, weil sie mit den Hessen Freund waren, ging schließlich zur Partei der Amerikaner über, durch die Gründe der klugen, freisinnigen Mutter bewogen. Der bald darnach erfolgende Friedensschluß gab der Mutter Recht.

Als der Knabe achtjährig war, bot sein Großvater den Aeltern an, ihn zu sich nehmen und für seine Erziehung sorgen zu wollen; bald saß er denn auch mit der Mutter im Reisewagen und an dem ersten Tage wurde Kassel erreicht, wo am folgenden die Mutter Besuche abstattete. Die hierzu modisch gekleidete und mit einem Gebäude von Werg, Pomade, langen Nadeln und Puder auf dem Kopfe umgewandelte Frau erschien dem Kinde „gespenstisch"; die Stadt mit ihrem Treiben, die vielen Offiziere und Soldaten in glänzenden Uniformen, die reichen Kutschwagen u. A. setzten das junge Gemüth in Erstaunen und Aufregung. Ein Vetter, junger Offizier, führte den Knaben in die Menagerie, welche der Landesherr, Landgraf Friedrich II., in der Karlsaue hielt; während er dem possirlichen Gebaren der Affen zuschaute, stieß ihn ein alter Angorabock von hinten derb in den Rücken. Abends in der Oper hielt der in völliger Unschuld und Unkenntniß von solchen Dingen Aufgewachsene die fürstliche Loge für eine Kanzel, den Landgrafen für den Prediger und wurde erst schwankend, als hinter ihm die Musik anhob, während er unverwandt nach dem vermeinten Prediger blickte. Die Sache war ihm unklar, er hatte den Tag über so Vieles anders als in seinem heimathlichen Dorfe gefunden, nun wußte er gar nicht, was der ganze Spektakel

bedeuten solle — er schlief ein. Nach der Oper trug ihn ein baumlanger Soldat, auf dessen Patrontasche der Kleine saß, während er sich an dem Zopfe des Kriegers hielt, heim in das Gasthaus.

Noch drei Tage dauerte die Fahrt, bis die Reisenden Eistrup bei Hoya an der Weser erreichten, wo der alte Schatzrath seinen Enkel aus der Hand der Tochter übernahm; er gewann diesen alsbald lieb, ebenso wie das Kind den Großvater. Ein kleiner Umstand vermittelte dies, wie so oft im Leben: der Schlag der Kutsche leistete beim Oeffnen Widerstand, da setzte der Knabe über ihn hinaus und in die Arme des freundlichen Großvaters, der sich darob sehr freute und ihn einen lieben tüchtigen Jungen nannte. Bald fühlte sich Albrecht hier glücklich unter der Leitung des milden, menschenfreundlichen Großvaters, in dessen Hause sich bereits die ältere Schwester des Knaben seit Jahren befand. Die schrankenlose Freiheit des Elternhauses fand er hier nicht, da er weit mehr Unterichtsstunden hatte; von dem Pastor Hermann, einem pedantischen, ängstlichen Manne, äußert er aber dankbar später „er habe ihm mehr zu verdanken als einem anderen seiner Lehrer". Das Heimweh, welches er hatte, da er hier keine Berge sah, verging bald unter dem erwärmenden Hauche des Familienlebens im Becquer'schen Hause und in dem Knaben, welcher durch sein frisches Wesen Liebling des Schatzrathes war, traten auch Muthwillen und Vorlautheit hervor. Oefters nahm der Großvater ihn auf kleinen Reisen mit, nach Nienburg, Hannover u. s. w., so auch zu einem Manöver bei Minden, in welchem die Schlacht von 1759 dargestellt wurde, bei der Albrechts Vater verwundet worden war. Der von der Truppenmasse, den Angriffen und dem Donner der Geschütze berauschte Knabe konnte sich nur nicht darein finden, daß der kleine gekrümmte Mann in einfacher Uniform, sogar mit kleinen Sporen, welcher ruhig in dem Getümmel umherritt, der große König, der Held des Jahrhunderts sein solle. Hatte der Anblick der Offiziere und Soldaten in Kassel schon den heimlichen Wunsch hervorgerufen, auch einst ein solcher zu werden, so war das nun entschieden. Heimgekehrt gab Albrecht sich nur noch kriegerischen Spielen hin, träumte von Helden und Krieg, bewunderte die Spartaner und meinte sogar von deren Suppe bestehen zu können, freilich, wie er bekennt, nur wenn er satt war. Bei seinen mannigfachen wilden Streichen hatte er öfters die Nachsicht des Großvaters nöthig; in der Regel wurde ihm Verzeihung zutheil, da nur Wahrheit über seine Lippen kam, wie überhaupt in diesem Hause Alle streng an der Wahrheit hielten und selbst kleine Nothlügen ernstlich gerügt wurden; „wäre ich einer absichtlichen Lüge mir bewußt gewesen, ich hätte mich selbst verachtet", sagt er von sich. So wuchs er sittlich wohlbehütet, in Gesundheit und Abhärtung heran, unbeirrt von des Schatzrathes geheimem Wunsche, ihn zum Juristen sich ausbilden zu sehen. Der Knabe hatte jenen zur 50jährigen Jubelfeier der Universität Göttingen zu begleiten; durch das Ansehen, in welchem Herr von Becquer stand, erhielt sein Enkel bei allen Gelegenheiten einen guten Platz; sogar durfte der noch nicht 10jährige in dem öffentlichen großen Prunkzuge mit allen Zeichen der Landsmannschaft geschmückt in der Nähe der jungen englischen Prinzen einherziehen. Doch erdrückte ihn das Uebermaß der Festlichkeiten und gern fuhr er von da mit dem Großvater nach Kassel, wo er die geliebte Mutter wiedersah und wo Schritte gethan wurden, ihn in das landgräfliche Kadettenkorps eintreten zu sehen; zum höchsten Entzücken Albrechts. Er verlebte dann noch die Zeit bis zum Eintritte in dem freundlichen Eistrup, bis endlich die ersehnte Botschaft eintraf, daß er zum 1. April 1788 einberufen sei. Als die Scheidestunde da war, ermahnte der Großvater ihn, Gott vor Augen und im Herzen zu behalten, sank vor dem Bilde des Erlösers in die Knie und flehte in inbrünstigem Gebete den Segen des Höchsten auf den neben ihm knieenden Enkel herab. Der Kleine gelobte Tugend und die tiefe Rührung dieser Stunde zitterte in seinem Herzen durch das Leben nach.

Noch in kindlichem Alter verlor der nunmehrige Zögling des Mars so Manches, was seinen Jahren nach angemessen gewesen sein würde, das für ihn Bedeutsamste war aber, daß die reine und edle geistige Luft des großväterlichen Hauses, wo seine Seele das Gute einathmete, nun nicht mehr auf ihn einwirken konnte. Doch war auch so ein trefflicher Grund gelegt, auf welchem mit Vortheil weiter zu bauen war.

(Forts. folgt.)

# Der Ausmarsch der hessischen Truppen im Jahre 1814 in den Feldzug gegen Frankreich.

Von W. Rogge-Ludwig.

Die Völkerschlacht bei Leipzig hatte das hessische Land von dem sieben Jahre lang schwer ertragenen Joche der französischen Fremdherrschaft befreit, und am 26. Oktober 1813 hatte Jérôme sein Königreich für immer verlassen. Durch die alle vaterländische Herzen mit hoher Begeisterung erfüllende Proklamation „Hessen, mit Eurem Namen nenne ich Euch wieder", hatte der Kurprinz am 5. November dem hessischen Volke die Befreiung des Landes und die Wiedererrichtung des hessischen Thrones verkündet, und mit unbeschreiblichem Jubel von seinem treuen Volke empfangen, war am 21. November der Landesherr Kurfürst Wilhelm I. in seine Residenz zurückgekehrt. Da er sich am 24. November gegen die Verbündeten, welche ihm bei der Rückkehr in sein Land wenig wohlwollende Gesinnung zu erkennen gegeben, verpflichtet hatte, alsbald zu dem Feldzug gegen Frankreich 24,000 Mann zu stellen, und zwar 21,182 Mann Infanterie, 1764 Mann Kavallerie und 1074 Mann Artillerie, so war seine erste und schwerste Sorge, ein solches Truppenkorps in seinem Lande zu bilden.

Er nahm, wie bekannt, die sieben Jahre seiner Verbannung als nicht vorhanden an und erließ gleich am ersten Tage nach seiner Rückkehr eine Ordre, wonach alle Soldaten, die am 1. November 1806 „beurlaubt" worden, sich alsbald in ihren früheren Garnisonsorten wieder zum Dienst zu stellen hätten. In den sieben Jahren hatte sich aber doch mancherlei verändert, die alten hessischen Soldaten hatten, soweit sie noch zum Dienste brauchbar waren, der Fahne Napoleons folgen müssen und der größte Theil derselben hatte auf den Schlachtfeldern Spaniens und Rußlands ein ruhmvolles Ende gefunden, von denen aber, die sich zum Dienste stellten, war auch ein großer Theil noch dienstunfähig geworden, und die vom Kurfürsten besonders bevorzugten Offiziere, welche ihren Zopf bewahrt hatten und nicht in westphälische Dienste getreten waren, zeigten, als sie das Exerzieren in dem inzwischen ganz veralteten Geiste wieder begannen, daß von ihnen ein Erfolg in den bevorstehenden schweren Kämpfen nicht zu erwarten war.

Dies erkannte auch der Kurfürst sehr bald und beauftragte deshalb seinen Sohn, den Kurprinzen, welcher die Führung der ins Feld rückenden Truppen übernehmen sollte, mit deren Neuorganisation. Da war es nun dessen eifrigstes Streben, zunächst durch Wiederanstellung der im westphälischen Dienst gestandenen althessischen Offiziere, feldtüchtige und kriegserfahrene Truppenführer zu gewinnen und für die Ausbildung der Truppen den Anforderungen der Zeit entsprechende Anordnungen zu treffen. Für die ausrückenden Truppen wurde der Zopf entfernt und nach preußischem Muster nicht nur neue Uniformen, sondern auch ein neues Exerzierreglement und sonstige zweckdienliche Vorschriften für den Dienst eingeführt.

War hierdurch, namentlich durch die Anstellung der Offiziere, von denen sich so viele unter Westphalens Fahnen großen Kriegsruhm erworben hatten, ein wesentlicher Schritt zur Neubildung des Korps gethan, so mangelte es im Uebrigen so ziemlich noch an Allem. Es fehlte an Mannschaft und an deren Bekleidung und Bewaffnung. Die Erfüllung der vom Kurfürsten eingegangenen Verpflichtung erschien unter diesen Umständen bei der ihm gestellten kurzen Frist kaum ausführbar, und gereicht es Hessen zum nicht geringen Ruhme, daß mit Aufbietung aller Kräfte dennoch binnen vier Monaten mehr als 24,000 Hessen unter Waffen standen, und auch zu ihrem Theil rühmlichen Antheil an der Besiegung Napoleons zu nehmen befähigt waren.

Wenn auch das gleichsam aus dem Erdboden gestampfte Heer unter den bei seiner Errichtung obwaltenden Verhältnissen in großen offenen Feldschlachten keine Verwendung finden konnte, so hatten doch die braven hessischen Soldaten bei der ihnen gewordenen Aufgabe der Belagerung der feindlichen Festungen, und in einer Anzahl kleinerer Gefechte Gelegenheit, sich des Ruhmes ihrer Väter würdig zu zeigen.

Dieser durch Jahrhunderte hindurch bewährte Kriegsruhm der Hessen wurde auch von Blücher anerkannt in dem am 29. Dezember an den Kurprinzen gerichteten Schreiben, welches mit den Worten beginnt: „Es gereicht mir zum besonderen Vergnügen, daß Ew. Durchlaucht mit Ihren braven Hessen zur Schlesischen Armee stoßen und mir dadurch das Glück wird, ferner mit Höchstdenselben bei einer Armee zu dienen." Blücher legte auf das Erscheinen der Hessen auf dem Kriegsschauplatz großes Gewicht, da sie zur Ablösung des Kleist'schen und York'schen Korps, welche die Festungen Luxemburg, Metz, Thionville, Saarlouis blokirten und deren Hülfe er dringend in den Kämpfen mit Napoleon bedurfte,

bestimmt waren. Er fordert deshalb den Kurprinzen in dem gedachten und in einem weiteren Schreiben vom 7. Januar 1814 auf, alsbald 12,000 Mann in marschfertigen Zustand zu setzen und sie bis zum 24. in Koblenz einrücken zu lassen.

Für den Ausmarsch wurden von den wieder errichteten alten hessischen Regimentern bestimmt: die Regimenter Kurfürst, Kurprinz, Landgraf Karl und Prinz Solms sowie drei Landwehr-Regimenter und ein Bataillon gelernter Jäger, die Regimenter zu drei Bataillonen in einer Sollstärke von 22 Offizieren, 60 Unteroffizieren, 80 Gefreiten, 12 Spielleuten und 640 Gemeinen. Außerdem wurden neu formiert: das Regiment Leibdragoner zu 4 Eskadrons mit 613 Pferden und ein eben so starkes Regiment Husaren, sowie ein Mineurkorps und Artillerie.

Im Lande selbst sollten 3 Regimenter zurückbleiben: das Regiment Garde, die Gardegrenadiere und das Regiment Biesenrodt, deren Mannschaft in der alten Uniform mit Zopf fast ausschließlich aus den alten hessischen Soldaten des Jahres 1806 bestand.

Die Aushebung für die zum Ausrücken bestimmten Regimenter wurde alsbald vorgenommen und erwuchs dadurch bei der Kürze der dafür bestimmten Zeit den Rekrutirungsbehörden eine nur mit dem Aufbieten aller Kräfte zu bewältigende Arbeitslast. Da die Rekrutirung nach den bis zum Jahre 1806 giltig gewesenen Bestimmungen stattfand, so blieben die Söhne der Schriftsässigen und die Einwohner mehrerer Städte vom Kriegsdienst befreit. Damit auch diese Gelegenheit hätten, mitzukämpfen gegen den Erbfeind Deutschlands, wurde nach dem Vorbilde Preußens die Errichtung eines Korps freiwilliger Jäger angeordnet und mit dessen Organisation der dem Kurfürsten treu gebliebene und als Retter des größten Theils des kurfürstlichen Schatzes bekannte Obristlieutenant Mensing betraut. Der Mannschaft dieses Korps, welche aus den Söhnen von Schriftsässigen, angesehenen Kaufleuten, Fabrikanten, Partikuliers bestehen sollte und sich auf eigene Kosten auszurüsten hatte, wurden besondere Begünstigungen zugesagt. Der Zudrang zu diesem Korps war ein so bedeutender, daß sehr bald ein Bataillon freiwilliger Fußjäger in einer Stärke von 658 Mann und ein Regiment reitender Jäger in 4 Eskadrons mit 415 Pferden gebildet werden konnte. Den größten Enthusiasmus zeigte hierbei die Stadt Kassel, indem über 200 Mann, fast ein Drittheil der Gesammtstärke, zu ihren Einwohnern gehörte.

Ihre Ausrüstung ging auch rasch von statten, da hier die Opferwilligkeit der Begüterten Hilfe bot, so daß das Einexerzieren der jungen Mannschaft bald beginnen konnte. Um so größere Schwierigkeit bot dagegen die Ausrüstung und Bewaffnung der zum Ausmarsch ins Feld bestimmten Linienregimenter. Zunächst fehlte es der ausgehobenen Mannschaft an Gewehren, da die Zeughäuser vollständig leer waren, namentlich in dem Kasseler Zeughause zuletzt noch die Russen bei dem Einfall Czernitcheffs gründlich aufgeräumt hatten. Nach der von dem Kurfürsten mit den Verbündeten getroffenen Uebereinkunft sollten die Gewehre von den Gewehrfabriken zu Suhl, Sohlingen und Herzberg geliefert werden; diese Fabriken waren aber bereits so sehr in Anspruch genommen, daß die Lieferung sich sehr verspätete und viele der ausmarschierenden Truppen erst ein paar Tage vor dem Ausmarsch zum erstenmal ein Gewehr in die Hand bekamen. Zur Ausrüstung der Artillerie fehlte es vollständig an Geschützen; es wurden deshalb hessische Offiziere nach Dresden und Leipzig gesandt, um zunächst 20 Kanonen und 6 Haubitzen anzukaufen, und dem Stückgießer Henschel der Auftrag gegeben, solche zu gießen.

Nicht minder groß war die Schwierigkeit, in so kurzer Zeit die Uniformen zu beschaffen, da es an Tuchen dazu fehlte. Die auswärtigen Fabriken, an welche man sich wandte, waren mit der Fabrikation des Tuches für die Truppen ihres Landes vollständig in Beschlag genommen und im Lande selbst war Hersfeld die einzige Stadt, welche solche Fabrikation im größeren Maßstabe betrieb. Der Kommandeur des dort in Garnison liegenden Regiments Landgraf Karl, Oberst von Borck, benutzte diesen Umstand mit der größten Energie, indem er allen Tuchmachern und Schneidern Hersfelds und der Umgegend Exekution einlegte, um sie zur unausgesetzten Arbeit für seine Soldaten zu nöthigen. Sein Regiment war deshalb das einzige, welches am 1. Februar 1814 vollständig uniformiert den Marsch nach Koblenz antreten konnte. Dies war durchaus nicht der Fall bei den Regimentern Kurfürst und Kurprinz, welche am 20. Januar von Hanau bezw. Marburg ausmarschierten.

Von Kassel rückte am 30. Januar die erste Marschkolonne, bestehend aus dem Regiment Prinz Solms (früher v. Wurmb), 2 Eskadrons freiwillige Jäger zu Pferd, zwei Kompagnien freiwillige Jäger zu Fuß, 100 Mann Mineure, ein Bataillon gelernte Jäger und eine Batterie Artillerie aus.

Ueber den unter großen Feierlichkeiten stattgefundenen Ausmarsch und den Weitermarsch dieser Truppen in Feindesland ist uns ein sehr lebendiges und anschauliches Bild in Briefen erhalten geblieben, welche ein freiwilliger Fuß-

jäger, der vor einigen Jahren verstorbene Pfarrer Sallmann, an seine Eltern geschrieben hatte und denen wir Folgendes entnehmen.

„Am 30. Januar Morgens 8 Uhr mußten wir nach einer Tags vorher erhaltenen Ordre auf dem Rennplatz antreten, um von da nach dem Friedrichsplatz, dem Sammelplatz aller zum Ausmarsch bestimmten Truppen zu marschieren und hier, für manchen wohl zum letztenmal, unter Gottes freiem Himmel auf heimischem Boden mit den Zurückbleibenden in vereinter Andacht den Herrn des Schicksals anzubeten und sich und die Seinigen Gottes treuer Vaterhand vertrauensvoll zu empfehlen. So groß war die hier zusammenströmende Menschenmenge, daß alle umstehenden Lindenbäume zu leben schienen und es die größte Anstrengung erforderte, um Reihe und Glied zu halten. In dem Kreise, welchen sämmtliche Truppen bildeten, befanden sich der Kurfürst, der Kurprinz, der Landraf Friedrich, der Prinz Friedrich und die gesammte Generalität. Nach Absingung des Liedes „Was Gott thut, das ist wohlgethan", hielt Konsistorial-Rath Schnackenberg eine Rede, von der ich aber nichts weiter sagen kann, da ich bei dem Getöse der umherdrängenden Menge nicht ein Wort davon vernehmen konnte. Die Truppen setzten sich dann nach dem Frankfurter Thore zu in Marsch, der aber bis zur Knallhütte sehr langsam ging, da Tausende uns bis dahin folgten. Auch der Kurprinz begleitete uns $^1/_2$ Stunde weit. Er wird uns bald nachfolgen, um seine Hessen dem Feinde entgegen zu führen." —

In allen hessischen Orten wurden die Truppen freundlich aufgenommen und häufig auch mit Glockengeläute empfangen. Dies änderte sich aber bereits auf Darmstädtischem Boden.

(Fortsetzung folgt.)



# Nummer Dreizehn.

## Eine Dorfgeschichte aus Niederhessen, dem Leben nacherzählt

von A. Weidenmüller.

Es ist an einem klaren stillen Herbstnachmittag, da sind in Heubach zwei Begräbnisse. Das eine oben auf dem kleinen, von Tannen umhegten Friedhof, das andere unten in einem der armseligsten Häuser des Dorfes. Bei dem ersten Begräbniß gibt es Glockengeläute, Gesang der Schulkinder und eine erbauliche Leichenrede; bei dem zweiten spricht nur ein junges Dienstmädchen ein paar mitleidige Worte. Und doch ist das ganze große Trauergefolge droben an dem offnen Grabe zusammengenommen nicht halb so betrübt, wie das eine arme Kind da drunten, das sein gestorbenes Glück begräbt. Es sieht freilich nicht so aus, die Bauern, welche den mit Kränzen geschmückten Sarg umstehen, machen sehr feierliche Gesichter, als der Pfarrer vom Wiedersehen nach dem Tode spricht, und das Mädchen in der dürftigen Tagelöhnerhütte lacht, als seine Gespielin das Scheiden fürs Leben schwer nennt. Aber es ist doch so, auch Bauern können sich verstellen. Und wie sollte es auch anders sein? Die Frau des Schäfers Oswald, der sie droben die letzte Ehre erweisen, hat Niemand recht leiden mögen. Sie ist als geizig und zänkisch im Dorfe und bei ihrer großen Verwandtschaft bekannt und gefürchtet gewesen, und den Rausch, den sich der Witwer am Vorabend des Begräbnisses geholt hat, hält jederman für eine berechtigte Freudenäußerung. Die arme Martlis Köthe aber, welcher ihre Freundin erzählt, der Konrad Mai habe einen Schatz in der Stadt, mit dem er jeden Abend an der Hausthüre zusammenstehe — die verliert mit dieser Kunde allen Trost und alle Hoffnung ihres sorgenvollen Daseins. Sie hat den Konrad schon lieb gehabt, als sie noch beide barfüßige Kinder waren, die Zuneigung zu ihm ist gewachsen, während sie zusammen auf dem Gutshofe dienten, und seitdem er zu den Soldaten und sie nach Hause mußte, um dem durch den Tod der Mutter verwahrlosten Haushalte vorzustehen, da ist der Gedanke an den hübschen lustigen Husaren der einzige frische Luftzug gewesen, der in die schwüle Atmosphäre ihres Lebens hineinwehte. Und nun ist es damit vorbei! Wenn nun der Väter murrt und seufzt, bald würden sie alle verhungern, und sie bei solchen Reden, nachdem sie sich von früh bis spät im Tagelohn gequält hat, bis tief in die Nacht hinein für die kleinen Geschwister wäscht und flickt, dann kann sie sich nicht mehr damit ermuthigen: bald kommt der Konrad wieder! Der bleibt für sie nun immer, immer aus! Doch wozu sich merken lassen, wie schmerzlich der Verlust ist? Das Bärbchen kann ihr mit allem Bedauern den Konrad nicht wiederschaffen, es kann nur, wenn sie gar zu viel klagt, im Dorf davon erzählen, das will sie nicht. Und so verschluckt

sie die Thränen und spricht, während sie eifrig an einem arg durchlöcherten Strumpfe stopft, ganz gelassen: „Ich werd' auch ohne den Konrad fertig werden können." Sie täuscht aber doch das Bärbchen nicht ganz.

Auch der Pfarrer traut nicht recht, als zur selben Zeit der Schäfer beim Fortgehen vom Friedhof zu ihm sagt: „Ach, Herr Pfarrer, nun ists mit den Frauensleuten vorbei für mich!" Aber er widerspricht ihm natürlich nicht. Und der alte Köthe wiederspricht auch nicht, als sich auf dem Heimweg der Schmied Semmler zu ihm gesellt und auf des Schäfers hübsches Haus deutend, vertraulich äußert: „Köthe, das wär' ein Mann für eure Martlis, der brächte euch mit einem Schlage aus den Schulden heraus." Er überblickt nur sehnsüchtig das neue Ziegeldach und das geräumige Stallgebäude und denkt an die Handvoll harter Thaler, mit denen der Schäfer am Abend vorher in der Tasche geklimpert hat. An den Zustand wüster Trunkenheit, in dem sich der Wittwer eine Stunde später befunden, denkt er nicht. Und als es Nacht wird, und der Mond auf Heubach niederscheint, da beleuchtet er drei schlaflose Lagerstätten. Auf einer ruht der Schäfer Oswald und läßt die Mädchen des Dorfes an seinem inneren Auge vorüberziehen, auf der andern rechnet und zählt der alte Köthe, bis ihm der Angstschweiß ausbricht, und auf der dritten sitzt die Martlis und weint sich satt um den treulosen Konrad. —

## II.

Seit dem Begräbniß der Schäfersfrau sind vier Wochen vergangen. Der Pfarrer von Altenbrunn trinkt seinen Nachmittagskaffee und berichtet dabei von zwei Krankenbesuchen, die er in seinem Filial Heubach gemacht hat. Aber er besitzt kein sehr dankbares Publikum, denn Spitzchens Aufmerksamkeit ist erheuchelt, oder gilt vielmehr nur dem Zwieback, den sein Herr in der Hand hält, und die Pfarrerin wartet augenscheinlich mit Ungeduld auf eine Pause in der Rede ihres Mannes. Jetzt tritt eine solche ein, und sogleich fragt sie eifrig: „Hast du nicht gehört, wie es mit Köthens steht?"

Des Pfarrers freundliches Gesicht verdüstert sich. „Allem Anschein nach recht schlimm," antwortet er gedrückt, „der Bürgermeister sagte mir, der Jude Katz würde mit der Klage nur noch bis zur ersten Oktoberwoche warten, und das sei auch die längste Frist, die er selber geben könne."

„Könne?" wiederholt die Pfarrerin bitter. Wenn der brave Herr Bürgermeister nur das Ding beim rechten Namen nennen wollte. Warum konnte er sich denn gedulden, so lange er keine billigeren Tagelöhner als den Köthe und die Martlis bekam? Aber so sind die Bauern alle, habgierig, berechnend und unbarmherzig. Wenn wir doch nur so viel hätten, um dem armen Mann die lumpigen 200 Thaler leihen zu können."

Der Pfarrer lächelt flüchtig. „Dann wären wir vielleicht auch berechnend und unbarmherzig," sagt er halb im Scherz, und fährt dann ernsthaft fort: „Es ist traurig, daß mir der Köthe nicht mehr traut, seitdem ich sein Gesuch um ein größeres Darlehn aus der Kirchenkasse abweisen mußte, ich fürchte, er geräth dadurch an Leute, die es viel weniger gut mit ihm meinen. Er soll in letzter Zeit sehr häufig mit dem Schäfer Oswald zusammengewesen sein."

„Mit dem Trinker? Der hat doch nicht am Ende gar Absichten auf die hübsche Martlis?"

„Charlotte! Was für ein Einfall! Du bist auf dem besten Wege noch gefühlloser zu werden, als die geschmähten Bauern!" Der Pfarrer ist so entrüstet, daß er gar nicht hört, wie jemand die Haustreppe heraufkommt. Erst als Spitzchen mit wüthendem Gebell auf die Thüre los fährt und draußen eine rauhe Stimme nach ihm fragt, merkt er, daß ein Fremder da ist und verläßt das Zimmer. Der Schäfer Oswald steht auf der Flur, Spitzchen vollführt aber bei seinem Anblick einen so entsetzlichen Lärm, daß die Pfarrerin nicht versteht, was er zu ihrem Manne sagt. Sie erfährt bald genug, was er will. Spitzchen hat sich noch nicht völlig von seiner Aufregung erholt, sondern bekundet durch anhaltendes Knurren noch immer mühsam verhehlten Grimm, da wird die Thüre der Studierstube ungestüm geöffnet, und in die erneuten Wuthausbrüche des kleinen Hundes hinein hört sie den Pfarrer ungewohnt heftige Worte sprechen. Gleich darauf tritt er wieder bei ihr ein, blaß, mit zuckenden Lippen. Er durchmißt einige Male das Zimmer, bleibt dann am Fenster stehen und spricht, den Kopf an die Scheiben drückend, mit tonloser Stimme: „Charlotte, Du hast vorhin Recht gehabt — am Sonntag ist das erste Aufgebot von dem Schäfer Oswald und der Martlis Köthe."

Die Pfarrerin erhebt sich erschrocken.

„Das ist ja wohl ganz unmöglich! Das darf ja die Kirchenbehörde nimmermehr zugeben!" Der Pfarrer schweigt eine Weile, in düstere Gedanken versunken. „Das sagte ich dem Schäfer auch," antwortet er dann gepreßt, „aber der hatte sich gut vorgesehen. Er war schon am Standesamt und schon beim Metropolitan gewesen und so gut unterrichtet über meine Rechte und Pflichten, daß ich schweigen mußte. Er kann sechs Wochen nach dem Tode seiner Frau eine zweite Ehe eingehen."

„Aber sagtest Du ihm denn nicht, daß es himmelschreiend sei, sich verheirathen zu wollen,

ehe die Kränze auf dem Grab seiner Frau verdorrt wären?"

„Was sagte ich ihm nicht alles? Aber einen solchen aus Bosheit und Rohheit zusammengesetzten Charakter zu beeinflussen, wäre wohl selbst die Beredtsamkeit eines Paulus nicht im Stande. „Ich muß wieder eine Frau haben, und die Martlis kann ich gerade jetzt bekommen." Auf diese beiden Gründe kam er immer zurück. Dabei konnte er aber nicht die Freude verhehlen, den Verwandten seiner Frau auf diese Weise einen gehörigen Streich zu spielen."

Die Pfarrerin weiß nichts mehr zu erwidern. „Das unselige Geld!" spricht sie nur noch bekümmert.

Als aber in der Dämmerung die Martlis mit einem Korb am Arm vorüber geht, öffnet sie das Fenster und fordert sie auf, einen Augenblick hereinzukommen. Ohne Zaudern folgt das Mädchen der Einladung, aber sein Gesicht sieht in der schwachen Beleuchtung grau aus, und eiskalt ist die hartgearbeitete Hand, die es in die freundlich dargebotene der Pfarrersfrau legt.

„Martlis, ist es denn wahr, willst Du denn wirklich den Oswald heirathen?" Sie ist auf die Frage gefaßt. „Ja, Frau Pfarrer," antwortet sie kurz, „anders will er dem Vater die zweihundert Thaler nicht vorstrecken, und der Peter und das Kathrinchen sollen nicht ins Armenhaus." Der Peter und das Kathrinchen sind ihre beiden jüngsten Geschwister, hübsche Kinder mit blonden Krausköpfchen, und den Armenhäuslern geht jeder reinliche Mensch gern aus dem Weg. Das alles weiß die Pfarrerin und sie weiß auch, wie die Kinder an der Martlis hängen. Und gerade darum möchte sie gern noch einen Ausweg finden. „Konnte denn Herr von Heiden nichts für euch thun? Du hast ja doch drei Jahre auf dem Gute gedient!"

Jetzt zögert Martlis ein wenig mit der Antwort. „Ich war vor acht Tagen dort," sagt sie dann unsicher, „aber ich kam der Herrschaft wohl recht ungelegen. Herr von Heiden schalt auf meinen Vater und meinte, wenn er allen armen Leuten im Dorf borgen sollte, könnte er selbst bald betteln gehen. — Er hatte gewiß Recht," setzt sie entschuldigend hinzu, und die Pfarrerin fühlt es vor Schmerz und Beschämung heiß in sich aufquellen. Vor acht Tagen hat ja Herr von Heiden die große Gesellschaft gegeben, bei der der Champagner in Strömen geflossen ist, wie der Oberförster ihrem Mann vorgeprahlt hat. Aber sie hält an sich und stellt die letzte Frage, die, wie sie denkt, Martlis noch zurückhalten kann.

„Weiß denn der Konrad von Deinem Vorhaben?" Sie hat im Stillen gehofft, Martlis werde erschrecken, bestürzt ein Hehl aus ihrem früheren Verhältniß zu machen suchen und dann eine rührende Szene veranlassen. Nichts von dem allen geschieht. Das Mädchen sieht sie durch die immer dichter werdende Dämmerung ernsthaft und etwas verwundert an und spricht gelassen: „Wußten Sie denn, daß ich den Konrad gern hatte? Der hat ja aber schon eine ganze Weile einen Schatz in der Stadt. Das Bärbchen hat's hier überall erzählt, und seiner Mutter hat er's selber auch geschrieben. Aber ich muß heim, Frau Pfarrer, der Schäfer kommt heut Abend. Soll ich Ihnen in Heubach etwas besorgen?"

„Nein, ich danke Dir, ich komme wohl noch einmal selbst hin, ehe Du Hochzeit hältst. Gute Nacht, Martlis!"

„Gute Nacht Frau Pfarrer, und sagen Sie doch dem Herrn Pfarrer, er sollte mir nicht übel nehmen, daß ich den Oswald so bald schon heirathen wolle, ich sei gar zu schlimm daran." Die Stimme droht dem Mädchen zu versagen, rasch wendet es sich zur Thüre und schreitet in das Dunkel hinaus. Die Pfarrerin aber sitzt noch lange ohne Licht, und so gottergeben sie auch sonst ist, ein schmerzliches „Herr, warum?" drängt sich wieder und wieder auf ihre Lippen. —

(Fortsetzung folgt.)

---

## Hessische Treue.

Ich stand auf Marburg's Schlosse
Und sah hinab zu Thal,
Die Stadt lag mir zu Füßen
Im Abendsonnenstrahl.

Der Berge Firnen flammten
Von gold'nem Schein umglüht,
Durch grüne Wiesen rauschte
Die Lahn ihr leises Lied.

Da träumt' ich mich zurücke
In Zeit, die längst entschwand,
Das Löwenbanner wehte,
Vom Schloß noch weit in's Land.

Der Ritter manchen reiten
Sah ich vom Schloß in's Thal;
Im blanken Eisenkleide
Brach sich der Sonne Strahl.

Und auf des Schlosses Zinne
Gelehnt am Banner stand

Im Schmuck der weißen Locken
Philipp von Hessenland.

Der ließ die Blicke schweifen
Weit über Marburg's Bann,
Und über seine Wangen
Ihm eine Thräne rann.

„Du Land und Volk der Hessen
In jeglicher Gefahr
Hast Du mir beigestanden
So bieder, schlicht und wahr."

„Ich hab' es wohl erfahren
Was seines Volkes Treu',
Was seines Volkes Liebe
Dem Landesvater sei."

„„So treu, als wie ein Hesse""
Wahrlich ein wahres Wort,
Drum blühe Land der Treue
In alle Zeiten fort."

„Drum blühe Land der Treue
Als deutscher Lande Zier,
Bis in die spät'sten Zeiten,
Mein Segen sei mit Dir." —

„Da rauscht ob mir der Epheu
Am alternden Gestein,
Empor aus meinen Sinnen
Fuhr ich, — ich stand allein.

Jedoch in meinem Herzen
Da klingt es ewig fort:
„Die Treue, ja die Treue
Des Hessenlandes Hort!"

**R. Ritter.**

---

## Aus alter und neuer Zeit.

Durch Muth errungenes Glück. Nächst dem großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg zeichnete sich vor den übrigen evangelischen Fürsten Deutschlands Landgraf Karl von Hessen-Kassel dadurch aus, daß er die zur Bewahrung ihres evangelischen Bekenntnisses seit 1685 aus Frankreich geflüchteten Hugenotten großmüthig in seinem Lande aufnahm und unterstützte. Ein nicht unbeträchtlicher Theil derselben siedelte sich in Kassel an, wo mit Hilfe des Landesherrn die Oberneustadt von ihnen gebaut wurde. Da zwischen ihnen und den Eingeborenen von früher her gar keine Verbindungen stattfanden, sie vielmehr von denselben durch Sprache und Abstammung getrennt waren, so ergab es sich ganz von selbst, daß sie sich um so enger an einander anschlossen. Sie bildeten die sogenannte compagnie des Refugiés. Gleichwohl fehlten auch unter dieser eng verbundenen Gesellschaft die Unterschiede zwischen Arm und Reich eben so wenig, wie unter anderen Sterblichen; denn während es dem Einen gelungen war sein Vermögen in die Fremde mitzunehmen, hatten andere kaum mehr als das nackte Leben gerettet.

Unter diesem durch Mein und Dein gebildeten Abstand hatte auch ein junges Liebespaar zu leiden, welches sich erst in Kassel gefunden hatte. Anna war die Tochter und einzige Erbin des sehr wohlhabenden Lohgerbers Jean Baudesson, der Vater von Daniel Landré dagegen war zwar reich an Jahren — er erreichte ein Alter von 103 Jahren — aber arm an Gütern. Die jungen Leute, die von ganzem Herzen für einander in Liebe erglühten, beachteten diesen Unterschied freilich nicht, aber desto genauer nahm es damit Anna's Vater. Denn als unser Daniel, der sich dem Kaufmannsstand gewidmet hatte, um die Hand der Tochter warb, wurde er schnöde abgewiesen. Dieser ungünstige Bescheid war zwar für die Liebenden ein großer Schmerz, jedoch keineswegs ein Hemmniß für ihre Liebe und ihre Hoffnungen. Sie gelobten sich vielmehr ewige Treue. Diese wurde aber auf eine harte Probe gestellt. Denn es verging Monat um Monat, Jahr um Jahr, ohne daß der Sinn des reichen Baudesson erweicht wurde. So kam das Jahr 1703 herbei, in welchem die vom Landgrafen Karl zwischen zwei Armen der Fulda geschaffenen Anlagen — jetzt die Aue genannt — vollendet und zum Besuch für Jedermann geöffnet wurden. Zum Ausdruck der allgemeinen Freude über diese Schöpfung des Landesherrn sollte nun an dessen Geburtstag, dem 14. August, eine glänzende Illumination der Anlagen stattfinden. Begreiflicher Weise strömte am Nachmittag eine gewaltige Menschenmenge nach der Aue hin, um sich an dem abendlichen Schauspiel zu ergötzen. Als aber auf der Brücke, welche über den unterhalb des vor dem fürstlichen Schloß befindlichen Walles sich hinziehenden Fulda-Arm führte, ein arges Gedränge stattfand, — stürzte die Brücke plötzlich ein und Hunderte von Menschen fielen ins Wasser. Unter den Unglücklichen befand sich auch der reiche Lohgerber sammt Schwester und Tochter. Die Schwester ertrank auch, wie manche andere; die Tochter aber und deren Vater wurden gerettet und zwar — durch den treuen Daniel. Dieser hatte nämlich auf dem Weg zur Aue seine geliebte Anna nicht aus den Augen gelassen, und als er aus einiger Entfernung sah, daß Vater und Tochter in Lebensgefahr waren, sprang er sofort ins Wasser und trug erst seine Geliebte, dann auch deren Vater in seinen Armen an das Ufer. Jetzt erweichte sich endlich das bis dahin steinerne Herz des alten Baudesson. Wie hätte er auch gegen den Mann, dem er sein eigenes Leben und das seiner Tochter verdankte, noch länger unerbittlich bleiben können! Nein, er führte selbst seine Tochter ihrem

Geliebten zu, und mitten in der Trauer und unter dem Schrecken des Todes schlug den Liebenden eine selige Stunde.

Wegen der bei Vielen über verunglückte Verwandte herrschenden Trauer und wegen des Todes seiner Schwester schob der Vater noch eine geraume Zeit die Hochzeit auf. Um so größere Freude empfanden die Verlobten, als endlich ihre eheliche Verbindung durch den Segen der Kirche geschlossen wurde. Sie waren wohl das glücklichste Paar unter den Gliedern der französischen Compagnie. Dreiunddreißig Jahre lebten sie in inniger Liebe mit einander verbunden, und ihre Ehe ward mit 12 wohlgerathenen Kindern gesegnet. Auch ihre Nachkommen erfreuten sich eines reichen Kindersegens, und erst gegen die Mitte dieses Jahrhunderts erlosch der Name Landré in Kassel. Aber von weiblicher Seite leben noch manche Glieder jener Familie. Auch der am 7. September 1867 verstorbene Geheime Regierungsrath Gideon Schröder, ein Mann, dessen Name gewiß noch bei Vielen in gesegnetem Andenken steht, gehörte zu denselben. **F. M.**

---

Zom Zilljes, gale Erbes. Die Geschichte „Brod'r Lolls“ (Nr. 18 des „Hessenlandes“ v. v. J.) hat mir eine andere ähnliche in die Erinnerung gebracht, welche ebenfalls vor vielen anderen den Vorzug hat, daß sie nicht etwa erfunden, sondern buchstäblich wahr ist. In den 1850er Jahren reisten zwei geborene Fuldaer mit ihren Gattinnen, der vor mehreren Jahren verstorbene Landgerichtsrath Joseph Gößmann und der gleichfalls schon länger gestorbene Obergerichtsrath Adam Joseph Schmitt von Fulda nach Paris, um sich dort ein bischen umzublicken und wenn möglich, auch Napoleon III., den Kaiser der Franzosen, welcher damals im europäischen Konzerte die erste Violine spielte und später so kläglich endete, anzusehen. Gößmann wußte, daß vor einigen zwanzig Jahren ein Fuldaer Kind, seines Zeichens ein Handwerker und zwar der ehrsamen Zunft der Schuhmacher angehörig, von da ausgewandert war und jetzt in Paris in der Kirche Notre-Dame eine Stelle als Kirchendiener bekleide. Gößmann und Schmitt mit ihren Damen besuchten auch Notre-Dame und richtig, als sie da umhergingen und sich umschauten, erblickten sie auf einmal einen Herrn in kirchlicher Kleidung, der nach ihrer Meinung ihr Landsmann sein mußte; sie näherten sich ihm deshalb, gaben sich als Deutsche zu erkennen und bemerkten, sie hätten gehört, daß auch er ein geborener Deutscher sei und baten um seine Führung. Beide hatten sich nicht getäuscht und groß war die Freude des Parisers, seine Landsleute in der Kirche herumzuführen und sich mit ihnen in der geliebten Muttersprache unterhalten zu können. Mit einem Mal blieb Gößman vor dem Landsmann in der Fremde stehen, blickte ihm scharf in die Augen und sprach die Worte: „Zom Zilljes, gale Erbes“ — — — „Mit Hutzelbröh*) geschmälzt“ ertönte es da aus dem Munde des durch die heimathlichen Worte und Klänge wie elektrisirten geborenen Fuldaers. Und nunmehr war die Freude der Fünf erst recht groß, lange noch haben sie von der Heimath gesprochen und der Pariser wurde nicht müde, sich nach Fuldaer Personen und Verhältnissen zu erkundigen. Landgerichtsrath Gößmann, der mir einige Zeit nach seiner Rückkehr von Paris dieses Erlebniß erzählte, hat mir zugleich versichert, daß dasselbe mit zu den angenehmsten seiner Reise gehöre.

Schmalkalden. **F. A.**

---

„Lirum, larum Löffelstiel.“ In den 70er Jahren gingen in Marburg die Wogen der politischen Partei-Leidenschaft außerordentlich hoch. Konservative und Liberale bekämpften sich auf das heftigste. Sie standen sich wie zwei Phalangen feindlich gegenüber und platzten aufeinander los, sobald sich nur eine Gelegenheit dazu fand. Daß dabei häufig über die Schnur gehauen wurde, daß man gegen die achtungsvolle Rücksicht, die schon aus Gründen des Anstandes die Parteien sich einander schulden, nur zu oft verstieß, das ist leider eine Thatsache, die sich nicht wegleugnen läßt. Wir wollen hier nur an die Stiefelwichser-Broschüre erinnern, die ihrem Verfasser, dem Landrath Meyer, eine Strafversetzung an die russische Grenze, nach Ostrowo, wenn wir nicht irren, eintrug. Weitaus die Mehrzahl der Marburger Professoren gehörte der liberalen Partei an, in welcher sie die tonangebende Rolle spielten. Zu diesen zählte nun Professor Konrad Büchel nicht, er galt vielmehr für einen Gegner des Liberalismus. Daß er besondere Sympathieen für die Konservativen gehegt habe, glauben wir nicht, er war einmal kein πολιτικὸν ζῶον, und die Zeit, in welcher er für das Haus „Habsburg“ geschwärmt hatte, lag längst hinter ihm. Möglich auch, daß er über den beiden Parteien stand, und daß ihm bei seiner friedfertigen Natur der ganze Streit und Lärm da unten in der bösen Welt höchst widerwärtig war. Dadurch hatte er es aber mit beiden Parteien verdorben. Auffallen mußte es schon, daß bei der seinem am 14. März 1875 erfolgten Tode vorausgehenden langwierigen schweren Krankheit, sich unter seinen Kollegen nur eine auffallend geringe Theilnahme zeigte. Was soll man aber dazu sagen, daß seine Beerdigung, so zu sagen, ohne Sang und Klang erfolgte? Die Leichenbegleitung

---

*) Der Anfang eines alten Gedichtes in Fuldaer Mundart, dessen Ursprung nicht bekannt ist. Er würde in der Uebersetzung lauten: „Zur Sülze gelbe Erbsen, mit Hutzelbrühe geschmälzt“. Den Fuldaern diente das Hersagen dieses Verses in der Fremde als Erkennungszeichen.

war auf das geringste Maß beschränkt, es geschah nicht, was seit uralter Zeit Observanz war, und was, wenn in der Brust der Kollegen nicht die Parteileidenschaft alle edleren Gefühle beherrscht hätte, nicht hätte unterlassen werden dürfen: Keiner aus dem Kreise der Professoren hielt dem Verblichenen eine Grabrede, auch nicht Einer that zu einem kurzen Nachruf den sonst so wortreichen Mund auf!!

Die Beerdigung Büchel's fiel in die Osterferien. Die Studenten waren in ihre Heimath gereist. Sie hätten es sich sonst gewiß nicht nehmen lassen, dem beliebten Lehrer mit allen studentischen Ehren das letzte Geleite zu geben. Aber die politischen Herren Professoren?! Nun, durch das rücksichtslose Gebahren derselben ist der Ruhm des ausgezeichneten Pandektisten Konrad Büchel gewiß nicht beeinträchtigt worden, wohl aber haben sie ihrem eigenen Rufe geschadet: in den Kreisen objektiv urtheilender Kollegen und in der Marburger Bürgerschaft wurde ihr Verhalten allgemein verurtheilt. — Wenige Tage nach der Beerdigung las man in der „Oberhessischen Zeitung“ folgenden treffenden Spruch:

Lirum, larum Löffelstiel,
Wer sipphaft ist, der gilt sehr viel;
Doch Einer, der ist sippelos,
Sinkt ungelobt in Erdenschoß.

Und man denke sich: In einer Prozeßverhandlung wurde diese gewiß unbestrittene Wahrheit, durch welche sich Jemand beleidigt fühlte, unter dem die Beleidigung begründen sollenden Beweisen vorgebracht!!

—r.

## Aus Heimath und Fremde.

Hessische Todtenschau 1889. Probatur-Vorstand a. D. J. F. Ochsenius in Kassel, 1. Januar. — Oberstlieutenant a. D. W. L. Berner in Hanau, 6. Januar. — Oberförster a. D. W. Ellenberger in Marburg, 21. Januar. — Justizrath G. Müldner von Mülnheim in Spangenberg, 23. Januar. — Sanitätsrath Dr. F. W. Noll in Hanau 30. Januar. — Geheimer Archivrath Dr. G. F. L. Strippelmann in Marburg, 30. Januar. — Post-Direktor a. D. J. C. Schmitt in Kassel, 7. Februar. — Akademie-Professor a. D. Friedrich Müller in Kassel, 8. Februar. — Amtsgerichtsrath J. Knoch in Schmalkalden, 13. Februar. — Hauptmann a. D. H. von Uslar-Gleichen in Fulda, 18. Februar. — Apotheker K. Melde in Großenlüder, 18. Februar. — Königl. Niederländischer Hauptmann a. D. Th. Schneider in Fulda, 20. Februar. — Ober-Inspektor a. D. G. O. Wiederhold in Wilhelmshöhe, 23. Februar. — Rechtsanwalt L. Löser in Fulda, 28. Februar. — Justizrath Ph. Weiß in Hofgeismar, 4. März. — Hospitalspfarrer J. Lauer in Fulda, 6. März. — Fürst Moritz von Hanau in Horowitz, 24. März. — K. K. Oesterreichischer Oberstlieutenant a. D. Ritter W. von Breithaupt in Kassel, 26. März. — Pfarrer Dr. Julius Heuser in Hanau, 27. März. — Erbgraf Friedrich zu Ysenburg-Büdingen-Meerholz zu Obermais in Tyrol, 29. März. — Armand-Strubberg in Gelnhausen, 3. April. — Herzogin Auguste von Cambridge, geb. Prinzessin von Hessen-Kassel, in London, 6. April. — General der Kavallerie Freiherr K. L. von Schlotheim in Kassel, 7. April. — Oberförster a. D. G. K. Th. Kehr in Fulda, 9. April. — Obergerichtsrath a. D. C. Fleischhut in Kassel, 27. April. — Maler Wilhelm Nahl aus Kassel, in San Francisco. — Fürst Friedrich Wilhelm von Hanau in Riesbach bei Zürich, 14. Mai. — Fabrikant F. H. Diemar in Kassel, 16. Mai. — Praktischer Arzt Dr. Ph. Witzell in Kassel, 18. Mai. — Pfarrer J. Hoffmann in Gersfeld, 20. Mai. — Rittergutsbesitzer Dr. H. von Jäckel in Kassel, 27. Mai. — Seminarlehrer W. Füller in Fulda, 5. Juni. — Geheimer Regierungsrath Eduard Wendelstadt in Kassel, 7. Juni. — Rentner C. Herzog in Kassel, 13. Juni. — Telegraphen-Inspektor a. D. C. W. Finck in Fulda, 14. Juni. — Stabsarzt a. D. Dr. A. Frölich in Kassel, 16. Juni. — Gymnasial-Oberlehrer Dr. G. Zilch in Fulda, 16. Juni. — Bürgermeister Konrad Hellwig in Haddamar, 25. Juni. — Banquier Friedrich Damms in Kassel. 26. Juni. — Obergerichtsrath a. D. W. Vogel in Kassel, 4. Juli. — Dr. med. Moritz Hoffa in Freiburg im Breisgau, 11. Juli. — Prinzessin Auguste Friderike Marie Karoline Julie von Hessen, Wittwe des Barons von Blixenfineke, in Kopenhagen, 16. Juli. — Major a. D. Freiherr Moritz von Urff in Niederurff, 20. Juli. — Obergerichtsrath z. D. G. Chr. Stöber in Fulda, 23. Juli. — Landtagsabgeordneter Gutsbesitzer Chr. Nöll in Gudensberg, 23. Juli. — Major z. D. Eduard Kleinhans in Hannover, 28. Juli. — Generalmajor a. D. Freiherr Ludwig Schenk zu Schweinsberg in Rothenditmold, 31. Juli. — Praktischer Arzt Dr J. W. Thielepape in Wabern, 31. Juli. — Geheimer Baurath Professor F. M. H. von Ritgen in Gießen, 31. Juli. — Pater ord. Sti Francisci Augustin Möller in Fulda, 10. August. — Ober-Präsident a. D. Freiherr A. von Ende in Weißerhirsch bei Dresden, 28. August. — Pfarrer Wilhelm Wolff in Homberg. — Fabrikant Dr. Bode aus Kassel in Philadelphia. — Gymnasial-Prorektor Professor F. Krause in Hanau, 6. September. — Praktischer Arzt und Kreiswundarzt Dr. Theodor Köhler in Kassel, 11. September. — Oberappellationsgerichtsrath a. D. Dr O. Gleim in Berlin, 13. September. — Realschul-Inspektor a. D.

Pfarrer E. Breunung in Kassel, 14. September. — Pfarrer E. A. Brack in Rauschenberg, 14. September. — Gymnasial-Prorektor a. D. Professor J. Gegenbaur in Fulda, 17. September. — Gymnasial-Oberlehrer a. D. Pfarrer Dr. A. Dieterich in Kirchditmold, 20. September. — Geheimer Justizrath Dr. K. Kraushaar in Kassel, 24. September. Kreisdirektor a. D. A. Manns in Thann im Elsaß, 30. September. — Oberförster L. Vilmar in Fulda, 8. Oktober. — Konsul a. D. H. Schmidt in Kassel, 9. Oktober. — Domkapitular W. Kleespieß in Fulda, 16. Oktober. — Gymnasial-Prorektor Professor Dr. Otto Weber in Kassel, 18. Oktober. — Amtsgerichtsrath K. Calaminus in Frankenberg, 18. Oktober. — Metropolitan F. W. Hoffmann in Homberg, 30. Oktober. — Pfarrer und Dekan K. S. Hopf in Melsungen, 1. Dezember. — Kaufmann Heinrich Hotop in Kassel, 9. Dezember. — Praktischer Arzt Dr. E. Windemuth in Kassel, 13. Dezember. — Geheimer Hofrath Professor Dr. Adolf Blomeyer in Leipzig, 18. Dezember. — Bürgermeister E. Gebhard in Eschwege, 21. Dezember. — Dr. med. K. E. Löbell in Freiburg im Breisgau, 22. Dezember. — Domänenrath J. Horchler in Kassel, 25. Dezember. — Gymnasiallehrer Albert Lohmann in Hanau, 26. Dezember. — Hauptmann und Batteriechef Otto Bode in Kassel, 27. Dezember. — Finanzrath Eduard Hodiesne in Kassel, 29. Dezember. — Landgerichtsrath Friedrich Hellwig in Hanau, 29. Dezember. —

---

Wir freuen uns, den Lesern unserer Zeitschrift berichten zu können, daß das eben ausgegebene Januarheft der „Deutschen Rundschau“ wieder eine Fortsetzung von Julius Rodenberg's „Franz Dingelstedt. Blätter aus seinem Nachlaß“ enthält. Diesmal lautet der Titel: „Der kosmopolitische Nachwächter und Geheime Hofrath. (1841—1851)“ I. Paris, London, Wien. (1841—1843). Auch dieser Abschnitt zeichnet sich ebenso wie die früheren durch den hochinteressanten Inhalt und die fesselnde Darstellung aus. Wir sind unserem verehrten hessischen Landsmanne, dem gefeierten Dichter Julius Rodenberg für sein pietätsvolles Unternehmen und die ihm eigene feinsinnige geistvolle Durchführung desselben zu großem Danke verpflichtet.

---

**Das Winter von Güldenbronn-Denkmal in Hanau.** Zu Hanau wurde am 10 v. M. in der Allee der Marienstraße ein Denkmal zur Erinnerung an Freiherrn Johann Winter von Güldenbronn und die von demselben zur Zeit des 30jährigen Krieges bewirkte Einnahme von Schloß und Festung Hanau errichtet.

Wir entnehmen der „Hanauer Zeitung“ darüber folgende historische Notizen:

„Wie bekannt war Hanau im Laufe der damaligen kriegerischen Begebenheiten in den Besitz der Schweden, und Graf Moritz von Hanau in deren Gefangenschaft gelangt. Den Oberbefehl in der Stadt, welche durch einen Wall und einzelne stärkere Verschanzungen befestigt war, führte der Schwedische General von Ramsay. — Es verbündeten sich nun der Graf Ludwig Heinr. von Nassau-Dillenburg, der Kurfürst Anselm Casimir von Mainz und die Stadt Frankfurt, um die Schwed. Truppen aus Hanau zu vertreiben, beziehungsweise den Grafen Moritz zu befreien. Die Ausführung dieses Unternehmens übertrugen sie dem damaligen Major Johann Winter von Güldenbronn, welcher sich schon früher auf militärischem Gebiete, wie durch die Lösung politischer Aufgaben verdient gemacht hatte. Derselbe warb die nöthigen Truppen, großen Theils sogar auf eigene Kosten an, und rückte zu Anfang Februar 1638 in der Richtung auf Hanau vor. Am 12. Febr. in der Frühe langte Winter von Güldenbronn vor Hanau an, durchschritt an mehreren Stellen die Kinzig, mit der Hauptkolonne in der Nähe des Sandhofes, und nahm zunächst die Mühlschanze, welche nahe bei der jetzigen Brenner'schen Mühle errichtet war. Bis zum Abend setzte er sich in Besitz des Altstädter Schlosses und der Altstadt und am 13. Nachm. zwang er die ganze Schwedische Besatzung zur Kapitulation. General Ramsay war verwundet und wurde als Gefangener in das Schloß nach Dillenburg abgeführt, wo er im folgenden Jahre starb. In Anerkennung seiner ruhmvollen That wurde Winter von Güldenbronn von dem Kaiser Ferdinand III. in den erblichen deutschen Reichsfreiherrnstand erhoben und erhielt zugleich als Ersatz der von ihm gebrachten pekuniären Opfer von dem Kurfürsten von Mainz ein zu Bruchköbel belegenes Gut, der Mönchshof genannt. Winter von Güldenbronn trat später in den Civildienst zurück, wurde Landrath in Gelnhausen und starb daselbst im Jahr 1665. — Das Denkmal besteht aus einem Sockel von Granit und einem nahezu 5 Meter hohen Obelisk von weißem Stein. Der Obelisk trägt an der Vorderseite in erhabenen Buchstaben die Inschrift:

„Zur Erinnerung an Freiherrn Johann Winter von Güldenbronn unter dessen Führung am 12./13. Febr. 1638 Schloß und Festung Hanau eingenommen und die Schwedische Besatzung zur Kapitulation gezwungen wurde. Errichtet von seinen Nachkommen. Die Rückseite enthält die Jahreszahl 1888.“

---

Universitätsnachrichten. Der ordentliche Professor der Geschichte in Marburg Dr. Konrad Varrentrapp hat einen Ruf an die Universität Straßburg erhalten und angenommen. —

Die theologische Fakultät der Universität Berlin hat dem ordentlichen Professor der Theologie Licent. theol. et Dr. phil. Gustav Adolf Jülicher in Marburg die Würde eines Ehrendoktors der Theologie verliehen. —

Unserem hessischen Landsmanne, dem Reichsgerichtsrath Karl von Specht in Leipzig, welcher mit dem 1. Januar d. J. in Pensionsstand getreten ist, hat die Universität zu Marburg unter dem 31. Dezember 1889 die Würde eines Doktors beider Rechte verliehen.

— Der Professor für Kirchengeschichte, Homiletik und geistliche Beredtsamkeit an der philosophisch-theologischen Lehranstalt des bischöflichen Priesterseminars zu Fulda, Geistlicher Rath Philipp Engel, ist zum Domkapitular ernannt und als solcher am 17. Dezember v. J. im Dome zu Fulda feierlich eingeführt worden. Zweifellos wird Herr Engel, der für einen ebenso vortrefflichen Dozenten gilt, wie er den Ruf eines ausgezeichneten Kanzlerredners genießt, seinen Lehrstuhl auch in seiner neuen Stellung beibehalten.

---

Nekrologe. Unter den im December v. J. verstorbenen Hessen befinden sich drei, die alle gleichzeitig in den Jahren 1844 und 1845 dem Korps Hassia in Marburg als Mitglieder, bezw. als Chargirte, angehörten, und uns persönlich nahe standen: Bürgermeister Ernst Gebhard von Eschwege, Dr. med. Karl Eduard Löbell in Freiburg im Breisgau und Landgerichtsrath Friedrich Hellwig in Hanau.

Ernst Gebhard war am 9. December 1823 in Eschwege geboren. Er besuchte die Gelehrtenschule zu Hersfeld, die er zu Ostern 1844 absolvirte, um sich in Marburg und Leipzig dem Studium der Rechtswissenschaft zu widmen. Nach bestandenem Fakultäts- und Staatsexamen praktizirte Ernst Gebhard zuerst an dem Justizamte seiner Vaterstadt, dann als Referendar an dem Obergerichte zu Fulda. Zu Ende der 50er Jahre wurde er zum Bürgermeister von Eschwege gewählt, welcher Stelle er bis zum vorigen Jahre vorstand. Er hat sich durch seine musterhafte Verwaltung um seine Vaterstadt große Verdienste erworben. Eine Reihe von Jahren war er ein sehr angesehenes Mitglied des hessischen Komunallandtages. Sein vortrefflicher Charakter, die Herzlichkeit, Aufrichtigkeit und Biederkeit seines Wesens sicherten ihm die Liebe seiner zahlreichen Freunde und die Hochachtung aller, die ihn kannten. Er starb, nachdem er schon lange der Kränklichkeit verfallen war, am 21. Dezember. Ehre seinem Andenken!

Karl Eduard Löbell war 1826 zu Marburg als der jüngere Sohn des Vizekanzlers Professor Dr. Eduard Sigmund Löbell geboren, besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt und zeichnete sich durch hervorragende Geistesgaben aus. Vom Herbst 1844 bis Winter 1848 studierte er zu Marburg und Leipzig Medizin. Nachdem er das medizinische Doktorexamen cum laude bestanden hatte, wurde er Assistenzarzt an der medizinisch-klinischen Lehranstalt unter Heusinger zu Marburg. Schon als Student hatte er sich in seinen späteren Semestern den Progreßbestrebungen zugeneigt und als im Mai 1849 die Revolution in Baden ausbrach, verließ er seine Stellung als Assistenzarzt, um sich der dortigen Bewegung anzuschließen. Nach Beendigung des Kampfes in Baden ließ er sich in Holland als Arzt für die niederländische Sundainsel Java anwerben und erwarb sich in deren Hauptstadt Batavia während einer zwanzigjährigen Praxis großen Reichthum. Nach Deutschland zurückgekehrt ließ er sich nach kurzem Aufenthalte in Frankfurt a. M. in seiner Vaterstadt Marburg, später in Freiburg im Breisgau nieder. Dort starb er nach schwerem Leiden am 22. Dezember. Ein schöner Zug seines Charakters war seine pietätsvolle Liebe zu seinen Eltern, insbesondere zu seiner Mutter, geb. Berner, einer hochgebildeten Dame, der er die sorfältigste Erziehung verdankte. Friede seiner Asche!

Am 29. Dezember verschied plötzlich in Folge eines Herzschlages der Landgerichtsrath Friedrich Hellwig in Hanau. Geboren 1824 zu Marburg als Sohn des Universitäts-Probators Chr. Hellwig, besuchte er das dortige Gymnasium und studierte von Herbst 1843 bis Herbst 1847 Rechtswissenschaft an der Landesuniversität. Als Student war er ein allzeit fertiger Schläger, der seine Klinge mit Eleganz und Sicherheit zu führen verstand. Nach bestandenem Fakultäts- und Staatsexamen trat er bei dem Justizamte in Marburg in den juristischen Vorbereitungsdienst. Seine erste Anstellung in der juristischen Beamtenlaufbahn erhielt er als Assessor bei dem Justizamte in Frankenberg. Hiernach wurde er zum Justizbeamten in Nentershausen ernannt, später als Kreisgerichtsrath nach Rotenburg und kurze Zeit darauf in gleicher Eigenschaft an das Kreisgericht in Hanau versetzt. Am 1. Oktober 1879 trat er als Landgerichtsrath an das nach der neuen Gerichtsorganisation errichtete Landgericht in Hanau über. Im Jahre 1888 war er von der Regierung ernanntes Mitglied der hessischen Generalsynode, welche über die Einführung des neuen Gesangbuches zu beschließen hatte. Friedrich Hellwig war ein sehr tüchtiger Jurist. Ueberall, wo er als Beamter gewirkt, erfreute er sich der allgemeinen Hochachtung und Beliebtheit. Er war ein Mann offenen und biederen Charakters, treu in der Freundschaft, liebenswürdig im persönlichen Verkehre und wohlwollend gegen Jedermann. Sit tibi terra levis!

F. Z.





## Einbanddecken

für den Jahrgang 1889 werden, **falls genügende Bestellungen eingehen**, vom Unterzeichneten in gleicher Ausstattung wie die früheren Jahrgänge in olivengrüner und rehbrauner Leinwand mit Gold- und Schwarzprägung zu dem äußerst billigen Preise von 1 Mark pro Stück geliefert. Vollständiger Einband des Jahrgangs in Decke, mit rothem Schnitt à Band 2 Mark. — Versandt nach Auswärts gegen Nachnahme.

Um jedoch die Anfertigung der Einbanddecken, welche nur in größerer Anzahl zu obigem billigen Preis hergestellt werden können, überhaupt zu ermöglichen, bitte ich, Bestellungen unter Angabe ob **braun** oder **grün**, möglichst bis zum 10. d. Mts. an mich gelangen zu lassen. Die ohne Bezeichnung der Farbe bestellten Einbanddecken werden in grün geliefert.

Kassel, 1. Januar 1890.

**Wilh. Ritter.**
**Buchbinderei, Präge- u. Vergolde-Anstalt,**
Königsthor 5.

## Briefkasten.

K. N. Kesselstadt. Besten Dank für Ihre Beiträge.

F. St. Kassel. Ueber die Skizze erhalten Sie schriftlich Bescheid, wir bitten um Entschuldigung wegen der Verzögerung.

E. W. Kassel. Jedenfalls wird eins der gesandten Gedichte Verwendung finden.

F. U. Schmalkalden. Sehr willkommen. Freundlichsten Gruß.

H. M. Kassel, W. W. Kassel, X. Y. Witzenhausen, G. R. Frankfurt a./M., N. N. Berlin: Senden Sie das in Aussicht Gestellte ein.

R. R Hanau. Vielleicht ist es im kommenden Jahre uns möglich, Ihren Wunsch zu erfüllen.

R. Marburg. Besten Dank für Ihr freundliches Anerbieten. Wir bitten, uns den Aufsatz über die Nellenburg einzusenden. Der größere dürfte sich wohl weniger für unsere Zeitschrift eignen.

C. W. Regensburg. Mit großem Interesse den Festvortrag gelesen und viel daraus gelernt. Wir werden in einer der nächsten Nummern darauf zurückkommen. Einstweilen freundlichsten landsmännischen Gruß und besten Dank.

---

Anläßlich meiner bevorstehenden Uebersiedelung nach Fulda habe ich den Verlag der Zeitschrift „Hessenland“ dem Herrn Buchdruckereibesitzer Friedr. Scheel dahier, Schloßplatz 4, übertragen. Herr Scheel zeichnet von jetzt an als Verleger des Hessenlandes und besorgt alle mit der Expedition zusammenhängenden Geschäfte des Blattes. Die Abonnementsbeträge, die Inseratenrechnungen sind von heute ab an ihn zu entrichten, wie denn auch die sonstigen Ausstände von ihm erhoben werden. Herr Scheel wird in Expeditionsangelegenheiten bereitwilligst Auskunft ertheilen. — Die Eigenthums- und Redaktionsverhältnisse der Zeitschrift „Hessenland“ werden durch diese Aenderung nicht berührt, dieselben bleiben in gleicher Weise wie seither bestehen.

Kassel, den 1. Januar 1890.

**Der Herausgeber der Zeitschrift „Hessenland“**
F. Zwenger.

# Abonnements-Einladung.

Das **„Hessenland“** beginnt mit dem 1. Januar 1890 seinen vierten Jahrgang. In den drei Jahren seines Bestehens hat es Wurzel geschlagen im hessischen Volke, so daß wir heute sagen dürfen: das **„Hessenland“** erfüllt seinen Zweck.

Was wir wollen, das spricht aus jeder Nummer unserer Zeitschrift: wir wollen der lange vernachlässigten Pflicht nachkommen, die Erscheinungen des Volkslebens und Volksgeistes unseres hessischen Stammes festzuhalten. Zugleich aber pflegen wir alle geistigen Interessen des engern Heimathlandes und wir sagen von uns: Nichts Hessisches soll uns fremd sein.

Der stammesgeschichtlichen Forschung — und was mit ihr zusammenhängt — wird das **„Hessenland“** stets eine offene Stätte bieten. Mitarbeiter von anerkanntem Rufe unterstützen uns durch werthvolle Beiträge. Indeß ist das **„Hessenland“** kein Fachblatt, sondern es wendet sich an die Familie, an das Volk; seine wissenschaftlichen Aufsätze sind darum in gemeinverständlicher, belehrender Form geschrieben. Zugleich ist aber unsere Zeitschrift heute schon der Mittelpunkt des literarischen Schaffens auf hessischem Boden; die heimathlichen Dichter und Schriftsteller von Ruf sind fast ausnahmslos unsere Mitarbeiter und junge Kräfte für uns zu gewinnen, ist unser stetes Bestreben.

Unser Programm bleibt, wie es war: wir werden mit liebevoller Sorgfalt unsere hessische Stammesgeschichte pflegen, also daß der Leser unseres Blattes allezeit über die Forschungen auf diesem Gebiete unterrichtet wird. Die „mundartliche Dichtung“ werden wir nach Kräften fördern. Dem Unterhaltungsbedürfnisse werden wir durch Veröffentlichung guter Erzählungen, Gedichte und Miscellen entgegenkommen. Insbesondere wird das **„Hessenland“** im nächsten Jahre es sich zur Aufgabe machen, treffliche Novellen anerkannter Schriftsteller zu bringen.

Unsere Leser bitten wir, uns auch künftig zu unterstützen. Ganz besonders geschieht das auch dadurch, daß sie zur Verbreitung des **„Hessenlandes“** beitragen. Möge Jeder von ihnen in seinem Kreise, insbesondere auch bei den ihm nahestehenden Landsleuten im Auslande, dahin wirken, daß unser Blatt immer mehr Boden gewinne und ein geistiges Band unseres Volksstammes werde.

Mag uns das kommende Jahr die alten Freunde erhalten und viele neue zuführen.

**Die Redaktion.**
**F. Zwenger.**

Verantwortlicher Redakteur F. Zwenger in Kassel. — Druck und Verlag von Friedr. Scheel in Kassel.




№ 2. Kassel, 17. Januar 1890.

Das „**Hessenland**“, Zeitschrift für hessische Geschichte und Literatur, erscheint zweimal monatlich, zu Anfang und in der Mitte jeden Monats, in dem Umfange von 1½—2 Bogen Quartformat. Der Abonnementspreis beträgt vierteljährlich 1 Mark 50 Pfg. Einzelne Nummern kosten je 30 Pfg. Anzeigen werden mit 20 Pfg für die gespaltene Petitzeile berechnet. Auswärts kann unsere Zeitschrift durch direkte Bestellung bei der Post, oder durch den Buchhandel, auf Wunsch auch unter Streifband bezogen werden; hier in Kassel nimmt die Buchdruckerei von Friedr. Scheel, Schloßplatz 4, Bestellungen, ebenso Anzeigen an. In der Post-Zeitungsliste für das Jahr 1890 findet sich das „Hessenland“ eingetragen unter Nr. 2772.



# Aufwärts, vorwärts!

Aufwärts, vorwärts will ich streben,
Mich erfüllet heil'ge Glut,
Meine Blicke frei erheben —
Götter schenkt mir Kraft und Muth.

Leih' Apoll mir Deine Leier,
Höh're Musen seid mir hold,
Nähret dieses heil'ge Feuer,
Göttlich ist des Sängers Sold.

Auf zu des Parnasses Höhen
Zieht es mächtig mich empor,
Und mich bringt mein heisses Fleh'n
Endlich in der Musen Chor.

Und mit seligem Entzücken
Nah' ich mich dem heil'gen Quell,
Und, geöffnet meinen Blicken,
Seh' ich das Verborg'ne hell.

Lass Apoll, mich hingelangen,
Wo der Dichtkunst Tempel steh'n,
Nimm vom Herzen mir das Bangen,
Lass die Göttin selbst mich seh'n.

Vorwärts, aufwärts, immer wagen,
Willst Du Göttliches erspäh'n;
Mag die Welt in Trümmer schlagen,
Muthig immer vorwärts gehn!

**Emilie Wepler.**



# Albrecht Christian Ludwig von Bardeleben.

## Kurfürstlich Hessischer Generallieutenant.

### 1777—1856.

Ein Erinnerungsblatt von C. v. Stamford.

(Fortsetzung.)

Der Aufenthalt in dem Kadettenhause währte 9 Jahre, Lehrplan und Beschäftigung der Zöglinge waren lediglich auf die Heranbildung derselben für den Beruf als Offiziere bemessen. Vorzugsweise diese Einseitigkeit meint der einstige Kadet, wenn er das Kadettenkorps eine „Geistesmördergrube" nennt; aber noch andere Mängel in der Erziehungsweise hat er im Sinne, wo er davon spricht „geistige Trägheit und Willensschlaffheit würden dort groß gezogen, welche er nachher bei sich selbst habe überwinden müssen." Allein man würde irren, wenn man Mangel an Fürsorge für diese heranwachsende Generation des Offizierstandes vermuthete; eine Anzahl tüchtiger Lehrer wirkten auf sie ein, darunter mehrere bürgerlichen Verhältnisses.

Am 1. April 1797 verließ Albrecht von Bardeleben die Anstalt, zum Fähndrich im Garde-Grenadierregimente ernannt, welches damals der unterste Offiziersgrad war. Der Standort seines Regimentes war Kassel, Frieden herrschte in Norddeutschland hinter der Demarkationslinie, welche auf dem Friedensschlusse zu Basel im Jahre zuvor zwischen der französischen Republik und Preußen festgelegt wurde; das kleine Hessen hielt sich zu dem mächtigen Nachbar. Aber in diesem selben Monat April brach sich auch im Süden der Kriegssturm zu Leoben, wo des jungen Bonaparte blutroth aufsteigendes Gestirn über des Kaisers sinkendes triumphirte. Der trügerische Friede sollte nicht von langer Dauer sein, schon im nächsten Jahre, 1798, brach der Krieg gegen die furchtbare Republik von neuem aus, wobei Preußen, Hessen u. A. weiter auf der Insel der Neutralität saßen.

Aber in Kassel herrschten Haß und Feindseligkeit gegen Franzosen und alles Französische, von dem Landesherrn angefacht. Das kleine Heer würde am liebsten auf die gottlosen Banden mit losgeschlagen haben, welche seit Jahren Deutschland verheerten, die Offiziere fühlten es als eine Art von Schmach, so von weitem dem Kampfe zuzuschauen. Es war natürlich, daß in manchem der Wunsch sich regte, diese Thatlosigkeit mit einem Leben im Felde zu vertauschen, auch unser Fähndrich wollte dies im Bunde mit zwei Kameraden, welche in englischen Dienst traten und für ihn eine Offiziersstelle erwirkten; als aber Albrecht das Elternhaus aufsuchte, wo der Vater seine Absicht billigte als eines jungen Mannes würdig, die Mutter indessen in Wehmuth und Schmerz den Gedanken der Trennung nicht zu ertragen vermochte, gab er den Plan auf, im Jahre 1797.

Als der erste Rausch des Glückes, Offizier zu sein, in dem er sich „als der Mittelpunkt der Welt erschien", verflogen war, erkannte der Jüngling, daß sein Wissen lückenhaft sei und daß für den Führer Anderer in Gefahr und Kampf vor Allem die Bildung des Charakters Noth thue. Der Umgang mit älteren und gebildeten Offizieren wurde von ihm gesucht, er ging an Mehrung seines Wissens, hierbei freilich in der Weise eines jungen Soldaten, der eine Festung gleich mit Sturm nehmen will, anstatt sie durch eine geregelte Belagerung zu gewinnen. Der offene, strebende Jüngling gewann wohl leicht Freunde, welche ihm Rath und Leitung gewährten. Er machte sich an die Werke eines Wieland, Goethe, Jean Paul, Lessing, Herder, Schiller, Shakespeare, auch an französische — aber so ungeordnet und hastig, daß er wenig Nutzen davon ziehen konnte; eher spürte er Verwirrung seines Geistes. Das Einerlei des Dienstes war ihm nicht eine unangenehme Unterbrechung idealischen Strebens und hochfliegender Gedanken, sondern es führte ihn immer wieder in die Wirklichkeit zurück: er besaß Lust und Geschick für das zu jener Zeit in Frieden Beanspruchte, war dadurch seinen Vorgesetzten wohl empfohlen. Etwas aber bereitete ihm Sorgen: die ökonomischen Verhältnisse; mit

monatlich 7 Thalern „Gage“ und den 2 Thalern, welche der Vater nur zuschießen konnte, war es auch damals dem Offizier nicht möglich zu bestehen. Noch ernster gestaltete sich diese Frage, als Bardeleben, nachdem er am 9. September 1798 zum Sekondlieutenant aufgerückt war, am 3. März 1799 in das Regiment Garde versetzt wurde, dessen Uniform eine reichere, weit kostspieligere war. Zu seiner Ausrüstung als Fähndrich hatte ihm der Landgraf, dessen Leibpage er gewesen war, 150 Thaler geschenkt, jetzt trat ein Glücksfall ein: ein alter Oheim verstarb und ein Legat von 200 Thalern wurde aus seiner Verlassenschaft dem neuen Gardeoffizier ausbezahlt. Er wurde in die Kompagnie eines Vetters, Kapitains von Bardeleben, des Sohnes jenes Oheims gesetzt und hatte in ihm einen gütigen Vorgesetzten. Später wandelte sich der Glücksfall zu einer edelmüthigen Handlung um; Albrecht erfuhr lange nachher, daß der Vetter das Vermächtniß seines Vaters nur vorgeschützt hatte um ihn unterstützen zu können, und doch lebte der Kapitain selbst in beschränkten Verhältnissen.

Der Sommer 1799 brachte Kassel den Besuch des preußischen Königspaares, welches Landgraf Wilhelm auf seiner schönen Wilhelmshöhe in dem 1798 vollendeten großartigen Schlosse als seine Gäste empfing. Eine Truppenschau mußte dem Kriegsherrn des Heeres Friedrichs des Großen natürlich vorgeführt werden; alle hessischen Truppen waren bei Kassel zusammengezogen worden. Lassen wir unseren jungen Gewährsmann berichten: „Der große Tag erschien, wo die hessischen Truppen, die sich in allen Welttheilen Ruhm erworben, vor einem Könige ihre Taktik entfalten und bewundert werden sollten. Die wahrhaft schönen Regimenter stellten sich auf dem Forste von dem Chausseehaus bis auf den Lindenberg in zwei Treffen auf, Front nach der Waldau. Eine unabsehbare Menge wogte auf dem Forste zu Fuß, zu Wagen, zu Pferd.

Der Landgraf hielt auf weißem Rosse mit gezücktem Degen vor der Garde und erwartete mit gespannter Aufmerksamkeit die Ankunft des Königs. Plötzlich erschien dieser wie aus den Wolken an seiner Seite. Der König war in einfacher Uniform ohne Begleitung früher hinausgeritten, um das Versammeln der Truppen zu sehen und überraschte nun den in große Verlegenheit gerathenden Landgrafen, der nicht Neigung hatte, mit dem jungen raschen Könige die Front hinabzureiten. Auch geschah es nicht. Während der Landgraf nur als Chef des Regiments Garde figurirte, ritt der König mit Gefolge in sausendem Galopp an der Front hin. — Das Manöver begann mit einem Frontmarsch von 10 entwickelten Bataillonen in e i n e m Treffen und zwar in ordinärem Schritt (108 in der Minute). Die anwesenden fremden Kriegskundigen sprachen ihre Bewunderung über das gelungene Meisterstück aus und in hoher Seligkeit schwamm der Landgraf.“

Die Soldaten waren aber zum größeren Theile außer den vier Wochen der Uebungen im Frühjahr auf Urlaub und eine Kompagnie hatte ständig nur 30 Mann im Dienste.*)

Mehr denn zwanzig Jahre im Leben des jungen Kriegers sahen wir vorübergleiten, was wir von ihm erfuhren, ist großentheils für ihn vortheilhaft und wird Theilnahme an seiner Persönlichkeit erwecken können. Ist dieses gelungen, so mag nun verrathen sein, daß er selbst von sich einmal gesagt hat „ich war kein Kopfhänger und könnte manchen dummen Streich erzählen, den ich begangen habe . . .“; wir wollen ihm das glauben und nicht nachforschen, doch drängt sich die Frage auf: wo ist das Weibliche? da man einen jungen ritterlichen Krieger nicht gut als Weiberfeind sich vorstellen kann. In der That war Albrecht das auch nicht und der Roman seiner Liebe, welche seine einzige blieb, liefert wesentliche und hübsche Züge zum Bilde seines Lebens, welches hier im Umrisse entworfen werden soll, sodaß wir seiner gedenken müssen.

Noch im ersten Jahre, seit er das Sponton trug, sah er im Herbste 1797 bei einer Familienfestlichkeit unter vielen jungen hübschen Damen Eine, welche als die Tanzmusik anhob, freudestrahlend Hand und Fuß unwillkürlich rührte. Die Anmuth und Kindlichkeit der Erscheinung zogen Albrecht an, er bot ihr die Hand zum Tanze „es ging vortrefflich, wir blieben im Takt, traten uns nicht auf die Füße u. s. w.“ bemerkt er über den „ersten Walzer“. Das freundliche 15jährige Kind war zum ersten Male in einer Gesellschaft, seit Kurzem in Kassel in der damals vornehmsten Pension der Madame Lachapelle und stammte aus Westphalen; ihr Name war Conradine von Bockum-Dolffs. Der zum Entzücken verlaufene Abend rief in den Festgenossen die Abrede hervor, regelmäßig sich wieder zu vereinigen; dies geschah, wurde auch

*) Die Kompagnie, in welcher Bardeleben stand, rückte vom Manöver sofort nach Wilhelmshöhe, die Wache vor dem Könige zu übernehmen. Sehr erhitzt, wegen des engen unbequemen Anzuges sehr ermüdet, kam die Truppe in frisch gekalkte Räume, mußte auch bis Abends in der durchnäßten Kleidung, dann die Nacht hindurch in den feuchten Räumen bleiben. Der Kapitain und die drei Offiziere erkrankten, Bardeleben sah seinen großmüthigen Vetter an Lungenentzündung sterben, doch er selbst und die zwei Kameraden genasen.

im nächsten Winter (1798/99) wiederholt und inzwischen fanden sich dann und wann noch andere Gelegenheiten, sich zu sehen. Fensterparaden vor dem Hause, das Sie umschloß, gehörten zur Tagesordnung, meldet Er, dabei behauptet er „mein Herz war nicht ernstlich beunruhigt"! Es war das Idyll zweier jungen Menschenkinder, welche Wohlgefallen an einander haben, alle ihre Handlungen danach einrichten, ohne von dem zu reden, was sie doch erfüllte, und in dem naiven Glauben, daß alle Anderen nichts davon sähen. Er nennt es „sonderbaren Zufall, der Ihr regelmäßig die Nummer in die Hände spielte, welche sie zu meiner Partnerin machte" und als endlich ihm doch zu Ohren drang, was die anderen flüsterten, hielt er es für seine Pflicht, seine Aufmerksamkeiten zu beschränken. Dieser großartige Vorsatz wurde derart verwirklicht, daß Albrecht, nachdem er die erste Hälfte eines Abends einer anderen Dame gehuldigt hatte, den Rest der kleinen Westphalin widmete. Auch ohne seine ausdrückliche Meldung, in dieser Zeit sei Schiller sein Lieblingsdichter gewesen, ist dieses glaubhaft.

Der Sommer von 1799 hatte durch die ernste Krankheit, des Vetters Tod, seinen Gedanken eine andere Richtung gegeben, selten nur sah er die junge Dame; da erfährt er Ende August's, daß sie in die Heimath zurückkehren wird, vorbei ist es mit Besonnenheit und Ueberlegung. Er schreibt an das Fräulein und sendet den Brief an sie ab. Alsbald kommt ihm das Bewußtsein eine Thorheit begangen zu haben, doch war sie geschehen und es sollte noch besser kommen.

Sie sollte Morgens 4 Uhr in Begleitung einer älteren Dame abreisen; wer wird etwas dabei finden, daß Albrecht bereit stand, sie noch einmal unbemerkt von fern zu erblicken! Als dies geschehen und der Wagen sie entführte, zog es ihn nach. Ein Pferd war rasch beschafft, in scharfem Gange eilte er zum Thore hinaus, holte eine Stunde von Kassel den Wagen ein, aber nun fehlte der Entschluß vorbeizureiten und einen Abschiedsgruß anzubringen; ebensowenig konnte er sich zur Umkehr entschließen. So erreichte er spät Abends Lichtenau hinter Warburg, wo die Damen im Posthause übernachten mußten. Im Gastzimmer trafen sie sich und der verwirrte Liebende äußerte sogar Verwunderung, die Damen hier zu sehen, welche nur mit Mühe das Lachen unterdrückten. Am anderen Morgen verabschiedete er sich und legte den Heimweg unter Selbstvorwürfen zurück.

Im nächsten Winter hielt er sich von der Geselligkeit entfernt, er sagt „meine Freuden außerhalb der vier Wände beschränkten sich auf den Besuch des Kasinos, des Theaters und des Bassins in der Aue zum Schlittschuhlaufen", dessen erfrischendes Frohgefühl durch Klopstock und Goethe verherrlicht worden war. Der Dienst und die Arbeit an seiner eigenen Ausbildung füllten die Zeit des jungen Offiziers aus, im Herzensgrunde wohnte ihm ein liebes Bild und hielt ihn von Zerstreuungen ab, wie sie sonst seiner Jugend angemessen gewesen sein würden.

Ein Urlaub im Sommer des Jahres 1800 führte ihn, von einem preußischen Kameraden eingeladen, nach Bielefeld; hier traf er im Hause des Majors von Ingersleben Fräulein von Dolffs, die Ueberraschung und Verlegenheit bei dem Wiedersehen wichen bald den trauten Hochgefühlen des Wiederfindens, beide jungen Herzen gaben sich ihnen unbefangen hin. Nicht so zartsinnig faßte die Welt das Verhältniß auf, Ingersleben fand sich bewogen, in väterlicher Weise den jungen Kameraden aufzuklären, der kältende Thau seiner Worte schreckte das Herz Albrechts wohl aus dem berückenden Traume auf, — aber die Zerstörung des Traumzustandes führte zur schöneren Wirklichkeit; die Geliebte flüsterte auf Albrechts Frage leise „wenn meine Mutter einwilligt!" Diese Einwilligung zu erringen, ritt der liebende Held im höchsten kriegerischen Schmucke der schönen reichen Gardeuniform in der Frühe des folgenden Tages aus, nach Sessendorf bei Soest, wo die Hüterin seines Schatzes lebte. Dem frischen Angriffe folgte nicht alsbaldige Uebergabe, allein der Sturm war auch nicht abgeschlagen; bei einem Besuche der Familie im Spätsommer von 1800 in Kassel sprach Frau von Dolffs ihre Einwilligung aus.

Oefters ritt er von Kassel nach Soest und da zu jener Zeit Urlaub höchst schwierig zu erhalten war, ging der junge Offizier ohne Urlaub „auf Puff" fort, wobei allerdings sein ihm wohlgewogener Kapitain stets in Kenntniß gesetzt wurde.*) „Die Glossen meiner Freunde nahm ich achselzuckend hin, weil ich glaubte, daß die armen Erdenwürmer mich in den lichten Sphären, zu denen ich mich aufgeschwungen, nicht erreichen könnten" bemerkt er aus seinem Liebesfrühling.

Ein greller Mißton schreckte ihn aus seinen „lichten Sphären" hinab in die ernste Wirklichkeit des Daseins, als im Jahre 1801 sein Vater

*) Der Dienst nahm die Offiziere nicht viel in Anspruch, es wäre daher wohl angängig gewesen, denselben dann und wann einen Urlaub zu ertheilen, zumal in besonderen Verhältnissen wie hier vorlagen. Allein die Form hatte das Wesen überwuchert und die Offiziere hielt man für unentbehrlich, obwohl nur 30 Mann per Kompagnie im Dienste waren. Da fand man den Ausweg, ohne Urlaub sich zu entfernen, wobei die Vorgesetzten ein Auge zudrücken mußten. Bis zum Jahre 1866 wurde dieselbe Sache mit der Bezeichnung „auf Puff gehen" belegt.

starb. Die Witwe gab die Besitzungen der Familie in Holzhausen und Sipperhausen auf in Pacht und siedelte mit den noch in ihrem Hause befindlichen Kindern nach Homberg über.

Gegen Ende des Sommers von 1802 schloß das junge Paar den Bund für immer und die Frage einer Zulage wurde für die damalige Zeit von der Frau Schwiegermama freigebig gelöst, indem sie den Neuvermählten 300 Thaler jährlich zusicherte. Der Bund wurde am 15. November 1803 mit dem ersten Sprößlinge, einem Knaben gesegnet, welchem 1805 ein Mädchen folgte und es schienen dem Paare noch weiter Jahre ruhigen Glückes beschieden zu sein, da Hessen neben dem als unbesiegbar angesehenen Preußen immer auf der Insel der Neutralität ausharrte.

Nach der Katastrophe Preußens fiel das kleine Hessen am 1. November 1806 wie durch einen Taschenspielerstreich würdelos, Dank der Verblendung des Kurfürsten, welcher durch schleunigste Flucht sich rettete. Das Regiment Garde zu Kassel, in welchem Bardeleben stand, wurde von seinem Kommandeur außerhalb der Stadt geführt und hatte die Waffen niederzulegen. Bei diesem wie bei den anderen hessischen Regimentern spielten sich traurige Scenen ab, da die Krieger nicht begriffen, warum sie die nicht im Kampfe geführten Waffen niederlegen sollten. In furchtbarem Ingrimm zerschlugen Viele ihre Gewehre u. A., nur die eiserne Mannszucht hielt sie ab, ohne Befehl sich auf die Franzosen zu stürzen, welche wie vom Himmel gefallen, besser wie aus der Hölle gestiegen, plötzlich in Kassel standen.

Die Truppen waren auf Befehl ihres Kriegsherrn entlassen, sie konnten gehen wohin sie wollten — doch von ihrem Fahneneide waren sie nicht entbunden.

(Forts. folgt.)

---

# Der Ausmarsch der hessischen Truppen im Jahre 1814 in den Feldzug gegen Frankreich.

Von W. Rogge-Ludwig.

(Schluß.)

„In Gießen sprach sich in dem Benehmen der Bewohner eine gewisse Geringschätzung gegen uns aus, namentlich konnten sie kein Ende finden in dem Spotte über unser Regiment Kurfürst, welches sie einige Tage vorher hatten durchmarschieren sehen. Es ist freilich wahr, daß unsere Linienregimenter, wie ich an unserem Regiment Prinz Solms sah, keinen glänzenden Anblick gewährten. Züge in Jacken und blauen und weißen Kitteln, eckige oder runde Hüte, Pudel- oder andere Mützen auf dem Kopfe, mit kurzen oder langen Hosen, Stiefeln oder Schuhen bekleidet, ihren nöthigsten Bedarf in ein Tuch gewickelt tragend, sah man den an der Spitze marschierenden, welche doch wenigstens Uniformshosen und Tschakos hatten, folgen. Der Anblick solcher Truppen konnte wohl Lachen erregen, aber doch nur im ersten Augenblick — der Gedanke an die Anzahl Truppen, welche Kurhessen in so kurzer Zeit ins Feld rücken läßt und der freudige Muth, mit welchem diese Jünglinge, von denen die wenigsten über 20 Jahre zählen, dem Feinde entgegen gehen, wird bei jedem Unbefangenen nur Achtung erwecken können. Es ist gewiß rühmenswerth, daß der Kurfürst jetzt schon 10,000 Mann ins Feld stellt, da er nicht, wie andere Fürsten ein schon wohlgerüstetes Korps, sondern nichts von Allem vorfand, was zur Ausrüstung eines Heeres erforderlich ist. Bei seiner Rückkehr war das Land in einem wahrhaft chaotischen Zustand, keine Behörde, die bis dahin Ordnung in dieses Chaos hätte bringen können und weder Kanonen, noch Flinten vorhanden."

Die vortreffliche Mannszucht der Truppen, der in einer Stärke von 4151 Mann unter Führung des Generals von Müller ausgerückten ersten Marschkolonne wird auch in dessen Bericht aus Dietz vom 25. Januar mit den Worten anerkannt: „Es muß jeden mit Staunen erfüllen, wie die Solpaten, zum Theil in leinenen Kitteln und schlechter Kopfbedeckung (das Regiment Kurprinz hatte noch keine Tschakos), vom frühen Morgen bis in die späteste Nacht im stürmischsten Wetter oder in der strengsten Kälte marschieren und mit fröhlicher Laune in die Quartiere einrücken. Die nachtheiligen Folgen der schlechten Bekleidung zeigen sich aber bereits, da die Zahl der Kranken mit jedem Tage zunimmt." Ein Offizier des General-Kommissariats für die Bewaffnung Deutschlands, in Frankfurt a. M., Hauptmann Meyer, schreibt am 18. Februar an den österreichischen Feldmarschall Radetzky: „Am beklagenswerthesten erscheinen mir die ohne Montierung und Mäntel in leinenen Wämsern der Armee nachziehenden Kurhessen."

Dem Mangel an Bekleidungsstücken wurde dadurch einigermaßen abgeholfen, daß General

v. Dörnberg am 7. Februar 1000 Mäntel in Trier requirierte und daß das Regiment Kurprinz in Limburg 838 Mäntel von Hanau aus nachgeschickt erhielt.

Ueber die Beschwerden der so schlecht bekleideten Truppen auf dem Marsche theilt Sallmann Folgendes mit:

„Wir hatten den 6. Februar Rasttag in dem Dorfe Obertiefenbach auf der Straße von Weilburg nach Limburg. Das ganze Dorf schien ein Lazareth zu sein, denn es waren nur wenige Häuser, in denen nicht am Nerven- oder Fleckfieber Erkrankte lagen. Auch in dem mir zu Theil gewordenen Quartier erblickte ich beim Oeffnen der Stubenthür einige Betten mit Kranken, weshalb ich darauf drang, mich in ein anderes Quartier zu legen, was mir auch gelang. So stürmisch der 6. Februar gewesen, so fürchterlich tosend war der 7. Februar. Ich erinnere mich nicht, in meinem ganzen Leben einen so fürchterlichen Wintertag erlebt zu haben. Unter dem fürchterlichsten Schneegestöber verließen wir Obertiefenbach und wußten, da wir keinen Boten hatten und keinen Weg mehr sahen, bald nicht mehr, wohin wir steuern sollten. Nachdem wir nach einem Dorfe lange vergeblich suchend Berg und Thal bis an die Knie im Schnee watend durchstrichen hatten, kamen wir endlich in einen Ort, aber nicht wohin wir wollten, in die Gegend von Hadamar, sondern von Limburg. In diesem Orte hatten die Epidemien die größte Verheerung angerichtet und über die Hälfte der Einwohner dahingerafft. Am folgenden Tage kamen wir nur langsam weiter, immer kämpfend mit dem heftigsten Sturmwind, der uns ununterbrochen ein Gemisch von Regen, Schnee und Schloßen ins Gesicht warf. Wir hatten gehofft uns in Koblenz etwas erholen zu können, mußten aber ohne Aufenthalt gleich weiter marschieren." —

General von Dörnberg hatte auf das obenerwähnte Schreiben Blüchers vom 8. Februar, wonach die Hessen zur Blokade der Festungen Luxemburg, Metz, Thionville und Saarlouis bestimmt seien, den Luxemburg belagernden Preußen mitgetheilt, daß die erste hessische Marschkolonne sie am 11. Februar ablösen würde. Diese Ablösung hat dann auch wirklich an diesem Tage stattgefunden. Ueber den feldtüchtigen Zustand dieser Truppen gibt folgender Bericht des Kommandeurs des Regiments Kurprinz, Oberstlieutnant von Bassewitz, aus Sandweiler vom 13. Februar an den Kurfürsten Auskunft:

„Was fast unmöglich schien, ist wahr geworden! Die beiden Musketierbataillons des Regiments Ew. Hochfürstlichen Durchlaucht stehen seit dem 11. d. M. zur Blokade vor Luxemburg und zwar in einem Zustande, der von demjenigen, worin Höchstdieselben das Regiment in Hanau sahen, kaum verschieden ist. Ein großer Theil ohne Flintensteine, viele ohne Patronen, wurden die preußischen Truppen in einem Augenblick abgelöst, wo stets Ausfälle zu erwarten sind, um Holz und Lebensmittel zu erbeuten, und wo ein Piquet allein oft 50 bis 60 Patronen verschießen muß. Allein der kriegerische Muth und der gute Wille der braven Hessen überwindet alle diese Hindernisse auf eine unglaubliche Weise.

Das erste Bataillon meines Regiments wurde gleich bei seiner Ankunft durch ein Kanonenfeuer aus der Festung und durch ein Tirailleurfeuer außerhalb der Werke empfangen. Unsere Soldaten betrugen sich mit musterhafter Standhaftigkeit. Das Resultat war, daß der Feind einen Todten und viele Blessirte hatte und unsere Soldaten unversehrt ausgingen. Die Leute haben durch diesen glücklichen Ausgang einen solchen Muth gewonnen, daß einzelne schon die Erlaubniß zur Ausführung von kleinen kühnen Unternehmungen sich erbeten haben, die jedoch die kluge Vorsicht der Offiziere nicht zulassen durfte."

„Indeß ist unser Zustand von der Beschaffenheit, daß wir der Vorsehung nicht genug danken können, wenn bis zu der morgen ankommenden Verstärkung alles ruhig und glücklich abgeht, wobei ich nur das Ew. Durchlaucht zu erwägen bitte, daß das ganze Bataillon jetzt pr. Mann 2 Patronen hat. (Sie hatten diese vom Regt. Kurfürst erhalten.)

Einen Theil der Festung hält das Füsilierbataillon des Regiments Kurfürst besetzt.

Das Füsilierbataillon meines Regiments habe ich in Koblenz zurücklassen müssen, weil es ihm noch an Patrontaschen und Tornistern fehlte.

Ich schließe mit Wiederholung der schon oft geäußerten flehentlichen Bitte, unserem wahrhaft bejammernswerthen Zustand, der, ich wage es zu gestehen, in fremden Augen ein nachtheiliges Licht auf den Eifer der Hessen für die gute Sache werfen könnte, bald, recht bald ein Ende zu machen."

Mit dem Regiment Kurprinz war am 11. Nachmittags das Füsilierbataillon des Regiments Kurfürst nach 7stündigem Marsch vor Luxemburg eingetroffen und ebenwohl alsbald ins Feuer gekommen. Die Franzosen hatten bei Siebenbrunn ein preußisches Piquet angegriffen und war Hauptmann Hölke, später unter dem Namen von Sturmfeder in den Adelstand erhoben, dem dieses befehligenden Hauptmann mit seiner Kompagnie alsbald zur Hülfe herbeigeeilt. Dadurch war es gelungen, die Franzosen nach einem halbstündigen Gefechte in die Festung zurückzuwerfen. Schon

am 13. kam Hölke mit seiner Kompagnie wieder ins Gefecht, als er eine Porzellanfabrik besetzt hielt. Es gelang ihm den Angriff der Franzosen abzuschlagen, er mußte aber zurückgehen, als diese durch 3 Kompagnien, 50 Reiter mit 2 Geschützen verstärkt, den Angriff erneuerten. Nachdem ihm aber Major Boedicker den Hauptmann von Bardeleben mit 40 Mann zur Hülfe gesandt hatte, gelang es den vereinten Kräften mit einem Verlust von 2 Todten und 15 Verwundeten die Franzoosen zurückzuschlagen. Unter den Verwundeten befand sich Hauptmann Hölke, welcher aber, weil er der einzige Offizier seiner Kompagnie war, bis zum Ende des Gefechts bei der Mannschaft geblieben war. An demselben Tage wurde das 1. Bataillon Kurprinz bei Weimerskirch von einer großen Uebermacht angegriffen und mußte sich nach tapferem Widerstand, weil ihm die Munition ausgegangen war, mit einem Verlust von 3 Todten 16 Verwundeten und 24 Vermißten zurückziehen. Unter den Verwundeten befanden sich Hauptmann Hennenhofer und die Lieutenants Weil und Kirschner, welche sich nebst dem Lieutenant Ludovici besonders hervor gethan hatten. General . Dörnberg belobte die braven Füsiliere und agte ihnen in einer Ansprache, daß sie die ersten seien, welche den ruhmvollen Namen der Hessen wieder erneuert hätten.

Am 16. Februar wurde das Füsilierbataillon Kurfürst von dem Regiment Landgraf Karl vor Luxemburg abgelöst und marschierte zur Blokade von Thionville ab. Seit dem 22. Februar bestand das Blokadekorps von Luxemburg aus den Regimentern Landgraf Karl und Prinz Solms, 200 Husaren, ½ Batterie, einer Abtheilung Mineurs und 2 Kompagnieen freiwilliger Jäger zu Fuß, sowie 2 Kompagieen gelernter Jäger, zusammen 4876 Mann unter dem Kommando des General-Majors Prinzen von Solms-Braunfels.

Die jungen Soldaten, welche so bald den Ernst des Krieges kennen lernten, hatten einen schweren Dienst, da sie die Nächte abwechselnd auf Vorposten oder in Alarmhäusern zubringen mußten und jede freie Stunde zu ihrer theoretischen und praktischen Ausbildung verwendet wurde.

Die Truppen der zweiten Marschkolonne, welche zum Theil zur Blokade von Thionville bestimmt waren, trafen bis zum 13. Februar in Trier ein, ihr Weitermarsch verzögerte sich aber durch den Mangel an Patronen um einige Tage. Der feldtüchtige Zustand dieser Truppen war nicht viel besser, als der der ersten Marschkolonne.

Sallmann schreibt: „Heute am 13. Februar sind wir in Trier angekommen. Kanonendonner und Festgeläute kündeten ein großes Fest an, welches wegen eines glänzenden Sieges der Preußen bei Chalons gefeiert wurde.

Am 14. marschirten wir nach Grevenmachern ab, und wurde uns vorher angekündigt, daß wir unsere Gewehre in guten Stand setzen und alles dazu Nöthige anschaffen möchten. Viele von uns hatten eigene Büchsen, andere ihnen gelieferte englische Karabiner. Wir erhielten Pulver und Blei, für das Gießen der Kugeln und Anfertigen der Patronen mußte jeder selbst sorgen.

15. Febr. Bei dem Abmarsch von Grevenmachern wurden die Gewehre geladen. Da fragte mich mein Hintermann, wie das gemacht würde. Es gab damals noch viele unter uns, die noch nie ein Gewehr abgefeuert hatten, aber das that nichts, fröhlich gings in drückender Sonnenhitze weiter. Auf dem Marsche stießen wir zum Regiment Prinz Solms, welches auch nach Luxemburg marschierte. In Sandweiler erhielt unsere 2. Kompagnie die Ordre, zur Blokade von Thionville abzurücken.

22. Febr. Wir liegen dicht vor der Festung, und verstreichen die Tage unter unserer gewöhnlichen Beschäftigung auf den Piquets. Die bei uns liegenden Soldaten vom Grenadierbataillon v. Haller haben pr. Mann nur 2 Patronen und die meisten von ihnen tragen noch Hüte oder Mützen und unter ihren Kapots noch ihre Bauerntracht. Sie sind aber guter Dinge und singen fast den ganzen Tag. Daran erkennt man den hessischen Soldaten."

Den am 20. und 30. Januar ausgerückten ersten beiden Marschkolonnen folgten noch 4 weitere, so daß am 12. April 17219 Mann mit 411 Offizieren und 2303 Pferden im Felde standen, eine in Betracht der Umstände staunenswerthe Leistung.

Lag es nun auch in der Natur der Sache, daß so mangelhaft ausgerüstete und zum großen Theil aus gänzlich ungeübter Mannschaft bestehende Truppen nicht geeignet waren, in offener Feldschlacht zur Entscheidung des Krieges mitzuwirken, so haben sie doch dadurch zur siegreichen Beendigung des Kampfes nicht unerheblich mitbeigetragen, daß sie so schnell und in so großer Anzahl auf dem Kriegsschauplatze erschienen und die Ablösung der den Streitkräften Blüchers so nöthigen die Festungen blokirenden Heerestheile ermöglichten.

Bei 18 in der Zeit vom 13. Febr. bis 8. April aus den Festungen gemachten Ausfällen und Gefechten, in welchen sie einen Verlust von 48 Todten und 310 Verwundeten hatten, haben sie sich dem Kriegsruhm ihrer Väter würdig gezeigt, und die Verleihung von mehr als 70 Orden vom eisernen Helm an Offiziere und Mannschaften giebt davon Zeugniß, daß es Vielen von ihnen auch vergönnt war, sich durch besondere Thaten in dem kurzen Feldzug hervorzuthun.

# Nummer Dreizehn.

## Eine Dorfgeschichte aus Niederhessen, dem Leben nacherzählt

von A. Weidenmüller.

(Fortsetzung.)

### III.

In der Stadt ist es am selben Abend ungewöhnlich lebhaft. Das kommt daher, daß die Soldaten in der Nacht vorher aus dem Manöver zurückgekehrt sind und nun überall an Straßenecken und Thorfahrten mit ihren Mädchen zusammen stehen. Auch der Konrad Mai geht dem großen Hause zu, in dessen erstem Stockwerk sein sogenannter Schatz, die Lene, dient. Er ist ein schlanker Bursch mit einem auffallend hübschen Gesicht, und die Husarenuniform steht so gut zu seinen lustigen blauen Augen und dem braunen Krauskopf, daß sich schon andere Leute als Dienstmädchen nach ihm umgedreht haben. Jetzt sieht er ein wenig zerstreut aus. Sein Rittmeister hat ihn für den anderen Tag zu sich bescheiden lassen, und da er sich gar nicht denken kann, was der mit ihm zu sprechen hat, so ist ihm die Erwartung peinlich. Und dann hat er noch etwas anderes Unangenehmes vor sich: er will sich von der Lene für immer verabschieden. Schmerz bereitet ihm diese Absicht nicht, aber es ist doch leicht möglich, daß die Lene seine guten Gründe nicht gleich einsieht. Langsam steigt er die Treppe hinauf und ist so mit sich beschäftigt, daß er das Dienstmädchen, welches ihm auf dem ersten Absatz begegnet, erst erkennt, als es schon vorbeigelaufen ist. „War das nicht das Bärbchen?“ murmelt er für sich. „Dient das jetzt etwa auch hier im Hause?“ Dann zieht er rasch entschlossen die Schelle. Es dauert lange, bis ihm geöffnet wird. Als endlich Schritte von der Küche her kommen, sind es nicht die flinken der Lene, sondern schwere, dröhnende. Ein ältlicher Mann in der Uniform eines Eisenbahnschaffners macht auf und betrachtet ihn erstaunt:

„Sie wünschen?“

„Ist die Lene nicht da?“

„Sie holt eben Bier im Keller. Soll sie etwas?“

Konrad reizt die Frage zum Lachen. „Nein, ich wollte ihr blos —“ da kommt sie auch schon mit zwei Flaschen die Treppe heraufgestürzt.

„Ach, Sie sinds, Herr Mai? Glücklich wieder aus dem Manöver zurück? Ein Bekannter aus meinem Ort, Karl! — Da nimm die Flaschen mit in die Küche, ich muß hurtig Herrn Mai etwas von zu Hause erzählen, gleich bin ich wieder oben.“

Wie ein Wasserfall kommt es von den Lippen des gewandten Mädchens, und ehe sich's Konrad versieht, steht er wieder unten in der düstern Thorfahrt, und Lene erzählt ihm athemlos, daß der Karl Schneider ein Wittwer, aber ein sehr ordentlicher Mann sei, und daß sie im Januar Hochzeit mit ihm halten würde. „Siehst Du, ich bin schon vierundzwanzig, da kann ich doch nicht mehr gut warten,“ schließt sie offenherzig, „und bei einem Schaffner ist ein fester Gehalt und nachher eine kleine Pension, ich wäre ja unsinnig gewesen, wenn ich nicht zugegriffen hätte. Nimmst Du mirs sehr übel?“

„Nein, im Gegentheil!“ fährt es dem Konrad heraus, und so erleichtert athmet er dabei auf, daß die Lene ihn doch etwas verwundert ansieht. Und weil sie bei der Gelegenheit bemerkt, daß der Konrad viel hübscher als ihr Karl ist, sagt sie ein wenig gereizt: „Du tanztest doch immer am liebsten mit mir!“ Konrad nickt. „Ja, das that ich. Aber Tanzen und Heirathen ist zweierlei. Deshalb mach Dir um mich keine Sorgen, meine Dienstzeit ist ja ohnehin jetzt vorbei.“ „Ah und da kommt Dir Dein altes Heubacher Schätzchen wieder in den Sinn? Na, mir solls recht sein, wenns Dich noch mag, wer weiß aber, ob ihm das Warten auf Dich nicht auch zu langweilig geworden ist.“

Lachend springt sie die Treppe hinauf und während der Husar leise pfeifend zur Kaserne zurückkehrt, berichtet sie ihrem Bräutigam, sie habe dem Mai einen Gruß an seinen Schatz, einem Mädchen aus ihrem Dorf, auszurichten gehabt, mit welcher Erklärung, begleitet von einem ansehnlichen Wurstenbrot, der Arglose sich zufrieden giebt. —

Am anderen Morgen steht Konrad vor seinem Rittmeister in dessen reichausgestattetem Arbeitszimmer und fühlt sich freundlich angemuthet von dem wohlwollenden Ton, in dem der ernsthafte Herr seine Zufriedenheit mit seinem Verhalten während der dreijährigen Dienstzeit ausspricht.

„Sie haben ein anstelliges, manierliches Wesen, Mai, und wissen gut mit Pferden umzugehen, was gedenken Sie jetzt zu thun, wenn Sie, wie ich höre, durchaus nicht weiter dienen wollen? Sind Sie zu Hause nöthig?“

„Nein, Herr Rittmeister, aber ich dachte, Herr von Heiden, bei dem ich früher als Knecht war, nähme mich vielleicht wieder.“

„Als Knecht? Das wäre schade für Sie, Mai. Ich will Ihnen etwas Besseres vorschlagen. Mein Vetter, Rittergutsbesitzer von Wild in Rotenburg sucht zum 15. Oktober einen Kutscher, und wenn ich Sie ihm empfehle, bekommen Sie die Stelle. Ich kann Ihnen nur rathen zuzugreifen, der Gehalt ist gut und der Dienst bei meinem Vetter für einen braven Menschen angenehm. Haben Sie Lust dazu?"

Konrads Augen strahlen. „Ich danke Ihnen vielmals, Herr Rittmeister! Ich möchte nichts Besseres haben. Sind schöne Pferde dort?" Der Rittmeister lächelt. „Sehr schöne. Sie werden Ihre Freude daran haben, Mai. Und also abgemacht. Heute Nachmittag werde ich an Herrn von Wild schreiben, Er kommt wahrscheinlich in den nächsten Tagen selbst hierher. Halten Sie sich also immer bereit."

Er wendet sich zu seinem Schreibtisch zurück und kramt in allerlei Papieren.

„Haben Sie schon einmal ein Loos gehabt, Mai?"

„Nein, Herr Rittmeister."

„So nehmen Sie sich einmal eins von diesen, die mir eben aufgehängt worden sind. Vielleicht gewinnen Sie sich ein feines Reitpferd."

Er hält dem überraschten Konrad etwa sechs Loose von einer Pferdelotterie entgegen. „Ziehen Sie selbst, dann bringt es mehr Glück!"

Konrad zögert verlegen und wird roth.

„Herr Rittmeister, ich habe —"

„Dummes Zeug, ich will es Ihnen ja schenken!" Konrad zieht. „Nummer dreizehn!" sagt der Rittmeister, einen Blick auf das Blatt werfend, „das ist ja bös, aber nun müssen Sie das Loos behalten. Heben Sie es gut auf, in vier Wochen ist die Ziehung. Und nun guten Morgen, Mai!"

„Ich danke Ihnen noch vielmals für alles, Herr Rittmeister!"

Konrad geht zur Thüre. Aber wie er die Hand auf den Drücker legt, ruft ihn der Rittmeister noch einmal an.

„Noch eins, Mai! Dem jetzigen Kutscher in Rotenburg ist gekündigt worden, weil er den Mädchen die Köpfe verdreht hat. Herrn von Wild würde es deshalb nicht unlieb sein, wenn der neue sich verheirathete. Haben Sie schon eine Braut oder so etwas?"

Dem Burschen ist ist die Kehle wie zugeschnürt. „Ich hatte — ich habe —" stammelte er endlich in einer Verwirrung, die dem Rittmeister nicht entgehen kann.

„Nun, wenn die Sache noch nicht im Reinen ist, so kommt sie ja vielleicht jetzt in Ordnung," sagt er deshalb gütig, „nur sorgen Sie sich für eine recht brave, fleißige Frau. Adieu für heute!"

Und Konrad geht wie im Traume nach der Kaserne zurück. Er möchte jauchzen vor Freude, aber auf dem Herzen liegt es ihm wie ein Stein. „Wenn mich nur die Martlis noch mag! Wenn ihr nur das Bärbchen nichts von der Lene erzählt hat!" Das sind die Gedanken, die ihm unablässig die glänzende Aussicht in die Zukunft trüben und ihm wird erst leichter zu Muthe als er ausgerechnet hat, daß es ja nur noch 13 Tage bis zu dem Sonntage sind, an welchem er Martlis und seine Mutter wiedersehen kann. Dreizehn Tage! Das Loos seines gütigen Vorgesetzten fällt ihm ein. Er will es Martlis schenken, dann bringt die Unglückszahl ihnen beiden vielleicht Glück.

(Schluß folgt.)

---

## Die Stiftskirche in Hersfeld.

Sic transit gloria mundi.

Jüngst zogen wir, von milder Luft umflossen,
Darin der Herbst die Silberfäden spann,
Von Sonnenschein, von Waldesduft umgossen,
Mein Freund und ich das Fuldathal hinan;
Wir schritten heitern Sinnes, unverdrossen
Am Flusse hin, der uns entgegen rann,
Und freuten uns der Flur und grünen Wiesen,
Auf die wir froh die Blicke schweifen ließen.

Wir nahten Hersfeld, dem ersehnten Ziele;
Es blinkte durch der lichten Bäume Grün.
Da sahen wir in schönstem Farbenspiele
Den alten Münster in der Sonne glüh'n.
Auf Quadersteinen im roman'schen Stile
Erhob der Riesenbau sich stolz und kühn;
Es ragten hoch empor die nackten Hallen
Vor unser'm Blick, verwittert und verfallen.

Wo einst der Abt regiert des Orden's Glieder,
Dem Volk gebot mit seinem Hirtenstab;
Zu Orgelklang ertönten fromme Lieder
Und Mönche knieten an Wigbertus Grab —
Da wuchert Gras jetzt, Schlinggewächse, Flieder,
Da schreit die Eule nachts vom Thurm herab;
Von Wallern leer ist lange schon die Stätte,
Als wenn im Zorn sie Gott gerichtet hätte.

Wir schauten an in stillem Kunstgenusse,
Den alten Bau, gegliedert schön und rein,

Die Form des Kreuzes, wie aus einem Gusse
Den hohen Thurm, den Rost an dem Gestein.
Geöffnet ward die Thür am Chores Schlusse;
Wir traten spähend in den Dom hinein.
Hier auf den Trümmern, die verschüttet lagen,
Begann das Herz bewegt uns laut zu schlagen.

Entzückt entdeckten wir bei jedem Schritte,
Der weiter hier uns führte, einen Fund,
Grabschriften, Vasen von antikem Schnitte,
Ein Kapitäl in Würfelform und rund;
Doch überall mit jedem neuen Tritte
That sich Zerstörung dort dem Auge kund,
Die Säulen, welche hier im Schiffe stunden,
Sie waren längst vom Orte schon verschwunden.

Wir stiegen nun hinauf zu der Empore,
Sie war errichtet auf dem Vorderraum;
Ich sah von hier im Schiff, im hohen Chore
Des Lichtes Spiel, es giebt ein schön'res kaum —
Da schien umwebt mein Blick von lichtem Flore,
Der wache Geist umschwebt von einem Traum;
Es regte plötzlich sich im Schutte Leben,
Und Stein an Stein begann emporzustreben.

Rasch wuchsen Säulen, welche sich erhoben,
Zwei Reihen in dem Schiff vom Boden auf;
Arkaden zogen auf den Säulen oben
Sich wellenförmig hin von Knauf zu Knauf;
Auf ihnen wurden hoch emporgeschoben
Die Oberwände bis zum Dach hinauf;
Und ihre rundgewölbten Fenster ließen
In's Mittelschiff das Licht von oben fließen.

Es sprang der Sims, belebt von Licht und Schatten
Am Siegesbogen wunderbar hervor,
Und Stufen, welche sich erhoben hatten,
Sie führten stolz zum Priesterraum empor.
Die Krypta war verdeckt durch bunte Platten
Am festen Boden ausgespannt im Chor,
Und durch die Fenster drang, wie Feuer sprühend,
Ein magisch Licht, im Farbenschmucke glühend.

Altäre sah ich, die im Chore standen,
Das Gitter, welches man die Schranken nennt,
Und wie auf jenen hohe Kerzen brannten
Und das Gefäß für's heil'ge Sakrament;
Es deckten Balken, welche sich verbanden,
Den Bau von einem bis zum andern End,
Und durch das Bild der Phantasie geblendet
Sah ich den Dom in seiner Pracht vollendet!

Erstaunt erblickt' ich diese Herrlichkeiten
Getäuscht vom Schein, der magisch mich umfing.
Im Chore standen Stühle zu den Seiten,
Dort war ein Kreuz, an welchem Christus hing;
Die Wände schmückten Bilder alter Zeiten,
Wie Simon Petrus auf dem Meere ging,
Und Lullus war im Mittelschiff zu schauen
Erhaben, groß aus Marmorstein gehauen.

Ich schaute still; da hört' ich Tritte schallen,
Ich sah im Dome weiße Stolen weh'n
Und ernste Priester auf den Stufen wallen
Und in den Chor zum Hochaltare geh'n;
Und Mönche sah ich auf die Kniee fallen
Und einen Lektor auf dem Ambo stehn —
Da barsten in dem Schiff die runden Bogen
Und plötzlich war das Bild dem Blick entzogen!

Ich sah den dunkelblauen Himmel wieder
Und Trümmer und verwittertes Gestein.
Die Abendluft durchschauerte die Glieder,
Sie strömte durch die offnen Fenster ein.
Wir stiegen in die öden Hallen nieder
Und schritten durch den Chor bei Dämmerschein;
In uns gekehrt, in stillem Seelenfrieden
Verließen wir den alten Dom — und schieden.

**O. Siebert.**

## Aus alter und neuer Zeit.

Hessen-Kasseler Orden und Ehrenzeichen.

1) Unter den hessischen Orden nimmt der Militär-Verdienst-Orden die erste Stelle ein, war er doch der älteste und angesehenste. Gestiftet am 25. Februar 1769 vom Landgrafen Friedrich II. als Orden „pour la vertu militaire" „zur Aufmunterung und Belohnung derjenigen, welche sich durch Tugend, Tapferkeit, Wohlverhalten und sonstige einem Soldaten anständige Eigenschaften eines solchen Ehrenzeichens würdig gemacht haben", wurde er nur an diejenigen verliehen, welche in Hessen-Kassel'schem Militärdienst standen. Die erste Rezeption weist 29 Ritter auf, wovon 5 Prinzen, 15 Generale, 6 Obersten, 3 Oberstlieutenants. Die letzten Ritter waren: Oberst Weiß (1849), Kgl. preuß. General von Hahn (1880), Prinz Alexander von Hessen (1860). In einer Ode vom 14. August 1769 besingt Joseph Friedrich Engelschall die Stiftung dieses Ordens in der ihm eignen Weise.

2) Ein Jahr später, 6. Juni 1770, stiftete Landgraf Friedrich II. den Hausorden vom goldnen Löwen, welcher die heilige Elisabeth zur Patronin hatte und dessen Statuten am 1. Januar 1818 von Kurfürst Wilhelm I. in mehreren Punkten abgeändert wurden.

3) Am 18. März 1814 stiftete Kurfürst Wilhelm I. für den damaligen Krieg den Orden vom eisernen Helm zur besonderen Auszeichnung von Verdiensten im wirklichen Kampfe.

4) Am 14. März 1821 stiftete Kurfürst Wilhelm II. für hessische Krieger und Landesangehörige, welche an den Feldzügen von 1814 und

1815 Theil genommen hatten, die Kriegs-Denkmünze.

5) Am 26. Januar 1832 stiftete Kurfürst Friedrich Wilhelm I. das goldene und silberne Verdienstkreuz und

6) Am 16. März 1849 für diejenigen Offiziere des Kurhessischen Armeekorps, welche eine 25 jährige Dienstzeit zurück gelegt hatten, die Militär-Dienstauszeichnung, ferner

7) Durch Statut vom 20 August 1851 den Kurfürstlichen Wilhelmsorden. Aus den Klassen des Hausordens vom goldnen Löwen, welche Kurfürst Wilhelm I. im Jahre 1818 diesem Orden zugefügt hatte, wurde dieser neue Orden gebildet und bestand aus Großkreuz, Commandeur 1. und 2. Klasse, Rittern und Inhabern 4. Klasse.

J. Schwank.

---

## Aus Heimath und Fremde.

# Kaiserin Augusta †.

Wiederum herrscht tiefe Trauer in unserem deutschen Vaterlande. Am 7. d. M., Nachmittags zwischen 4 und 5 Uhr, verschied zu Berlin in ihrem 79. Lebensjahre die Kaiserin Augusta. Die Influenza, die sie wenige Tage zuvor befallen, wurde ihr zur todbringenden Krankheit. Der hohen Dame, welche seit der Einverleibung Kurhessens in Preußen bis zu dem am 9. März 1888 erfolgten Tode ihres Gemahls, des Kaisers Wilhelm I., die Landesmutter unseres Hessenlandes war, einen, wenn auch nur kurzen Nachruf zu widmen, halten wir für eine Pflicht unserer Zeitschrift.

Kaiserin Augusta war am 30. September 1811 als die zweite Tochter des Erbgroßherzogs Karl Friedrich von Sachsen-Weimar und dessen Gemahlin Marie Paulowna, Großfürstin von Rußland, geboren. Die Musen nicht nur, auch die Grazien standen in Ilm-Athen an ihrer Wiege. „Das wunderschöne Kind liegt so vornehm und vernünftig da, daß man sich gar nicht wundern würde, wenn ihm eine Krone mitgegeben wäre", so schildert Charlotte von Schiller ahnungsvoll die Erscheinung der kleinen Prinzessin. In schönster Harmonie entwickelten sich ihre Geistesgaben. Altmeister Goethe wirkte belebend und befruchtend auf ihre Erziehung. Der Neunjährigen widmete er zu ihrem Geburtstage am 30. September 1820 mit Ueberreichung des Kupferstiches von Elzheimer's „Aurora" das Gedicht „Alle Pappeln hoch in Lüften", und eine hohe Meinung hegte er von den hervorragenden Eigenschaften der jugendlichen Prinzessin, der bevorzugten Enkelin seines fürstlichen Freundes, des Großherzogs Karl August.

Prophetisch klingen die Worte, welche der Prediger Horn bei der Einsegnung der Prinzessin Augusta an diese richtete: „Wo auch immer Ihr Wirkungskreis sei, immer mögen Sie sich bemühen, Thränen zu stillen, Wunden zu heilen, Kummer zu lindern und frohe und glückliche Menschen zu machen. Würde Ihnen aber das Wehe der Welt und eine rauhere Berührung des Schicksals nicht erspart, so werden Sie im Glauben und in der Ergebung den Trost finden, der über alles Ungemach siegreich erhebt." Diese Worte sollten zur Wahrheit werden und den Leitstern in ihrem Leben bilden.

Im Jahre 1826 kamen die preußischen Prinzen Wilhelm und Karl an den weimarischen Hof. Prinz Karl bewarb sich um die Hand der Prinzessin Marie, der älteren Schwester der Prinzessin Augusta, und drei Jahre später, am 16. Februar 1829 fand die Verlobung des Prinzen Wilhelm von Preußen mit der siebzehnjährigen, von jungfräulichem Liebreiz umflossenen, in körperlicher und geistiger Schönheit prangenden Prinzessin Augusta statt, worauf dann am 11. Juni desselben Jahres die Vermählung folgte. Treu hat sie in fast 59jähriger Ehe Freud und Leid, wie es einmal die Lebensschicksale der Menschen, auch der Höchsten, mit sich bringen, mit ihrem Gemahle getheilt. Festen selbstständigen Charakters, hellen durchdringenden Geistes, hatte sie ihre eigene Meinung in politischen und religiösen Angelegenheiten, doch erblickte sie die Hauptaufgabe ihres Wirkens nicht in der aktuellen Betheiligung an der Politik, sie fand sie in dem erhabenen Berufe der Ausübung von Werken der Barmherzigkeit, der Unterstützung der Bedrängten und Nothleidenden, der Milderung des menschlichen Elends. Und hier wirkte und spendete sie mit kaiserlicher Gnade und Freigebigkeit. Als das deutsche Heer unter ihrem Gemahle, dem ruhmgekrönten Könige Wilhelm auf Frankreichs Gefilden von Siegen zu Siegen eilte, die ihr patriotisches Herz begeisterten, da war sie es, die an die Spitze der Krankenpflege trat und die Wunden lindern half, die der Krieg geschlagen. Ihren Grundsätzen blieb sie treu bis an ihr Lebensende, sie wankte nicht, als ihr in den letzten Jahren das Leben so unsäglich Schmerzliches bot, als sie den Verlust blühender Enkelkinder, des greisen Gemahls, Kaisers Wilhelm, des männlichen Sohnes, Kaisers Friedrich, zu beklagen hatte. Sie war Dulderin und Heldin zugleich. Der erhabenen segensreichen Thätigkeit der Kaiserin Augusta im Dienste der Menschlichkeit wird das deutsche Volk immerdar ein treues, dankbares Andenken bewahren.

Antwort.

In Nr. 22 des Hessenlandes vom 19. November v. J. wird das heitere Gedicht: „Auf Napoleonshöhe genossen“ abgedruckt und daran die Frage über die Entstehung dieses Gedichtes geknüpft. Den Verfasser kann ich zwar nicht angeben, wohl aber bin ich in der Lage, nach mündlichen Mittheilungen meines Vaters, des verstorbenen Generalmajors Gerland, über die Zeit und Ursache der Entstehung des Gedichtes etwas mitzutheilen. Ich besitze das Gedicht in einer Abschrift, welche mein Vater als Junge in seinem elterlichen Hause hat anfertigen müssen. 1810 war mein Vater bereits außer dem Hause und 1809 kurz nach den Dörnbergschen Wirren hätte wohl niemand die Neigung und Stimmung zur Verfassung eines solchen Spottgedichts gehabt. Dasselbe muß also früher entstanden sein, und mein Vater hat mir auch erzählt, daß es gelegentlich der ersten Feier des Napoleonstags im neuen Königreich Westfalen, also 1808 verfaßt worden sei. Damals habe man dem Tag eine gewisse Weihe und den Anstrich einer aus dem freien Willen des Volkes hervorgehenden Feier geben wollen und zu diesem Zweck den Bürgerschützen unter der Hand mittheilen lassen, sie möchten nach dem damals Napoleonshöhe genannten Wilhelmshöhe kommen, daselbst würden sie auf eine Bewirthung aus der Küche des Königs rechnen dürfen. Die Bürgerschützen, an das alte patriarchalische Verhältniß zu dem hessischen Landesfürsten gewöhnt, gingen auf diesen Leim. Mein Großvater, welcher an der Ecke der Obersten Gasse und des Druselteiches neben dem Haus des Abbas Hasungensis ein Wagnergeschäft betrieb — seine Stellung als Hofwagner hatte er aus Patriotismus aufgegeben — schaffte sich sogar zu seiner Schützenuniform an Stelle des alten um den Leib geschnallten Säbelkoppels ein neues an, welches der neuen Mode entsprechend über die Schulter getragen wurde. Als sie in Napoleonshöhe ankamen, fanden sie aber zu ihrer Enttäuschung keine Vorbereitungen zu ihrem Empfang vor, und als schließlich der Kommandeur der Schützen, der in dem Gedicht als „Einer und gewiß der Beste“ bezeichnet wird, im Schloß anfragte, wo sie ihr Unterkommen finden sollten, erhielt er die in dem Gedicht scherzhaft wiedergegebene ausweichende Antwort. Die Enttäuschung wurde dann in dem Gedicht heiter geschildert, das Gedicht aber heimlich von Haus zu Haus gegeben und dort abschriftlich bewahrt. So hat es auch mein Vater abschreiben müssen.

Hildesheim. **Otto Gerland.**



Anläßlich meiner Uebersiedelung nach Fulda habe ich den Verlag der Zeitschrift „Hessenland“ dem Herrn Buchdruckereibesitzer Friedr. Scheel dahier, Schloßplatz 4, übertragen. Herr Scheel zeichnet von jetzt an als Verleger des Hessenlandes und besorgt alle mit der Expedition zusammenhängenden Geschäfte des Blattes. Die Abonnementsbeträge, die Inseratenrechnungen sind von heute ab an ihn zu entrichten, wie denn auch die sonstigen Ausstände von ihm erhoben werden. Herr Scheel wird in Expeditionsangelegenheiten bereitwilligst Auskunft ertheilen. — Die Eigenthums- und Redaktionsverhältnisse der Zeitschrift „Hessenland“ werden durch diese Aenderung nicht berührt, dieselben bleiben in gleicher Weise wie seither bestehen.

Kassel, den 1. Januar 1890.

**Der Herausgeber der Zeitschrift „Hessenland“**

F. Zwenger.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: F. Zwenger in Fulda, Druck und Verlag von Friedr. Scheel in Kassel.




№ 3. Kassel, 1. Februar 1890.

Das „Hessenland", Zeitschrift für hessische Geschichte und Literatur, erscheint zweimal monatlich, zu Anfang und in der Mitte jeden Monats, in dem Umfange von 1½—2 Bogen Quartformat. Der Abonnementspreis beträgt vierteljährlich 1 Mark 50 Pfg. Einzelne Nummern kosten je 30 Pfg. Anzeigen werden mit 20 Pfg für die gespaltene Petitzeile berechnet. Auswärts kann unsere Zeitschrift durch direkte Bestellung bei der Post, oder durch den Buchhandel, auf Wunsch auch unter Streifband bezogen werden; hier in Kassel nimmt die Buchdruckerei von Friedr. Scheel, Schloßplatz 4, Bestellungen, ebenso Anzeigen an. In der Post-Zeitungsliste für das Jahr 1890 findet sich das „Hessenland" eingetragen unter Nr. 2772.

# Im Hagenauer Wald.

Im Wald bei Hagenau gings scharf,
Da flogen Kugeln und Splitter,
Der Tod gar manchen niederwarf
Im wilden Schlachtgewitter.

Der Deutschen Hurrah tönte laut
In wüthender Turkos Heulen,
Die wehrten sich der schwarzen Haut,
Und schlugen Wunden und Beulen.

Ein Trupp von „Drei und Achtzig" kam
Da übel in's Gedränge,
Von dreien Seiten man ihn nahm
Zum Ziel für der Kugeln Menge.

Die vierte Seite war wohl frei
Vom schmalen Wiesengrunde,
Doch — Schandbub Schimpf hielt Wacht dabei
Mit klaffender Rückenwunde.

„Na Jungens, drauf, denn hilft das nicht,
Wer fallen soll, falle mit Ehren!
Und wär's der Teufel selbst, der ficht,
Wir woll'n ihm das Laufen lehren!"

So schrie der Major auf schwarzem Gaul!
— Ein Offizier zu Fuße
Und hundert Soldaten rissen das Maul
Nun auf zum Hurrahgruße.

Nun drauf und dran, die Hälfte fällt,
Mit Kolben und Bajonette,
Die andere Hälfte doch zerschellt
Voll Muth die feindliche Kette.

Nun floh die schwarze Teufelsbrut
Im bunten Affenornate,
Nun floß in Strömen hin ihr Blut,
Man nahm und gab nicht Gnade.

Vom Tod in schauriger Gestalt
Könnt manches euch erzählen
Der düstre Hagenauer Wald,
Laßt's lieber ihn verhehlen.

Doch von dem Major von Bodenstern
Und seinen tapfern Kurhessen
Bericht ich euch das Stückchen gern,
Damit's nicht ganz vergessen.

Hugo Frederking.



# Albrecht Christian Ludwig von Bardeleben.

## Kurfürstlich Hessischer Generallieutenant.

### 1777—1856.

Ein Erinnerungsblatt von C. v. Stamford.

(Fortsetzung.)

### II. Getäuschte Hoffnung.
### 1806—1807.

„Die hessischen Truppen waren ihrem Schicksal überlassen — die Offiziere in die traurigste Lage versetzt; kein beruhigendes Wort war ihnen von dem fliehenden Fürsten zugerufen worden!“ so bezeichnet Bardeleben die nächste Folge des 1. November 1806. Es ist bekannt, daß die in die Heimath „beurlaubten“ hessischen Soldaten an mehreren Orten sich zusammenrotteten; Bardeleben erzählt: „ich war unverständig genug, von einem Unternehmen obiger Art etwas zu hoffen und suchte mit eben so Unverständigen für diesen Zweck in Kassel zu wirken.“ Rasch herbeigerufene französische Truppen dämpften die Unruhen, Opfer bluteten, wir werden aber die durch Vaterlandsliebe zur Erhebung gegen die schnöde Vergewaltigung Getriebenen nicht wegen Mangels an Klugheit verurtheilen. Der Versuch, die hessischen Soldaten zu französischen Regimentern zu vereinigen, mißlang, nur ein schwaches unter dem hessischen Major G. Carl Gerhard von Müller ließ sich zusammenbringen; Bardeleben lehnte den ihm dringend angetragenen Eintritt in dieses Regiment trotz der sehr vortheilhaften Bedingungen ab. Die hessischen Stabsoffiziere und Kompagniechefs, welchen man die Weigerung der Soldaten zuschrieb, wurden als Gefangene nach französischen Festungen abgeführt; als auch die Wegführung der Subalternoffiziere zu befürchten war, entfernte Bardeleben sich heimlich unter Schwierigkeiten von Kassel und begab sich zu seiner Familie, welche sich in Soest befand.

Der zur Unthätigkeit Verurtheilte gab sich selbst Rechenschaft über das Erlebte, er sagt: „die Begebenheiten mußten um so mehr die Gemüther erschüttern, als im hessischen Vaterlande keinerlei Geisteskräfte selbständig sich hatten entwickeln können und man gewohnt war, ohne jeglichen Aufschwung todte Formen für das Wesen zu halten. . . Bei der Bildung des Königreichs Westphalen erhielten daher auch weder höhere hessische Militärs noch höhere Staatsdiener einen größeren Wirkungskreis; sie traten zurück oder wurden zu untergeordneten Stellungen berufen, während die jüngeren Militärs und Staatsdiener, deren Eifer, Gehorsam und Pünktlichkeit bald erkannt wurde, bei den ihnen eröffneten weiteren Aussichten rühmlich hervortraten. . .“ Anerkannt wird die echt deutsch fürstliche Gesinnung des entthronten Fürsten, welcher nicht dem Gewaltherrscher auf Kosten der eigenen Ehre habe Zuwachs an Macht verdanken, sowie seinen Hessen die Schrecken des Krieges durch die Neutralität habe ersparen wollen. Fest überzeugt sprach Bardeleben es aus: „so kann es nicht bleiben, Hessen muß wieder erstehen!“

Da er nicht von seinem Kriegsherrn verabschiedet war, hatte er sich noch von Kassel aus an den Kurfürsten mit dem Gesuche gewandt, zur russischen Armee abgehen zu dürfen — er erhielt den Bescheid, daß es ihm gestattet werde, in würtembergischen Dienst zu gehen. Aber dann hätte er doch für Denjenigen kämpfen müssen, gegen den es ihn trieb die Spitze des Degens zu richten. Er glühte in dem Wunsche, die russische Armee aufzusuchen und nach Napoleons zweifelhaftem Siege bei Eylau verließ er am 8. Februar 1807 Soest. Die deutsche Frau, welche ihm sein Geschick zugeführt hatte, verstand ihn und half seine Ausfahrt zum Kampfe beschleunigen, schaffte Mittel dafür und ließ ihn getrost ziehen. Hätte sie gewußt, wie sehr er als erklärter Kriegsgefangener, ohne Paß in dem von französischen Heeren besetzten Lande gefährdet war, so würde es ihr kaum möglich gewesen sein, den Gatten von sich zu lassen. Wir müssen es uns versagen, die Kette von Abenteuern und Gefahren, welche der junge Offizier in Verkleidungen und vom Zufall mehreremale gerettet, bestand, vorüberzuführen, so merkwürdig sie auch ist.

In Rendsburg stellte Bardeleben sich dem

Kurfürsten in voller hessischer Uniform, doch ohne Zopf und Puder, vor; tief ergriffen küßte er dem Fürsten die Hand, mit Thränen sie benetzend, und auch des verbannten Wilhelms Augen füllten sich mit Thränen; Arbeiter, welche der Kurfürst eine Anlage im Garten machen ließ, wurden von der Scene mit ergriffen. Als dann Bardeleben zur Tafel gezogen wurde, erregte es in der kleinen Tafelrunde einige Heiterkeit, als der Kurfürst darob verwundert sich zeigte, daß ein so diensteifriger Offizier wie Bardeleben mit abgeschnittenem puder- und zopflosem Haare sich zeige, wobei er versicherte, er sei sehr gut durchgekommen, indem er seinen aufgewickelten Zopf unter dem runden Hut versteckt habe und auf der ganzen Reise von Arolsen bis Schleswig nicht erkannt worden sei. Bardeleben vermochte frevelhaften Lachkitzel nicht zu unterdrücken und am Ende lachte der Kurfürst, wie die Gesellschaft mit. Nach Tafel traf die Nachricht ein, es sei ein Unteroffizier wegen Theilnahme an dem Aufstande zu Kassel erschossen. Voll tiefer Rührung beklagte der Fürst das Schicksal seiner treuen braven Hessen und sprach die Absicht aus, den zahlreichen Hinterbliebenen des Unglücklichen sofort durch eine ansehnliche Pension beizustehen. S. bemerkte, es sei kein politischer Akt, der Kurfürst könne ja die Sache im Auge behalten und nach seiner Rückkehr mit vollen Händen geben — dieser Rath trug den Sieg über die erste menschliche Regung Wilhelms davon.

Auf das Abschiedsgesuch des jungen Offiziers ließ der Fürst ihn zu sich bescheiden und sprach mit bewegter Stimme, es habe ihn überrascht, er halte fest am Glauben, daß Bardeleben ihm treu bleiben, ihn bei den ungünstigen Verhältnissen nicht verlassen werde.

„Diese Worte trafen mein Herz, sodaß ich sofort verzichtete in fremde Dienste zu treten — ich bat daher nur um die Erlaubniß, als Volontär dem bevorstehenden Feldzug beiwohnen zu dürfen, indem ich versprach, nach des Kurfürsten Rückkehr ungesäumt in Kassel mich einzufinden. Er lebte der Ueberzeugung, nach sechs Wochen in sein Land zurückkehren zu dürfen, weswegen sein Abgesandter, von Gayling, in Bonaparte's Hauptquartier unterhandle; daher könne er aus politischen Gründen keinem seiner Offiziere die offizielle Erlaubniß ertheilen, gegen Bonaparte zu fechten. Als ich um weitere Befehle bat, was ich denn thun solle, wurde mir die Antwort: nach Hessen zurückkehren und die Rückkehr des Kurfürsten abwarten! Diese Zumuthung konnte mich nur befremden, ruhig aber dringend wiederholte ich mein Gesuch — der Fürst beharrte au seiner Weigerung — da erklärte ich erregt, da mir alsdann nichts übrig bliebe, als die Umgebung des Kurfürsten zu vermehren. Diese dreiste Erklärung bewirkte, daß er aussprach, von meinem Eintritte in die preußische Armee keine Notiz nehmen zu wollen, aber bestimmt erwarte, mich als ihm treu ergeben bald wieder zu sehen." Auch dem in Schleswig sich aufhaltenden Kurprinzen stellte Bardeleben sich vor, wurde von diesem gleichfalls ermahnt, treu zu bleiben und auszuhalten und suchte nun „an Geld ärmer, an Erfahrung reicher" eine Ueberfahrt nach Königsberg. Am 24. Februar bestieg er zu Flensburg ein Schiff, auf dem er Sturm aushalten mußte, ließ sich mit seinen Gefährten ans Land setzen und erreichte Kopenhagen. Von hier konnte er nicht weiter kommen, da viele Wochen widriger Wind das Auslaufen der Schiffe hinderte, auch befiel ihn hier ein heftiges Catarrhalfieber und schon fürchtete er, liegen bleiben zu müssen, wenn ein günstiger Wind die Segel blähen würde.

Endlich verkündete der Windrufer am Hafen das langersehnte Nord-West-West und tausendfältig regte sich jetzt Alles, was darauf gewartet hatte; es war am 25. April 1807, daß sich viele Hunderte von Schiffen, flatternden Riesenvögeln ähnlich, von dem Hafen aus in das Meer ausbreiteten, dem Binnenländer ein nieerblicktes herrliches Schauspiel. Im Hochgefühl neugewonnener Gesundheit und Kraft, in der stolzen Hoffnung, bald gegen den Unterdrücker seines Heimathlandes das Schwert ziehen zu können, sah unser Freund auf dem vor dem Winde fliehenden Schiffe der ersehnten Küste entgegen — eine wahre Lustfahrt war die Reise, sagt er. Schon am 27. April wurde vor Pillau Anker geworfen, am folgenden Tage Königsberg erreicht, das einem Kriegslager glich. „Es schien ein wüstes, zügelloses Leben eingerissen zu sein, an welchem allerdings die preußischen Offiziere wenig Theil nahmen, vielmehr mit tiefer Trauer im Herzen das harte Schicksal ihres Vaterlandes und männlich gefaßt die Anmaßungen ihrer russischen Freunde ertrugen." So lautet der Bericht dieses Augenzeugen.

In preußischen Dienst hatte er treten wollen, also auf Gehalt gerechnet; Gemüthsregungen gegenüber seinem entthronten Fürsten ließen ihn vergessen, daß der Volontair auf eigene Kosten Krieg führen müsse, und bereits in Kopenhagen sah er sich genöthigt der Lebensgenossin den Stand der Dinge darzulegen. Schleunigst setzte die tapfere junge Frau, welcher jetzt die Sorge für drei Kinder oblag, den Gatten in die Lage, seinen Heerzug zu unternehmen.

Er stellte sich in dem Kriegsministerium ein. Der Minister, Generallieutenant von Rüchel,

dessen Bestimmtheit, Gewandtheit und Gedächtniß er bei der Erledigung einer Menge von Geschäften bewunderte, reichte ihm die Hand mit den Worten „das ist brav, daß auch andere Deutsche nicht verzweifeln an unserem endlichen Sieg . . .“ auch diktirte der Minister einem Adjutanten einen Bericht an den König, in welchem das Erscheinen fremder Offiziere bei der Armee als Beweis angeführt wurde, wie jenseits der Elbe die Stimmung für Preußen sei. Nach wenig Tagen traf ein huldvolles Schreiben des Königs ein, welches Bardeleben als Premierlieutenant zur Disposition des Generals von Blücher stellte, der eine Unternehmung nach Pommern leitete; Blücher empfing ihn mit einer Pfeife im Munde, deren Rohr fast zur Erde reichte. „Na das ist gut, wollt mit nach Pommern, der Teufel soll die Franzosen noch holen!“ brachte ihn dann durch wenig respektvolle Aeußerungen über seinen Kurfürsten in Verlegenheit.

Bei der Einschiffung in Pillau sah er den König, welcher am Strande ernst und schweigend in der Richtung nach Danzig blickte, dessen Kanonendonner man nicht mehr hörte — die bangen Zweifel wurden durch die Nachricht von dem Falle der Festung geendigt. Nach stürmischer gefährlicher Fahrt landeten die Truppen Blüchers auf Rügen und zogen dann in Stralsund ein. König Gustav IV. Adolf von Schweden war anwesend und betrieb den Zug gegen Napoleon, den er bitter haßte, aber außer auf dem Papiere war wenig dazu vorhanden. Als Blücher in Stralsund erschien, begrüßten ihn sämmtliche preußische Offiziere und er unterhielt sich auf seine eigenthümliche Weise; als man ihm mittheilte, Schill sei in den Saal getreten, ging er rasch auf ihn zu, schüttelte ihm die Hand und rief mit dem Tone innigster Treuherzigkeit: „Na seid willkommen, braver Schill . . .“ dann strich er sich lebhaft den Bart, fiel Schill um den Hals und küßte ihn. Sein bisheriges Benehmen eines echten Soldaten lobte Blücher, drastische Aeußerungen mit dem Lobe mischend, doch klang das so eigenthümlich und gutmüthig, daß alle Anwesenden tief bewegt zuhörten.

Der General wählte Bardeleben und zwei andere hessische Offiziere, die Rittmeister von Bennigsen und von Löw*) zu einem Auftrage aus, den er als „etwas gefährlich“ bezeichnete; sie sollten sich dem die Angelegenheiten an der unteren Elbe leitenden Fürsten Wittgenstein zur Verfügung stellen, worauf die Drei natürlich gern eingingen. Wieder folgte eine höchst unangenehme Seefahrt, darauf reisten die Offiziere nach Altona. Hier war ihre Stellung unklar, Wittgenstein nicht anwesend, sie kamen durch Unvorsichtigkeit eines Lieutenants Reiche, welcher in Hamburg Waffen und Kleidung für eine Kompagnie Jäger bestellt, fast in die Hände der französischen Machthaber. Der hessische Major Mensing setzte den Kameraden seinen Plan auseinander, Hessen zu insurgiren, auf dem Meißner ein Lager für die Bewaffneten und Unbewaffneten zu errichten und von da weiter zu wirken. Phantastisch fand Bardeleben den Plan und meinte, im Oktober 1806 hätte eine Volkserhebung wohl Aussicht auf Erfolg gehabt, das entwaffnete Land könne nichts leisten. Heute wissen wir, daß ein noch viel weiter gehender Plan im Frühjahr 1807 betrieben wurde, zu dessen Gelingen freilich auf Oesterreichs Mitwirkung gerechnet wurde: England und Schweden wollten ein Landungskorps an die Elbe senden, in Hannover, Westphalen, Hessen, nach Süddeutschland hinein sollten Volkserhebungen im Rücken Napoleons diesen in gefährliche Lage setzen. Hiermit hing es zusammen, daß Blücher gerade Hessen an die Elbe sendete.

In diese Zeit der Aufregung, feuriger Hoffnung auf einen Feldzug, fiel die Nachricht der am 14. Juni geschlagenen Entscheidungsschlacht von Friedland, nach welcher der Widerstand gegen Napoleon nicht fortzusetzen war. Vernichtet erschien die Aussicht auf bessere Zeit, Preußen mußte sein Heer auf ein Sechstheil vermindern, Bardeleben empfing den nachgesuchten Abschied mit dem Charakter als Kapitain, 12. September 1807. „In tiefster Niedergeschlagenheit und hoffnungslos war ich von meinem verunglückten Kreuzzuge nach Königsberg zu meiner Familie in Soest zurückgekehrt“ heißt es in dieser Zeit.

(Fortsetzung folgt.)

---

*) Löw scheint derselbe zu sein, welcher 1806 als Premierlieutenant Jakob Baaker von Leuwen im kurfürstlichen Husarenregimente stand.

---

Berichtigung: In Nr. 2, 1890 des Hessenlandes S. 19 Z. 3 v. o. muß es in der Klammer heißen: (75 in der Minute, wie der heutige „langsame Schritt“, während beim „geschwinden“ 108 in der Minute gemacht wurden.) Daselbst S. 21 Z. 10 v. O. muß es statt 15. November heißen: 10. Juli.

# Trenton.

Eine historische Skizze von Philipp Seb. Schol.

Die Theilnahme der Hessen an dem Nordamerikanischen Unabhängigkeitskrieg ist gerade in der letzten Zeit der Gegenstand mancher, zum Theil vortrefflicher Arbeiten gewesen, durch welche versucht wurde, den hessischen Namen von der unverdienten Schmach, die ihm durch schnöde, gehässiige Verleumder noch immer angethan wird, zu reinigen. Auch wir haben, wie wohl jeder echte Hesse, mit aufrichtiger Freude diesen Eifer für unsere gute Sache bemerkt, wir sind aber doch so pessimistisch zu glauben, daß diese unselige „Verkaufs"=geschichte niemals ganz verschwinden werde, wenigstens nicht aus den Köpfen derer, die sich nicht belehren lassen wollen, weil sie am liebsten das Schlechte glauben, und das ist leider bei der Mehrzahl der Fall. Dazu spukt dies Lügengespenst zu lange und ist schon zu sehr „historisch" geworden. So lange vor allem dies Märchen in den Schulen gelehrt wird, oder wenigstens sich in den dort gebrauchten Lehrbüchern vorfindet*), so lange ist unseres Erachtens ganz und gar nicht daran zu denken, daß die Wahrheit siegt. Doch hoffen wir das Beste! —

Wenn nun, wie oben erwähnt, über den Subsidientraktat viel geschrieben ist, so ist dies mit dem Kriege selbst, bezw. der Theilnahme der Hessen an demselben, viel weniger der Fall, und es herrscht daher im Allgemeinen eine große Unkenntniß über diesen Krieg beim großen Publikum, ein Umstand, der sehr zu bedauern ist. Denn aus diesem Grunde werden so leicht die Märchen geglaubt, welche amerikanische Tendenzschriftsteller uns auftischen, wie z. B. ein Cooper, der von einem großen Gefecht zu erzählen weiß, in welchem ganze Schaaren hessischer Soldknechte vor ein paar freien Virginischen Wehrmännern davongelaufen seien! Solchen Leuten ist besonders der Ueberfall von Trenton, der das so glücklich begonnene Jahr 1776 so unglücklich abschloß, Wasser auf die Mühle. Aber auch bei dieser Gelegenheit zeigten die hessischen Truppen ihre altgewohnte Tapferkeit, und man kann den Soldaten ihr damaliges Unglück durchaus nicht zum Vorwurf machen. Sie haben sich brav benommen, das wird eine nähere Betrachtung des Ereignisses, die vielleicht manchem Leser des „Hessenlandes" nicht unliebsam ist, zeigen.

Das Jahr 1776, das Jahr, in dem die hessischen Truppen zuerst den amerikanischen Kriegsschauplatz betraten, war für die verbündeten Waffen durchaus günstig. Man hatte große Erfolge über die Aufständischen errungen, die nicht zum wenigsten den Hessen zu verdanken waren. Gleich bei ihrer Ankunft hatten dieselben durch das siegreiche Gefecht bei Flatbush am 27. Aug. Longisland von den Empörern gesäubert und denselben großen Respekt vor der hessischen Tapferkeit beigebracht. Bald darauf wurde New=York von den Verbündeten eingenommen und die Amerikaner weiter den Hudson hinauf zurückgedrängt. Hier wurden sie nochmals am 24. Oktober in der blutigen Schlacht auf den White=Plains aufs Haupt geschlagen, bei welcher Gelegenheit sich wieder die hessischen Truppen auszeichneten. Die letzte große Waffenthat derselben in diesem Jahre war die glorreiche Erstürmung des Forts Washington am 16. Nov., welches nun nach dem siegreichen hessischen General „Fort Knyphausen" genannt wurde.

Durch alle die hier nur kurz angedeuteten Ereignisse waren die Rebellen völlig entmuthigt worden, und die meisten von ihnen gaben die Hoffnung auf ein Gelingen des Aufstandes auf. Anstatt, daß nun der britische Oberbefehlshaber Lord Howe diese Erschöpfung und Muthlosigkeit zu einer weiteren, völligen Niederwerfung der Amerikaner benutzte, die bei der siegesstolzen Zuversicht der Verbündeten und bei dem schlechten Zustand der rebellischen Heere wohl kaum mißlungen wäre, wurden in diesem Jahre keine weiteren Unternehmungen mehr ausgeführt und die Truppen in die Winterquartiere gelegt. Der Oberbefehlshaber selbst verließ überhaupt in Begleitung von Lord Cornwallis den Kriegsschauplatz, um sich in England einige Zeit von den Strapazen etwas auszuruhen.

Im Staate New=Jersey kommandirte der englische General Grant. Seine Truppen waren in den Winterlagern folgendermaßen vertheilt: Der größte Theil der nationalen britischen Truppen lag in Princeton, wo sich auch das

*) Man vergl. z. B. den in den Schulen allgemein verbreiteten „Auszug aus der Geschichte von K. Ploetz", 8. Aufl., pag. 367. — Rühmend zu erwähnen dagegen ist der vor kurzem erschienene „Kurze Abriß der Geschichte des Hessenlandes von C. Wagner", der neuerdings in den hessischen Schulen eingeführt ist und hoffentlich viel zur Aufklärung beitragen wird.

Hauptquartier befand. Die Garden lagen in Neu=Braunschweig. Den beiden hessischen Brigaden von Donop und Rall, welche dem General Grant zugetheilt waren, hatte man weiter vom Gros der Armee entfernte, ziemlich ausgesetzte Posten angewiesen. Die Brigade des Obersten von Donop, der einen Theil der hessischen Grenadiere und Jäger befehligte, lag nebst einem britischen Regimente in den Orten Burlington und Bordenton am Delaware. Die Brigade Rall, welche aus den drei hessischen Regimentern Rall, von Loßberg und von Knyphausen bestand, der aber noch 50 hessische Jäger und 20 englische Dragoner zugetheilt waren, besetzte das Städtchen Trenton am Delaware. Der Posten war ein ziemlich gefährdeter. Washingtons Leute zogen auf dem anderen Ufer des Flusses umher und zeigten sich oft in der Nähe, während die nächsten befreundeten Truppen in Princeton und Bordenton verhältnißmäßig weit, ca. 12 Meilen entfernt waren. Oberst Rall jedoch, ein tapferer, ja wagehalsiger Mann hatte sich den Posten selbst ausgebeten.

Trenton war damals noch ein kleines Städtchen von ungefähr 130 Häusern. Durch den Assunpink, einen Arm des Delaware, wurde der langausgedehnte Ort in zwei Hälften getheilt, welche durch eine steinerne Brücke miteinander in Verbindung standen. Im Süden der Stadt führte eine Brücke über den Draw Creeck, einen kleinen Nebenfluß des Delaware, auf die Straße nach Burlington, wo die nächste hessische Besatzung lag. Der Ort war mit Ausnahme der Flußseite überall von bewaldeten Anhöhen umgeben, was zur Gefährlichkeit der Lage nicht wenig beitrug.

Die Besatzung bestand aus der Rall'schen Brigade, nämlich den Regimentern Rall, von Loßberg und von Knyphausen. Die Regimenter bestanden nur aus je einem Bataillon zu 5 Kompagnien und waren höchstens je 500 Mann stark, sodaß mit Einrechnung der Jäger und britischen Dragoner die ganze Besatzung ungefähr 1500 bis 1600 Köpfe zählte. Dazu kamen noch auf jedes Regiment 2 leichte Feldgeschütze. Diese Truppen waren nun folgendermaßen im Orte vertheilt: Im nördlichen Stadttheile lagen das Grenadierregiment Rall und das Regiment von Loßberg. Das Regiment von Knyphausen nebst den Jägern und Dragonern bildete die Besatzung des südlichen Stadttheils.

Oberst Rall hatte nur die allernothdürftigsten Sicherheitsmaßregeln angewendet. An beiden Enden des Ortes waren Wachtposten aufgestellt; der nördliche bestand aus einem Unteroffizier mit 20 Mann, wozu des Nachts noch ein 15 Mann starkes Jägerpiquet kam; zum Schutze der Brücke am Südende war ein Unteroffizier mit 12 Mann aufgestellt. Damit ein Theil der Truppen stets schlagfertig sei, mußte nachts immer eins der Regimenter sogenannte Allarmhäuser beziehen, um nöthigenfalls gleich gesammelt und kampfbereit zu sein. Alle diese Maßregeln, die schon an und für sich bei der Nähe des Feindes und der isolirten Lage des Platzes sehr dürftig waren, wurden überdies bei der Sorglosigkeit und Nachlässigkeit des Obersten sehr wenig streng beobachtet und eingehalten. So wurden z. B. die Posten fast nie revidirt und Patrouillen nur sehr selten ausgeschickt, und wenn dies wirklich geschah, so erfolgte es auf Anrathen anderer Offiziere, die verständiger waren als der Oberst.

Um überhaupt einige wenige Worte zur Charakteristik des hessischen Befehlshabers hier voraus zu schicken, so war derselbe wohl ein tüchtiger, braver Soldat, aber nach dem übereinstimmenden Urtheile aller derer, welche ihn näher kannten, durchaus nicht die geeignete Persönlichkeit, einen solchen Posten zu kommandiren. Er verdankte denselben auch wohl nur dem Umstande, daß er sich mit seiner Brigade in der Schlacht auf den White=Plains und vor allem bei der Erstürmung von Fort Washington so außerordentlich ausgezeichnet hatte. Damals, als er unter den Befehl eines guten Generals — von Knyphausens — focht, konnte er Großes leisten, hier als Höchstkommandirender machte er vollständig Fiasko. Es waren gerade die großartigen Erfolge, welche er mit seinem Regimente zuletzt errungen hatte, die ihn übermäßig siegesstolz machten und ihn die „elenden Rebellen" ganz verachten ließen, ein Fehler, den übrigens damals die ganze verbündete Armee theilte und der bei den errungenen Siegen begreiflich, wenn auch nicht zu entschuldigen ist. In seinem Stolz zeigte nun Rall als Befehlshaber in Trenton eine unverantwortliche Nachläßigkeit. Wie bereits erwähnt, wurden die wenigen aufgestellten Wachtposten nie revidirt. Die Geschäfte seines Dienstes ließ der Oberst meist von seinem Adjutanten Piel besorgen. Er selbst achtete gar nicht auf den Zustand der Regimenter und kümmerte sich nicht darum, ob die Soldaten ihre Gewehre geputzt hatten und ob die übrigen Waffen in guter Verfassung waren. Was ihn bei seinen Soldaten allein sehr in Anspruch nahm, war — nach Aussage eines seiner Offiziere — die Regimentsmusik. Die Hautboisten waren seine erklärten Lieblinge, denen er nicht lange genug zuhören konnte; auch bei der Parade hatte er nur Acht auf sie. Neben der Musik liebte Rall aber auch nicht

wenig ein gutes Glas Wein und führte überhaupt in Trenton ein ziemlich vergnügtes Leben, aus dem er später so unangenehm aufgeschreckt werden sollte.

Unter seinen Untergebenen waren wohl viele einsichtige Männer, die ihm sein unbesonnenes Benehmen vorwarfen und ihm Vorstellungen betreffs weiterer Sicherheitsmaßregeln machten. Sie wurden aber alle meist in derber, übermüthiger Weise zurückgewiesen. Major von Dechow, ein im Dienste ergrauter Offizier, schlug vor, die Regimentsgeschütze, welche zwecklos vor dem Quartier des Obersten standen, durch eine Schanze vor einem etwaigen feindlichen Angriff zu sichern, sein Rath wurde aber von dem Obersten zurückgewiesen. „Laßt sie nur kommen, die Rebellen!“ war seine Antwort. „Was Schanze! Mit den Bajonett wollen wir sie zurückwerfen“. In ähnlicher Weise lehnte er alle anderen Vorschläge ab. Einer seiner Offiziere schreibt über ihn: „Er glaubte, daß der Name „„Rall““ furchtbarer und schreckenerregender sei als alle Werke Vaubans und Coehorns, und daß kein Rebell wagen würde, sich ihm entgegen zu stellen . . . Bei ihm geschah *Alles leichtsinnig und ohne Vorsicht*“.

Die Sorglosigkeit des Obersten ist um so unbegreiflicher und tadelnswerther, als schon die Leute im Orte von einem beabsichtigten Ueberfall der Amerikaner zu reden begannen. Ja sogar ein amerikanischer Ueberläufer sagte aus: Washington werde den Fluß überschreiten und Trenton angreifen. Am Christsonnabend ließ sich ein Trentoner Bürger namens Wahl bei Rall melden und theilte ihm mit aller Bestimmtheit mit, daß in der Nacht ein Handstreich gegen die Hessen im Werke sei. Alle diese Warnungen wurden vom Obersten nicht beachtet oder sogar mit Verachtung und Hohn zurückgewiesen. Erst als Oberst von Donop ihn von Burlington aus dringend ersuchte, Schanzen aufzuwerfen und Patrouillen gehen zu lassen, ließ er sich bestimmen, am 21. Dez. eine Rekognoszirung am Ufer des Delaware bis nach Francfort hin zu unternehmen. Dieselbe blieb jedoch ganz ohne Erfolg. Ebensowenig konnte eine zweite 200 Mann starke Patrouille unter Major Matthäus am 24. Dezember etwas vom Feinde entdecken. Seit dem 23. wurde auch täglich ein Detachement mit 2 Kanonen unter einem Stabsoffizier am Südende der Stadt postiert. Da die Leute hierzu von den Piquets der Nordseite genommen wurden, so wurde diese Seite nach Princeton und Bennington hin *fast ganz von Vertheidigern entblößt. Und* von hierher sollte gerade später der verhängnißvolle Angriff erfolgen!

(Forts. folgt.)

---

# Eine Zeitungsstudie.

Von D. Saul.

Im ersten Jahrgange dieser Blätter ist ein sehr interessanter Aufsatz erschienen, welcher die Kasseler Zeitungen im vorigen Jahrhundert behandelte. Er zeigte, welche reiche Ausbeute der Kulturhistoriker aus der Tagespresse ziehen kann und daß es doch nicht nur ein Augenblickswerth ist, den sie besitzt. Wenn nun aber auch eine Haupt- und Residenzstadt wie Kassel schon im vorigen Jahrhunderte Blätter besaß, die, so wenig sie unsern heutigen Anforderungen genügen würden, doch in gewissem Sinn reichhaltig und vielseitig waren, so sah es mit den in den kleinen Landstädten erscheinenden Zeitungen, den „Intelligenzblättern“, ungemein dürftig aus. Ihr Inhalt zerfiel zumeist in zwei Theile, in den unterhaltenden und den Anzeigen-Theil; wer mehr verlangte, wer insbesondere von den Welthändeln etwas wissen wollte, der mußte eine in der Residenz oder der nächsten größern Stadt erscheinende Zeitung bestellen. Auf dieser niedrigen Stufe verharrte die kleinere Presse im Allgemeinen — von einzelnen Ausnahmen abgesehen — bis in die dreißiger Jahre dieses Jahrhunderts, wo einerseits die politische Gährung, anderseits große technische Erfindungen für die gesammte Presse ein neues Zeitalter anbahnten.

Vor mir liegt der Jahrgang des Hersfelder Intelligenzblattes vom Jahre 1832, ein sehr mäßiger Band. Das Blatt erschien in kleinem Quartformat, vier Seiten stark, einmal in der Woche. Wir bemerken, daß das „Hersfelder Intelligenzblatt“ im Jahre 1763 gegründet worden ist, zu jener Zeit also schon das ansehnliche Alter von 69 Jahren erreicht hatte. Es besteht heute noch als „Hersfelder Zeitung“, die dreimal wöchentlich etwa in der vierfachen Größe des Jahrganges von 1832 erscheint.

Trotzdem ist sie heute, wo sie, ganz abgesehen vom Inhalte, etwa zwölfmal mehr bietet als vor fünfzig Jahren, doch schwerlich theurer als damals. Zu jener Zeit, wo die Konkurrenz noch in den Windeln lag, lohnte sich das Zeitungsgeschäft eben anders als heutzutage, da man für wenige Pfennige monatlich ein umfangreiches Blatt in's Haus gebracht erhält.

Was ich aber im Allgemeinen von dem dürftigen Inhalte der „Intelligenzblätter" sagte, trifft auch auf dasjenige Hersfelds zu. Der unterhaltende Theil herrscht vor und ist sogar verhältnißmäßig ziemlich reichhaltig. Fast in jeder Nummer findet sich ein Gedicht, ferner Aufsätze gemeinnützigen Inhalts (betr. Haus- und Landwirthschaft), geschichtliche Abhandlungen, Recepte, Anekdoten, Miscellen und Räthsel. Die Gedichte sind theils heiterer, theils ernster Gattung; wo sie von Religion und Moral reden, da sind sie ganz im rationalistischen Geschmacke der Zeit gehalten. Die eigentliche Lyrik entspricht der damals üblichen Taschenbuchpoesie, für die wir theilweise kaum noch ein Verständniß haben. Ein „Frauenlob" betiteltes Gedicht, das sich durch schwungvolle Sprache auszeichnet, beginnt mit den folgenden hübschen Strophen:

„Was ist süßer, als der Wein?
Lieblicher als Veilchendüfte?
Freundlicher als Sternenschein?
Schimmernder als Frühlingslüfte?
Holder, als die Rose blüht?
Sing' es, sing' es, frohes Lied!

Frauenlieb' ist goldner Wein,
Frühlingsglanz dem trüben Leben,
Frauenlieb' ist Sternenschein,
Ist der Blume Duft und Weben;
Von der heil'gen Gluth durchglüht
Sing' es, sing' es, frohes Lied!"

Außerdem fand ich noch bemerkenswerth ein Gedicht in niederhessischer Mundart, das angeblich aus dem Jahre 1730 stammt. Es ist überschrieben: „Aller Reddelichen Hessen-Kenger herzeliche Freude" und soll zur Begrüßung des Landgrafen Friedrich's I., zugleich Königs von Schweden, als derselbe im Sommer genannten Jahres sein Stammland besuchte, verfaßt worden sein.

Eine Verpflichtung, das Publikum mit den neuesten Ereignissen bekannt zu machen, fühlte das Hersfelder Intelligenzblatt in jener Zeit nicht. Es überließ die Sorge dafür den politischen Zeitungen, wie dem „Frankfurter Journal", der „Hanauer Zeitung" und dem in Kassel herauskommenden vielgelesenen „Verfassungsfreund". So finden wir denn auch trotz der bewegten Zeit nur spärliche Ansätze zu politischen Kundgebungen, z. B. ein Lied, gesungen bei der Anwesenheit der Deputirten sämmtlicher Bürgergarden Kurhessens zu Kassel. Bekanntlich wurde von allen liberalen Elementen die Volksbewaffnung gefordert, insbesondere auch im Hinblicke auf die Vorkommnisse vom 7. Dezember 1831 (die sog. Garde-du-Korps-Nacht). Von diesen und ähnlichen aufregenden und wichtigen Ereignissen nimmt indeß das Intelligenzblatt keinerlei Notiz, so daß wir, ständen uns nicht andere Quellen zu Gebote, über Meinungen und Thaten der guten Hersfelder zu jener Zeit vollkommen im Dunkeln wären. Ein für das kleine Fuldastädtchen außerordentliches Vorkommniß war z. B. der Durchzug der polnischen Offiziere und Soldaten, welche nach dem unglücklichen Ausgange des Aufstandes auf preußisches Gebiet übergetreten waren und durch Deutschland dann nach Frankreich sich wandten. Die Hersfelder Bürgerschaft hat damals Großartiges in Gastfreundschaft geleistet; man riß sich förmlich um die hungernden Ankömmlinge und wer keine Einquartierung bekam, machte ein trauriges Gesicht. Niemand nahm Zahlung von den Fremden, obwohl die preußische wie die hessische Regierung ihnen ein kleines Taggeld auszahlen ließ. Gegen tausend Offiziere und einige hundert Soldaten wurden so in Hersfeld gespeist, getränkt, mit Geld versehen und schließlich in Wagen nach Niederaula befördert, dessen wackere Bürger die Ankömmlinge mit gleicher Freundlichkeit empfingen. Doch ich erzähle da Dinge, die streng genommen nicht hierher gehören; denn von Alledem steht in unserm Intelligenzblatt kein Sterbenswörtchen. Vielleicht hielt der Redakteur es für überflüssig, Ereignisse, welchen der Leser selbst beiwohnen konnte (der auswärtigen Abonnenten mögen nur wenige gewesen sein), noch besonders zu behandeln. Nur im Anzeigentheil ist einmal des Polendurchzuges Erwähnung gethan: es war nämlich am 27. Januar, als gerade polnische Offiziere auf dem Rathhause erwartet wurden, einem ungenannten Jemand ein aschgrauer Tuchmantel, mit langhaarigem schwarzem Pelz besetzt, abhanden gekommen, was dem Publikum geziemend zur Kenntniß gebracht wurde! Einen wirklichen politischen Artikel, nahezu den einzigen seiner Art, finden wir in der Nummer vom 15. September; er ist von einem Hersfelder „Bürgerfreund" abgefaßt und behandelt die damals bevorstehenden Landtagswahlen.

Doch auch die städtischen Angelegenheiten werden im redaktionellen Theile ungemein stiefmütterlich behandelt. Nur wenige Aufsätze beschäftigen sich mit ihnen; einmal wird an erster

Stelle des Blattes der Sparkassenausweis mitgetheilt; ein andermal richtet der erste Geistliche der Stadt, Inspektor Schüler, an die „religiös gesinnten und wohlhabenden Bürger und Einwohner“ die Bitte, Beiträge für die Reparatur der Kirche zu spenden. Wie die politischen Nachrichten, so fehlen auch die sonstigen Neuigkeiten (Göthe's Tod ist z. B. nicht verzeichnet), ebenso die Lokalmittheilungen. Wie seltsam die geistige Nahrung, die dem Publikum vorgesetzt wurde, und wie genügsam dieses Publikum war, das beweist die Thatsache, daß der Inhalt der Nro. 51 des Jahrganges (abgesehen von den Inseraten) erstens bestand aus einem Gedicht: „Todenklage Heloisens beim Begräbnisse Abälards im Kloster Paraklet“, zweitens aus einem Aufsatze: „Petersilie, als nützliches Kraut für die Schafe“.

Die Anzeigen sind theils amtliche, theils private. Zu jenen gehören die Bekanntmachungen der Justiz-, Verwaltungs- und städtischen Behörden, u. s. w., die Auszüge aus den Kirchenbüchern, die Brod- und Fleischtaxen. Die Zahl der unehelichen Kinder ist ungemein groß; sie beträgt in manchen Monaten 30—40 Prozent der Geborenen. Interessant sind auch die Lebensmittelpreise. 8 Pfund Brot kosten 7 Alb. 4 Pfg., ein Preis, der nur um Weniges geringer als der heutige ist. Hingegen kostet Rindfleisch das Pfund nur 2 Alb. 8 Pfg., Hammelfleisch 1 Alb. 4 Pfg., Schaaffleisch gar nur 1 Alb., Schweinefleisch 2 Alb. 3 Pfg., Kalbfleisch 1 Alb 8 Pfg., Branntwein, das Kännchen (ungefähr ⅛ Liter) über die Straße 9 Pfg., in der Schenke 10 Pfg., auf dem Lande ebenfalls 9 Pfg. Das Bier kostete für das Maaß (gleich 2 Litern) 1 Alb. 4 Pfg. Im Uebrigen enthalten die amtlichen Inserate kaum etwas Erwähnenswerthes; sie unterscheiden sich von den heutigen Bekanntmachungen fast gar nicht, nicht einmal durch den Stil. Dagegen tragen die Privatanzeigen viel sichtbarer das Gepräge ihrer Zeit; sie sind ungemein breitspurig und langathmig und verschwenden an die geringfügigsten Dinge einen bedeutenden Wortaufwand. Die Verkaufs-, Verpachtungs-, Vermiethungs-Anzeigen, Stellen-Gesuche und Angebote bieten nichts Ungewöhnliches; charakteristisch in mancher Beziehung dagegen sind jene Anzeigen, in welchen, vorzüglich zur Jahrmarktszeit, Personen ihre Anwesenheit ankündigen, die Waaren verkaufen oder Vorstellungen geben. So erscheinen zu jeder erheblichen Messe ein Handschuhfabrikant aus Kassel, ein Gold- und Silberwaarenhändler aus Hanau, eine Putzmacherin aus Marburg u. s. w.; Quartier nehmen die Fremden zumeist in dem noch heute bestehenden Gasthaus zum Stern. Eine Dame, mit Namen J. Rauch, zeigt im Rathhause ein Wachsfigurenkabinet und bittet um recht zahlreichen Besuch, „um die Stadt Hersfeld in immerwährendem dankbaren Andenken zu behalten“. Israel Moses eröffnet einen Tanzunterricht; er verspricht Kinder von 8 Jahren in 3 Monaten so zu unterrichten, „daß sie in jeder Tanzgesellschaft, sowohl in deutschen, französischen, als auch in englischen und polnischen Tänzen mit Fertigkeit auftreten können“. Und alles das für 1 Rthlr. 4 Ggr., die obendrein erst bezahlt werden, wenn durch einen Ball der Nachweis geliefert ist, daß die Schüler die Tanzkunst sich angeeignet haben. Mechanikus Lorgin zeigt an: „Im Metamorphosen-Theater, heute Sonntag, den 20. May, als vorletzte Vorstellung, Doktor Faust, Schauspiel in 3 Aufzügen, zum Nachspiel: ein mechanisches Kunstballet, hierauf die Leichen-Prozession des Pabstes Clemens IX., zum Beschluß: Phantasmagorie oder natürliche Geistererscheinung“. Weiteres über Kunstgenüsse habe ich nicht angezeigt gefunden.

Das Universal- und Geheimmittelwesen blühte auch in jener Zeit schon. Ein „erprobtes schweizerisches Kräuteröhl“ für die Haare preist ein gewisser K. Willer an, der bei seinen Gebirgsreisen in der Schweiz angeblich das Glück hatte, „ganz unbekannte Kräuter“ anzutreffen, aus welchen er dies Oel bereitete. J. Bathers in Frankfurt a. M. (Schnurg. 71) empfiehlt ein „souveraines Heilmittel gegen die Epilepsie“; er versichert, daß eine außerordentliche Menge Personen von jedem Alter und Geschlecht dadurch vollkommen geheilt worden sind und fühlt sich verpflichtet, „leidende Personen dieser Art darauf aufmerksam machen zu müssen, und ist bereit, allen denjenigen, welche solches anzuwenden wünschen, damit an Handen zu gehen“. Auf dem Gebiete des Reklamewesens überhaupt und insbesondere der Geheimmittel-Anpreisung haben wir Fortschritte gemacht, über welche die Herrn Willer und Bathers sich vermuthlich baß verwundern würden.

Schließlich sei noch einer Art Annoncen gedacht, die man heute in deutschen Blättern nicht mehr antrifft: solche nämlich, durch welche Stellvertreter für Militärpflichtige gesucht werden. Aus der Anzeige eines Agenten, der solche Stellvertretungen vermittelte, ersehen wir zugleich die dafür gezahlten Preise; ausgediente Soldaten von der Garde-du-Korps erhielten als Vergütung 150 Rthlr., Garde und Garde-Jäger, Artillerie zu Pferd und Dragoner 140, Artillerie zu Fuß und Infanterie 135; ungediente Leute bekamen 110 bis 120 Rthlr.

Wenngleich diese Mittheilungen aus dem Hersfelder Intelligenzblatt mager und spärlich genug sind und von Vielem, was uns interessiren würde, nichts zu berichten wissen, ersehen wir doch aus ihnen, wie Manches seit fünfzig Jahren sich verändert hat, in den Anschauungen der Menschen, wie in den Verhältnissen, von denen sie umgeben sind.

(Fortsetzung folgt.)

---

# Eine bisher unbekannte Deutsche Uebersetzung von Jean Bodin's „de la république."

Bei Gelegenheit einer kürzlich vorgenommenen Durchsicht der zum Theile recht werthvollen naturrechtlichen und staatswissenschaftlichen Werke, welche die Kasseler ständische Landesbibliothek[1]) besitzt, erregte neben anderen seltenen Drucken meine besondere Aufmerksamkeit eine Deutsche Uebersetzung der berühmten Schrift des französischen Publicisten Jean Bodin[2]) „de la république", die keine der im Allgemeinen sorgfältig und zuverlässig ausgearbeiteten Bibliographien verzeichnet, von deren Existenz aber auch die Fachliteratur nichts zu berichten weiß.

Der Titel[3]) des uns augenblicklich vorliegenden Exemplars lautet folgendermaßen:

Von Gemeinem Regiment der Welt.[4]) Ein Politische / gründliche vnd rechte Vnderweisung / auch Herrlicher Bericht / in welchem außführlich vermeldet wirdt / wie nicht allein das Regiment wol zubestellen / sonder auch in allerley Zustandt / so wol in Krieg vnd Widerwertigkeit / als Frieden vnd Wolstandt zu erhalten sey. Allen Fürsten / Herren / Obrigkeiten / Räthen / Amptleuten / Verwaltern / Vögten / Pflegern / Schultheissen / auch Vnderthanen / zum vnderricht vnd warnung / so woll aus Göttlichen als Weltlichen Rechten / auch fürnehmen ergangenen gerichtlichen Vrtheilen vnd bewärten Historien / mit sonderm fleiß zusammen getragen / vnd in sechs Bücher verfasset; Durch den Edlen / Ehrnuesten / Hochgelehrten vnd Weitberümbten Herrn JOHAN BODJN der Rechten Doctorn / weilandt Königlicher Parlaments Rath zu Pariß / ꝛc. Jetzt aber Teutscher Nation zu gut / auß Lateinischer vnd Frantzösischer Sprach / in vnser gemein vnnd gebreuchlich Teutsch trewlich vnd fleissig gebracht: Durch den Ehrnhafften vnd Wolgelehrten Herrn M. Johann Oswald /[5]) Pfarherrn zu Mümpelgart. — Holzschnitt mit der Inschrift: IN DEO LAETANDVM. — Gedruckt zu Franckfurt am Main / bey Johann Saurn / In verlegung Petri Kopffen. MDCXL.

Die vom 28. August 1592 datirte Vorrede[6]) des Uebersetzers beginnt mit der Widmung: Dem Durchleuchtigen / Hochgebornen Fürsten vnnd Herren / Herrn Ludwigen Hertzogen zu Würtemberg vnnd Teckh / Graffen zu Mumpelgardt / ꝛc.

An zwei in lateinischer Sprache abgefaßte Epigramme[7]) zum Lobe der versio germanica schließt sich die Inhaltsübersicht[8]) an.

Seite 1—775 enthalten die Darstellung der Staatslehre, die in 6 Büchern[9]) behandelt wird. Von besonderem Werthe sind das 8. und 10. Kapitel des ersten Buches: „Von der hohen Oberkeit" und „Von den eigentlichen Merckzeichen vnnd Rechten der hohen Oberkeit", ferner das 1. Kapitel des vierten Buches: „Vom auffkommen / zunemung / blüt / enderung / neigung / vnd endlichen vntergang der Regimenten" und endlich das 1. Kapitel des fünften Buches:[10]) „Wie das Regiment nach eines jeden Orts vnnd Lands gelegenheit zu bestellen / wie vnnd durch was Mittel auch die Vngleichheit der Leut vnd Sitten zu erfragen sey."

Um den Lesern eine Probe der sehr tüchtigen Uebersetzung zu bieten, lassen wir den nachstehenden Abschnitt[11]) wortgetreu abdrucken:

NAchdem nichts in dieser Welt fürlaufft / so vngefehr geschehen / wie fast alle schrifftgelehrten vnd verstendige Philosophi einmüttig gesetzt haben / muß auch folgen / daß die enderungen im Regiment entweder von Gott / der Natur / oder des menschen

---

1) Ueber andere hervorragende Bücherschätze der Landesbibliothek vergl. meine Aufsätze in den „Mittheilungen des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde". Kassel 1886. 1887. — 2) geb. 1530 in Angers † 1596 in Laon. Eine ausgezeichnete Biographie lieferte H. Baudrillart, J. Bodin et son temps. Paris 1853. — 3) Bl. 1a. — 4) Die gesperrt gesetzten Worte sind in Rothdruck ausgeführt. — 5) Ueber diesen Gelehrten habe ich nichts ermitteln können. — 6) Bl. 2—4. — 7) Bl. 5b. — 8) Bl. 6a. — 9) 1. Buch = S. 1—178. 2. Buch = S. 178—240. 3. Buch = S. 241—369. 4. Buch = S. 370—492. 5. Buch = S. 492—619. 6. Buch = S. 620—775. — 10) Von Montesquieu in seinem Werke „de l'esprit des loix" vielfach benutzt. Vgl. auch Mollat, Lesebuch zur Geschichte der Deutschen Staatswissenschaft von Kant bis Bluntschli. Kassel 1890. S. 68 bis 71. — 11) S. 397.

Willen entspringen: Daß ist / daß sie entweder also von vnserm Herren Gott in seinem weisen vnd geheimen Rhat beschlossen / vnd ohn natürliche mittel ins werck gericht worden / oder wegen der vrsachen / vnd jhrer würckung / so durch Gottes schickung / ordentlich an einander / als gleich in einer Ketten gehenckt worden / der natur Lauff nach geschehen. Welche Plato / nach Homeri meinung / ein guldin Ketten / Zeno aber Fatum / das ist ein vnuerbrüchliche Ordnung / die andern Stoici / pronaeam / das eben so viel gewesen / Augustinus aber / wie auch Panetius vnd Seneca gethan / ein Gott genennet haben.

Leipzig. **Dr. Moffat.**

# Nummer Dreizehn.

## Eine Dorfgeschichte aus Niederhessen, dem Leben nacherzählt

von **A. Weidenmüller.**

(Fortsetzung.)

### IV.

In Altenbrunn läutet es gerade zur Kirche, als Konrad von der Bahnstation dem Dorfe zugeht, und ein lange nicht empfundenes weiches Gefühl kommt über ihn. Ruft nicht die Glocke auch ihm ihr „Komm doch!" zu? „Die Mutter ist jetzt doch nicht mehr zu Hause und zur Martlis kann ich so wie so nicht gleich gehen, da ists wohl am besten, wenn ich auch erst einmal wieder unsern alten Pfarrer predigen höre." So entschuldigt er bei sich selbst die fromme Regung und schlägt den Weg zu dem alten kleinen Gotteshause ein. Es wird schon gesungen, als er eintritt, und leise steigt er die morsche Treppe zur Emporkirche hinauf. Aber er ist doch nicht unbemerkt geblieben, die Bauernfrauen unten stoßen sich an und zischeln, als sie den schlanken Burschen vorübergehen sehen und die Männer oben betrachten ihn wiederholt von der Seite. Er achtet nicht sonderlich darauf. Während des Hauptliedes hat er ausgespäht, daß wohl seine Mutter und viele Bekannte von Altenbrunn und Heubach in der Kirche sind, von Martlis und ihrem Vater sieht er keine Spur. „Sie werden keine Zeit haben", beruhigt er sich, „oder in Heubach in die Schulmeisterkirche gegangen sein." Dann versucht er der Predigt zu folgen. Aber es gelingt ihm schlecht, sein Kopf ist zu voll von den Erlebnissen der letzten Wochen. Der Abschied vom Militär und den Kameraden, der schon für den nächstfolgenden Tag verabredete Dienstantritt bei Herrn von Wild — das alles summt mit den ermahnenden Worten durcheinander, und zwischendurch hört er auch noch manchmal die leichtfertige Lene sagen: „Wer weiß, ob Deinem Heubacher Schätzchen das Warten nicht auch langweilig geworden ist!" Endlich, als der Pfarrer schon beinahe Amen spricht, schämt er sich seines verworrenen Denkens und heftet die Blicke andächtig auf die alte Kanzel. Da liest er wieder den Spruch, an dem er als Knabe so oft herumbuchstabiert hat: „Tröstet, tröstet mein Volk, spricht euer Gott, redet mit Jerusalem freundlich und predigt ihr, daß ihre Ritterschaft ein Ende hat —" und wieder gehen seine Gedanken ihre eigenen Wege. Seine Ritterschaft hat ja jetzt auch ein Ende, die bequeme graue Joppe, die er trägt, braucht er ja nun nur noch auf Wochen mit der steifen Uniform zu vertauschen — wozu bedarf er da eigentlich noch eines Trostes? Den mag der Herr Pfarrer anderen spenden, die keine Kutscherstelle und keine Martlis haben. — Es wird ihm eng trotz des weiten Rockes, noch einmal schüttelt er die unheiligen Einfälle ab und hört nun endlich klar und deutlich, was der Pfarrer spricht. Es ist nicht mehr Predigt, nicht mehr Kirchengebet, es ist ein Theil der sonntäglichen Verkündigungen und lautet: So werden hiermit zum zweiten Male aufgeboten der Schäfer Johann Heinrich Oswald von Heubach, ehelicher Sohn des Zimmermanns Martin Oswald und Martha Elisabeth Köthe, eheliche Tochter des Tagelöhners Gottlieb Köthe —" Konrad braust es vor den Ohren, als stünde er am Mühlenwehr, er kann nicht mehr unterscheiden, was der Pfarrer noch hinzufügt. Der Kopf sinkt ihm schwer in die aufgestützte Hand, so bemerkt er nicht, wie er den Bauern auf der Bühne ein Gegenstand stumpfer Neugier ist, wie der Pfarrer ihm beim Hinabsteigen einen ernsten vorwurfsvollen Blick zuwirft. Als der Schlußvers gesungen wird, kommt er wieder zu sich und sieht verstört umher. Aber es ist alles, wie es war, nur mit dem Unterschied, daß er vor Weh zu vergehen meint, als er mit brennenden Augen wieder liest: „Tröstet, tröstet mein Volk, spricht euer Gott!" — Doch das Sich-

nichts=merken=lassen versteht der Konrad auch. Wenn er's als Bauer nicht schon verstanden, als Soldat hätte er es gewiß gelernt. Und so sehen ihm auch die Bauerfrauen, als er mit den andern Männern die krachende Bühnentreppe hinabsteigt, nichts von dem Schmerz an, den er mit sich aus der Kirche nimmt. Ja es wundert sie nicht einmal, daß er blaß aussieht; drei Jahre Husar zu sein, ist eben keine Kleinigkeit.

Auch seine Mutter, die wartend zwischen den langsam den Kirchplatz verlassenden Gruppen steht, ahnt nicht, wie ihm zu Muthe ist, als er ihr die Hand drückt und in seiner raschen Weise sagt: „Guten Morgen Mutter, ich konnte Dir nicht schreiben, wann ich käme, aber nun will ich Dir alles ausführlich erzählen.“ Sie geht stolz und glücklich neben ihm her — von ihren drei Söhnen war er ihr stets der liebste —, verheißt ihm gleich einen Pfannkuchen und weiß, als sie ihr kleines Häuschen am oberen Ende des Dorfes erreicht haben, schon so viel von der Stelle in Rotenburg, daß sie ihrer Nachbarin über den Bach hin zurufen kann: „Semmlern, mein Konrad kommt jetzt zu einem Herrn, der zwanzig Pferde blos zum Plaisir hat!“ Wie sie aber die Pfannkuchen gebacken hat und in die Stube trägt, da sitzt ihr schmucker, stattlicher Sohn am Tisch, hat das Gesicht auf die verschlungenen Arme gelegt und schluchzt wie ein Kind. „Konrad!“ ruft sie erschrocken, und er schaut sie mit den nassen Augen jammervoll an. „Mutter sag' mir nur erst eins: Ists meine Martlis, die den Schäfer Oswald heirathet?“

Die alte Frau Mai hat schon viel Trübes in ihrem Leben bestanden, ihr Mann, der frühere Schmied des Ortes, ist verunglückt, noch ehe ihr jüngstes Kind geboren war, dies und noch ein anderes sind nach langer Krankheit gestorben, aber sie hat allen Sorgen und Leiden gegenüber Gottvertrauen und Ruhe bewahrt. So nimmt sie sich auch jetzt zusammen, obwohl sie auf diese Frage nicht gefaßt gewesen ist und spricht: „Meine Martlis? Ich meine Du hättest einen Schatz in der Stadt?“ Er fährt zusammen. „Hat Dir das Bärbchen von dem Nichtsnutz erzählt?“ Sie holt statt aller Antwort ihre Bibel vom Gesims, zieht seinen vorletzten Brief daraus hervor und zeigt mit dem Finger auf eine Stelle in demselben. „Das habe ich der Martlis vorgelesen, als sie mich fragte, ob das Bärbchen wohl Recht habe, und sie hats auch geglaubt. War Dirs denn nicht Ernst damit?“ Konrad zieht den verrätherischen Brief an sich heran und liest: „Liebe Mutter, ich und meine Kameraden gehen viel zusammen aus, es hat dabei jeder sein Mädchen; meins aber ist das schönste in der ganzen Schwadron.“ Er reißt das Blatt mitten durch. „Daß Du nicht gemerkt hast, daß das nur ein Spaß war! Wenn alle anderen Soldaten ihre Mädchen hatten beim Tanz und Spazierengehen am Sonntagnachmittag, sollte ich denn da immer allein herumlaufen? Aber ehe ich der Martlis untreu geworden wäre —“ Er bricht ab, und wieder stürzen ihm Thränen aus den Augen. „Mutter erzähl' mir alles! Ich hatte die Martlis ja gar zu gern!“ Und während er gehorsam den Pfannkuchen hinunterzwingt und die Kaffeetasse leert, die sie ihm eingeschenkt hat — Suppe und Fleisch giebt es Sonntags bei ihr erst am Abend — erzählt ihm die Mutter die ganze traurige Geschichte. Wie der alte Köthe durch einen schlimmen Fuß und einen unglücklichen Kuhandel in Schulden gerathen sei und bei dem Bürgermeister und dem Juden Katz geborgt habe, wie er und die Martlis sich abgequält hätten, um alles wieder ins Gleiche zu bringen und wie dann durch den Tod der Schäfersfrau die Sache eine andere Wendung genommen habe. „Siehst Du und wär' der Oswald nicht ein so roher Trunkenbold,“ schließt Frau Mai ihren Bericht, „so hätte es ja gar nicht besser für Köthes kommen können, Du hättest ihnen ja doch so viel Geld nicht vorstrecken können.“ „Aber ich hätte es vielleicht in der Stadt aufgetrieben!“ ruft er außer sich, „mein Rittmeister —“ „Zerbrich Dir nur den Kopf nicht mehr, Konrad, wie's Gott gefügt hat, wirds am besten sein.“

Aber an eine Fügung Gottes zu glauben bringt der arme Bursch nicht fertig. Er steht auf. „Wann soll die Hochzeit sein, Mutter?“ „Bis Dienstag.“

„Dann will ich jetzt einmal nach Heubach hinauf und der Martlis Adieu sagen.“ „Bleib' lieber hier, Konrad! Es hilft ja nun doch nichts mehr.“ „Es schadet auch nichts. In einer Stunde bin ich wieder hier.“ Er setzt die Mütze auf und geht, erst schnell und sicher, dann immer langsamer. Als er endlich in Heubach vor dem kleinen Kötheschen Anwesen steht, möchte er am liebsten wieder umkehren, da fällt ihm das Loos in seiner Brusttasche ein, und entschlossen öffnet er die Hausthür. Tiefe Stille herrscht im Innern, nur ein erschrecktes Huhn macht lauten Spektakel, indem es den Ausgang in den Garten sucht. Konrad folgt ihm und einen Augenblick später sieht er sich Martlis gegenüber. Sie sitzt unter dem alten Birnbaum, der seine Aeste schützend über den zerfallenden Kuhstall breitet und flickt an einem Röckchen des kleinen Peter so eifrig, daß sie sich nicht einmal das Aufschauen gönnt. „Bist du's schon wieder, Vater?“ Aber dann sieht sie doch rasch in die Höhe, und das Röckchen fällt ihr aus

den Händen. „Konrad, was willst Du hier?“ Er setzt sich neben sie und blickt ihr fest in die Augen. „Ich will Dir Glück zur Hochzeit wünschen, Martlis. Ist denn Dein Bräutigam nicht hier?“

„Er wollte nach Seefeld gehen, um sich dort einen anderen Hund zu kaufen. Ich weiß nicht, ob er schon fort ist. Seit wann bist Du denn da?“

„Seit heute morgen. Ich kam gerade zurecht, um Dich aufbieten zu hören. Wie meinst Du wohl, daß mir das gefiel?“

„Lag Dir überhaupt etwas daran? Ich denke, Du wirst selbst bald aufgeboten?“

Sie versuchte es gleichmüthig zu sagen, aber Konrad sieht, wie die Hand zittert, welche nach dem Röckchen auf der Erde greift. Da ist es mit seiner Selbstbeherrschung vorbei.

„O Martlis, wie hast Du mir das anthun können?“ ruft er mit erstickter Stimme. „Mit dem Stadtmädchen das war ja nur ein Zeitvertreib von ein paar Wochen:“ —

„Hast Du es mir zu Gefallen im Stich gelassen?“

„Es hat sich, während ich im Manöver war, einen Anderen ausgesucht.“

„Wenn es so wetterwendisch war, dann gräme Dich nicht! Ein Bursch wie Du kriegt noch zehnmal ein Mädchen.“

„Aber Dich nicht, und ich habe im Ernst keine als Dich zur Frau gewollt!“

Sie wird blaß und sieht ihn traurig an.

(Fortsetzung folgt.)

## Die Liebe.

Die Liebe kommt wie Sturmesbrausen,
Die Liebe kommt wie Sonnenschein,
Sie zieht verzehrend und beglückend
In's streng bewachte Herz hinein.

Sie klopft nicht erst — sie fragt auch nimmer,
Paßt Herz zum Herzen — Hand zu Hand.
Sie überbrückt das Weltmeer selber,
Sie folgt Dir in der Wüste Sand

So wahre — so aufricht'ge Liebe,
Die nicht mit dem Besitz verrauscht,
Die nicht ein Spiel für flücht'ge Stunden,
Die Seele gegen Seele tauscht.

Emma Braun.

## Flenn dich äus. [1]

(Schwälmer Mundart).

Bann die Wolke äusgeflahnd
Wedd dr Himmel klor,
O die Sonn beschennt dos Lahnd,
Dos i Drähne wor.

Dremm, dü ormes Mänschehäz, [2]
Flenn dich immer äus.
Glööb's, [3] noch äusgeflahndem Schmäz
Zieht der Freed ies Häus.

Kurt Kuhn.

[1]) Weine dich aus. [2]) Menschenherz, [3]) Glaub's,

## Aus alter und neuer Zeit.

Der Autographensammler ist ein treuer Bundesgenosse des Geschichtsforschers, aus seiner Handschriftenmappe hat der letztere schon manche Wahrheit entnommen, so daß er ihm Dank wissen kann. Was könnte auch wahrheitsgetreuer sein, als das selbstgeschriebene Wort, das noch nach Jahrhunderten mit seinen Schriftzügen und seinen Worten uns den Schreiber vergegenwärtigt. Mit Ehrfurcht betrachten wir ein Blatt von großen Menschen beschrieben, längst mögen sie gestorben und zu Staube geworden sein, der Geist ihrer Worte weht uns aus ihren Zeilen entgegen und in den Schriftzügen vermögen wir den innersten Menschen zu erkennen. Wie verschieden sind die Schriftzüge Landgraf Philipps und Landgraf Hermanns. Während jeder Buchstabe der Schrift des ersteren mit einer spitzen Lanze bewaffnet erscheint, ist in des letzteren Schrift alles abgerundet, nichts Spitzes, nichts Eckiges. So läßt sich vieles feststellen, wenn die Graphologie in den Dienst der Geschichte gestellt wird. Nachstehend ein eigenhändiges Schreiben Landgraf Hermanns. Der Brief ist datirt: „Statthagen den 8. des Augustmonats 1642, an den Stifter der fruchtbringenden Gesellschaft an den hochgebornen Fürsten Herrn Ludewigen, fürsten zu Anhalt“. — Der Brief war verschlossen durch das kleine Handsiegel des Landgrafen und lautet:

Hochgeborner Fürst, freundl. Vielgeliebter, hochgeehrter Herr Vetter!

„Mit diesen wenigen Zeilen habe Eur. Libden ich nochmalen zum dienstlichen Dank sein wollen, vor aller erzeigter gnädigster Zuneigung und sonderbahrer treuer Dinge. In der höchstansehnlichen, fruchtbaren Gesellschaft habe auf Eur. Libden Befehl in das Buch des Lebens geschrieben, weil ich

aber sonst keinen teutschen Spruch zu führen pflege, habe ich doch meines Herzens gründliche Meinung anstatt eines andern Spruches gesetzt; bitte Eur. Libden mit der Einfalt vorlieb nehmen zu wollen. An den überschickten Zeilen etwas zu verbessern oder einzurücken, acht ich mich viel zu wenig, sondern werden Eur. G. dieselben nach dero hohem Belieben zu verfahren wissen. Deren Beschließendes sammt dem Meinigen mich im demüthigsten Empfehlen. Gott der Allmächtige nehme Eur. Libden sammt den Ihrigen in seinen Schutz; ich verbleibe Eure Libden treu dienstwilliger Vetter und gehorsamster Diener

Hermann Landgraf von Hessen.

H. Ge—d.

---

Pestartige Seuchen in Hessen. Als die erste große pestartige Seuche, welche nach Deutschland und auch nach Hessen gedrungen ist, wird die in den Jahren 1309 bis 1313 herrschende erwähnt, an welcher in Kassel im Jahre 1311 die hier im Ahnaberger Kloster beerdigten Landgraf Johannes und dessen Gemahlin Adelheid von Braunschweig starben. Einige Jahre vorher hatte sich durch die Kreuzzüge auch der Aussatz in Hessen verbreitet und der zweiten Gemahlin Heinrich I., Mechtildis von Cleve im Jahre 1338 Veranlassung gegeben, in Kassel vor dem Zwehrener Thore außerhalb der Stadt am Ende des Steinwegs ein Hospital für arme Sieche mit einer der heiligen Elisabeth geweihten Kirche, genannt das St. Elisabeth-Hospital, zu stiften. Gleiche Veranlassung hatte auch die erste Gründung des Siechenhofs vor dem Leipziger Thore.

Der Pest der Jahre 1309 bis 1313 folgte noch in demselben Jahrhundert 1346 bis 1349, eine weit schrecklichere über die ganze Erde verbreitete Seuche, der schwarze Tod genannt, welche wegen der zahllosen von ihr geforderten Opfer das Weltsterben genannt wurde. Während über die Natur der ersteren Seuche nichts näheres bekannt geworden ist, (man nannte im Mittelalter jede ansteckende und verheerende Krankheit Pest) wird von der letzteren gesagt, daß sie in heftigem Fieber, Delirien, Athembeengung, schwarzer Zunge und schwarzen Blutergüssen aus der Nase und Lunge bestanden und fast ohne Ausnahme am dritten Tage den Tod zur Folge gehabt habe. Nach Rommels Geschichte von Hessen B. II. S. 115. raffte diese Krankheit, welche sich zuerst im Jahre 1347 in China gezeigt und durch genuesische Schiffer in Europa eingeschleppt war, in Asien mehr als 20 Millionen Menschen weg. Es starben an ihr in den 2 Jahren, in welchen sie über Europa verbreitet war, u. a: 16000 Menschen in Straßburg, 14000 in Basel, in Fulda 3000 und ebensoviel in Hersfeld, in Lübeck 90000 (1500 in einer Nacht). In Hessen hatte sie in dem Jahre 1348 so heftig gewüthet, daß Dörfer und Städte verödeten und der Bau der St. Martinskirche in Kassel wegen Mangels an arbeitenden Händen auf längere Jahre unterbrochen werden mußte.

Auch im folgenden Jahrhundert herrschten pestartige Seuchen in Hessen, nach Piderits Geschichte der Stadt Kassel S. 168 namentlich in den Jahren 1411, 1462, 1470, 1495. In Marburg starben im Jahre 1483 mehr als $^1/_6$ der Einwohner an der Pest.

Im 16. Jahrhundert trat dann eine neue Krankheit auf, morbus anglicus, der englische Schweiß, welche auch in Hessen wieder zahlreiche Opfer forderte. Als ein besonderes Unglücksjahr admodum gravis et calamitosus wird von Forestus das Jahr 1529 genannt, in welchem diese Krankheit am verbreitetsten war und außerdem ein solcher Mangel an Feldfrüchten herrschte, wie es sich kein Sterblicher zu erinnern wußte (tanta erat annonae caritus, quantam nemo mortalium meminisset). Die Krankheit, welche besonders stark in Amsterdam und Augsburg aufgetreten war, war auch nach Marburg gedrungen, weshalb im Jahre 1529 die zwei Jahre vorher hier errichtete Universität nach Frankenberg verlegt wurde. Marburg und die ihm benachbarten Orte Wetter und Melnau sowie Treysa waren die Orte welche in Hessen im 16. und im Anfange des 17. Jahrhunderts am häufigsten von der Pest betroffen wurden. Die Universität wurde wegen dieser Seuche auch in den Jahren 1542 (nach Biedenkopf), 1564, 1575, 1585, 1597, 1607 und 1611 an andere Orte verlegt. In Wetter und Melnau starben an ihr 530 Menschen im Jahre 1527, im Jahre 1567 in Wetter 525 und in den Jahren 1584 und 1585 wiederum 528, und in den Jahren 1610 und 1611 250 Menschen. In Treysa starben 542 in den Jahren 1567 und 1568 und 528 in den Jahren 1584 und 1585. Die Pest hatte im Jahre 1566 auch in Schmalkalden 1700 Menschen zum Opfer gefordert, die meisten aber in Witzenhausen, wo ihr im Jahre 1588 beinahe die Hälfte der Einwohner (900 von 1900) erlagen.

Auch Kassel blieb nicht verschont. Im Jahre 1597 starben hier 2894 seiner Bewohner, davon in der Altstädter Gemeinde nach dem Kirchenbuch 640 Personen, während hier sonst die Durchschnittszahl der Todten 60 betrug.

Im 16. Jahrhundert war es aber nicht allein die Pest, welche den Tod so vieler Menschen herbeiführte, es kamen dazu noch andere Krankheiten, welche eben solche Folgen hatten, so im Jahr 1565 eine weit verbreitete bösartige Lungenentzündung, 1568 das Faulfieber und außerdem Pockenepidemien und Kinderkrankheiten, namentlich der Keuchhusten. Als das letzte Pestjahr wird das Jahr 1682 genannt. Seit 1677 hatte die Pest sich wieder in Deutschland verbreitet und von Nordhausen aus auch Hessen bedroht. Ein an

der Grenze von Dragonern gebildeter Absperrungskordon hatte nicht verhindert, daß sie auch nach Wanfried, Schwebda, Eschwege kam.

Es sind nun gar mancherlei Umstände, welche dieses „Weltsterben“ erklärlich finden lassen. Zunächst das Wohnen einer in den Städten dicht zusammengedrängten Bevölkerung in engen, dunklen und unreinen Gassen, und dann das Begraben der Todten in den Kirchen oder auf den innerhalb der Stadt um die Kirchen herum gelegenen Todtenhöfen, worin erst Philipp der Großmüthige eine heilsame Aenderung herbeiführte. Der Hauptgrund aber, daß in der Regel alle den Seuchen erlagen, welche davon betroffen wurden, lag in dem Mangel an Aerzten und Apotheken.

In dem 10. Band der Zeitschrift des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde giebt Dr. Kolbe in dem Aufsatz „Beiträge zur Geschichte der Medicin in Hessen“ hierüber Auskunft.

Bis zum Anfang des 16. Jahrhunderts gab es in Hessen noch keinen eigentlichen ärztlichen Stand und keine Apotheken.

In den vielen und blutigen Kriegen des Mittelalters sind die Heere noch nicht von Feldärzten begleitet, ja der Kranke und Verwundete war auf seine eigene Hülfe und den Beistand seiner Kameraden angewiesen, daher die Sterblichkeit eine ungeheure. Selbst bei den errichteten Kranken- und Siechenhäusern war in den ersten Zeiten kein Arzt vorhanden. Im Jahre 1491 erregte es noch bei Dietrich von Schachten, dem Begleiter Landgraf Wilhelm I. auf dessen Pilgerfahrt nach Jerusalem, die größte Verwunderung, daß im Spital zu Rhodus Aerzte angestellt waren, weshalb er sich veranlaßt findet, diese Einrichtung ausführlich zu beschreiben.

Die Vertrauensmänner des Volkes waren nach Errichtung der Klöster die Mönche, bei welchen man tieferes Wissen voraussetzte. Auch der erste Arzt, welcher in Hessen (als Zeuge in einer Urkunde vom Jahre 1304) erwähnt wird, Magister Johannes Physicus, war ein Geistlicher. Dann wird erst im Jahre 1440 wieder ein solcher genannt. Es war dies Meister Leonhart von Swinfort, ein getaufter Jude, welchen Landgraf Ludwig von seiner Pilgerfahrt nach Jerusalem mitgebracht hatte.

In Italien war das wissenschaftlich ärztliche Leben zuerst wieder erwacht und das ärztliche Studium auf den Universitäten zu Bologna und Padua, dann zu Montpellier und Paris weiter gefördert. Dahin hatten sich auch Deutsche zum Studium begeben; die Zahl der hier ausgebildeten Aerzte war aber noch so gering, daß nur Fürsten sich gestatten konnten, solche als ihre Leibärzte anzustellen und die reichen Handelsstädte sie zu sich heranziehen konnten. So hatte Landgraf Heinrich (Ludwigs Sohn), welcher viele Jahre lang am Aussatz litt, im Jahre 1480 dem Bartholomäus von Etten, Doktor der sieben freien Künste, mit einem jährlichen Gehalt von 51 Gulden als seinen Leibarzt angestellt.

Die in Italien ausgebildeten Aerzte führten nun auch, die Vorschriften ihrer griechischen und arabischen Meister befolgend, südliche Pflanzen, Gewürze und Droquen in manichfachen Zusammensetzungen nach Deutschland, während man früher auf die hier wachsenden Heilkräuter beschränkt war. Damit entstanden die Apotheken und als eine der ersten in Deutschland die in Marburg, welche der Apotheker Lorenz Fait von Lübeck um das Jahr 1480 errichtete. Der Apotheker, welcher auch das Recht des Weinschanks hatte, wird nicht als Bürger und Mitglied einer Zunft, sondern als Hofdiener aufgenommen.

Die Aerzte der damaligen Zeit konnten aber nicht darauf rechnen, daß auch die niederen Volksklassen von den Arzneimitteln der Apotheken Gebrauch machten, da deren Preise für sie viel zu hoch waren.

Wie unendlich ist hierin der Fortschritt der Zeiten, und doch fehlt es noch immer nicht an Anhängern der guten alten Zeit, welche Besprechungen und andern Zaubermitteln, den Heilkräutern alter Weiber und Hirten mehr Vertrauen schenken, als Aerzten und Apotheken.

**W. R.-L.**

---

Der selige Superintendent Schüler pflegte gern aus seinem reichen Schatze hessischer Anekdoten folgende Geschichte zu erzählen, die ein Seitenstück zu dem Artikel „Wie die Hessen Fremdwörter zu verdeutschen wissen (in Nummer 21 der Zeitschrift „Hessenland“ vom vorigen Jahre) bildet:

In Kassel ist große Aufregung, denn der Kurfürst hält zu Ehren eines hohen Gastes eine glänzende Truppenparade ab, zu der alle höheren Beamten, vor allem auch die auswärtigen Gesandten geladen sind. Um dem allzuheftigen Andrängen des Volkes einen Damm zu setzen, ist der Platz von Gardisten abgesperrt worden. Da erscheint plötzlich, nachdem schon der Ring geschlossen ist, noch die Sänfte der Gemahlin des französischen Gesandten, eines Grafen de Montmorency, und heftig begehren die Sänftenträger durchgelassen zu werden. Aber sie sind gerade an den Unrechten gekommen, der lange Gardist, der ihnen den Weg sperrt, ein Bauernsohn von der Werra, rührt sich nicht vom Fleck, sondern ruft ihnen mit vorgehaltenem Gewehr ein drohendes „Halt!“ zu. Alle Bemühungen und Erklärungen der Diener vermögen den pflichtgetreuen Soldaten nicht zur Durchlassung zu bewegen. Endlich beugt sich die französische Dame, im hohen Grade über den Aufenthalt entrüstet, aus der Sänfte und ruft, überzeugt, daß dies Zauberwort eine unfehlbare Wirkung haben müsse, dem Soldaten zu: „Je suis la comtesse de Montmorency“. Der Gardist aber schüttelt den Kopf und erwidert grinsend: „Daß ne ale Pommeranze drinn sitzt, das ho ich me glich gedocht, das brucht de me nit erscht zu verzählen!“

**R. R.**

## Aus Heimath und Fremde.

Prinz Wilhelm von Hessen †. Am 17. Januar verschied zu Rotenburg a. F. in dem Schlosse des ehemaligen Landgrafen von Hessen-Rotenburg-Rheinfels, der Prinz Wilhelm Friedrich Ernst von Hessen-Philippsthal-Barchfeld, der jüngere Bruder des Landgrafen Alexis von Hessen-Philippsthal-Barchfeld. Wir entnehmen den „Hessischen Blättern“ folgende biographische Mittheilungen über den Verblichenen. Prinz Wilhelm von Hessen-Philippsthal-Barchfeld war am 3. Oktober 1831 zu Burgsteinfurt als der Sohn des Landgrafen Karl von Hessen-Philippsthal-Barchfeld († 1854) und der Prinzessin Sophie von Bentheim-Bentheim und Bentheim-Steinfurt († 1873) geboren, hat also nur ein Alter von 58 Jahren erreicht. Seine militärische Laufbahn begann er als Seekadet in Kgl. dänischen Diensten, trat jedoch schon 1848 als Volontär-Lieutenant in die Kgl. englische Marine, in welcher Stellung er auf der „Cleopatra“ große Seereisen nach Indien und verschiedene kriegerische Unternehmungen mitmachte. Unter denselben sind die Expeditionen gegen die Piraten in China (1850), der Birmanenkrieg (1851), die Expedition gegen die Piraten an der Küste von Borneo (1852), sowie diejenige gegen die Piraten an der Küste von Afrika (1853) zu erwähnen. Im Jahre 1853 ging der Prinz in die preußische Kriegsmarine über, in welcher er vier Jahre später Kapitän zur See wurde. Im Jahre 1860 nahm er seinen Abschied aus dieser Stellung mit dem Vorbehalte des Wiedereintritts für den Fall des Krieges und erhielt am 22. März 1864 die Charge als preußischer Kontre-Admiral a. D. Bei Ausbruch des deutsch-französischen Krieges im Juli 1870 stellte er sich dem preußischen General-Gouvernement der Küstenlande zur Verfügung und that bis zum Friedensschlusse mit Frankreich im März 1871 auf hannöverschem Gebiete Dienste. Im Juni 1872 wurde er zu den Offizieren à la suite der deutschen Marine versetzt. Es ist bekannt, daß er in den 1879 beginnenden, 1881 beendeten, Vergleichsverhandlungen der Agnaten beider Philippsthaler Linien mit der Krone Preußen anfänglich eine Sonderstellung einnahm, die er aber später aufgab, um dem Vergleiche beizutreten. In Folge dessen erhielt er u. a. das Schloß zu Rotenburg, in welchem er in den letzten Jahren seines Lebens residirte. Prinz Wilhelm von Hessen-Philippsthal-Barchfeld war viermal verheirathet. Zum ersten Mal mit der Prinzessin Marie von Hanau, der jüngsten Tochter des letzten Kurfürsten von Hessen, am 27. Dezember 1857 zu Kassel. Dieser am 18. März 1872 geschiedenen Ehe entstammen zwei Söhne und zwei Töchter, welche gleich ihrer Mutter den vom Könige von Preußen ihnen im Jahre 1876 verliehenen Namen „Prinzen und Prinzessinnen von Ardeck“ führen. Aus der zweiten Ehe, welche Prinz Wilhelm im Jahre 1873 mit der Prinzessin Juliane von Bentheim-Bentheim und Bentheim-Steinfurt einging, sind eine Tochter und ein Sohn, Prinz Clodwig (geb. 30. Juli 1876), entsprossen. Die dritte Ehe, welche der Prinz nach dem Tode der zweiten Gemahlin mit deren älteren Schwester, der Prinzessin Adelheid von Bentheim-Bentheim und Bentheim-Steinfurt, im Jahre 1879 schloß, blieb kinderlos, da sie schon nach einem halben Jahre durch den Tod der Prinzessin gelöst wurde. Zum vierten Male endlich vermählte sich der Prinz am 6. Dezember 1884 zu Schloß Luisenlund mit der ihn überlebenden Prinzessin Auguste zu Schleswig-Holstein-Sonderburg-Glücksburg, einer Nichte des Königs Christian von Dänemark. Dieser Ehe entstammt der am 16. Juni 1887 geborene Prinz Christian. —

Die aufgebahrte Leiche des Prinzen Wilhelm von Hessen-Philippsthal-Barchfeld wurde am 21. Januar in dem Rotenburger Schlosse öffentlich ausgestellt. Unter reichen Blumenspenden, von Kränzen und Palmen umgeben, lag der Verewigte in seiner Admiralsuniform auf dem Paradebette. Es verdient bemerkt zu werden, daß auch seine erste Gemahlin, die Prinzessin von Ardeck, einen Kranz und Palmen gesandt hatte. Am 23. Januar erfolgte die Ueberführung der irdischen Reste des Prinzen nach Barchfeld, wo Tags darauf die feierliche Beisetzung in der Familiengruft stattfand. Die Grabrede hielt Herr Pfarrer Schmidt von Herleshausen. — Wohlwollen und Herzensgüte waren hervorleuchtende Züge in dem Charakter des Verblichenen, und die Armen und Dürftigen verlieren in ihm einen treuen Helfer in der Noth.

---



Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: F. Zwenger in Fulda, Druck und Verlag von Friedr. Scheel in Kassel.




№ 4. Kassel, 15. Februar 1890.

Das „Hessenland", Zeitschrift für hessische Geschichte und Literatur, erscheint zweimal monatlich, zu Anfang und in der Mitte jeden Monats, in dem Umfange von $1^1/_2$—2 Bogen Quartformat. Der Abonnementspreis beträgt vierteljährlich 1 Mark 50 Pfg. Einzelne Nummern kosten je 30 Pfg. Anzeigen werden mit 20 Pfg für die gespaltene Petitzeile berechnet. Auswärts kann unsere Zeitschrift durch direkte Bestellung bei der Post, oder durch den Buchhandel, auf Wunsch auch unter Streifband bezogen werden; hier in Kassel nimmt die Buchdruckerei von Friedr. Scheel, Schloßplatz 4, Bestellungen, ebenso Anzeigen an. In der Post-Zeitungsliste für das Jahr 1890 findet sich das „Hessenland" eingetragen unter Nr. 2772.

## Dein Lied.

Wenn Du das Lied mir singst,
Du ahnest kaum,
Daß Du mir wiederbringst
Der Kindheit Traum.
Es ist der linde,
Der süße Klang,
Wie einst dem Kinde
Die Mutter sang.

Mein Blut, mein heißes, stockt
Bei diesem Laut,
Der mich zur Heimath lockt
In's Dorf so traut,
In's Haus so nieder:
Dem Herzen scheint,
Daß Alles wieder
Ihm ist vereint.

Und wenn der letzte Schweiß
Die Stirn' mir netzt,
Sollst Du es singen leis
Und süß wie jetzt,
Daß, ob ich liege
In Todespein,
Mir ist, mich wiege
Die Mutter ein.

P. Saul.



# Albrecht Christian Ludwig von Bardeleben.

## Kurfürstlich Hessischer Generallieutenant.

## 1777—1856.

Ein Erinnerungsblatt von C. v. Stamford.

(Fortsetzung.)

### III. Westphalen.
### 1808—1811.

Napoleon ließ mit Kurhessen als Kern den „Musterstaat" Westphalen aufrichten, in welchem seine Anschauungen über Regierung verwirklicht werden sollten. Sehr strenge Vorschriften ergingen in dem neuen Königreiche hinsichtlich der Pflicht zum Militairdienste; im Dezember 1807 wurden alle auf dem Gebiete Westphalens Geborenen, welche in auswärtigem Dienste standen, aus diesem abgefordert — bei Verlust ihres Vermögens. „Meine Verhältnisse legten mir die Pflicht auf, zu dienen" sagt Bardeleben von sich. Sein alter Kriegsherr hatte den vormals hessischen Offizieren erklären lassen, „er könne nichts mehr für sie thun", dies war doch nur Umschreibung der Erlaubniß, in königlich westphälischen Dienst zu treten. Nach langem Hinausschieben des schweren Entschlusses, der für ihn fast eine Umkehrung seiner Natur bedingte und nachdem alte Kameraden, jetzt westphälische Offiziere, ihn gemahnt hatten, wegen des großen Andranges nicht zu warten, bis es zu spät sei, meldete sich Bardeleben im Februar in Kassel zum Eintritte. Er wurde am 1. April 1808 zum Premierlieutenant in der Grenadiergarde ernannt, sein Abschied als preußischer Kapitain nicht berücksichtigt.

Die Grenadiergarde wurde in Münden gebildet, wohin die Offiziere und die Soldaten aus allen Theilen des Königreichs berufen wurden; es waren nur Gediente, die in hannoverschen, braunschweigischen, hessischen, preußischen, französischen Uniformen urplötzlich in dem stillen Städtchen ein buntes Leben hervorriefen. Die meist deutschen Offiziere mußten ihre durchgängig deutschen Untergebenen in französischer Sprache befehligen und nach französischem Reglement; oft blickten die Soldaten ihre Offiziere mit Verwunderung an und schienen nicht zu glauben, daß es Wahrheit sei, was sich vor ihren Augen begab. Nach vier Wochen war die Truppe soweit zusammengeschweißt, um in Kassel auftreten zu können; wegen ihrer buntscheckigen Außenseite mußte sie „vor Tagesanbruch nach der Orangerie schleichen", wo Alles zur vollständigen Bekleidung und Bewaffnung bereit lag. „Nach zwei Stunden stand wie durch Zauberschlag eins der schönsten Korps die ich je gesehen, unter den Orangenbäumen. Die Uniform war weiß mit rothem Kragen, Aufschläge und Rabatten mit Gold, weiße lange Beinkleider und weiße Gamaschen, große Bärenmützen mit rothen hohen Federbüschen. Von einer solchen in jeder Beziehung vortrefflichen Ausrüstung, wie auch von den übrigen militärischen Einrichtungen, welche alle vollkommen dem Zwecke des Kriegerstandes entsprachen, hatte ich bisher kein Beispiel gesehen. Das Korps bezog die neue Kaserne, deren großartige Einrichtung wie die überall zu Tage tretende Sorgfalt, den Soldaten eine gesunde und bequeme Wohnung zu verschaffen, uns auf das angenehmste überraschte*). Der König hatte sein besonderes Wohlgefallen an dem Korps".

Die Ausbildung desselben wurde lebhaft betrieben; da Bardeleben von Hause aus das französische Reglement eifrig studirt hatte, ertheilte der Kommandeur Oberst Ducoudras ihm den Auftrag, das Offizierskorps — Kapitains und Lieutenants — mit Gewehr und Patrontasche in der Soldaten- wie Pelotonschule einzuüben. Später trafen über 500 Rekruten für die Grenadiergarde ein; auch diese hatte Bardeleben sämmtlich einzuüben und zu belehren. Die Anstrengungen dieses Dienstes zeigten sich

*) Kriegsminister war der französische General Morio, wie unser Gewährsmann ausspricht, ein Mann von Geist und liebenswürdigem Wesen, der bald nach dieser Zeit eine Division Westphalen nach Spanien führte und sich bald die Liebe und das Vertrauen der Truppen erworben hatte.

einigemale in Ohnmachtsanfällen zum Schrecken seiner Gattin.

Der Sommer brachte Erholung durch ein Kommando nach Osnabrück, wohin 2 Kompagnien der Grenadiergarde marschirten, um dem Hoflager des Königs daselbst als Ehrenwache zu dienen. Jerome kam indessen nicht.

Am 1. April 1809 wurde Bardeleben zum Kapitain ernannt und ihm die verwilderte Kompagnie des einzigen Franzosen anvertraut, welcher bei der Bildung des Korps als Kapitain darin angestellt worden war. In Jahresfrist rückte er vom 5. Premierlieutenant zum Kompagniechef auf und stand damit an einem Platze selbständigen Wirkens und zwar für ihn zunächst in höchst schwieriger Stellung; er verstand durch Willenskraft, Klugheit, Güte die unbotmäßige Bande, die ihm zugeliefert war, zu einer Musterabtheilung umzubilden. Hören wir seinen Bericht eines der schlimmsten Vorkommnisse: „Eines Tages hatte ich meine Kompagnie Morgens, Mittags und Abends tüchtig exercirt, weil sie nicht folgsam werden wollte. Als ich sie Abends auseinander gehen ließ, stürzte die Mehrzahl mit lautem Toben und Fluchen und Schlagen mit dem Gewehr in die Kaserne. Ich folgte sogleich und befahl, sofort wieder in Reihe und Glied zu treten, welcher Befehl von den Unteroffizieren befolgt wurde, die Uebrigen aber weigerten sich zu folgen und ich war gezwungen mit der Klinge darauf los zu schlagen, wobei einige Verwundungen stattfanden. Mit vieler Mühe brachte ich sie endlich wieder ins Glied und exercirte dann noch eine Stunde; obwohl dies unbeschreiblich schlecht ging, wollte ich es doch nicht bemerken, ließ darauf zwölf Rädelsführer verhaften und auf die Hauptwache bringen. Ich besorgte, Oberst Ducoudras würde wegen der Verwundungen den Vorfall zu meinem Nachtheile beurtheilen, allein er urtheilte in der Hauptsache richtig. Die Rädelsführer wurden vor ein Kriegsgericht gestellt, einige zum Tode verurtheilt; jedoch, wohl aus Rücksicht auf die Zeitumstände (die Dörnberg'sche Erhebung hatte stattgefunden) begnadigt und mit noch einigen nach Spanien geschickt. Von da an war ich Herr und Gebieter und wurde allmählig der Vertraute in allen Angelegenheiten meiner Leute".

Die eifrige unausgesetzte Beschäftigung mit seinen Unteroffizieren und Soldaten erzeugte reges Ehrgefühl und Anhänglichkeit an ihn, in dem Feldzuge 1809 in Sachsen desertirten westphälische Soldaten zahlreich, mitunter 10—12 in einer Nacht, von Bardelebens Kompagnie nicht Einer. Die Märsche legte er zu Fuß zurück, was seine Leute ermunterte; selbst bei einem fast 16stündigen Marsche sei keiner von seiner Kompagnie zurückgeblieben, verzeichnete er. Seine Fürsorge für ihr Wohlergehen lohnten sie durch Vertrauen; so erzählt er, er habe für guten, saubern Anzug sich bemüht und seine Grenadiere hätten, wenn sie Sonntags ausgegangen seien, gern den Weg vor seinem Hause vorüber gewählt, damit er sehen könne, wie schön ihre Uniform sich darstelle. Auf seinen Vorschlag wurden vier seiner Unteroffiziere zu Offizieren ernannt, alle Bauersöhne, von denen nur einer beim Eintritte hatte schreiben und lesen können. Wir müssen uns versagen, weiteres Einzelne aus dieser Zeit ernsten Schaffens zu bringen, so lehrreich es auch ist zu sehen, wie die Mannschaft „für den Krieg" vorbereitet wurde, den Jedermann erwartete.

Ueber Zustände und Personen in Kassel zu dieser Zeit theilt Bardeleben Verschiedenes mit, was zur Bestätigung der Urtheile über die Minister des Königs und die Lage des Staates dienen kann, wie sie feststehen. Als Oberst von Dörnberg am 22. April 1809 sich gegen die Regierung erhob, rückte auch die Grenadiergarde zur Dämpfung des Aufstandes aus, ohne zu einer Thätigkeit zu gelangen. Ein Vetter unseres Gardekapitains hatte diesen Tages zuvor besucht und wurde dann wegen Betheiligung an der Verschwörung verfolgt, Bardeleben besorgte ebenfalls verwickelt zu werden, doch erfolgte nichts. Er hielt auch an seinem dem Könige geschworenen Treueide fest, obwohl er im Herzen Deutschlands Schmach beklagte.

Von dem folgenden Jahre 1810 erwähnt Bardeleben über sich: „Dieses Jahr steht in heiterem Licht vor meiner Seele, ruhig floß es dahin". Diese wenigen Worte könnten von einem Geschichtsschreiber auf die Weltlage jenes Jahres bezogen werden, denn Napoleon stand auf seiner Höhe, Frieden herrschte, nur Spanien beugte sich nicht unter des Gewaltigen Fuß. Neben seiner rastlosen Thätigkeit im Dienste fand der Offizier noch Muße, sich an der Arbeit der Freimaurerloge zu betheiligen, er wurde sogar nach zweijähriger Zugehörigkeit zum ersten Vorsteher gewählt; auch hier faßte er seine Pflichten in dem sittlichen Ernste und mit dem Eifer auf, wie die seines Berufes und mußte lernen, daß es in der Welt zweierlei Maßstäbe für dieselben Dinge geben kann.

Die ungeheuern Verluste in Spanien wirkten auf Beförderung im Offizierskorps hin, so wurde auch Bardeleben mit drei vor ihm stehenden Kapitains der Grenadiergarde am 25. Januar 1811 zum Oberstlieutenant ernannt. So eben hatte ihm der Tod ein Kind geraubt, und seine Gattin einem anderen das Leben gegeben, als ihn die Versetzung zum vierten

Infanterieregimente traf, welches, in Spanien vernichtet, in Hameln neu gebildet werden sollte; es war eine harte Prüfung, die Seinigen zu verlassen, aber der Muth seiner Konradine half ihm, auch das zu überwinden.

Hatte er vor zwei Jahren seine Kompagnie sich erobern müssen, so fand er in Hameln eine im Offizierskorps auftretende Schwierigkeit. Schon der Kommandeur des Regiments war über das Eintreffen Bardelebens nicht erfreut, da er mehrere alte auf Beförderung Anspruch machende Kapitains im Regimente hatte. Diese Kapitains zeigten dem neuen Vorgesetzten Unlust, sich unterzuordnen; er war bemüht, ihnen mit der größten Höflichkeit zu begegnen, indessen bewirkte dies das Gegentheil des erhofften Erfolges. Nun belegte er bei der nächsten Gelegenheit den ältesten Kapitain mit acht Tagen strengen Arrests.*) „Der Dienst wurde hiernach, wenn auch mit sichtbarem Verdruß, auf kurze Zeit ausgeübt; als aber fast alle übrigen Kapitains das Schicksal des ältesten erfahren hatten, ich bei alledem möglichst schonend und höflich blieb und mich in geselliger Verbindung mit ihnen erhielt, auch bereits einige Offiziere mein Verfahren als richtig erkannten, so ward allmählig ein angenehmes Dienstverhältniß herbeigeführt. Dies gute Einvernehmen dankte ich hauptsächlich der Mitwirkung der Kapitains Asbrand und von Cölln". Diese beiden hatten sich in Spanien ausgezeichnet, vielleicht hätten sie eher als andere eine Zurücksetzung darin finden können, daß ihr neuer Oberstlieutenant aus der Garde stammte.

Als das Regiment genügend ausgebildet war, rückte es in das Lager bei Katharinenthal (Wilhelmsthal bei Kassel) für drei Monate. Der das Lager befehligende General Chabert beanspruchte, wenn er daselbst erschien, daß alle Stabsoffiziere sich um ihn sammelten, die Soldaten zu seiner Belustigung Possen aufführten, zu welchen Dingen Bardeleben sich nicht geneigt zeigte. Der General machte ihm darüber eines Tages in beleidigenden Ausdrücken Vorhalt; obwohl er dann noch selbigen Tages in Gegenwart von zwei Obersten Bardeleben vollkommen zufriedenstellende Erklärungen abgab, brachte der Vorfall diesem doch das Drückende seines Dienstverhältnisses als Deutscher in Westphalen in solcher Stärke vor Augen, daß er Urlaub nahm und den Versuch machte, in preußischen Dienst aufgenommen zu werden. Ein Schwager, Oberst von Bockum-Dolffs in den Gardes-du-Korps, schnitt ihm aber jede Hoffnung ab, unter den traurigen Verhältnissen Preußens dort Anstellung zu finden. So diente er weiter und that seine Pflicht bald wieder mit Befriedigung, wobei ihn der häufige Wechsel des Standortes seines Regimentes unterstützte. Die Seinigen hatte er, da er sie nicht bei sich haben konnte, in Soest in dem dortigen Stifte untergebracht.

(Forts. folgt.)

*) Hausarrest mit einer Schildwache vor der Thür, für welche der Verhaftete täglich 1½ Franks zu zahlen hatte.

---

# Trenton.

Eine historische Skizze von Philipp Seb. Schol.

(Fortsetzung.)

Dies war ungefähr die Lage der Dinge in Trenton. Werfen wir nun auch einen flüchtigen Blick in das feindliche Lager! Die aufständischen Truppen waren durch die Schlag auf Schlag erfolgten Niederlagen sehr entmuthigt worden. Sie hatten jetzt die „feilen deutschen Tyrannenknechte", wie sie die Hessen nannten, zur Genüge kennen gelernt und besaßen einen außerordentlichen Respekt vor ihnen. Kam es doch vor, daß ein amerikanischer Offizier eine Niederlage damit entschuldigte, daß er sagte: er habe hessische Jäger und Grenadiere vor sich gehabt, denen ja selbst nicht der Teufel standhalten könne.*) Wie gesagt, den meisten Amerikanern war die Lust am Aufstande vergangen und das Heer drohte sich aufzulösen. Viele Leute hatten schon die Fahnen verlassen und waren in ihre Heimath

*) Die Lage der Amerikaner und die Zuversicht der Verbündeten waren der Art, daß der hessische Oberst von Donop am Schlusse des ersten Feldzuges die Forderung stellte: mit seiner schwachen Grenadierbrigade und einem Reg. Schotten den Krieg ganz allein am Sitze des Kongresses enden zu dürfen. cf. v. Pfister, betr. über die Wichtigkeit des stehenden Heeres pag. 47 ff.

zurückgekehrt, die meisten übrigen hatten keinen größeren Wunsch als dasselbe zu thun. Nur eine so kluge und umsichtige Persönlichkeit, wie Washington vermochte da noch der amerikanischen Sache zu helfen. Durch eine Solderhöhung von 25% und viele Versprechungen fesselte er den Rest seines Heeres an sich und suchte auf jede Art und Weise ihren Muth zu heben. Das beste Mittel hierzu schien ihm ein siegreicher Ueberfall des Feindes zu sein, den er und der Brigademajor Wilkinson schon lange geplant hatten. Mit scharfem Blick erkannte er die gefährliche Lage der Hessen in Trenton und bemerkte mit Zufriedenheit die Sorglosigkeit ihres Anführers. Er suchte den General Gates, der einen Theil der amerikanischen Truppen befehligte, zur Theilnahme an dem geplanten Unternehmen zu gewinnen. Dieser aber, eifersüchtig auf Washington, machte Ausflüchte und lehnte es ab, gemeinsam mit ihm zu operiren. So blieben ihm nur ungefähr 6000 Mann für das Unternehmen zur Verfügung, immerhin viermal soviel als die Truppen Ralls. Sein Plan war folgendermaßen: Der Angriff sollte in der Nacht vom 24/25 Dez. und zwar von 3 Seiten aus stattfinden. Washington selbst wollte mit 2500 Mann und 20 Geschützen in der Frühe des Christmorgens bei Mc Konkeys Fähre (jetzt Taylorsville) ungefähr 9 englische Meilen oberhalb Trentons den Delaware überschreiten und von Norden aus den Hauptangriff gegen Rall unternehmen. Zugleich sollte General Ewing mit einem Detachement pennsylvanischer Miliz eine Meile unterhalb Trentons über den Creek gehen, die Brücke über den Assunpink besetzen und so den Hessen den Rückzug abschneiden. Die dritte Abtheilung unter den Generalen Putnam, welcher gerade Philadelphia befestigte, und Cadwalader sollte unterhalb Burlingtons übergehen, den Obersten von Donop beschäftigen und ihn verhindern seinen Landsleuten zu Hilfe zu kommen.

Dieser Plan konnte jedoch, wie wir gleich vorausschicken wollen, nicht in allen seinen Theilen ausgeführt werden. General Ewing wurde durch das Eis verhindert überhaupt den Fluß zu überschreiten und General Putnam detachirte nur 5—600 pennsylvanischer Miliz unter dem Obersten Griffin über den Fluß, da ihn ein drohender Aufstand in Philadelphia hinderte, mehr Truppen aus der Stadt zu entfernen.

Nur Washington führte seinen Theil des Unternehmens dem Plan gemäß durch. In der Christnacht überschritt er mit seinen Truppen begleitet von den Generälen Greene, Sullivan, Mercer, Stephen, Lord Stirling auf Booten und Kähnen den Fluß. Die Ueberfahrt der Geschütze machte große Schwierigkeiten und verursachte eine Verzögerung, so daß die Truppen erst nach 3 Uhr Morgens ihren Marsch antreten konnten. Die Nacht war sehr kalt und stürmisch. Gegen Morgen fing es stark an zu schneien und zu regnen, ein Umstand, der zwar für den Marsch nicht günstig war, aber den Angreifern später sehr zustatten kam. Washington theilte seine Truppen in zwei Theile. Der eine, von ihm selbst und den Generälen Greene, Stirling, Mercer, und Stephen befehligt, sollte einen Bogen beschreiben und von Norden, von der Benningtoner Straße aus Trenton angreifen. Der andere Theil unter General Sullivan sollte am Fluß entlang marschiren und von Westen angreifen. Damit der Angriff zu gleicher Zeit stattfinde, hatte Sullivan der den kürzeren Weg hatte, den Auftrag, eine Weile an einem Kreuzweg zu halten, damit Washington Zeit habe seinen Marsch zu vollenden. —

Doch wir wollen uns nun wieder zurück zu unsern Landsleuten wenden. Wir haben schon oben erwähnt, daß Oberst Rall mehrfache Warnungen erhalten hatte. Zuletzt hatte der britische General Grant aus Princeton ihm eine Nachricht von dem beabsichtigten Ueberfall gesandt, die derselbe wohl von Ueberläufern erhalten hatte. Es hieß darin nur: Lord Stirling werde Nachts mit einem starken Detachement die Hessen angreifen. Diese Nachricht lautete so bestimmt, daß Rall doch etwas mehr auf seiner Hut war, als gewöhnlich. Wir haben oben schon einer Patrouille Erwähnung gethan, die er am 24. unter Major Matthäus und Kapitain Steding in der Richtung nach Bennington und Johnsonsferry marschiren ließ. Man konnte jedoch auf dem diesseitigen Ufer nichts vom Feinde entdecken. Am Abend desselben Tages wurde plötzlich der im Norden stehende Außenposten von einer Abtheilung der Rebellen, die aus dem Walde kam, angegriffen. Bei dem sich entspinnenden Gefecht erlitten die Hessen einen Verlust von 6 Verwundeten. Unterdessen war sogleich die ganze Besatzung allarmirt worden. Rall vermuthete, daß dies der von Grant gemeldete Angriff sei. Die Amerikaner zogen sich jedoch nach kurzem Kampfe wieder zurück. Rall ließ sie von einer Abtheilung von 30 Mann unter einem Fähnrich verfolgen; die jedoch nach kurzer Zeit wieder zurückgerufen wurden. Der Außenposten wurde darauf durch 1 Offizier mit 10 Mann verstärkt. Da der Oberst jetzt glaubte, den ihm von Grant gemeldeten Angriff abgeschlagen zu haben, so gab er sich dem Gefühle völliger Sicherheit hin, und sorglos verbrachte er den weiteren Abend in einer Gesellschaft, im frohen Kreise von Zechgenossen, mit denen er der Flasche eifrig zusprach. —

Nicht ohne Absicht hatte Washington gerade das Christfest zu seinem Unternehmen ausersehen. Er hatte gehört, daß die Hessen dasselbe durch fröhliche Gelage und dergl. feiern würden, und hoffte daher einen großen Theil der Truppen im berauschten Zustande anzutreffen. Was die Person des Obersten anlangt, so sollte er sich darin auch nicht getäuscht haben. —

Wenden wir uns jetzt zu dem nördlichen Außenposten, der wie erwähnt eine Verstärkung erhalten hatte. Die Nacht war rauh und stürmisch, ein dichtes Schneegestöber hinderte das Auge weit zu sehen. Da man nichts mehr vom Feinde bemerkt hatte, so ließ der kommandirende Offizier, Lieutenant Wiederhold, seine Wachen einziehen. Es war ganz in der Frühe des Christmorgens, das Wetter wurde immer unerträglicher. Die Soldaten hatten sich unter das schützende Dach des Hauses geflüchtet, in dessen Nähe der Posten seine Stellung hatte. Kein Mensch dachte bei dem Unwetter noch an die Amerikaner. Da plötzlich ertönte der laute Ruf des Lieutenants: „Der Feind! der Feind! Heraus!" Im selben Augenblicke krachten auch schon die Büchsen der von allen Seiten aus dem Wald anstürmenden amerikanischen Bataillone. Durch den Schnee begünstigt, der ihre Schritte unhörbar gemacht hatte, waren sie ungesehen bis ganz in die Nähe der Hessen vorgedrungen. Die Soldaten eilten sofort zu den Waffen und warfen sich dem Feinde entgegen, indem sie dessen Feuer erwiederten. Lieutenant Wiederhold sah jedoch bald, daß gegen die Uebermacht der Feinde kein Widerstand möglich sei und gab, da er eine Einschließung befürchtete, den Befehl, sich rasch aber feuernd auf den Ort zurückzuziehen.

Dort hatten die Schüsse schon alles allarmirt. Trommelgerassel und schmetternde Signalhörner riefen die schlafenden Hessen zu den Waffen. Kapitain von Altenbockum vom Regiment v. Loßberg war mit seiner Kompagnie zuerst kampfbereit. Er warf sich sofort den Amerikanern entgegen und nahm das zurückweichende Piquet auf. Unterdessen sammelten sich allmählich auch die übrigen Kompagnien und das Regiment Rall, welches heute du jour hatte und in den Allarmhäusern lag, nur der Oberst fehlte. Sein Adjutant, Lieutenant Biel, war sofort in sein Quartier geeilt, hatte ihn aber nicht gleich aus seinem tiefen Schlummer — er hatte, wie oben erwähnt die Nacht durchschwärmt und fleißig gezecht — aufzumuntern vermocht. Endlich nach einiger Zeit kam er hastig und aufgeregt auf seinem Pferde herangesprengt.

Aus dem Schießen, das man vom Südende des Ortes her hörte, entnahm man, daß auch das dort liegende Regiment von Knyphausen angegriffen war und daß man schon fast völlig vom Feinde eingeschlossen sei. Höchstens nach Osten war noch an ein Entkommen zu denken. Rall ließ jedoch sofort nach seinem Eintreffen die Truppen vorrücken und suchte die Amerikaner zurückzudrängen. Dies konnte natürlich bei dem noch gar nicht völlig geordneten Zustande der Kompagnien nicht gelingen. Die Verwirrung der hessischen Truppen wurde noch vermehrt durch das Herumgallopiren der britischen Dragoner. Jetzt ließ Washington eine Batterie von 6 Geschützen unter Kapitain Forest auffahren und auf die Hessen feuern. Die 4 Geschütze der beiden Regimenter konnten das Feuer nur kurze Zeit erwiedern. Die Feinde rückten immer mehr vor und richteten ihr Feuer besonders auf die Bedienungsmannschaft der Geschütze, welche bald zum Theil niedergeschossen, zum Theil schwer verwundet und kampfunfähig gemacht war. Da machten die Amerikaner noch einen wüthenden Angriff und nahmen die Geschütze. Als Ralls Grenadiere dies sahen, stürzten sie nochmals wuthentflammt auf den Feind los, warfen ihn mit dem Bajonett zurück und holten sich ihre Kanonen wieder. Doch lange konnten sie dem übermächtigen Feinde hier nicht mehr standhalten. Rall zog sich also mit seinem Regiment etwas nach Osten zurück. Oberstlieutnant Scheffer folgte ihm mit dem Regiment von Loßberg und beide faßten nun Fuß in einem Obstgarten an der Princetonerstraße. Anstatt sich nun nach dieser noch einigermaßen freien Seite weiter zurückzuziehen und so wenigstens die Truppen zu retten, faßte der Oberst, dem es unerträglich schien, vor den Rebellen zu fliehen und ihnen die ganze im Orte zurückgebliebene Bagage zu lassen, den tollkühnen Entschluß, die Stadt Trenton, welche schon ganz vom Feinde eingenommen war wieder anzugreifen und die Amerikaner heraus zu werfen. „Alle, die meine Grenadiere sind, vorwärts!" rief er und stürmte an der Spitze seiner Leute wieder dem Feinde entgegen. Ein Kugelregen empfing die todesmuthig anrückenden Hessen. Kartätschen und Büchsenkugeln hagelten in ihre Reihen, und mancher brave Sohn des Hessenlandes fiel da zu Tode getroffen von dem Blei der amerikanischen Riflemen, welche aus nächster Nähe im Schutze von Mauerwerk und Gesträuch auf die Soldaten losknallten. Dabei versagten noch die Gewehre der Hessen bei dem Unwetter fast gänzlich, während das Feuer der Amerikaner, die ihre Büchsen vorher ausgeschossen hatten, immer lebhafter wurde. Zu alledem kam noch, daß die Geschütze des Regimentes von Loßberg im Schlamm stecken blieben; die des Regimentes Rall hatten ihr Feuer längst eingestellt, da ihre Bedienungs=

mannschaft weggeschossen war. Trotzalledem ließ Rall vom Muthe der Verzweiflung getrieben noch immer avanciren, als er plötzlich von einer Kugel getroffen im Sattel wankte. Ein zweiter Schuß traf ihn tödtlich, und er sank vom Pferde. Sein Fall erregte große Bestürzung, zumal da der größte Theil der übrigen Offiziere auch schon gefallen oder verwundet war. Das Regiment Rall hatte nur noch 4, von Loßberg noch 5 kampffähige Offiziere. Trotz der kritischen Lage dachte noch Niemand an Ergebung. Oberstlieutenant Scheffer, der an Ralls Stelle das Kommando übernommen hatte, berieth sich in aller Eile mit seinen Offizieren, und man kam überein, sich um jeden Preis auf der Princetoner Straße durchzuschlagen. Allein Washington durchschaute die Absicht der Hessen, und als dieselben glücklich die Straße erreicht hatten, sahen sie den Weg durch ein pennsylvanisches Schützenbataillon mit mehreren Geschützen gesperrt. An ein Durchkommen war da nicht mehr zu denken. Washington befahl mit Kartätschen auf die Hessen zu schießen. Da befahl Oberstlieutenant Scheffer, um nicht noch mehr Blut unnütz zu vergießen, die so oft ruhmvoll geführten Fahnen zum Zeichen der Ergebung zu senken, und gab sich mit dem Rest der Soldaten gefangen. —

(S fo'gt.)

# Nummer Dreizehn.

## Eine Dorfgeschichte aus Niederhessen, dem Leben nacherzählt

von A. Weidenmüller.

(Fortsetzung.)

„Hätte ich das vor vier Wochen gewußt!—" aber dann unterbricht sie sich schnell. „Es ist wohl besser so, Konrad, für Dich und für uns. Du hättest uns nichts borgen können, und ich hätte Dir nur Noth und Sorgen mitgebracht. Der Schäfer hat mir auch gestern versprochen, nicht mehr so viel ins Wirthshaus zu gehen," fügt sie nach einer Weile noch hinzu, wie zu ihrer eigenen Rechtfertigung. Konrad antwortet nicht.

„Was willst Du denn jetzt anfangen?" fragt sie darum nach einer Weile, und verstört berichtet er nun von der guten Stelle in Rotenburg und seinem freundlichen Rittmeister. Zuletzt zieht er das Loos hervor. „Ich dachte, es sollte uns beiden Glück bringen, nun nimms als Hochzeitsgeschenk." Er will noch mehr sagen, aber die Stimme versagt ihm. Auch Martlis kann sich nicht mehr halten. Sie nimmt ihm das Loos aus der Hand und spricht unter stürzenden Thränen: „In meinem Gesangbuche soll es liegen bis an mein Lebensende. Und nun geh, Konrad und vergiß mich nicht ganz. Gott mag Dir und mir helfen!" Sie hält ihn einen Augenblick am Arm, so fest, als wollte sie ihn nie wieder loslassen, dann geht sie ins Haus, die Treppe zu ihrer Kammer hinauf.

Eine Viertelstunde später trifft der Schäfer Oswald seine Verlobte am Küchentisch sitzend, die Schreibfeder ihres kleinen Bruders in der Hand. Sie hat auf das Loos, welches sie vom Konrad bekommen hat, ihren Namen und Wohnort und das Datum des Empfangs geschrieben und sieht aus ihren trübgeweinten Augen etwas bestürzt von dem Blatt empor.

„Ich dachte, du wärest nach Seefeld gegangen."

Der Schäfer lacht roh. „Ich wollte gerade weg, da sah ich den Konrad hier herein schleichen. Nun möchte ich doch gern erst noch erfahren, was er mit Dir zu verhandeln gehabt hat. Habt ihr nur zusammen geheult?"

Martlis wird blaß, aber ihr Blick weicht dem ihres Bräutigams nicht aus.

„Wenn Du gerne wissen wolltest, was mir der Konrad zu sagen hatte, konntest Du ja mit ihm kommen. Er hat mir Glück zur Hochzeit gewünscht und dies Loos geschenkt."

Der Schäfer nimmt das Blatt vom Tische auf und betrachtet es von hinten und von vorn. Dann sagt er verächtlich:

„Der Lump könnt' seine paar Heller auch besser anwenden."

Das Mädchen richtet sich trotzig empor. „Der Konrad ist kein Lump! Er hat eine gute Stelle in Rotenburg, und das Loos hat ihm sein Rittmeister gegeben."

„Du dumme Trine nimmst ihn wohl gar noch in Schutz, nachdem er Dich so angeführt hat? Das sollte mir gerade fehlen, daß Du mir Deinen alten Schatz mit ins Haus brächtest!"

„Wenn Du mir so etwas zutraust," versetzt Martlis kalt, „wir sind ja noch nicht kopulirt."

Der Schäfer sieht sie von der Seite an. Sie

wäre im Stande und machte die Sache rückgängig, und er hätte den Schaden und den Spott dazu.

„Verstehst Du denn gar keinen Spaß?“ meint er einlenkend. „Ich bin doch auch noch ein ziemlich junger Bursch, wie kann mirs da wohl einerlei sein, wenn Du Dir um einen anderen die Augen aus dem Kopfe heulst? Aber ich will Dir etwas sagen: Gieb mir das Loos zum Aufheben, und ich glaube nicht, daß Du es mit dem Konrad heimlich weiter treibst.“

Das Mädchen kämpft einen kurzen schweren Kampf mit sich. Das letzte Andenken an Konrad wegzugeben ist eine harte Zumuthung, besonders nach dem vorausgegangenen Gespräch, aber giebt sie es nicht heraus, so ist sie keine Stunde vor Quälereien sicher. Entschlossen legt sie es in die Hand des Schäfers. Er bedankt sich nicht, bedächtig zieht er seinen ledernen Geldbeutel aus der Tasche, steckt das Blatt mehrmals zusammengefaltet hinein und verwahrt ihn dann fest zugeknotet wieder an seinem gewohnten Platz. Martlis hat ihm stumm zugesehen; als er jetzt fertig ist und nach seinem Stock greift, holt sie tief Athem.

„Oswald, ich hab' Dir jetzt den Willen gethan, nun thue ihn mir auch einmal. Betrink Dich heute im Seefelder Wirthshaus nicht!“ Sie streckt ihm die Hand entgegen, und in einer plötzlichen Anwandlung von Weichheit und Nachgiebigkeit legt der Schäfer die seinige hinein.

„Dir zu Gefallen will ich heute einmal nur ein Kännchen trinken! Uebermorgen auf unserer Hochzeit werde ich mich schon dafür entschädigen.“ Er lacht laut über den guten Witz, den er gemacht zu haben glaubt und geht; Martlis sieht ihm von dem niedrigen Fensterchen aus nach, bis er verschwunden ist, dann räumt sie Peters Schreibgeräth zusammen und macht sich wieder an ihren Flickkram. Arbeit ist ja noch der letzte Halt für den, der nicht mehr hoffen kann und nicht mehr beten mag. —

In Seefeld ist Kirmes. Das merkt der Schäfer Oswald schon, ehe er im Dorfe ist, und als er seinen Hundekauf abgeschlossen hat und ins Wirthshaus kommt, ist er auch bald der Meinung, daß Kirmes etwas sehr Schönes ist. Nach einer halben Stunde hat er vergessen, was er Martlis versprochen hat, aus dem einen Kännchen wird eine ganze Reihe von Kännchen, und als er in der Dämmerung mit dem neuen Hund an der Leine die lärmende Gesellschaft verläßt, ruft ihm der Wirth besorgt nach: „Nicht den Fußweg, Schäfer, sonst fallt ihr schnurstracks ins Wasser!“

Der Betrunkene macht einen Versuch sich umzuwenden und den Rathgeber auszulachen, aber es gelingt ihm nicht, und so beweist er seine Selbständigkeit nur dadurch, daß er sofort von der Straße ab und in den schmalen Pfad einbiegt, der am Flusse entlang führt.

Wie weit er auf demselben gekommen ist, weiß niemand, da ihm kein Mensch begegnet ist, aber gegen neun Uhr kratzt es an der Thüre des Schäfers von Seefeld, und als er öffnet, springt sein am Nachmittag verkaufter Hund herein, zitternd vor Näße, ohne Leine und Halsband. Und am folgenden Tag zieht ein Färber in dem kleinen Städtchen weiter unten am Fluß die Leiche eines Mannes aus den Wellen, den dort niemand kennt. Auf seinen Heimathort und damit dann auch auf seinen Namen und die Ursache seines Todes kommt man erst durch ein vielfach zusammengefaltetes Blatt in seinem ledernen Geldbeutel: ein Loos zu der bevorstehenden Pferdemarkt-Lotterie mit der Nummer dreizehn und den nur wenig verschwommenen Worten auf der Rückseite: „Martha Elisabeth Köthe, Heubach, den 3. Oktober 18 . .“.

V.

Schwerer, kalter Novembernebel liegt auf der Stadt, da trifft der Rittergutsbesitzer von Wild, der in Geldgeschäften schon früh am Vormittag gekommen ist, an einer Straßenecke mit seinem Vetter, dem Rittmeister zusammen. Der erkennt ihn erst nicht, dann ruft er triumphirend: Nun sage noch jemand, ich hätte kein Glück! Gerade wollte ich zum Telegraphenamt, um dich oder vielmehr deinen Kutscher her zu citiren. Hast du den Mai mit hier?“

„Natürlich. Aber was soll er denn? Du willst ihn doch nicht etwa wieder haben?“

„Nein, bewahre! Ich will ihm nur einen Spaß machen. Wie gefällt er dir denn?“

„Sehr, sehr! Ein Muster von einem Kutscher, nur ein bischen zu ernsthaft für meinen Geschmack. Er lacht eigentlich blos mit den Kindern, die jetzt stundenlang bei ihrem „lieben Mai“ im Pferdestall stecken. War er immer so?“

„Nein“, sagt der Rittmeister erstaunt, „stets lustig und guter Dinge. Aber ich werde ja hören, woran das liegt. Willst du ihn um zwölf Uhr in meine Wohnung schicken? Wir sehen uns ja wohl hernach noch im Kasino?“ Sie gehen auseinander, und mit dem Schlag zwölf steht Konrad in dem Arbeitszimmer seines früheren Vorgesetzten. Es ist alles darin wie vor vier Wochen, nur er selbst ist ein Andrer. Nicht blos von außen, denn statt der Husarenuniform trägt er jetzt eine dunkle kleidsame Livree; er kommt sich auch innen verändert vor, älter und kälter. Daß das jemand merken könne, glaubt er freilich nicht, hats doch auch sein alter Wachtmeister nicht gemerkt, der ihm eben begegnet ist und einen Witz über sein patentes

Aussehen gemacht hat. Und darum thut es ihm wohl und weh zugleich, als der Rittmeister rasch eintretend, ihm freundlich die Hand reicht und mit seiner tiefen Stimme sagt: „Fehlt ihnen etwas Mai? Mich dünkt, Sie sahen früher fröhlicher aus den Augen. Aber Sie sollen mir jetzt schon lachen. Haben Sie das Loos noch, das ich Ihnen vor vier Wochen schenkte? Nummer dreizehn, nicht wahr?" „Zu Befehl, ja, Herr Rittmeister".

(Schluß folgt.)

## Der Blumen Geister.

Blumen an den Fensterscheiben
Seh' ich oft in kalten Tagen
Wenn des Winters rauhe Lüfte
Sie gebracht mit ihren Plagen.

Habe oft mich wohl gefraget,
Was die Blumen nur bedeuten,
Die an meinen Fenstern glitzern
Ob zur Mahnung, ob zu Freuden?

Habe hin und her gesonnen,
Endlich glaub ich es zu wissen:
Geister sind es jener Blumen,
Die der Menschen Hand zerrissen.

All' die lieben kleinen Wesen,
All' die zarten Frühlingskinder,
Seh' ich nun als Geister wieder
In dem rauhen, kalten Winter.

**Carl Weber.**

## Das Haus des am 22. Oktober 1859 gestorbenen Hof-Kapellmeisters Louis Spohr in Kassel.

Zwischen hohen, grünen Bäumen
Lugt ein stilles Haus hervor,
Wo in traulichlieben Räumen
Lebte vormals unser Spohr.

Hier in rastlos regem Streben
Hat der Meister, Ruhmes voll,
Lang gewirkt, der Kunst ergeben,
Hochbegeistert von Apoll;

Setzte Bühnensang und Lieder
In Musik, im Schaffensdrang,
Und im Hause tönten wieder
Geigenspiel und Harfenklang.

Aber lange schon verschwunden
Ist aus ihm die frohe Zeit;
Mit dem Meister sind entschwunden
Glück und Freude, Herrlichkeit.

Nicht mehr aus dem Hause schallen
Geige, Harfe, noch Klavier;
Nicht mehr sieht man Schüler wallen
Nach dem Musentempel hier;

Nicht mehr gehen hier die Scharen
Der Verehrer ein und aus;
Still, verödet schon seit Jahren
Steht im Garten nun das Haus.

Aber im Vorübergehen
Schau'n nach ihm noch die zur Zeit,
Die den Künstler noch gesehen
Einst in voller Thätigkeit.

Von der Arbeit, seinem Streben
Ruht er am geweihten Ort;
Aber seine Werke leben
Bei der Nachwelt fort und fort!

**O. Siebert.**

## Aus alter und neuer Zeit.

Cyriacus Spangenberg. Am 10. Februar sind 286 Jahre verflossen, seit der 1528 zu Nordhausen geborene Cyriacus Spangenberg verstorben ist. Für uns Hessen hat dieser geschätzte Theologe und Historiker hauptsächlich durch seinen 1591 in Schmalkalden erschienenen trefflichen „Adelsspiegel" und durch seine 1599 zu Straßburg herausgegebene „Henneberg'sche Chronica" Bedeutung. Von Schlitz aus, wo er Pfarrer war, berief ihn Landgraf Wilhelm IV. nach Vacha. Von dort zog er 1595 nach Straßburg, woselbst er 1604 verstarb.

Wie Wolfgang Menzel im 2. Band seiner „Geschichte der Deutschen" berichtet, entkam C. Spangenberg als eifriger Anhänger des Mathias Flacius Illyricus aus Halle der Verfolgung der Philippisten, bei welcher alle Flacianer, nicht weniger als 111 Prediger — M. Flacius Illyricus selbst starb zu Frankfurt a. M. im Elend — 1573 vertrieben wurden, nur dadurch, daß er sich als Hebamme verkleidete, während seine ganze Gemeinde in Fesseln auf den Giebichenstein geschleppt wurde. **J. H.**

Sonderlichkeiten eines Kasseler Gelehrten. Zu den angesehensten hessischen Juristen in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts gehörten drei Glieder der Familie Kopp, Vater, Sohn und Enkel. Der erstere, Joh. Adam Kopp, geboren am 22. März 1698 zu Offenbach, war Vicekanzler der Marburger Universität und dessen am 26. April 1728 geborener Sohn Karl Philipp wurde Geheimer Rath und Direktor des Kasseler Oberappelationsgerichts. Dieser hat sich durch Herausgabe der in den Jahren 1769 u. 70 erschienenen Schrift „Ausführliche Nachricht von der älteren und neueren Verfassung der Geistlichen- und Civil-Gerichte in den Fürstlich hessischen Landen“ ein anerkannt großes Verdienst um die hessische Rechtsgeschichte erworben. Einen noch bedeutenderen Ruf auf historisch-juristischem Gebiete erlangte dessen am 18. März 1762 zu Kassel geborener Sohn Ulrich Friedrich Kopp. Nach Vollendung seiner juristischen Studien wurde er Assessor bei der Regierung in Kassel, 1802 Direktor des Hofarchivs und 1803 Geheimer Kabinetsrath. Doch schon im folgenden Jahre verließ er in Folge einer Differenz mit seinem Landesherrn, dem Kurfürsten Wilhelm I., den hessischen Staatsdienst und zog nach Heidelberg, wo er im Jahre 1808 zum Ehrenprofessor ernannt wurde. Durch seinen jovialen Verkehr mit den Studenten war er hier bei diesen sehr beliebt, fand aber für seine Vorlesungen über Diplomatik und Heraldik, namentlich wegen seines zu öffentlichem Vortrage ungeeigneten Sprachorgans so wenig Hörer, daß er seine Professur aufgab und sich nach Mannheim ins Privatleben zurückzog.

In Kassel hatte er im Jahre 1796 die Herausgabe seines bekanntesten Werkes: „Handbuch zur Kenntniß der hessischen Landesverfassung und Rechte“ in alphabetischer Ordnung begonnen, welches von Dr. Karl Friedrich Wittich ergänzt wurde, in Mannheim beschäftigte er sich ausschließlich mit paläographischen Studien, als dessen Frucht seine Palaeographia critica erschien. Im Jahre 1834 am 26. März ereilte ihn der Tod in Marburg auf einer zum Besuche Karl Friedrich Hermanns dorthin unternommenen Reise.

In Kassel hatte Kopp nach den Aufzeichnungen eines Zeitgenossen zu den bekanntesten Persönlichkeiten der Stadt gehört. Der Grund dafür habe einmal in seinem scherzhaften, vertraulichen Verkehr mit dem Volke gelegen, wodurch er sich von andern Gelehrten und hohen Staatsbeamten sehr unterschieden habe, namentlich aber in seiner höchst auffälligen Kleidung. Wenn er nicht genöthigt gewesen, in Uniform mit langem Zopfe zu erscheinen, habe man ihn stets mit einer kurzen, dolmanähnlichen Reitjacke, gelbledernen Reithosen und halbhohen Reitstiefeln, auf dem Kopfe eine Beutelmütze tragend, bekleidet gesehen. Als Feind des Zopfes habe er diesen dann ganz klein und unter dem Kragen der Reitjacke versteckt getragen. Die Veranlassung zu der auffallenden Tracht habe ihm seine Leidenschaft für das Reiten gegeben. Zuweilen habe man ihn auch auf seinem ungesattelten Schimmel daher kommen sehen. Wenn er nach angreifenden Studien das Bedürfniß nach Bewegung im Freien gefühlt, habe er sich öfters nicht die Zeit genommen, erst seinen Diener zum Satteln des Pferdes herbei zu rufen. **W. R.-L.**

---

Bestellung eines landgräflichen Hofmalers im Jahre 1580. In diesem Jahre bestellte Wilhelm IV. L. v. H. seinen „Lieben Getreuen Christoffel Josten zu seinem Hofmahler und Diener dergestaldt, das er alle dasjehnige, so wir ihme In der zeitt zu mahlen ufferlegen und bevehlen werden, treues vleißes nach seinem besten vermögen und verstandt, auch fein förmblich sauber undt bestendlich mahlen nnd verfertigen soll“.

Als Lohn wird ihm ausgesetzt:

„Die gewöhnliche Hoffkleidung des Jahres einmahl, desgleichen, wenn er mahlen und in unser arbeitt sein wirdt, zu wochenlohn einen Thaler und seinem Jungen einen halben Thaler und dann vor die Cost zu Hoff einen Thaler wochentlich geben und Endtrichten lassen.“ **R.-L.**

---

## Aus Heimath und Fremde.

Am 31. Januar feierte zu Leipzig unser hessischer Landsmann, der berühmte Physiologe Geheimer Hofrath Dr. med. Karl Friedrich Wilhelm Ludwig das 25jährige Jubiläum als Professor an der dortigen Universität. Vor einem Vierteljahrhundert war er von Wien nach Leipzig berufen worden und hatte hier, wie früher in Marburg, Zürich und Wien mit den ersprießlichsten Erfolgen eine Thätigkeit von weitgehendster Bedeutung auf dem Gebiete der physiologischen Wissenschaft entfaltet. Mit schöpferischem Geiste und unablässigem Forschersinn ausgerüstet, hat er durch seine Untersuchungen und Entdeckungen geradezu bahnbrechend gewirkt. Er zählt zu den hervorragendsten Physiologen unserer Zeit. Das Leipziger physiologische Institut, das nach seinen Angaben eingerichtet wurde, ist das erste physiologische Laboratorium größeren Stils nicht nur in Deutschland, sondern in der Welt gewesen, und in seinen Einrichtungen, in den Arbeiten, die aus ihm hervorgehen, ist es heute noch ein Vorbild für alle anderen Unternehmungen ähnlicher Art. Kann es da Wunder nehmen, daß Staat, Universität, die Kollegen des Jubilars, wie dessen Schüler und nicht minder die Stadt Leipzig selbst, darin wetteiferten, den Ehrentag des hochverdienten Gelehrten auf das Feierlichste

zu begehen? Der König von Sachsen zeichnete ihn durch Verleihung des Komthurkreuzes I. Klasse mit Stern zum Albrechtsorden aus, die philosophische Fakultät der Universität Leipzig ernannte ihn zum Ehrendoktor der Philosophie, die Stadt Leipzig verlieh ihm das Ehrenbürgerrecht, die „Medizinische Gesellschaft“ in Leipzig ernannte ihn zum Ehrenmitgliede. Eine Deputation hessischer Landsleute, vertreten durch die Herren Pastor Dreydorff, Professor Pfeffer, von Meyer, Fleischhauer, A. Siebert, begrüßte ihren Landsmann durch Ueberreichung eines Lorbeerkranzes mit Schleifen in den hessischen Landesfarben. Bei dem Festmahle im Kaufmännischen Vereinshause brachte Rector magnificus Geheimrath Professor Dr. Wundt den Trinkspruch auf den Jubilar aus. Er gab eine treffliche geistreiche Charakterisirung von Professor Ludwig's Eigenschaften als Menschen und Gelehrten, von dessen segensreicher Thätigkeit auf physiologischem Gebiete. Er schloß seine Rede mit den Worten: „Wenn in der Wissenschaft wie in der Kunst der höchste Ehrentitel, den ein Mann sich erringen kann, der ist, ein Meister zu heißen, so hat sich der Jubilar diesen Titel vor allen anderen verdient. Darum lassen Sie unsere Verehrung und Wünsche heute in den einen Ruf zusammenfassen: „Hoch lebe unser Meister Ludwig!“ Die Studenten der Medizin und Naturwissenschaften brachten dem Jubilar einen Fackelzug, worauf dann der Kommers im Krystallpalaste folgte. — Professor Ludwig steht gegenwärtig in seinem 74. Lebensjahr, — er ist am 29. Dezember 1816 zu Witzenhausen geboren —, seine Gymnasialstudien machte er zu Hanau, wohin sein Vater als Oberrentmeister versetzt worden war. Er studierte hiernach in Marburg und Erlangen Medizin. In Marburg war er Mitstifter des Corps Hasso-Nassovia (15. Juli 1839), welches ihn bei seinem Abgange zum Ehrenmitgliede ernannte. Im Jahre 1842 habilitirte er sich als Privatdocent in Marburg, erhielt daselbst 1846 die außerordentliche Professur für vergleichende Anatomie, wurde 1849 als Professor der Physiologie und Anatomie an die Universität Zürich und 1855 von da als Professor der Physiologie an das Josephinum in Wien berufen. Am 31. Januar 1865 folgte er dann dem an ihn ergangenen ehrenvollen Ruf nach Leipzig. Sein Hauptwerk ist das „Lehrbuch der Physiologie des Menschen“, das zuerst in zwei Bänden 1852—1856 in Heidelberg erschien und epochemachend wirkte. — In seinem Heimathlande Hessen steht Professor Ludwig noch im besten Andenken, wir nennen ihn mit Stolz den „Unsern“ und freuen uns seiner ruhmvollen Thätigkeit, die noch recht lange eine gleich segensreiche, wie seither, bleiben möge.

---

Die Henschelsche Maschinenfabrik in Kassel hat am 1. d. M. ihre 3000. Lokomotive fertig gestellt. Bei dieser Gelegenheit hat Geheimer Kommerzienrath Oskar Henschel in seinen Werkstätten folgende höchst anerkennungswerthe Bekanntmachung erlassen: „Zur Erinnerung an die Ablieferung der 3000. in meiner Fabrik fertig gestellten Lokomotive beabsichtige ich etwa 50 gesund gelegene Familienwohnungen zu bauen, indem ich glaube, damit den Wünschen vieler Arbeiter der Fabrik entgegen zu kommen. Die Wohnungen sollen möglichst bald in ähnlicher Größe, wie die in der Magazinstraße befindlichen, ausgeführt und trotz der bedeutend höheren Kosten zu denselben billigen Preisen an aktive Arbeiter der Fabrik vermiethet werden. Ein Theil der Wohnungen wird voraussichtlich noch in diesem Jahre beziehbar sein und können Reflektanten dafür sich auf meinem Comptoir melden. Außerdem habe ich eine Summe von Zehntausend Mark bestimmt, welche an die 5 Jahre und darüber in meinen Fabriken thätigen Arbeiter als Anerkennung in Beträgen, deren Höhe nach dem Dienstalter sich bemißt, heute zur Auszahlung kommt.“

---

Am 16. Januar starb zu Kassel der Geh. Justizrath Karl Grandidier. Geboren am 26. Sept. 1807 als Sohn des Leibarztes und späteren Obermedizinaldirektors Dr. Cornelius Grandidier und dessen Ehegattin Jeannette, geb. Du Ry — Tochter S. L. Du Rys — studierte er zu Marburg und Göttingen die Rechte und wirkte dann an den Landgerichten zu Cassel und Fulda, an den Obergerichten zu Kassel, Rinteln und Fulda, wo er Vorsitzender des Kriminalsenats war, und wieder zu Kassel, wo er den Vorsitz im Anklagesenate führte. 1867 trat er als Rath bei dem neu eingerichteten Appellationsgericht zu Kassel ein Am 1. Oktober 1879 trat er in den Ruhestand. Mit ihm ist die seit 1663 zu Kassel ansässige Refugié-Familie Grandidier im Mannesstamm erloschen. **O. G.**

---

Karl Finck †. Am 17. Januar verschied zu Kassel im 76. Lebensjahre der Maler und Dichter Karl Finck. Ausgezeichnet durch hervorragende Gaben des Geistes und Gemüthes, hat er sich in den Herzen derjenigen, welche ihn persönlich oder aus seinen Werken kannten, ein bleibendes Denkmal gesetzt. Seine Gedichte, welchen vor allem Einfachheit, Gedankentiefe und Innigkeit nachzurühmen ist, sind ja in nicht geringer Zahl den Lesern des „Hessenland“ bekannt. In kurzen Worten soll der Lebensgang des Künstlers hier geschildert werden.

Karl Finck wurde zu Kassel am 22. September 1814 als Sohn des gleichnamigen Registrators beim Obergericht geboren. Der Vater unterstützte die Begabung des Sohnes und führte ihn der Kasseler Akademie der bildenden Künste zu, auf welcher der jugendliche Schüler so bedeutende Fortschritte machte, daß ihm die silberne und goldene Medaille als Preise für vorzüglich gelöste perspektivische Aufgaben zuerkannt wurden. Nach seinem Abgange von der Akademie begab sich Finck nach Italien, wo zahlreiche treffliche Gemälde der eisernen Schaffenskraft des Künstlers ihr Entstehen verdankten. Aber nicht nur dem Pinsel war der ewig blaue Himmel des Landes, nach dessen Herrlichkeit Karl Finck sich noch in alten Tagen sehnte, hold — auch der Feder; Schriftstellerei ging von nun an Hand in Hand mit Malerei. Neben prächtigen Staffeleibildern, Architekturstücken u. s. w., die in Italien wie Deutschland hohe Anerkennung fanden, entstanden Epigramme, Distichen, Sonette und viele sonstige formvollendete Gedichte, deren spätere Veröffentlichung volle Anerkennung fand. Nach seiner Rückkehr aus Italien nahm Finck eine Stellung als Dekorationsmaler am Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater in Berlin an, von wo er dann an das Königl. Theater in Hannover berufen wurde. Erst im Jahre 1869 kehrte Finck nach Kassel zurück und wirkte hier zunächst als geschätzter Zeichenlehrer an der Gewerbeschule, dann bis zu seinem Tode als Zeichenlehrer an der höheren Mädchenschule. Wohl aus dieser neuen Thätigkeit ging ein wissenschaftliches Werk hervor: „Die geometrische Konstruktion und Farbengebung des Flachornaments“, welches von Fachgenossen sehr günstig beurtheilt wurde.

Mit besonderer Vorliebe malte Finck Katzen. Nichts war natürlicher, als daß er sich mit dem Leben dieser Thiere eingehend beschäftigte. Oft hielt er sich ganze Katzenfamilien in seiner Wohnung und beobachtete Lebensart und Wesen der Thiere. Nicht nur zahlreiche Thierstücke waren die Frucht dieser genauen Beobachtungen, auch ein kleines Werk „Das Leben unserer Hauskatze“ entstand in Folge dieser Studien. Die Finck'schen Katzenbilder sind in ganz Deutschland und im Ausland verstreut, die Mehrzahl befindet sich im Besitze hessischer Kunstliebhaber.

Das tiefe Eindringen in das Seelenleben der Thiere gab auch die Veranlassung zu Fincks bedeutendstem Werke, seinen „Fabeln“ (Kassel bei F. Keßler). Die Fabel, diese in neuerer Zeit wenig oder gar nicht berücksichtigte Dichtungsart, erhielt durch ihn neues Leben. Gelegentlich einer Besprechung der Finck'schen „Fabeln“ in Nr. 6 des „Hessenland“ (1888) heißt es: Die von Grimm nicht mit Unrecht gerügten Unschönheiten der früheren Fabeldichtungen verstand Karl Finck in seinen „Fabeln“ geschickt zu vermeiden. Karl Finck zuerst gelang es, in der Fabel ein klares Gedankengewebe mit tief poetischem Ausdrucke zu verbinden. Wie nicht anders zu erwarten, fand diese Dichtungsweise Fincks vor allem in den ersten literarischen Zeitschriften Deutschlands Anerkennung, zumal durch dieselbe eine in der Literatur entstandene Lücke ausgefüllt wurde.“

Noch ein zweiter Band „Fabeln“ ist im dichterischen Nachlasse Finck's vorhanden; es wäre sehr zu wünschen, daß auch dieser möglichst bald der Oeffentlichkeit übergeben würde.

Unsere Zeitschrift „Hessenland“ verliert viel an dem Entschlafenen. Geistig frisch in seinem hohen Alter hat er dieselbe in den 3 Jahren ihres Bestehens durch Zusendung schöner Dichtungen unterstützt. Wer den Verschiedenen näher gekannt, weiß, daß ein edler Mensch dahin gegangen ist, ein Mann, der nur dem Hehrsten in der Kunst sein Leben geweiht, dessen Andenken daher dauernd ein ehrenvolles sein wird. Er ruhe in Frieden! **J. Fr.**

---

## Briefkasten.

Dr. L. F. Inowrazlaw. Ihrem Wunsche gemäß an Herrn C. P. zu dem angegebenen Zwecke gesandt.

C. K. Bergen. Schicken Sie nur den Aufsatz ein, wir werden Ihnen dann unsere Entschließung brieflich mittheilen.

Ph. L. Marburg. Konnte in diese Nummer noch nicht aufgenommen werden, der Abdruck wird jedoch sobald als möglich erfolgen.

Th. R. Oberkaufungen. Mit großem Interesse gelesen. Die vortreffliche Schilderung, welche uns die ganze Persönlichkeit des leider zu früh verstorbenen Verfassers wieder lebhaft vor Augen führte, ist jedoch zu umfangreich, um bei dem beschränkten Raume unserer Zeitschrift vollständig gebracht werden zu können, gekürzt würde sie aber an Werth verlieren. Freundlichsten Gruß.

W. H. in St. Kommt in einer der nächsten Nummern zum Abdruck. Besten Dank.

Dr. G. M. und P. W. Leipzig. Wie Sie sehen, benutzt. Derartige Notizen sind stets erwünscht, sprechen Ihnen daher unseren verbindlichsten Dank aus. Freundlichste Grüße.

K. M. und M. E. Kassel. Sie erhalten in dem Briefkasten der nächsten Nummer Antwort.

---



Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: F. Zwenger in Fulda, Druck und Verlag von Friedr. Scheel in Kassel.




№ 5. Kassel, 1. März 1890.

Das „Hessenland", Zeitschrift für hessische Geschichte und Literatur, erscheint zweimal monatlich, zu Anfang und in der Mitte jeden Monats, in dem Umfange von 1½—2 Bogen Quartformat. Der Abonnementspreis beträgt vierteljährlich 1 Mark 50 Pfg. Einzelne Nummern kosten je 30 Pfg. Anzeigen werden mit 20 Pfg. für die gespaltene Petitzeile berechnet. Auswärts kann unsere Zeitschrift durch direkte Bestellung bei der Post, oder durch den Buchhandel, auf Wunsch auch unter Streifband bezogen werden; hier in Kassel nimmt die Buchdruckerei von Friedr. Scheel, Schloßplatz 4, Bestellungen, ebenso Anzeigen an. In der Post-Zeitungsliste für das Jahr 1890 findet sich das „Hessenland" eingetragen unter Nr. 2772.



# Abschied.

Du blonde Maid, nun heißt's Ade!
Nun feuchten sich in Abschiedsweh
Die Aeuglein Dein, die klaren.
Schlingst Deinen Arm zum letzten Kuß
Um meinen Hals, ich aber muß,
Ich muß von dannen fahren.

Maimorgen war's; die Sonne spann
Ihr Goldgeweb im grünen Tann,
Da wir beisammen waren.
Es rauschte träumerisch der Fluß —
Wie schön die Welt! Ich aber muß,
Ich muß von dannen fahren.

In's ferne fremde Land hinein!
Willst Du das junge Herze Dein,
Du blonde Maid mir wahren?
Auf meinen Lippen brennt Dein Kuß
In heißer Gluth, ich aber muß,
Ich muß von dannen fahren.

D. Saul.



# Albrecht Christian Ludwig von Bardeleben.

## Kurfürstlich Hessischer Generallieutenant.

### 1777—1856.

Ein Erinnerungsblatt von C. v. Stamford.

(Fortsetzung.)

## IV. Rußland.

### 1812. Bis Wilna.

Die westphälische Armee wurde zum Zuge nach Rußland ausgerüstet, doch schien Bardeleben das Glück nicht zu lächeln, denn das vierte Regiment sollte mit noch zwei Infanterieregimentern die nothdürftige Besatzung von Magdeburg bilden. Er ließ seine Gattin mit dem ältesten Sohn, Albrecht, im Mai 1812 auf Besuch dahin kommen, da traf schon nach drei Tagen Marschbefehl für das Regiment ein. Es erhielt einen neuen Kommandeur, Oberst Rossi, welcher zwar vom Dienste nicht viel verstand, allein Corse und Verwandter der Familie Bonaparte war. Am 20. Juni überschritt das Regiment die Grenze des Königreichs gegen Preußen. König Friedrich Wilhelm III. überraschte das Regiment vor dem Durchmarsche durch Berlin und ließ es defiliren; er sprach den Obersten sehr freundlich an, als dieser in französischer Sprache erwiderte, verschwand des Königs Freundlichkeit. Er unterhielt sich noch mit mehreren Offizieren huldvollst, außer Bardeleben waren unter ihnen noch andere ehemals preußische. Rossi war seit diesem Tage ein noch größerer Feind Preußens als seither.

Gegen die Mitte Juli's erreichte das Regiment die Küste der Ostsee, wo nach dem Abmarsche von Napoleons Armeen Landungen der Engländer und Schweden erwartet wurden, denen entgegenzutreten Bardeleben in voller Kriegslust sich freute, er äußert am 20. Juli „binnen 8 Tagen können auf jedem Punkte zwischen Elbe und Oder 40000—50000 Mann versammelt werden.“ Vom 15. bis zum 20. August bedrohte wirklich eine englisch-schwedische Flotte die Küste unweit von Greifswald, allein eine Landung zu unternehmen, wagte sie angesichts der herbeigeeilten westphälischen Truppen und der französischen Kriegsschiffe doch nicht.

Mitte September klagt der die große Armee Beneidende gegen seine Gattin „schon manchmal habe ich bereut, daß ich von Dir mich habe abhalten lassen, mich zu melden (d. h. zum Ausmarsche), besonders da Ochs meinem Wunsche geneigt war; doch der Gedanke, daß es besser ist, dem Schicksal nicht vorzugreifen, tröstet mich wieder . . .“ Gerüchte von nahem Friedensschlusse schwirrten in der Luft, zugleich aber kam Befehl, daß alle Truppen in Pommern nach Danzig rücken sollten und bei sehr schlechtem kaltem und regnerischem Wetter begann am 17. September von Stralsund aus der neue Marsch. Am 24. September befanden sich in Stettin 15000 Mann — Franzosen, Sachsen, Westphalen, Hessen, Würzburger, Holländer, Italiener; bis zum 28. sollten alle weitergerückt sein und andere Massen eintreffen. „Hier in Stettin sind die Bürger nicht verpflichtet, dem Offizier noch dem Soldaten das Geringste zu geben, woran sie sich denn auch pünktlich halten; wir bekommen sämmtlich unser Fleisch, Gemüse, Brod geliefert und damit basta.“ In Danzig hatte das Regiment nur einen Tag Rast, 12. October, da langte Befehl an, alsbald weiter zu marschiren mit der Bestimmung nach Smolensk. So ging es Tag für Tag fort, noch blieben sie ja auf preußischem Gebiete, auch konnte B. sich die Freude verschaffen, eine Verwandte, Frau Marie von Hannemann, geb. von Heydwolff, in Rödelshofen bei Braunsberg zu besuchen. Am 19. Oktober sandte er von Königsberg aus die Marschroute bis Smolensk seiner Gattin, damit sie ihrem fast neunjährigen Albrecht ferner auf der Karte zeigen könne, wo der Vater sich befände. Am selben Tage erhielten mehr als 10 zwischen Danzig und Königsberg marschirende Regimenter den Befehl, stehen zu bleiben. Das 4. westphälische hatte sein Gepäck in Stettin einschiffen müssen, in Königsberg wurde bekannt, daß viele Koffer und Mantelsäcke fehlten oder geplündert seien. Bardelebens Koffer war unter den fehlenden, so

blieb ihm nichts als was sein Bedienter in einem kleinen Mantelsack mitführte, und da auch sein Geld und seine Uhr in unrichtige Hände gerathen waren, sein Regiment aber von Königsberg ab anstatt nach Smolensk zunächst in Eilmärschen nach Wilna rückte, wo eine Reserve gebildet werden sollte, so war es ihm erst in Wilna möglich, sich etwas Wäsche zu verschaffen.

Noch im September war wieder warmes Wetter eingetreten, durch tiefen Sand und sengende Hitze war der mit wenig Ruhetagen unaufhaltsam weitergehende Marsch äußerst anstrengend. Doch befestigte sich auf demselben die Mannszucht immer mehr; Bardeleben sagt darüber, er wisse sich keines Excesses auf dem fast siebenwöchigen Zuge von Stralsund bis Wilna zu erinnern, wo das Regiment am 3. November eintraf. Es gehörte zur 34. Division General Graf Loison und dem 11. Korps der großen Armee, Macdonald. Die Truppen hofften auf einige Tage der Ruhe und Erholung, Bardeleben erwarb hier einen Pelz — er sollte sein Lebensretter werden. Nach den durch Hitze erschöpfenden Märschen in Pommern und Preußen war noch im Oktober der Winter Rußlands über die Fremdlinge hereingebrochen, am 27. sank das Thermometer auf —4° R.

An dem Tage, an welchem Bardeleben mit seinem Geschick grollend, das ihm verweigere, an den Heldenthaten der großen Armee theilzunehmen, von Königsberg ostwärts weiter eilte, am 19. Oktober, war der Abzug von Moskau im Gange, wo Napoleon in unseliger Verkennung der Lage fünf Wochen verloren hatte. Diese Zeit kam den russischen Heeren vortrefflich zu statten, der großen Armee dagegen war der Aufenthalt in dem zerstörten Moskau keine Erholung und sodann der in den Spätherbst und Winter fallende Rückmarsch schon bald furchtbar geworden. Am 1. November sank unter dem eisig wehenden Nordwinde das Thermometer auf —8° R, seit dem 4. November ermatteten die Truppen unter unermeßlichem Schneegestöber, und als am 10. der Himmel sich aufklärte, trat Kälte bis —15°, dann —18° R, ein. Furchtbar starrte die Oede des Landes, dessen dünngesäete Orte menschenleer waren, vernichtend wirkte das Lagern auf dem Schnee in der grimmen Kälte, das Schrecklichste aber war der Hunger.

Nur kurze Rast war dem westphälischen Regimente in Wilna vergönnt und diese gestattete durch die Unordnung und die Gleichgiltigkeit der französischen Behörden gegen das Wohl der Soldaten nur geringe Erholung. Obwohl Litthauen seit 4 Monaten unter französischer Verwaltung stand, werden Einzelheiten über die schlechte Unterbringung, die erbärmliche Verpflegung, die Vergeudung der Kräfte der Soldaten berichtet, die nicht zu begreifen, noch viel weniger zu entschuldigen sind.

Mit der Eigenart dieser Verwaltung hing ein Auftrag zusammen, welcher Bardeleben mit seinem Bataillon schon am 5. November weiterführte. Von dem bairischen Corps, dem 6. der großen Armee, waren eine große Zahl Kranker und Reconvalescenten nach Räumung mehr nach feindlicher Seite gelegener Lazarethe in das Städtchen Michaliszky geschafft worden und General Wrede hatte einen Platzkommandanten daselbst ernannt. Der Generalgouverneur von Litthauen, General Graf Hogendorpp, sah hierin einen Eingriff in seine Befugnisse, wie es das freilich war; er sandte einen französischen Offizier als Platzkommandanten nach Michaliszky, welcher die Unklugheit Hogendorpps durch einen übertriebenen Bericht noch übertraf, worin er die Verwirrung durch die bairischen Mannschaften schilderte und ihnen Schuld gab, daß sie die Waffen weggeworfen, nicht in der Armee Dienst thun wollten, Stadt und Umgegend plünderten u. A. Und diesen Bericht sandte Hogendorpp an Wrede nebst der Ankündigung, er werde ein Bataillon abschicken, um Michaliszky von diesen Gästen zu befreien. Begreiflicherweise erregte diese Aussicht den Zorn des an sich lebhaften bairischen Generals auf das höchste, er ertheilte nach Michaliszky den Befehl, gegen Jedermann, welcher gegen ein Individuum des bairischen Heeres Gewalt anzuwenden sich unterfangen würde, mit allen zu Gebote stehenden Mitteln einzuschreiten; der bairische Befehlshaber in Michaliszky wurde zugleich ermächtigt, dem Kommandeur des angekündigten Bataillons von Wrede's Befehl Kenntniß zu geben.

Das bedeutete Krieg zwischen denen, welche schon in der traurigsten Lage und auf treue Kameradschaft angewiesen waren; Bardeleben sollte mit seinem Bataillon die vermeinten Meuterer und Plünderer von Michaliszky fortschaffen, eine große Zahl Offiziere und etwa 1500 Mann. Er glaubte von vornherein nicht an die Begründung der schweren Beschuldigungen, weihte einige seiner Kapitains in den Zweck der Sendung ein und marschirte nach dem zwei Märsche entfernten Orte. „Ich hatte hier vollauf zu thun" ist Alles, was er männlich schlicht und bescheiden über den gefährlichen Auftrag überliefert hat. Aber sein Untergebener, Kapitain Asbrand, hat darüber eine Aufzeichnung hinterlassen; er äußert darin, „es war ein Beweis vorzüglichen Zutrauens in Bardelebens Einsicht und soldatische Fähigkeiten, ihm solchen Auftrag zu ertheilen, er führte ihn so taktvoll durch, daß den höheren

bairischen Befehlshabern dessen Herbes gemildert wurde". Das Wahre an den Beschuldigungen gegen die Baiern war, daß die Offiziere überzählig oder krank, die Mannschaften krank oder aus den Lazarethen entlassen waren und die französischen Behörden ihnen die Waffen nicht zurückgegeben hatten, obwohl die Auslieferung der bairischen Gewehre schon mehrfach bei Maret, Napoleons Stellvertreter in Wilna, nachgesucht worden war. Man hatte aber diese Gewehre an neu errichtete polnische Regimenter abgegeben. So wurden Fehler der französischen Verwaltung Quelle schmählicher Vorwürfe für die sich opfernden braven Truppen. Hogendorpp und Wrede gelangten wieder in ein angemessenes Verhältniß, welches leicht durch einen Mann von anderen Eigenschaften als Bardeleben hätte unmöglich gemacht werden können. Von der Mannschaft in Michaliszky konnten dem bairischen Korps gegen 1200 Mann wieder eingereiht werden [1]).

Das 2te Bataillon des Regiments traf ebenfalls in Michaliszky ein. Das Regiment wurde mit einem großherzoglich hessischen Füsilierregimente zu einer Brigade vereinigt und General Coutard, ein tüchtiger und tapferer Offizier, zu deren Kommandeur ernannt. Noch eine Brigade frischer Truppen wurde gebildet unter General Franzeski und beide Brigaden rückten zum 6. Armeekorps unter Wrede ab, welches bei Danilowicz stand, die Coutard'sche traf hier am 13. November ein. Wrede, von dessen 30000 Baiern nicht mehr 4000 in Waffen standen, wurde so wieder auf 9800 Mann mit 36 Geschützen verstärkt, er faßte von neuem kühne Pläne. Die Hufeisen der Pferde wurden geschärft und das Korps marschirte am 18. November aus Danilowicz ab, erreichte am 19. Glubokoe, von wo der Feind sich zurückgezogen hatte, und ging am 21. weiter vor. In Golubiczi erfuhr Wrede, daß das von ihm gesuchte russische Korps sich mit dem Heere Wittgensteins vereinigt habe, er entschloß sich daher, der Berezina sich zu nähern, um mit den 2. und 9. französischen Korps (Oudinot und Victor) die Verbindung herzustellen. Wie wenig Wrede von der Lage der großen Armee in diesen Tagen unterrichtet war und welche Hoffnungen sein Soldatenherz erfüllten, lehrt seine Meldung an Maret wie an Marschall Oudinot (mit dem er Fühlung suchte) „wenn ich nicht bis zum 25. November andere Befehle erhalte, werde ich in forcirten Märschen auf das rechte Ufer der Düna rücken und dort Schrecken im Rücken des Feindes verbreiten". Solcher Irrthum über das noch Mögliche war die Folge von Napoleons Täuschungssystem, welches auch seine Vertrauten, wie Maret, hinhielt, bis sie mit leiblichen Augen das Furchtbare erblickten. Auch Wrede war ein Schreiben Berthiers aus Smolensk vom 11. November zugegangen, nach welchem die große Armee für den Winter Stellung hinter Düna und Dnjepr nehmen würde; da er wußte, daß die Russen bei Malo-Jaroslawetz, Wjasma, Krasnoi empfindliche Niederlagen erlitten hatten und vor ihm selbst ein russisches Korps zurückwich, darf man ihn nicht etwa thörichter Phantasieen beschuldigen. Er rückte am 22. gegen Dokczice, an dem Ursprung der Berezina und nahm Stellung, durch die Nachricht erfreut, daß General Loison mit 13000 Mann frischer Truppen in Wilna angelangt sei. Die Reiterei suchte nach dem 2ten Korps.

Von Dokczice aus berichtete Bardeleben am 24. November seiner Conradine (von welcher er seit dem 24. August keine Nachricht hatte) „es hat mir noch nicht das Geringste gefehlt, nur einen Tag befand ich mich übel, weil ich keinen Branntwein hatte, ohne den man hier sich nicht vor dem Fieber erhalten kann", aber er meldet auch „mein Bataillon hat noch keinen Schuß gethan und ich habe schon 7 Offiziere und 400 Mann verloren, also die Hälfte vom Bataillon". Die Mühseligkeiten, schlechte Verpflegung und Klima bewirkten dies. „Es kann nichts trauriger sein", heißt es weiter, „als in diesem verwünschten Lande, von Bären in Menschengestalt bewohnt; von deren Lebensweise sage ich Dir kein Wort, denn suchte ich Dir eine schwache Idee davon zu geben, so würdest Du sagen, ich wollte Dich mit Märchen unterhalten — nur soviel sage ich, glaube ja nicht, daß wir unter Menschen sind". Die Gegend um Dokczice war noch nicht ausgesogen, die Truppen waren sämmtlich in Ortschaften untergebracht, die Westphalen buken, schlachteten, brauten selbst und konnten viel Kaffee genießen, dennoch herrschte das Fieber. Zum großen Nachtheil des Regiments hatte dessen in Wilna krank zurückgebliebener Oberst Rossi die Kasse bei sich behalten; selbst die höheren Offiziere geriethen mit der Zeit in Verlegenheit und Bardeleben äußert entrüstet über Rossi „wenn er wieder vor das Regiment kommt, so geht es nicht gut", ja er hielt Rossi sogar für hängenswerth. Wegen der Zurückhaltung der Regimentskasse und anderer arger Unregelmäßigkeiten richteten die Offiziere eine Beschwerde an den Kriegsminister in Kassel, welcher Schritt ihnen sehr schwer werden mußte, auch erst nach langer Zeit wirksam werden konnte. Rossi fiel

[1]) In dem Werke „Feldmarschall Fürst Wrede" von Generalmajor J. Heilmann, 1881, ist Näheres zu finden.

am 10. Dezember den Russen in die Hände. Kampfluft beseelte noch Wrede's Truppen wie ihn selbst, Bardeleben tröstete seine Conradine am 24., „vielleicht kann ich Dir noch mit zwei Worten Nachricht von einer glücklichen affaire geben, welches ich sehr wünsche", er sollte auch zum Kampfe kommen. Als er seinen Brief bei einem qualmenden Holzspan niederschrieb und klagte „wir glaubten heute gegen die Russen zu marschiren, jedoch die beiden anderen Armeekorps scheinen nicht so pünktlich manövrirt zu haben als wir", ahnte Niemand vom 6ten Korps, daß in diesen Stunden Napoleon bereits angesichts der Berezina stand, drei Märsche abwärts von Dokczice. Die von Wrede's Korps gesuchten Marschälle Oudinot und Victor waren abgerufen, den Uebergang über die Berezina zu sichern, was sie in heldenmüthigen Kämpfen ausführten. Am 29. November berichtet Bardeleben immer noch aus Dokczice, ungeduldig, er hat diese Tage zu fleißigem Schlittenfahren benutzt, wobei er täglich einigemale umgefallen war — am Morgen dieses Tages waren die Letzten der großen Armee über die Berezina gelangt und die Brücken waren zerstört, durch deren Errichtung in dem eisigen Strome General Eblé und seine Pontonniere ewigen Ruhm erwarben. Der 29. brachte den Befehl von Berthier, das 6. Korps solle unverzüglich nach Wileika rücken, Lebensmittel zusammenbringen und die Brücke über die Wilia sichern. Am 30. früh erfolgte der ersehnte Abmarsch aus den vergleichsweise ausgezeichneten Quartieren von Dokczice und am 2ten Dezember stand das Korps bei Wileika vereinigt. Die Baiern, welche bereits in dem langen Feldzuge außerordentlich gelitten hatten, wurden in das Städtchen selbst gelegt, die übrigen noch ziemlich frischen Truppen bezogen in der Nähe ein Biwak. Die Größe ihrer Aufgabe, die Rettung der Heeresreste nach Wilna vorzugsweise zu sichern, ahnten weder Wrede noch seine Truppen.

Das Thau- und Regenwetter vom 18. bis 23. November, welches für Napoleons rastlos marschirende Truppen durch das Schmelzen der ungeheuern Schneemassen verderblicher geworden war als eine mäßige Kälte es gewesen sein würde, ging zum 27. in eine Kälte von —8° R über und vom 1. Dezember an nahm diese zu, so daß das Thermometer am 3. —16°, am 4. —20°, am 6. —24°, am 8. und die nächstfolgenden Tage —28 bis 30° R zeigte. Gerade in diese Tage grimmiger Kälte fiel das Lagern unter freiem Himmel, die Westphalen und Hessen theilten jetzt das Loos ihrer unglücklichen Kameraden der großen Armee.

Am 3. Dezember begann ein Schauspiel, welches die Soldaten des 6. Korps mit Staunen, bald aber mit Entsetzen erfüllte: der Zug der von Moskau kommenden Scharen auf der unweit Wrede's Stellung vorüberführenden nördlichen Seitenstraße nach Wilna! Der buntscheckige Aufzug, das ordnungslose Dahinwälzen der Masse reizten Anfangs zum Spotte, bis es bekannt wurde, es sei wirklich dieser Haufen von der großen Armee und die todbleichen Züge dieser wankenden Jammergestalten das tiefste Mitleid hervorriefen. In Wileika theilte Kapitain Rieß vom 6. westphälischen Infanterieregimente Bardeleben zuerst das Schicksal und die Auflösung der großen Armee mit. Russische Reiterei griff am 4. Dezember Wrede kräftig an, das Fußvolk stellte sich in Schlachtordnung, die französische Reiterei richtete, durch das Feuer des Geschützes und des Fußvolks unterstützt, unter der zu weit vorgedrungenen feindlichen ein Blutbad an. Wrede erhielt Befehl zurückzugehen, zog durch Wileika ab, wurde in einer Stellung auf einer Höhe angegriffen, wo er 30 Geschütze in Linie hatte, erlitt Verluste, ging Abends 6 Uhr zurück und erreichte um 11 Uhr Nachts die deckende Linie des Flusses Narocz. Nach diesem schlimmen Tage setzten die Truppen am 5. gegen Mittag den Marsch fort, die Aufgabe Wrede's war, in gleicher Höhe die linke Flanke des Marschalls Victor zu bilden*), welcher seit dem 3. die Nachhut auf der Hauptstraße führte. An der Wilia angelangt, fand man diese noch mit Eis treibend, die Truppen mußten am Ufer stehen bleiben; die Kälte nahm in der Nacht so zu, daß am 6. Dezember früh 6 Uhr die Wilia von einer über 2 Fuß starken Eisdecke überbrückt war und nun ging Wrede rasch hinüber — aber die Kälte, welche ihm eine Brücke baute, mordete unter seinen Truppen. Unweit Smorgoni erreichte das 6. Korps die große Straße und gerieth hier in unmittelbare Berührung mit der „großen Armee", deren Zustände sofort ansteckend wirkten, doch weit mehr auf die Franzosen, welche zahlreich sich unter die flüchtigen Haufen mischten, als auf die Baiern, Hessen Westphalen 2c., welche Ordnung hielten. Und doch waren erst wenige Tage vergangen, seit diese wirre Masse den Uebergang über die Berezina sich erkämpfte, eine der bewundernswürdigsten Thaten der Kriegsgeschichte aller Zeiten, von welcher General von Clausewitz sagt: „Die Stärke seines (Napoleons) Geistes und die kriegerische Tugend seines Heeres, die

*) Die Flügel eines Heeres behalten ihre Bezeichnung auch beim Rückzuge; sobald Halt gemacht und die Stirn wieder dem Feinde zugewendet wird, ist die richtige Schlachtordnung hergestellt.

auch von den zerstörendsten Elementen nicht hatten ganz überwunden werden können, mußten sich hier noch einmal in vollem Glanze zeigen." Wrede sah durch die Berührung seines Korps mit der aufgelösten Masse während 3—4 Stunden Marsches dasselbe von 5000 Mann auf 2800 verringert, als er in Slobodka, nördlich der Straße, eintraf. Hier blieb er am 7. stehen, die Russen aufzuhalten, am 8. setzte er den Marsch fort, vom Feinde mit allen Waffen verfolgt und angegriffen. An diesem Tage bildete Bardeleben mit seinem Bataillon und 40 hessischen Schützen die Nachhut; um dem Korps den Durchzug durch einen tiefen, ansteigenden Hohlweg zu sichern, blieb er 1000 Schritte davor stehen, hatte auch in einem vorliegenden Tannenwäldchen einen Hinterhalt gelegt. Die Kosaken entdeckten diesen, gingen jedoch nun sehr vorsichtig weiter, während sich drei Haufen von 300—400 Pferden jeder, dem Bataillon auf 3 Seiten näherten. Schwärme von Kosaken prallten unter wildem Geschrei bis auf 50 Schritte heran. Der Kommandeur mußte sein Feuer für den letzten Augenblick sparen, da neues Laden bei 26° Kälte kaum möglich war, er ließ, um seine Leute, welche Unruhe zeigten, in der Hand zu behalten, einige Griffe mit dem Gewehr ausführen, wobei er den Feind scharf im Auge hatte. Plötzlich stürzen unter fürchterlichem Geschrei alle Reiterhaufen auf das kleine Viereck; als sie auf 200 Schritte heran sind, läßt Bardeleben zunächst die hessischen Schützen feuern, worauf viele Kosaken stürzen. Er hält sein Bataillon für verloren, doch in dem Augenblick, da es das Feuer beginnen soll, wickeln die Reitermassen sich rückwärts ab und geben Fersengeld. Eine auf einem Schlitten herbeigeschaffte Kanone eröffnet das Feuer gegen das Bataillon, die Reiterei macht Miene zu einem neuen Angriffe. Doch das 6. Korps hat nun den Engpaß hinter sich und Bardeleben rückt ihm nach; auf der Höhe hatte Wrede zu seiner Unterstützung ein Bataillon und einige Geschütze aufgestellt; die Feinde, reguläre Kosaken, drängten nach. Welches Soldatenherz wird nicht ergriffen sein von der Vorstellung dieser Männer, die bei grimmiger Kälte Griffe ausführen im Angesichte der wahrscheinlichen Vernichtung! General Wrede sprach dem General Coutard und seiner Brigade noch Abends des 8. im Tagesbefehl zu Kena, wo das Korps stehen blieb, seine Anerkennung aus, wobei Bardeleben namentlich erwähnt wurde. In der Nacht langte ein Befehl Berthier's vom selben Tage an, sofort nach Rukony zu marschiren und dort von Marschall Ney weitere Befehle zu erwarten. Wrede brach alsbald auf, in Rukony traf er jedoch weder den Marschall, welcher in Wilna mit Berthier sich besprach, noch die Truppen, welche daselbst stehen sollten; er war gegen den zu erwartenden Ansturm auf seine schwachen Kräfte angewiesen. Als die letzten Nachzügler der großen Armee vorübergezogen waren, trat Wrede um 10 Uhr Vormittags des 9. Dezember den Weitermarsch auf spiegelglatter Straße an. Um Mittag etwa eine Wegstunde vor Wilna sah er auf einer Anhöhe sich gegenüber eine lange Truppenlinie mit Geschütz, hielt sie für die ihm in Aussicht gestellte Unterstützung und sprengte auf sie zu, ein Kartätschenhagel begrüßte ihn und ein russischer Offizier forderte ihn zur Ergebung auf. Wrede befahl jedoch sofort das Vorrücken seines Korps und in ein Viereck vereinigt, drangen Baiern, Hessen, Westphalen von der Straße abbiegend, in beständigem Kampfe, von Geschütz beschossen, im Rücken von Reiterei angefallen, vor, ihre Bahn brechend. Immer lichter wurden die Reihen, die Ordnung und feste Haltung wichen nicht. Erst gegen 5 Uhr Nachmittags erreichte der Ueberrest die südwestliche Vorstadt von Wilna. General Wrede richtete am 30. Dezember ein Schreiben an den König von Westphalen, worin er das Verhalten seines 4. Infanterieregimentes rühmt; er hebt besonders hervor den 4. Dezember bei Wileika, dann den 8. Dezember, an welchem es die Nachhut bildete und sagt zum Schlusse: „übertroffen aber hat es sich am 9. Dezember bei Wilna, wo mein kleines Korps vom Feinde eingeschlossen war."

Als nach jenem furchtbaren Tage die Reste des 6. Korps, nachdem sie durch 6fache Uebermacht sich durchgeschlagen hatten, Wilna erreichten, fand das 4. Regiment eine schmale Klosterpforte, drängte sich durch diese und gelangte in die Stadt. Auf dem Marktplatze wurden die Gewehre in Rotten gestellt, mit einer kleinen Wache dabei, Offiziere und Soldaten erhielten Befehl, sich Obdach zu suchen und bei Tagesanbruch sich bei den Gewehren zu sammeln.

Alle Häuser Wilna's waren vom Hausflur bis unter das Dach mit den Trümmern der Armee angefüllt. Bardeleben hinkte mit stark erfrorenem, in Schaffell gewickeltem linkem Fuße zum Hause eines jungen Polen, bei welchem er früher in Quartier gelegen hatte. Erst nach langem Klopfen wurde die Thür geöffnet, der Besitzer erklärte, niemand könne mehr unterkommen, und schloß die Thür. Trostlos rief Bardeleben den Namen des Polen, da riß dieser die Thür auf, blickte dem Fremden in's Gesicht und rief endlich: Großer Gott, Sie sind der Kommandant Barlep! Dabei riß er diesen ungestüm ins Haus und an seine Brust, der halb erstarrt und durch die Noth und das Elend der

letzten Zeit abgestumpft, Alles mit sich machen ließ. Da alle Räume besetzt waren, brachte der Gastfreund ihn in die Küche, liebevoll für ihn sorgend; hier bewachten vier Jammergestalten gierig auf dem Herde stehenden Kaffee, der Pole ergriff die Kanne und schenkte B. ein, bettelte auch einem Franzosen ein Stück Brod für ihn ab. In einer Ecke lag ein mit dem Tode Ringender, nur der Pole bekümmerte sich um ihn, als der Jüngling ausgelitten hatte, entkleideten seine Kameraden den Leichnam und warfen ihn von dem Lager, welches ein anderer einnahm. Bardelebens Bitten um Einlaß wurden überall an den verschlossenen Zimmern abgewiesen, da drückte endlich der Pole gewaltsam eine Thür auf und schob B. trotz schrecklichen Lärmens der Insassen, in das Zimmer, wo er nahe der Thür sich ein Stück des Fußbodens errang. Auch etwas Fleisch, Brod und Wein brachte der Gastfreund herbei, es schmeckte dem Ausgehungerten vortrefflich, die Flasche leerte er in einem Zuge. Aus festem Schlafe erwachte er Nachts durch heftige Schmerzen im rechten Fuße, der noch mit dem Stiefel bekleidet war; vergeblich mühte er sich diesen auszuziehen, wobei er seine Nachbaren berührte, die verwundet waren, oder erfrorene Glieder hatten. Derbe Flüche wurden laut, bis endlich einer der Leidensgenossen half, den Stiefel abzuziehen.

Als B. Morgens des 10. Dezember erwachte, waren Alle in voller Bewegung; zum Unglücke fand er seinen Stiefel nicht wieder — er riß das Futter aus einem Aermel, umwickelte damit den nun auch erfrorenen rechten Fuß und humpelte hinab in die Küche. Sein Gastfreund reichte ihm noch Kaffee und versah ihn mit Brod und Branntwein, er nahm von dem Polen, der ihm in dieser Nacht das Leben erhalten hatte, ergreifenden Abschied und suchte sein Bataillon auf. Die waffenlose und kranke Armee in buntscheckigem Aufzuge trollte truppweise vorüber, dem Thore zu. — (Forts. folgt.)

# Trenton.

Eine historische Skizze von Philipp Seb. Schol.

(Schluß.)

Unterdessen war auch das Regiment von Knyphausen, welches — wie oben erwähnt — mit den Jägern im Südende der Stadt lag, von den Amerikanern angegriffen worden. General Sullivan hatte sich nämlich — seinem Befehle gemäß — vom Westen aus der Stadt genähert und dann ein Detachement unter dem Obersten Starck an das Südende Trentons abgeschickt. Bei der Allarmirung stellte sich das Regiment sofort unter Major von Dechow kampfbereit auf. Da von Rall kein Befehl kam, so ließ der Major 2 Kompagnien zur Vertheidigung der Brücke und der Princetonerstraße zurück. Mit den übrigen 3 Kompagnien eilte er jenem zu Hilfe. Er kam aber schon zu spät, um wirksam in das Gefecht eingreifen zu können. Als nun gar Rall den tollkühnen Versuch machte, Trenton wieder zu erobern, wurde das Regiment von Knyphausen von den beiden andern getrennt, und Dechow zog sich, da er einsah, daß auf diese Weise keine Möglichkeit war, sich zu retten, mitsammt den beiden übrigen Kompagnien, die wieder zu ihm gestoßen waren, zurück, und suchte die Brücke zu gewinnen. Bei dieser Gelegenheit wurde er jedoch durch einen Schuß in die Hüfte schwer verwundet, ein Umstand, der die Verwirrung der Soldaten noch vermehrte. Auf dem Rückzug gerieth man aus Unkenntniß des Terrains in einen Morast, aus dem die Geschütze nur mühsam und mit großem Zeitverlust wieder herausgeschafft werden konnten. Endlich gelangte man an den Fluß. Die Brücke zu erreichen war nicht möglich; dieselbe war auch schon längst vom Feinde besetzt. Kapitain von Biesenroth, nach dem Fall des Majors der älteste Offizier, beschloß also, den Versuch zu machen, sich durch den Fluß zu retten. Das Wasser war jedoch sehr kalt und tief, es reichte den Soldaten bis an den Hals, und so gelang es nur einem Theil der Truppen, das andere Ufer zu erreichen. Die übrigen wurden von den plötzlich wieder auftauchenden Amerikanern umzingelt und abgeschnitten, und da eine feindliche Batterie vor ihnen auffuhr und sie zu zerschmettern drohte, so ergab sich der Rest auch dieses Regimentes.

Die englischen Dragoner hatten sich schon vorher aus dem Kampfe zurückgezogen und waren entronnen. Auch Lieutenant von Grothausen hatte bald nach dem Angriffe der Amerikaner

seine Jäger nach kurzem Gefechte zurückgehen lassen und erreichte mit ihnen glücklich Princeton. Die übrigen Hessen, welche ebenfalls der Gefangenschaft entkommen waren, es waren ungefähr 400 Mann, gelangten theils ebenfalls dorthin, theils nach Bordenton zu Donops Brigade. —

Der ganze Kampf hatte kaum 2 Stunden gedauert. Furchtbar hatte Oberst Rall seinen Leichtsinn büßen müssen. Tödtlich verwundet überreichte er, von zweien seiner Korporale gestützt, dem herantretenden Washington den Degen, der einst der Schrecken der Rebellen gewesen war. Der siegreiche Feldherr bezeigte ihm seine aufrichtige Theilnahme über diese Schicksalswendung und versprach ihm auf sein Bitten, die Gefangenen mit Schonung zu behandeln. Rall starb noch am selben Tage im Hause eines Quäkers, dem er von Washington anvertraut worden war. „Noch in seiner Todesstunde dachte er an seine Grenadiere und bat Washington, daß er ihnen nichts möge abnehmen lassen, außer den Waffen," so erzählt Korporal Reuber vom Regiment Rall in seinem Tagebuch.

So sühnte Rall durch seinen Heldentod das Unglück, das sein Leichtsinn verschuldet hatte. Er starb frohen Muthes darüber, daß er seine Ehre nicht zu überleben brauchte. Wenn man auch seine, des Feldherrn, Handlungsweise nicht entschuldigen kann, so muß man doch den kühnen, tapfern Soldaten in ihm ehren. —

Außer Rall hatte, wie bereits erwähnt, auch der brave Major von Dechow die Todeswunde empfangen. Er starb nach wenigen Tagen in Trenton. Von außerdem gefallenen Offizieren nennen wir noch den Major von Hanstein, die Kapitains von Benning und Riese, sowie Lieutenant Kimm. Alle Stabsoffiziere und die meisten übrigen Offiziere waren zum Theil schwer verwundet. Der Gesammtverlust der Hessen betrug überhaupt: 17 Todte und 78 Verwundete. In Gefangenschaft geriethen 868 Mann, darunter über 30 Offiziere, dazu hatte der Feind noch 15 hessische Fahnen[1]) und 6 Kanonen erbeutet. Entkommen waren außer den Jägern und Dragonern 398 Mann von der Rall'schen Brigade. —

Das war der Tag von Trenton, der so unselige Folgen haben sollte für den weiteren Verlauf des Krieges. —

Landgraf Friedrich II. erhielt die erste Nachricht von dem Unglücke durch einen Rapport des Generals von Heister vom 5. Januar 1777. Er war sehr erbittert über das Geschehene und schrieb in Bezug hierauf an die Generale von Heister und von Knyphausen am 7. April 1777:

„Es gereicht dieser Verlust von so vielen ge„schlossenen Regimentern mit ihren Fahnen „und vier Kanons Meinen Truppen zum „ewigen Vorwurf .... Gewohnt, wie Ich „bin, die Ehre Meiner Truppen über Alles „zu schätzen, konnte ich keine empfindlichere „und unglücklichere Nachricht erhalten, als die, „daß Ich bei Trenton drei Regimenter, diese „aber in einem unglücklichen Augenblick eine „wohlerworbene und lange behauptete Re„putation verloren .... Ich lebe der „festen Hoffnung, daß der Herr General„lieutenant, durchdrungen, wie Ich bin, von „dem großen Schmerze über einen solchen „Schandfleck, und nach der unumgänglichsten „Nothwendigkeit, solchen auszulöschen, sich nicht „beruhigen werde, bis Meine Truppen durch „eine Menge von rühmlichen Thaten das An„denken dieser unglückseligen Begebenheit „erstickt."

Der Landgraf bestimmte auch, daß die Regimenter niemals wieder Fahnen bekommen sollten, wenn sie nicht deren eben soviel vom Feinde erbeuteten, als sie verloren hatten. Er ordnete auch eine genaue Untersuchung des Falles an und befahl, daß die Offiziere gleich nach ihrer Auswechselung streng verhört und vor ein Kriegsgericht gestellt würden. Dasselbe fand am 11. Januar 1778 zu Newyork statt, jedoch wurden die Offiziere sämmtlich freigesprochen, weil — wie die Begründung des Urtheils lautet — „die Lage bei Trenton so gewesen sei, daß sie sich hätten ergeben müssen." —

Was des Landgrafen Entrüstung über das Benehmen der Regimenter, und was die schwere Strafe der Fahnenentziehung, welche er über sie verhängte, anlangt, so sind dieselben nach dem oben Erzählten wohl etwas ungerechtfertigt. Landgraf Friedrich schreibt aber auch in dem bereits oben genannten Brief vom 7. April 1777 an von Knyphausen: „Die eigentlichen Umstände dieses Schimpfes sind Mir noch zur Zeit unbekannt." — Man kann wirklich den hessischen Soldaten selbst gar keinen Vorwurf machen. Ihr braves Benehmen wird einstimmig von Freund und Feind anerkannt, und nach Aussage der Amerikaner haben sie sich wie Löwen geschlagen. Bei einer besseren Führung wären sie wohl auch sicher dem schlimmen Loos der Gefangenschaft entgangen, das ihnen nun bevorstand.

Noch am selben Tage, den 25. December 1776, wurden sie bei Johnsons Fähre über den Delaware gesetzt und nach Newtown in Pennsylvanien gebracht. Nach einigen Tagen ging der Marsch weiter nach Philadelphia. Washing=

[1]) Damals hatte jede Kompagnie ihre eigene Fahne.

ton ließ die Hessen absichtlich durch diesen volkreichen Ort ziehen, um durch den Anblick der Gefangenen den Muth und die Zuversicht seiner Landsleute neu zu beleben. Ueberall, wo sie hinkamen, strömte das Volk von nah und fern herbei, um die furchtbaren Wesen zu sehen, von denen ihm so gräßliche Beschreibungen gemacht waren, und es war überrascht und in seinen Erwartungen getäuscht, als es die Gefangenen sah, die aussahen eben wie andere Menschen auch. Oft wurden die Hessen auch von dem zusammenströmenden Pöbelhaufen auf's gröbste beschimpft und manchmal konnten sie nur durch starke Bewachung vor den Mißhandlungen der wüthenden Bevölkerung geschützt werden. Ueber den Empfang in Philadephia schreibt Korporal Reuber in seinem Tagebuch:

„Groß und Klein, Alt und Jung stand da, um zu sehen, was wir für Menschen wären. Wie wir ihnen nun recht vor's Gesicht kamen, sahen sie uns scharf an. Die alten Weiber schrieen schrecklich über uns und wollten uns alle erwürgen, weil wir nach Amerika gekommen wären, um ihnen ihre Freiheit zu rauben . . . . Die amerikanische Wache, die uns führte, hatte von Washington den Befehl, uns in der ganzen Stadt herumzuführen, damit uns jeder sehen sollte. Das ganze amerikanische Kommando hatte an den wüthenden Menschen zu steuern, welche schrecklich auf uns eindrangen und beinahe die Wache über den Haufen warfen."

Aehnliche Scenen kamen später in Baltimore vor, wo der aufgeregte Pöbel die Gefangenen sammt der Bedeckung todtschlagen wollte, so daß man die Stadt verlassen und außerhalb derselben kampiren mußte. — Die Offiziere erhielten auf dem Marsche meist Wagen zur Beförderung, auch wurden sie in Gasthöfen untergebracht. Da die Gemeinen diese Vergünstigungen nicht hatten, so wurden sie bald von ihren Offizieren, die schneller weiter befördert wurden, getrennt. Endlich erreichte man das Ziel der Wanderung, die Stadt Winchester in Virginien, welche zum Aufenthaltsort für die Gefangenen ausersehen war. Dieselben erwarben sich bald durch ihr gutes Benehmen das Wohlwollen der Sieger und wurden demgemäß besser behandelt. Während des Sommers durften die Gemeinen bei den Farmern auf dem Lande arbeiten, wofür der Mann freie Kost und täglich 15 Stüber = 6 Hessenalbus erhielt. Erst am 28. Oktober 1778 wurden sie ausgewechselt und kamen zurück zu hren Kameraden nach Longisland. „Endlich", schreibt Korporal Reuber, „kamen wir wieder zu unseren hessischen Brüdern. Welche Freude und welch' Vergnügen war das nun, weil wir doch einmal wieder von dieser Sklaverei frei waren!" —

Das war das Schicksal der gefangenen Hessen. — Wir wollen nun noch mit wenigen Worten der Folgen gedenken, welche das Trentoner Unglück auf den weiteren Verlauf des Krieges hatte. Dieselben waren bedeutender, als man vielleicht in Anbetracht des nicht so großen Menschenverlustes annehmen könnte. Die Niederlage der Hessen gab den Amerikanern, welche schon die Hoffnung auf das Gelingen ihres Aufstandes aufgegeben hatten, ihren Muth wieder, während sie auf die Verbündeten niederdrückend wirkte. Zwar wurden im folgenden Jahre die Amerikaner noch mehrmals heftig geschlagen, am 11. Seplember am Brandywineriver und am 4. Oktober bei Germantown, dann folgte aber das durch den Unverstand des britischen Obergenerals herbeigeführte unglückliche Unternehmen auf Fort Redbanc zugleich mit der Katastrophe von Saratoga, wo sich General Bourgoyne mit seiner ganzen Armee den Feinden ergeben mußte. — Im folgenden Jahre gelang es dem staatsklugen Benjamin Franklin, Frankreich zu einem Bündniß mit den abgefallenen Staaten zu gewinnen, dem später auch Spanien und Holland beitraten. England, nun von allen Seiten angegriffen, konnte für den amerikanischen Krieg nicht mehr die nöthigen Mittel aufwenden, und so kam es denn am 19. Oktober 1781 zu der Kapitulation von Yorktown, wo sich Lord Cornwallis mit seinem Heere den vereinigten Franzosen und Amerikanern ergeben mußte. Dies entschied das Geschick des Krieges, welcher von nun an von beiden Seiten nur sehr lau geführt wurde.

Der Abschluß des Friedens von Versailles am 3. November 1783 brachte den Hessen die ersehnte Rückkehr in die Heimath. In drei Abtheilungen wurden sie übergeschifft nach Europa, von denen die letzten — es waren die Jäger, unter Generallieutenant von Loßberg — am 18. Mai 1784 Kassel erreichten, wo sie von Landgraf Friedrich durch eine lobende Ansprache ausgezeichnet wurden. Auch den früher angekommenen Truppen war jedesmal ein ehrender Empfang bereitet worden. —

Als Schluß unserer Darstellung mögen die folgenden Worte dienen, mit denen M. v. Eelking sein Werk „Die deutschen Hilfstruppen im nordamerikanischen Befreiungskrieg" beendet:

„Aus dem freudigen Empfange, der den Kriegern, welche jenseits des Weltmeers so tapfer gefochten hatten, zu Theil wurde, muß man wohl wahrnehmen, daß sie nicht als Söldner und feile Miethlinge vom Publikum angesehen wurden, man ehrte sie als muthige Soldaten,

die in fernen Landen so vielen Gefahren getrotzt und so Manches erlebt hatten. Alle Schichten der Bevölkerung bezeigten ihnen Theilnahme und Achtung, und der gewöhnliche Mann hatte lange noch einen großen Respekt vor dem, der „in Amerika mit gewesen war." Hatte man doch jahrelang von diesen Kriegern gehört oder gelesen, welchen Namen sie sich durch ihre Tapferkeit bei Freund und Feind erworben, welche kühnen Fahrten sie gemacht und welche Drangsale sie in harter Gefangenschaft erlitten hatten. Man verherrlichte ihre Thaten durch Lieder. — Man dachte damals außer vielleicht Einzelnen, noch nicht daran, diese Krieger zu schmähen und zu verlästern; dieses sollte erst einer späteren Zeit vorbehalten bleiben!"

# Goethe in Kassel
## und seine Beziehungen zu Kasseler Künstlern und Gelehrten.

Von W. Rogge-Ludwig.

Kassel war in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts unter der Regierung des Landgrafen Friedrich II. zu einem weit verbreiteten Ruf als Sitz der Kunst und Wissenschaft gelangt. In der Malerkunst hatten die Tischbein's, in der Bildhauerkunst Johann August Nahl eine große Anzahl Schüler herbeigezogen, wodurch sich der kunstsinnige Landgraf veranlaßt sah, am 18. Oktober 1777 hier eine Maler- und Bildhauerakademie zu stiften, welche später nach Hinzunahme der Baukunst zur Akademie der bildenden Künste erweitert wurde.

In gleicher Weise war Friedrich II. aber auch bestrebt gewesen, in seiner Residenzstadt die Wissenschaft zu fördern. Durch Anordnungen vom 9. Mai 1766 und 17. September 1773 erweiterte er das vom Landgrafen Karl gegründete und am 2. November 1709 feierlichst eröffnete Collegium Carolinum zu einer vortrefflichen Vorschule für das Universitätsstudium und brachte es durch Berufung von Männern, wie Forster, Johannes von Müller, Sömmering, Stein, Höpfner, Runde u. A. zu hohem Ansehen auf den verschiedensten Gebieten der Wissenschaft. Endlich ist hier auch noch die am 12. April 1777 gegründete Gesellschaft der Alterthümer zu erwähnen. Zu welchem Ansehen die Stadt durch diese Stiftungen, sowie durch ihre Kunstschätze in dem Museum und der Bildergallerie gelangt war, ergiebt sich aus einem Briefe der Herzogin Amalie von Weimar aus dieser Zeit, in welchem sie schreibt:

„Ja freilich, was sind wir hier armselig gegen Kassel; man erzählt sich ja Wunderdinge von dieser Stadt und da kann ich es mir erklären, daß man Weimar vergessen und in Kassel bleiben kann".

So wie alle bedeutenderen Männer Deutschlands mit denen Kassels in Beziehung standen, so war dies vorzugsweise bei denen an Weimars Musensitze, namentlich bei Goethe der Fall, welcher auch wiederholt in Kassel verweilt und mehrfach in seinen Schriften Auskunft über seinen Kasseler Aufenthalt gegeben hat.

Von seinem Verkehr mit den Künstlern und Gelehrten Kassels ist am bekanntesten der Freundschaftsbund, welchen er mit dem bedeutendsten der Malerfamilie Tischbein, mit dem am 15. Februar 1751 geborenen Wilhelm Tischbein geschlossen hatte. Am 1. November 1786 war er in Rom eingetroffen und mit Tischbein, welchem Landgraf Friedrich die Mittel zu einem längeren Aufenthalt in Italien gewährt und mit dem er schon früher im brieflichen Verkehr gestanden hatte, in die innigsten Beziehungen getreten. Darüber geben zahlreiche Stellen in seinen Schriften Auskunft. Besonders angezogen fühlte er sich von dem echt poetischen Gemüthe Tischbeins, welches bei dessen Kunstgenossen in dem ihm beigelegten Namen „der Malerpoet" und „der Dichter mit der Palette" Ausdruck gefunden hat.

Wenn auch in beider Freundschaftsverhältniß zeitweilig im Jahre 1787 bei ihrem gemeinsamen Besuche Neapels dadurch ein Erkalten eingetreten war, daß sich Tischbein nicht immer dem Anspruch Goethes, sich ihm ausschließlich zu widmen, fügte, so erlitt es doch bis zu dem am 21. Juli 1829 zu Eutin erfolgten Tode Tischbeins keine wesentliche Störung. Beweis dafür giebt Goethe in dem in seinen Werken enthaltenen Artikel „Wilhelm Tischbeins Idyllen", in welchem er zu den ihm im Jahre 1821 von Tischbein übersandten 17 Aquarellbildern die dort enthaltenen Gedichte gemacht und in dem er schreibt:

„Seines wackeren Lebensganges haben wir früher schon gedacht, sowie des wechselseitig freundschaftlich belehrenden fortdauernden Verhältnisses".

Auch mit andern bedeutenderen Malern Kassels

stand Goethe in näherer Beziehung, und in persönlichem Verkehr mit dem Akademie-Professor Nahl, dem Sohne des Bildhauers, dessen Bilder „Hektors Abschied von Andromache“ und „Achilles am Hofe des Lykomedes“ den von ihm in den Propyläen ausgeschriebenen Preis erhalten hatten. Diesen hatte auch der im Jahre 1840 verstorbene Akademie-Direktor Ludwig Hummel für sein Bild „Perseus und Andromeda“ erhalten. Von den jüngeren Malern hatte sich namentlich der vor wenigen Jahren verstorbene Ludwig Sigismund Ruhl seiner Anerkennung zu erfreuen.

In Weimar hat Goethe im Anfang dieses Jahrhunderts auch den genialen, in Kassel im Jahre 1857 verstorbenen, Oberlandbaumeister Engelhard, welcher in seiner Jugend ein bildschöner Mann und sehr romantisch veranlagt war, kennen gelernt. Nach seinem Aufenthalt in Weimar hatte dieser, die Guitarre stets auf dem Rücken mit sich führend, Italien durchwandert. Nach ziemlich allgemeiner Annahme hat Goethe ihn bei dem jungen Architekten in den Wahlverwandtschaften vor Augen gehabt und ihm dies auch, wie der Sohn Engelhards, der Oberstlieutenant a. D. dahier nach einer mir gemachten Mittheilung von seinem Vater gehört hat, selbst erklärt.

Engelhard, eine seiner Zeit wegen seines exzentrischen Wesens und als Erbauer der s. g. Engelsburg, an deren Stelle jetzt in Kassel das Gebäude des Lesemuseums steht, in Kassel allgemein bekannte Persönlichkeit, hatte auch zu den Verehrern Bettinas von Arnim in der Zeit gehört, als diese sich im Winter von 1806 auf 1807 in Kassel bei ihrem Schwager, dem Hofbanquier Jordis aufhielt. Beide sahen sich erst nach länger als vierzig Jahren in Kassel wieder und wird über dieses Wiedersehen folgende Anekdote erzählt. Bettina habe beim ersten Anblick Engelhards ausgerufen „Aber, Daniel, was bist Du alt und garstig geworden, Du siehst ja aus, als hättest Du ein paar Jahre in den Erbsen gestanden“, worauf dieser ihr erwidert habe „und Du bist so grob geblieben, wie Du immer warst“.

Nach Mittheilung des oben genannten Sohnes Engelhards hat sich die Sache aber, wie er von seinem Vater gehört, umgekehrt verhalten. Sein Vater habe zu Bettina bei ihrem ersten Wiedersehen ausgerufen „Aber Bettina, bist Du alt geworden“, worauf diese die Worte erwidert, welche nach obiger Erzählung sein Vater gesprochen haben sollte.

Der Verkehr Goethes beschränkte sich aber nicht allein auf die hervorragenden Künstler Kassels, auch mit dessen Gelehrten, namentlich mit dem Anatomen Sömmering und dem Naturforscher Forster, dem Weltumsegler, hat er in intimern Beziehungen gestanden, namentlich mit letzterem bei seinem ersten Aufenthalt in Kassel im Sept. 1779 gelegentlich seiner Durchreise auf der mit Karl August unternommenen Reise in die Schweiz. Während er selbst in seinen Schriften nichts davon erwähnt, geben uns folgende Briefe Forsters darüber Auskunft.

Am 10. Oktober 1779 schrieb dieser aus Kassel an seinen Freund Jakobi in Pempelfort:

„Vor 4 Wochen war Goethe nebst dem Kammerherrn von Wedell und einem Oberforstmeister von Wedell bei mir. Ich soupirte mit den Herren, ohne zu wissen, daß der Letztgenannte der Herzog Karl August war. Zum Glück bewahrte mich mein guter Genius, daß ich dem Herrn keine Sottisen sagte, wiewohl ich dem hohen Herrn gegenüber überhaupt mit großem Freimuth sprach. Ich wette, es hat Goethe Mühe gekostet, bei einigen Gelegenheiten über meine Treuherzigkeit nicht loszuplatzen. Den Tag darauf besahen sie den Garten von Weißenstein; ich sollte die Parthie mitmachen, allein ich war zu sehr beschäftigt. In der Zwischenzeit erfuhr ich, daß der Herzog in der Gesellschaft sei. Den andern Morgen kam Goethe zu mir und hernach der Kammerherr; wir gingen zusammen nach dem landgräflichen Kabinet der Alterthümer und der Kunstkammer, wohin der Herzog von Weimar auch kam. Ich mußte bei ihnen bleiben und gleich nach aufgehobener Tafel fuhren sie davon. Auch Goethe hatte sich anfangs nicht genannt, ich kannte ihn erst nicht und erkundigte mich bei ihm nach ihm selbst. Sie kennen ihn und wissen, was es für ein Gefühl sein kann, ihn kaum eine Stunde zu sehen, nur ein paar Minuten lang allein mit ihm zu sprechen und als ein Meteor ihn wieder zu verlieren. Der Herzog hat mir ebenfalls gefallen, er frug sehr viel, doch nie albern, das heißt Alles mögliche praestiren“.

An seinen Vater schrieb er über diese Begegnung mit Goethe am 28. Oktober 1779:

„Goethe ist ein gescheuter, schnellblickender Mann, der wenig Worte macht, gutherzig, einfach in seinem Wesen“.

Vier Jahre später, im Herbst 1783, war Goethe zum zweitenmale in Kassel, als er mit dem zehnjährigen Sohne der Frau von Stein die Harzreise machte.

Darüber schreibt Forster am 13. November 1783 an Jakobi:

„Vor 6 Wochen war Goethe hier bei Hofe und besuchte Sömmering nebenbei fleißig in der Anatomie. Ich habe ihn nur wenig gesehen, da wir verschiedene Wege hatten. Er schien mir ernsthafter, verschlossener, kälter,

magerer und bläſſer, als ſonſt. Sein Dichten und Trachten war Wiſſenſchaft und Kenntniſſe, Naturgeſchichte ſchien er immer noch fleißig zu ſtudiren, denn er wußte viel davon zu ſagen".

Der von Forſter in ſeinem erſten Briefe erwähnte Beſuch des Gartens am Weißenſtein, dem damals das neue Schloß und die Löwenburg noch fehlte, und deſſen Waſſerkünſte ſich auf die Kaskaden und die Fontaine beſchränkten, hatte auf Goethe nicht entfernt den Eindruck gemacht, wie auf Klopſtock, welcher bei deſſen Anblick ausgerufen hatte: „Mein Gott, welch einen großen ſchönen Gedanken hat Euer Fürſt da in Gottes Schöpfung geworfen". Namentlich war es das Oktogon mit der Herkulesſtatue, welches ſeinem Kunſtgeſchmack durchaus nicht entſprach.

In ſeiner italieniſchen Reiſe ſchreibt er darüber am 27. Oktober 1786:

„Spoleto hab' ich beſtiegen und war auf der Waſſerleitung, die zugleich Brücke von einem Berg zu einem andern iſt. Die zehn Bogen, welche über das Thal reichen, ſtehen von Backſteinen ihre Jahrhunderte ſo ruhig da, und das Waſſer quillt immer noch in Spoleto an allen Orten und Enden. Das iſt nun das dritte Werk der Alten, das ich ſehe, und immer derſelbe große Sinn. Eine zweite Natur, die zu bürgerlichen Zwecken handelt, das iſt ihre Baukunſt, ſo ſteht das Amphitheater, der Tempel und der Aquädukt. Nun fühle ich erſt, wie mir mit Recht alle Willkürlichkeiten verhaßt waren, wie z. B. der Winterkaſten auf dem Weißenſtein ein Nichts um Nichts, ein ungeheurer Konfektaufſatz, und ſo mit tauſend andern Dingen. Das ſteht nun alles todtgeboren da, denn was nicht eine wahre innere Exiſtenz hat, hat kein Leben, kann nicht groß ſein und kann nicht groß werden".

Den vortheilhafteſten Eindruck machte Kaſſel auf Goethe bei ſeinem dritten Aufenthalte in dieſer Stadt im Jahre 1792, als er nach der Rückkehr aus der Champagne ſich auf der Rückreiſe von einem der Fürſtin Galitzin in Münſter abgeſtatteten Beſuch befand und auf den ſchlechten Wegen in der Nacht mancherlei Beſchwerden und Gefährlichkeiten erduldet hatte. Er ſchreibt darüber im November 1792:

„Wie düſter aber auch in der letzten und ſchwärzeſten aller Nächte meine Gedanken mochten geweſen ſein, ſo wurden ſie auf einmal wieder aufgehellt, als ich in das mit hundert und aber hundert Lampen erleuchtete Kaſſel hineinfuhr. Bei dieſem Anblick entwickelten ſich vor meiner Seele alle Vortheile eines bürgerlich ſtädtiſchen Zuſammenſeins, die Wohlhäbigkeit eines jeden einzelnen in ſeiner von innen erleuchteten Wohnung und die behaglichen Anſtalten zur Aufnahme von Fremden. Ich fuhr auf dem prächtigen, tageshellen Königsplatz an dem wohlbekannten Gaſthofe an".

Der Gaſthof, in welchem Goethe jedesmal abgeſtiegen war, war der Gaſthof am Königsplatz, wie er damals in der Kaſſeler Polizey- und Kommerzienzeitung genannt wurde, und befand ſich in dem im Jahre 1771 von Du Ry erbauten und im Jahre 1878 abgeriſſenen Poſtgebäude. Gleich nach ſeiner im Jahre 1777 erfolgten Eröffnung galt er wohl ſchon wegen ſeiner Lage an dem nach Schleifung der Feſtungswälle angelegten ſchönen Platze, dem Königsplatze, für den vornehmſten Gaſthof, in welchem ausweislich der damaligen genannten Zeitung, die angeſehenſten Fremden abſtiegen. Das daneben gelegene Gebäude, der ſpätere Gaſthof zum König von Preußen, war zu der Zeit noch von Schlieffen'ſcher Privatbeſitz.

Ueber ſeinen vierten und letzten Beſuch Kaſſels, im Auguſt 1801, ſchreibt Goethe:

„Belehrt, froh und dankbar reiſte ich den 14. Auguſt von Göttingen ab. Ich begab mich nach Hannöveriſch Münden, deſſen merkwürdige Lage auf einer Erdzunge, durch die Vereinigung der Werra und Fulda gebildet, einen ſehr freundlichen Anblick bot. Von da begab ich mich nach Kaſſel, wo ich die Meinigen mit Profeſſor Meyer antraf. Wir beſahen unter Anleitung des wackern Nahl, deſſen Gegenwart uns an den früheren römiſchen Aufenthalt gedenken ließ, Wilhelmshöhe an dem Tage, wo die Springwaſſer das mannigfaltige Park- und Gartenlokal verherrlichten. Wir betrachteten ſorgfältig die köſtlichen Gemälde der Bildergallerie und des Schloſſes, durchwandelten das Muſeum und beſuchten das Theater".

Zum Schluſſe möge noch der großen Verehrung gedacht werden, welche Goethe wiederholt der auch von ihren Unterthanen ſo hochverehrten Kurfürſtin Auguſte von Heſſen, die er bei ihrem Aufenthalt in Karlsbad im Jahre 1808 perſönlich kennen gelernt hatte, bezeigt und in der ihr gewidmeten Ode, welche mit den Verſen

„Wohin Du trittſt wird uns verklärte Stunde,
Dir leuchtet Klarheit friſch vom Angeſicht,
Vom Auge Gutheit, Lieblichkeit vom Munde,
Aus Wolken dringt ein reines Himmelslicht

beginnt, Ausdruck gegeben hat.

Die für die Kunſt begeiſterte Fürſtin hat das Anſehen, in welchem der große Dichter bei ihr ſtand, dadurch bethätigt, daß ſie ihn wiederholt, 1813 und 1817, in Weimar beſucht hat.

# Nummer Dreizehn.

## Eine Dorfgeschichte aus Niederhessen, dem Leben nacherzählt

von A. Weidenmüller.

(Schluß.)

Nun gut, also das Loos ist in der gestrigen Ziehung mit einem Landauer und zwei Wagenpferden herausgekommen und hat dadurch der geschmähten Dreizehn zu Ehren und Ihnen — aber was ist Ihnen denn, Mai, Sie sehen ja aus, wie ein Gespenst! Ist Ihnen die Ueberraschung zu groß? Ein Husar darf doch nicht so bald die Fassung verlieren! Oder haben sie etwa das Loos nicht mehr?"

„Ich hab's meinem Schatz zur Hochzeit geschenkt, Herr Rittmeister."

Dem Offizier geht ein Licht auf bei dieser lakonischen Antwort. Er stampft mit dem Fuße und ein unmuthiges: „Dummer Kerl!" drängt sich auf seine Lippen. Aber er hält es zurück, der arme Bursche vor ihm ist schwer genug getroffen.

„Das ist ja schade", sagte er blos, „hoffentlich ist der Gewinn bei diesem merkwürdigen Schatz nicht übel angebracht".

Konrad schüttelt heftig mit dem Kopf.

„Nein, Herr Rittmeister, sie hat den Schäfer nur des Geldes wegen nehmen müssen, und der hat es auch nur geborgt".

„Nun so schreiben Sie ihr, was sie Ihnen für ein schönes Geschenk zu verdanken hat, und halten Sie sich selbst auch ferner recht brav. Ich werde mich immer freuen, Gutes von Ihnen zu hören."

Konrad geht, ohne noch ein Wort des Dankes hervorbringen zu können. Unten überlegt er, wie er am besten Martlis von ihrem Gewinn in Kenntniß setzt. Schreiben mag er nicht, dann liest es der Schäfer und beansprucht das Geld für sich. Ob es seine Mutter besorgen würde? Gern gewiß nicht, denkt er, da fällt ihm das Bärbchen ein. Das hat das erste Unheil mit seiner Zuträgerei gestiftet, das mag nun auch sehen, wie schön alles hätte werden können. Hastig eilt er dem wohlbekannten Hause zu, in dem das Mädcheu dient, springt die Treppen hinauf und zieht auf's Geradewohl im dritten Stock die Klingel. Er hat es gut getroffen, das Bärbchen selbst öffnet. Es sieht sich einen Augenblick den eleganten Kutscher befremdet an, darauf erkennt es ihn und wird roth vor freudiger Ueberraschung. Aber dann zieht es die Stirn in Falten.

„Du bist doch nicht in der Etage irre, Konrad? Die Lene wohnt eine Treppe hoch".

Er lächelt etwas verächtlich. „Ich wollte zu Dir, Bärbchen! Würdest Du mir wohl einen Auftrag an die Martlis abnehmen?"

„Willst Du ihn nicht lieber selbst ausrichten? Sie dient ja ganz hier in der Nähe, Wilhelmsstraße 5".

Konrad starrt die Sprecherin an, als zweifle er an ihrem Verstande.

„Martlis dient hier? Wo ist denn ihr Mann?

Bärbchen schlägt die Hände zusammen. „Ja, Konrad, weißt Du denn gar nicht, daß der Schäfer todt ist? Daß er auf dem Heimwege von der Seefelder Kirmes zwei Tage vor der Hochzeit in den Fluß gefallen ist? Daß sich die Martlis hierher verdingt hat, um die Zinsen für den Katz aufzubringen? Hat Dir denn Deine Mutter gar nichts von alledem geschrieben?"

Konrad hält sich an dem Treppengeländer fest. „Wo finde ich die Martlis?"

„Wilhelmsstraße 5, zwei Treppen hoch. Sie hat viel zu thun, aber sie spricht, es wären gute Leute. Willst Du gleich zu ihr?"

„Ja, gleich, Bärbchen! Und jetzt verzeihe ich Dir auch, daß Du der Martlis von der Lene erzählt hast."

„So willst Du die gewiß und wahrhaftig nicht mehr? Sie hat ja Deinetwegen den Kondukteur wieder abgeschafft!"

Konrad hörte die letzten Worte kaum noch. So schnell ihn seine zitternden Füße tragen, geht er die Treppen hinunter und merkt gar nichts von dem Mädchen, das im ersten Stock lauschend an der halbgeöffneten Vorthür lehnt und sich durch ein leises „Konrad, Konrad!" nur ihm bemerklich zu machen sucht.

Unten angelangt, kommt er wieder zur Besinnung, aber zugleich mit der deutlichen Erkenntniß alles Geschehenen übermannt ihn eine so unermeßliche Freude, daß er in der nebligen Straße auf die Kniee fallen und Gott mit Thränen danken möchte. —

Zehn Minuten später steht er vor der bezeichneten Wohnung und fragt die halbwüchsige junge Dame, welche ihm die Thüre aufmacht: „Dient hier die Martlis Köthe aus Heubach?"

„Ja, dort in der Küche ist sie. Lisbeth, hier kriegst Du Besuch!" Und mit einem erregten „Mama, denk' nur! —" verschwindet der Backfisch im Wohnzimmer und Konrad und Martlis stehen sich auf dem dämmrigen Gang vor der

Küche gegenüber. Zuerst spricht keins ein Wort, dann zieht sie ihn an der Hand in die Küche und sagt, einen Topf vom Feuer rückend in gedämpftem Ton: „Wer hätte das vor vier Wochen gedacht, Konrad! Hast Du durch einen Altenbrunner davon erfahren?"

„Das Bärbchen hat es mir eben erzählt. Weiß Gott, warum mir meine Mutter —"

Martlis fällt ihm ins Wort.

„Die sollte Dir jetzt noch nicht schreiben, was geschehen ist, ich sagte es ihr beim Fortgehen. Denn siehst Du, Konrad, wir können ja doch nimmermehr zusammen kommen, wenn ich nicht will, daß dem Vater das Häuschen verkauft wird. Nur weil ich versprochen habe, für die Zinsen aufzukommen, hat der Katz noch Frist gegeben und der Pfarrer beim Bürgermeister für uns gutgesprochen. Ich müßte mich ja todt schämen, wenn ich nun mein Wort nicht hielte und mit Dir ginge".

Sie hält tiefathmend inne, und wie sie den Burschen nun flehend anschaut, wird er erst gewahr, wie bleich ihr ernstes Gesicht ist, wie dunkel umrandet die sonst so hellen braunen Augen sind. Da bricht er in stürmischer Bewegung, die fremde Umgebung vergessend, los: „Martlis, und wenn ich Dir nun sage, daß Du nicht nur die Zinsen, daß Du das ganze Kapital bei Heller und Pfennig bezahlen kannst, willst Du auch dann nicht mit mir gehen? Wenn ich Dir sage, daß Du über Nacht ein reiches Mädchen geworden bist?" Und ihre Bestürzung sehend, fährt er eilig fort: „Martlis, hast Du das Loos noch, das ich Dir vor vier Wochen schenkte?"

Ein jäher Schreck durchzuckt ihre Glieder, wortlos holt sie aus der anstoßenden Kammer ihr Gesangbuch herbei und schlägt es auf. Sorgfältig getrocknet liegt die Unglücksnummer bei dem Lied: „Befiehl Du Deine Wege", und Konrad spricht darauf deutend mit bebender Stimme: „Du hast einen Landauer und zwei Pferde damit gewonnen, Martlis!" —

Die Frau Regierungsrath von Thielemann macht ein recht strenges Gesicht, als sie ihr neues Dienstmädchen in den Armen eines herrschaftlichen Kutschers findet, aber sie wird rasch umgestimmt, als die Brautleute ihr abwechselnd erzählen, was sich ereignet hat und sagt schließlich mitfühlend: „Ich hätte Dich gern länger behalten, Lisbeth —" Martlis klingt ihr und den Ihrigen zu hart und bäurisch — „aber Deinem Glück will ich nicht im Wege stehen, Du magst Neujahr nach Hause gehen." —

An dem ersten Maisonntag des nächsten Jahres halten Konrad und Martlis Hochzeit. Sie hat nicht früher gewollt, des Vaters wegen, dessen Fuß wieder einmal schlimm gewesen ist, und um der kleinen Geschwister willen, die sich erst allmählich an die alte Base gewöhnt haben, die nun den Haushalt führt. Das Warten hat den Beiden auch nichts geschadet, das denkt jeder, der das schmucke Paar vor dem Altar der Altenbrunner Kirche stehen sieht, und es bedarf kaum der warmen herzbewegenden Traurede des Pfarrers, um die Bauern mit Theilnahme für die jungen Leute zu erfüllen. Diese aber hören nichts von dem beifälligen Geflüster, welches das Herz der alten Frau Mai mit freudiger Genugthuung berührt, dazu sind sie zu ergriffen von dem Ernst der Stunde. Martlis läßt ihren Thränen freien Lauf, als sie sich an alles das erinnert, was zwischen dem Nachmittag, an dem die Schäfersfrau begraben wurde und dem Morgen liegt, an dem sie dem Jakuf Katz und dem Bürgermeister die Schuld ihres Vaters in blanken Goldstücken zurückzahlte, und Konrad ist zu Muthe, als stünde er unmittelbar vor dem Throne des Königs aller Könige, als er noch einmal an der Kanzel die Worte liest: „Tröstet, tröstet mein Volk, spricht euer Gott!" —

Drei Wochen nach seiner Hochzeit, an einem wunderschönen Frühlingsabend, fährt er den Rittmeister, der einen Tag in Rotenburg zu Besuch gewesen ist, im offenen Wagen zur Stadt zurück. Der Offizier ist in bester Stimmung, Familie und Pferdestall des Vetters haben ihm mehr denn je gefallen, und ganz besonders erfreut hat ihn die junge hübsche Frau Mai mit dem prachtvoll duftenden Fliederstrauß, den sie ihm bei der Abreise mit Worten überströmender Dankbarkeit gereicht hat. Zufrieden betrachtet er den glücklichen Konrad, der gar nicht weiß, wie er den angebeteten Herrn schnell und sanft genug über die holprige Straße hinbringen soll, und ein Gefühl der Rührung beschleicht sein Herz, als er denkt: „Und das alles um ein lumpiges Loos, das noch obendrein Nummer dreizehn hatte!" —

## Aus Heimath und Fremde.

In der Monatsversammlung des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde vom 24. Februar erledigte zunächst der Vorsitzende Major von Stamford den geschäftlichen Theil. Hierauf machte der Bibliothekar Dr. H. Brunner darauf aufmerksam, daß der alten Ding- oder Malstätte Maden in Folge der dort stattfindenden Verkoppelung der Grundstücke der völlige Untergang drohe und gab anheim, ob der Verein nicht Schritte thun wolle, dies zu verhindern. Der Vorsitzende erklärte, daß er dem Vorstande diese Angelegenheit alsbald unterbreiten werde. Alsdann hielt der Oberstlieutenant z. D. von Stamford aus Detmold den Schlußvortrag über den „Rachekrieg des Germanicus gegen die Germanen im Jahre 16 n. Chr.“ Dem Redner wurde reicher Beifall zu Theil.

---

Fürst Wilhelm von Hanau, der Majoratsherr von Horowitz, hat sich im Januar d. J. zu Pallanza in Italien mit der Gräfin Elisabeth zu Lippe-Biesterfeld-Weißenfeld aus dem Hause Teichnitz im Königreich Sachsen verlobt.

---

Die Leser unserer Zeitschrift wird die Mittheilung interessiren, daß das Gedicht von D. Saul „Dein Lied“, mit welchem wir die vorige Nummer einleiteten, von dem Tonkünstler J. Lewalter in Kassel komponirt worden ist.

---

Die hessischen Gymnasien und Realschulen werden ihren diesjährigen Osterprogrammen die nachfolgend verzeichneten wissenschaftlichen Abhandlungen beigeben:

Kassel. Friedrichs-Gymnasium: Adolf Stoll, Karl Friedrich von Savigny's sächsische Reise.
„ Wilhelms-Gymnasium: Otto Manns, Die Jagd bei den alten Griechen. III. Abth.
„ Real-Gymnasium: Herm. Siebert, Rede zur Gedächtnißfeier am 18. Okt. 1888 und Wilh. Wittich, Inhaltsangabe von Tasso's befreitem Jerusalem.
„ Realschule (Hedwigstraße): Karl Knabe, die Formen des direkten Beweises.
„ Realschule II: Ernst Hoebel, der geometrische Unterricht in der Realschule.
Fulda. Gymnasium: Albert Wagner, die Behandlung der ersten Abschnitte der Mechanik auf dem Gymnasium.
„ Real-Progymnasium. Felix Fleck, Entwurf zu einem Lehrplan für die Geographie am Realprogymnasium.
Rinteln. Gymnasium: Karl Steiger, De versuum paeonicorum. **A.**

---

Todesfälle. Der Tod hat in den Monaten Januar und Februar leider in Hessen eine reiche Ernte gehalten. Wir führen hier zunächst kurz die Namen der im Januar verstorbenen bekannten und durch ihr Wirken und ihre Stellung beachtenswerthen hessischen Persönlichkeiten an; die Fortsetzung dieser Todtenliste wird in der nächsten Nummer folgen. Es starben, zumeist als „Opfer der Influenza“: am 2. Januar zu Kassel der Hauptmann a. D. Ludwig Kleyensteuber, 78 Jahre alt; am 4. Januar zu Salmünster der Amtsgerichtsrath Karl Fürer, 46 Jahre alt, ein anerkannt tüchtiger Jurist und allgemein hochgeschätzt und beliebt wegen seiner vortrefflichen Charaktereigenschaften; am 9. Januar zu Kassel der Geheime Kanzleirath Georg Hübner im 87. Lebensjahre; am 13. Januar zu Fulda der Hospitalspfarrer Jakob Mühlhause, ein würdiger, eifriger und sehr angesehener Priester der Diöcese Fulda, im 50. Lebensjahre; am 20. Januar der praktische Arzt Dr. Wilhelm Brandt zu Oberkaufungen, 67 Jahre alt; am 21. Januar zu Fulda der Pfarrer und Jubilarpriester Kaspar Schüßler, ein allgemein hochgeachteter und beliebter Geistlicher, im Alter von 86 Jahren; am 22. Januar zu Warburg der Sanitätsrath Dr. Wilhelm Möller; am 29. Januar starb im Alter von 56 Jahren auf seiner Besitzung bei Stadtprozelten in Unterfranken Dr. med. Hans Kräuter, gebürtig aus Mardorf in Oberhessen. Im Sommer v. J. war er von Brooklyn in Nordamerika nach Deutschland zurückgekehrt; als alter angesehener Herr und ehemaliger Senior der Hasso-Nassovia in Marburg hatte er im Juli v. J. das fünfzigjährige Stiftungsfest dieses Corps mitgemacht und sich dann im Herbste bei Stadtprozelten niedergelassen. Dort, wo es ihm wohlgefiel, und wo er nach einem vielbewegten Leben der Ruhe sich hingeben wollte, sollte ihn der Tod ereilen. Zahlreiche Freunde und Bekannte beklagen das frühe Hinscheiden des allgemein beliebten Mannes auf das Lebhafteste. Sie werden ihm ein treues ehrenvolles Andenken bewahren. Friede seiner Asche.

---

## Hessische Bücherschau.

Stromschnellen. Roman von Hugo Frederking. Berlin 1889. Verlag von Otto Janke.

Hugo Frederking, welcher den Lesern des „Hessenland“ bereits durch die in demselben erschienenen stimmungsvollen Gedichte auf das Vortheil-

hafteste bekannt ist, tritt mit den „Stromschnellen“ zum ersten Male mit einem größeren Werk an die Oeffentlichkeit. Der drei starke Bände umfassende Roman führt uns mitten in das gesellschaftliche Leben und Treiben der Gegenwart, welches der Verfasser mit großer Virtuosität zu schildern versteht.

In der poetischen Einleitung vergleicht Frederking das menschliche Leben mit einem Strom, der Anfangs lustig rauschend fürbaß hüpft, bis er sich endlich in breiteren Bahnen in die Au'n ergießt, schon hofft man auf seinen baldigen Nutzen, da thürmt sich ihm plötzlich ein mächtiges Felsriff quer in den Weg und ungestüm brausend, brodelnd und zischend drängen sich nun die Wasser an diesem vorbei und darüber hinweg.

„Stromschnellen heißet man die wilden Strudel —
Jedwedem Schifflein bringen sie Gefahren —
Und manchem Strom zersplittern seine Kräfte
Unfruchtbar bis zur Mündung lauter Schnellen.“ —

Von den meisten Strömen aber werden sie siegreich überwunden und das trotzige Entgegenstemmen der Felsenriffe kann die wohlthätige Macht, welche den Ufergauen Nutzen bringen soll, nur für Augenblicke ihrer Bestimmung entziehen.

„Vergleicht nun mit dem Strom des Menschen Dasein,
Vielleicht das ganze Werk, an dem er schaffet,
Die Ufergaue mit der Allgemeinheit,
So werdet Ihr das Gleichniß treffend finden,
Und werdet auch aus diesem Buch erkennen
Stromschnellen in dem Treiben meiner Menschen!“

Der Held des Romans ist Odo Flying, oder, wie sein eigentlicher Name lautet, Bodo Hartmann, welcher wegen eines Knabenstreichs von seinem Vater, dem Werkführer einer großen Maschinenfabrik, verstoßen, nach Amerika und Afrika ausgewandert ist und als ein „ganzer Mann“ nach zwanzig Jahren in die Heimath zurückkehrt, um unerkannt die Liebe und Achtung des alten, starren Vaters wieder zu erringen. Als Odo Flying hat er das Herz des Vaters zwar Schritt für Schritt erobert, aber er zweifelt noch immer daran, daß er auch als Bodo Hartmann vor den strengen Grundsätzen des alten Mannes bestehen werde, da rettet er bei einem Brand mit eigener Lebensgefahr die Mutter und den Bruder des jungen Mädchens, welches seine Liebe gewonnen; sein wahrer Name wird entdeckt, da er, schwer verletzt, zwischen Leben und Tod schwebt und die Aussöhnung erfolgt. Die Schilderung des brennenden Hauses und die Rettung der Frau Zahn und ihres Söhnchens auf der schwanken, über den Mühlgraben gelegten Leiter, wird viele Leser an einen gegen Ende der sechsziger Jahre in Kassel stattgefundenen Brand erinnern, wenn auch manche Umstände damals anders waren. Versteht es der Verfasser, die äußerlichen Vorgänge in den lebhaftesten Farben zu malen, so bringt er andererseits mit ebenso großer Anschaulichkeit das Gefühlsleben zur Geltung; in dieser Hinsicht sei auf die Scenen zwischen Mutter und Sohn hingewiesen, wo das Mutterherz die Nähe seines Lieblings ahnt und dieser sich doch nicht an dasselbe werfen kann, denn

„Wie's auch das Eine zum Anderen trieb,
Sie durften nicht zu einand'“.

Neben Bodo Hartmann nimmt das besondere Interesse der Forstassessor Malsfeld und sein Werben um die „Nixe von Erhardshöh“, die Tochter eines reichen Maschinenfabrikbesitzers, in Anspruch. In pikanter Weise wird das Widerspiel zweier ebenso geistvollen, wie trotzigen Menschen nuancirt, bis endlich der höchst charakteristisch gezeichnete „wilde Jäger“ den Sieg über die launenhafte, emanzipationslustige junge Millionärin davon trägt. Um die sich findenden Paare, Bodo Hartmann und Bertha Zahn, Malsfeld und Eugenie Erhard, gruppiren sich noch eine Menge episodischer lebenswahrer Gestalten, von welchen in erster Linie der Husaren-Lieutenant von Eckenwarth, mit dem Beinamen „der heilige Erasmus“, der Forstassessor Oellerhop und Tante Wiese genannt seien. Der Verfasser ist in den feinen gesellschaftlichen Kreisen ebenso zu Hause, wie im frischen grünen Wald und in der Arbeiterwelt, denn auch in diese wird der Leser bei dem umfassenden Stoff des Romans eingeführt, da Bodo Hartmann als Antisocialist eine erfolgreiche Thätigkeit entwickelt. Von den Zeitfragen wird ferner noch die Kolonialpolitik behandelt und für dieselbe mit Begeisterung eingetreten.

Durch den reichen Inhalt, das Fesselnde der Erzählungsart, die elegante Sprache werden die „Stromschnellen“, welche in einer der bedeutendsten Verlagsbuchhandlungen Deutschlands (Otto Janke) erschienen sind, bei dem Publikum die beste Aufnahme finden und den Namen unseres Landsmanns allgemein bekannt und beliebt machen. **W. B.**

## Briefkasten.

F. G. Kassel. Aufnahme kann erst in einer der nächsten Nummern erfolgen. Besten Dank.

R. R. Borken. Kam sehr erwünscht. Sie erhalten Korrekturabzug.

G. M. Leipzig. Findet in nächster Nummer Platz. Die Besprechung mußten wir ebenfalls für die nächste Nummer zurückstellen. Freundlichsten Gruß.

C. K. Bergen. Wir werden Ihnen brieflich antworten.

L. M. Eschwege. Warum so schweigsam?

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: F. Zwenger in Fulda, Druck und Verlag von Friedr. Scheel in Kassel.




№ 6. Kassel, 15. März 1890.

Das „Hessenland", Zeitschrift für hessische Geschichte und Literatur, erscheint zweimal monatlich, zu Anfang und in der Mitte jeden Monats, in dem Umfange von 1½—2 Bogen Quartformat. Der Abonnementspreis beträgt vierteljährlich 1 Mark 50 Pfg. Einzelne Nummern kosten je 30 Pfg. Anzeigen werden mit 20 Pfg. für die gespaltene Petitzeile berechnet. Auswärts kann unsere Zeitschrift durch direkte Bestellung bei der Post, oder durch den Buchhandel, auf Wunsch auch unter Streifband bezogen werden; hier in Kassel nimmt die Buchdruckerei von Friedr. Scheel, Schloßplatz 4, Bestellungen, ebenso Anzeigen an. In der Post-Zeitungsliste für das Jahr 1890 findet sich das „Hessenland" eingetragen unter Nr. 2772.



# Rosen oder Dornen.

So lang' der Mensch auf Erden lebt,
Gräbt er an seinem Grabe.
Was er besitzt, was er erstrebt,
Ist eitlen Glückes Gabe.

Es sind nur Schollen, die er gräbt
Empor aus feuchtem Grunde,
Die sorgsam er zur Seite hebt . . .
Er hofft von Stund' zu Stunde,

Ob nicht der Schollenhaufen trägt,
Ihm reiche gold'ne Saaten?
Ob nicht sein Spaten endlich schlägt
An schätzereiche Laden?

Wohl Manchem schmeckt die Arbeit süß;
Ihm beut sie sel'ge Stunden,
Auch wenn das Glück ihm mehr verhieß,
Als schaffend er gefunden.

Und zählt er endlich wandermüd
Zum Totenreich, dem großen,
So ist's vielleicht, daß ihm erblüht
Ein duft'ger Strauß von Rosen!

Dem aber, der da kaum geschafft
An seiner Grabesdecke,
Dem sproßt auch nur mit müder Kraft
Daraus die Dornenhecke!

V. Traudt.



# Albrecht Christian Ludwig von Bardeleben.

## Kurfürstlich Hessischer Generallieutenant.

### 1777—1856.

Ein Erinnerungsblatt von C. v. Stamford.

(Fortsetzung.)

## Rußland 1812.

### Von Wilna bis Thorn.

Auf dem Marktplatze der Stadt, welche den Bruchstücken der großen Armee das Dasein gastfreundlich erhalten hatte, fanden sich die Offiziere und etwa 200 Mann des 4. westphälischen Regiments, die Hälfte der am Tage zuvor Eingerückten, im Morgengrauen des 10. Dezembers bei ihren Gewehren ein. Das Regiment erhielt keine Befehle, daher folgte es dem buntscheckigen Strome, welcher auf der Straße nach Kowno dahinzog; „das Wrede'sche Korps schien sich aufgelöst zu haben," bemerkt Bardeleben zu dem Abzuge von Wilna*). Die Nachhut bildete das Frankfurter Regiment, welches seither in Wilna als Besatzung gestanden hatte; es hatte noch in der Nähe der Stadt ein verlustvolles Gefecht mit Kosaken zu bestehen. Eine Wegstunde von Wilna entfernt war die ziemlich steile Anhöhe des Ponaryberges zu ersteigen, doch die Straße durch Glatteis äußerst beschwerlich, sodaß viele Hunderte von Fuhrwerken in wirrem Durcheinander am Fuße der Höhe standen oder lagen, welche nicht die Steigung erklimmen konnten. Sie wurden geplündert und wo sich Kleidungsstücke oder Lebensmittel befanden, diese genommen, die Kassen mit Gold und Silber gering geschätzt, und wenn doch Einzelne sich mit dem begehrten Metall beluden, so warfen sie es meistens wieder weg, da es das Fortkommen hinderte. Die Westphalen kletterten auf einem durch Gestrüpp führenden Seitenpfade den Ponaryberg hinan, dann marschirten sie bis in die niedersinkende Nacht fort, als bei den Resten und Grundmauern einiger abgebrannten Häuser Marschall Ney die Truppen anhielt und sie Stellung nehmen ließ; es war die von J. Heilmann angegebene bei Jewe. Das zusammengeschmolzene Regiment Frankfurt zog vorüber und ging weiter zurück. Wieder hatten die 4. Westphalen die Ehre, die letzten gegen den Feind zu sein! Nach einer Stunde zeigten sich auch Kosaken, betrachteten das Häuflein und die hochlodernden Biwakfeuer, unschlüssig was sie thun sollten. Da die Westphalen keine Unruhe zeigten, auch die geordneten blitzenden Bajonette hinter den Flammen nicht einladend wirken mochten, richteten die Reiter vom Don in einer Entfernung von etwa 1500 Schritten ihr Biwak

*) In dem Werke „Feldmarschall Fürst Wrede von J. Heilmann, K. B. Generalmajor und Brigadekommandeur. Leipzig 1881." heißt es S. 239: „Den Bemühungen Wrede's und seiner Offiziere gelang es in der schrecklichen Verwirrung der Nacht vom 9. auf den 10. Dezember, allmählich wieder eine kleine Schaar Baiern zu vereinigen, aber es waren nicht mehr als 300 Mann Infanterie und einige 20 Chevauxlegers, die sich am Morgen des 10. Dezembers auf dem Platze vor dem Wilnaer Rathhause versammelten; die hessischen und westphälischen Regimenter hatten sich in der Nacht gänzlich und für immer aufgelöst . . ." Es erscheint befremdend, daß Baiern und Westphalen am Morgen des 10. Dezembers von einander keinerlei Kenntniß gehabt haben sollten, da doch anzunehmen ist, daß „vor dem Rathhause" und „auf dem Markte" einen und denselben Platz bezeichnen. Die beiden kleinen Truppenkörper bestanden noch und leisteten während der letzten zersetzenden Periode des Rückzuges, von Wilna bis zum Niemen, der Flüchtlingsmasse aufopfernde herrliche Dienste.

In dem angegebenen Werke heißt es in Note 14 zum 4. Kapitel des 2. Buches: Der Augenzeuge Fürst August Taxis erzählt in seinem Tagebuch, daß er am Morgen des 10. Dezembers beim Abmarsche von Wilna dem Oberst des westphälischen Infanterieregiments begegnet sei und daß dieser die beiden Fahnen seines Regiments mit sich auf seinem Pferde fortbrachte, weil er keinen einzigen seiner Leute mehr hatte, um solche zu tragen". Wir hörten oben, daß der Oberst Rossi krank war, es könnte also Oberstlieutenant Gauthier dem Fürsten Taxis begegnet sein; Bardeleben würde unzweifelhaft eine so wichtige Thatsache, wie die Bergung der Fahnen, verzeichnet haben, wenn sie ihm selbst gelungen wäre. Taxis war Generalstabsoffizier beim Fürsten Wrede, führte das Tagebuch beim Rückzuge und seine Angabe ist daher zu beachten. Daß aber noch Leute des westphälischen Regiments zum Tragen der Fahne am 10. Dezember vorhanden waren, wissen wir.

ein. Sie thaten sich gütlich, aßen, tranken und sangen, während die Westphalen trübselig die von Wilna mitgebrachten Brocken verzehrten.

Marschall Ney brachte diese Nacht bei Bardeleben und seinen Leuten zu, waren sie ja doch die Nachhut; ihn verdroß der Jubel der Kosaken und er verlangte, jene sollten sie mit dem Bajonnet vertreiben. Das war aber bei dem Zustande der Truppe nicht möglich, „nur mit Mühe konnten wir den tapferen Marschall abhalten, an der Spitze von etwa 20 Mann, welche noch keine erfrorenen Glieder hatten, die Vertreibung der Kosaken zu unternehmen. Die Nacht hindurch unterbrach er oft seine interessanten Erzählungen und schalt auf die Kosaken, ihre Feigheit bespöttelnd. Ney's Thaten in diesem Feldzuge, besonders auf dem Rückzuge von Moskau, hatten etwas Wunderbares, seine Persönlichkeit drückte den glänzenden kriegerischen Charakter vollständig aus. In der Nähe eines solchen Mannes ward manche Klage unterdrückt und man fühlte wieder den Herzschlag in der Brust". So schrieb ein tapferer Mann von dem „Tapferſten der Tapfern".

Unter empfindlichen Schmerzen in den Füßen verbrachte Bardeleben die Nacht. In der Frühe des 11. Dezembers verließ der Marschall das Biwak und forderte scheidend die Westphalen auf, noch bis zum Anbruche des Tages auf ihrem Posten auszuharren. Ney führte die Baiern aus der leicht zu umgehenden Stellung bei Jewie in die bessere von Zizmory zurück, wohin die Westphalen nachzurücken hatten. Oberstlieutenant Gauthier, welcher seither den Befehl über das Regiment geführt hatte, verließ hier dasselbe, Bardeleben die Führung überlassend.

Als die Nachhut abmarschirte, folgten die Kosaken alsbald, doch mit großer Vorsicht; sie plünderten, mißhandelten, stachen nieder, was zurückblieb oder außerhalb der Kolonne auf Seitenwegen sich zeigte. Gegen Abend bog das abermals bis zur Hälfte verringerte Häuflein von der großen Straße ab nach einem Dorfe, woselbst eine große Menge waffenloser Soldaten Obdach gesucht hatten. „Auch wir fanden noch in einem großen Bauernhofe Unterkommen und für den Augenblick ausreichende Lebensmittel. Der Hof wurde sorgfältig verrammelt, um Freund wie Feind vom Eindringen abzuhalten, dann wurde geschlachtet, gebacken und gekocht, so gut es gehen wollte. Das Quartier war voll Ungeziefer, dennoch fühlten wir uns glücklich, daß wir die müden Glieder auf der bloßen Erde neben dem Ofen ausstrecken konnten. Die Nacht verlief ruhig".

Noch ehe es am 12. Dezember Tag wurde, nahm die Truppe Abschied von ihrem Nachtquartier, welches unschätzbar, verglichen mit dem Lagern in grausiger Kälte war und rückte wieder auf die Hauptstraße, wo sie hinter der großen Armee marschirte. Die Kosaken machten viel Lärm, unternahmen aber nichts Ernstliches, nur Nachzügler stachen sie nieder. Bardeleben vermochte nie lange zu Pferd zu bleiben, obwohl er mit einem guten Wolfspelz versehen war, unter den heftigsten Schmerzen mußte er absteigen, um den Weg zu Fuß fortzusetzen. Aber da er mit den umwickelten Füßen nicht in die Bügel treten konnte und beim Absitzen jederzeit erstarrt war, mußte er sich vom Pferde herabwälzen, wozu stets eine günstige Stelle ausgesucht wurde, an welcher das Pferd tief stand. So geschah es auch, als man bereits Kowno sah, unfern eines alten Klosters; in dem Augenblick als Bardeleben auf dem Schnee lag, fiel in der Nähe ein Schuß, das Pferd schrak heftig zusammen, riß seinem Herrn den Zügel vom Arm und sprang den Pferden der nächsten Kosaken zu; diese fingen es als gute Beute ein und B., dessen Unfall von den weitermarschirenden Truppen nicht bemerkt wurde, würde von den Kosaken gefangen worden sein, wenn nicht vor dem Kloster einige bewaffnete Soldaten sichtbar geworden wären. Dieser Umstand hielt die Feinde vom Verfolgen ab, sodaß B., obwohl mit unsäglicher Anstrengung und unter heftigsten Schmerzen, sich bis dicht vor Kowno zu schleppen vermochte. Hier traf er einen seiner Westphalen, welcher ihm mittheilte, daß das Regiment den Niemen auf dem Eise überschritten habe und vermuthlich in dem jenseits des Flusses liegenden Dorfe sich befinde und ihn unterstützte. Er traf denn auch wirklich dort sein Regiment und ein den Umständen nach gutes Quartier*).

---

*) In dem oben angezogenen Werke über Fürst Wrede wird S. 242 ausgesprochen: „Die baierische Armee war nun vollständig vernichtet, aber zum ewigen Ruhme wird ihr gereichen, daß ihre Reste die letzten Truppen der großen Armee gewesen, welche noch in Ordnung und voller Kampffähigkeit an dem verhängnißvollen Grenzflusse des russischen Reiches anlangten und erst an dessen Ufern der allgemeinen Auflösung verfielen".

Nach Angabe des Buches erreichten Abends des 11. Dezembers von der bairischen 2. Division 68 Mann Rumszizki am rechten Ufer des Niemen, 3 Meilen vor Kowno; 20 Offiziere und etwa 20 Mann retteten sich am Morgen des 12. Dezembers über den Fluß. Von der 1. Division wurde der etwa 24 Mann starke Rest am 12. Morgens gefangen, nur ihrem Kommandeur und einigen berittenen Offizieren gelang es, das linke Ufer des Niemen zu erreichen. Ney hatte am 11. Dezember mit den Baiern den Russen Widerstand geleistet, wodurch sie beträchtliche Verluste erlitten.

Zweifellos ist aber der für die Baiern beanspruchte Ruhm auch dem 4. westphälischen Regimente zuzuerkennen; da dessen Rest weiter stromabwärts in der Nähe von Kowno im Laufe des 12. Dezembers, über das Eis des

Mit Ueberschreitung des Niemen war das Gebiet Rußlands verlassen und die Truppen befanden sich im Großherzogthum Warschau. Allerdings durfte man nicht erwarten, daß die Russen diese Grenze beachten würden — da man sie ihnen nicht wehren konnte. Der König von Neapel ertheilte von Kowno aus Weisung, wohin die den verschiedenen Korps Angehörenden sich zu begeben hätten, um sich wieder zu sammeln, eine Maßregel, welche die Auflösung der Armee offiziell anerkannte. Den Westphalen war Thorn zum Sammelplatz angewiesen.

Alle Bemühungen der Offiziere, für ihren Kommandeur ein Transportmittel zu beschaffen, schlugen fehl; da bot ihm Kapitain Bode sein Pferd an, Bardeleben nahm es an, da Bode noch vollkommen gesund war. Das Häuflein, 50—60 Köpfe stark, von denen die Mehrzahl Offiziere und Unteroffiziere, nahm am 13. Dez. vom linken Niemenufer aus die Marschrichtung nach Thorn. In Mariampol, wo die Straße nach Königsberg von der nach Thorn sich trennt, erschien Oberstlieutenant Gauthier wieder, noch im Besitze von 2 Reitpferden, eines guten Schlittens mit 2 Pferden, sowie von Geld und Lebensmitteln jeglicher Art. Er forderte Bardeleben auf, sich mit nach Königsberg zu begeben, was diesem gegenüber den braven Waffengefährten nicht als richtig erschien; B. schlug daher G. vor, bei dem Regimente zu bleiben oder wenigstens ihm ein Pferd zu überlassen. Beide Vorschläge lehnte G. unter mehreren Vorwänden ab. Bardelebens erfrorene Glieder machten ihn hilflos, er durfte die Möglichkeit, bald Königsberg und damit Hoffnung auf Herstellung zu erreichen, nicht von der Hand weisen, so setzte er sich neben „Mephisto" in den Schlitten, von seinen treuen Kriegsgefährten Abschied nehmend. Ohne Ungemach ging die Fahrt von Statten. Am folgenden Tage gegen Mittag erreichten die Beiden das preußische Stallupönen, welches mit Offizieren und Soldaten der französischen Armee angefüllt war. Eine große Zahl Pferde, Wagen, Schlitten und Karren hielten auf dem Platze vor dem Gasthause; Offiziere und Soldaten drängten sich um sie, Weiterbeförderung zu unglaublich hohen Preisen verdingend. Gauthier blieb bei Bekannten im Gasthause, sein Diener verschaffte Bardeleben ein Zimmer in der Nähe und Beide schoben den Schlitten vor das Haus, in welchem ein freundliches altes Mütterchen dem Gaste etwas Suppe bereitete. Das Treiben und Drängen auf dem Platze fesselte ihn ans Fenster, er dankte seinem Geschicke, welches ihm die vortreffliche Gelegenheit zur Weiterbeförderung verschafft hatte — sah er doch wie ein französischer Offizier für einen Einspänner nach Königsberg (etwa 22 Meilen) 30 Napoleonsdor (450 Mark) zahlen mußte. Gestärkt durch die Mahlzeit erwartete B. den Kameraden, welcher nach zwei Stunden ihn abzuholen versprochen hatte. Bereits waren drei vergangen, der Marktplatz bis auf wenige Schlitten und einzelne Soldaten still und menschenleer, auch diese machten sich auf, da die Annäherung der Kosaken kundbar ward. Da sieht Bardeleben zu seinem unaussprechlichen Erstaunen Gauthier eiligst zu Pferd steigen und — davon reiten! Der Bediente desselben sprengte an das Fenster Bardelebens heran mit der Meldung, sein Herr sei genöthigt gewesen, seinen Schlitten zu verkaufen, habe aber für den Herrn Oberstlieutenant einen Platz in einem auf dem Markte haltenden Schlitten ausgemacht; er möge eilen, ihn zu benutzen! Die übermäßig besetzten Schlitten fuhren ab, ohne B. aufnehmen zu können oder zu wollen, so blieb er denn in einer fürchterlichen Lage hilflos zurück. „Nicht der Tod war es, der mich schreckte, er wäre mir willkommen gewesen, aber mich schauderte es vor Mißhandlung und Gefangenschaft".

Die gute Wirthin mühte sich, ihn aufzurichten, wollte ihn verstecken — eine unsichtbare Macht hielt ihn an das Fenster gebannt, er konnte die Hoffnung nicht aufgeben, daß das Schicksal ihn aus dieser verzweifelten Lage retten würde. Schon eilten Stallupönens Bewohner nach dem Ausgange des Ortes, um die anrückenden Kosaken zu begrüßen, mehr und mehr schwand die Hoffnung des Zurückgelassenen, in einer Art Betäubung starrte er nach dem Punkte, von wo die Gefahr ihm drohte. Da ertönt plötzlich ein vielstimmiges Geschrei — im Geiste sieht er die Asiaten heransprengen: zwei Pferde vor einem Schlitten stürzen schnaubend dem Platze zu und „oh mein Gott! ich erkenne Pavie, unsern Quartiermeister; die Freude, den Engel der Rettung zu sehen, die Angst, er möge meine Stimme nicht hören, lassen mich beim Nahen des Schlittens mit fast übermenschlicher Anstrengung rufen: Pavie! Pavie! — er wendet den Blick nach mir hin, gebietet dem Kutscher Halt, springt hastig aus dem Schlitten, im nämlichen Augenblicke

---

Niemen ging, war er sogar später als die Baiern an demselben angelangt.

Nicht soll hier das Verdienst der tapferen Krieger Wrede's im Geringsten geschmälert werden! nur soll mit ihrem Gedächtnisse das der pflichttreuen Männer verbunden erscheinen, welche mit ihnen Schulter an Schulter dem Feinde trotzten, von Hunger und Kälte ungebeugt.

Außer ihnen war nur das Regiment Frankfurt als geschlossene waffentragende Truppe aus Wilna (wo es gestanden hatte) gegen den Niemen abgerückt — und das waren die Reste der stolzen Hunderttausende, die im Sommer von Wilna nach Osten zogen.

bin ich auch schon hineingeworfen und weiter gehts im gestreckten Laufe".

Er war gerettet, fast wunderbar; in dem Gefühle innigen Dankes gegen die göttliche Vorsehung, mit neuer Lebenshoffnung ließ er sich von dem treuen Kameraden dahinführen; der berichtete von den eigenen bestandenen Gefahren, seit er vor 14 Tagen von dem Regimente getrennt wurde, wie er noch so eben von den Kosaken verfolgt worden sei u. A. Bis spät in die Nacht dauerte die Fahrt, am nächsten Morgen ging es weiter und Abends 7 Uhr fuhren die Flüchtlinge in Königsberg vor dem Rathhause vor, um sich Quartierbillets zu erwirken. Ein unbeschreibliches Gedränge herrschte hier von den in gleicher Absicht anwesenden Offizieren und Soldaten, auf der Straße wimmelte es von kranken und gesunden Soldaten; zahllose Schlitten fuhren in der Dunkelheit gegen- oder ineinander, in das Toben und Fluchen der Kutscher mischte sich gräßlich das Jammern und Wehklagen der Kranken. Mit Ungeduld harrte Bardeleben in dem Gewühle der Rückkehr Pavie's aus dem Rathhause, als er seinen Namen laut ausrufen hörte, was mehrmals wiederholt wurde; aus voller Kehle schrie er jedesmal „Hier", der Suchende war bald in der Nähe des Schlittens und fiel B., als dieser gerade wieder sein Hier rief, mit den Worten um den Hals: Albrecht! Bardeleben, bist du es? Der erkannte die Stimme nicht, beantwortete jedoch alle Fragen mit Ja. Indessen kehrte Pavie zurück und ließ ihn in die Wohnung des unbekanten Freundes fahren, welcher jenen seiner Mutter vorstellte und ihrer Sorge empfahl, dann zum Rathhause zurückeilte „wo er Tag und Nacht in dieser Zeit gegenwärtig sein müsse". Er hatte aus Pavie's Munde den Namen Bardeleben's gehört, sofort einige Fragen gethan und sich an den Schlitten begeben. Ziemlich ärmlich erschien die Wohnung, in welcher die Mutter für den Gast freundlich sorgte, in den letzten Tagen waren ja Königsbergs Straßen und Häuser mit Elend und Schrecknissen erfüllt worden. Lassen wir ihn selbst reden.

„Vor allen Dingen versah sie mich mit Wäsche und Kleidungsstücken. Meine Beine waren dick geschwollen und fast durchaus leblos; beim Ablösen der alten Lappen sank ich über den unerträglichen Geruch in Ohnmacht, aber wie erschrak ich, als ich mich erholt hatte, über den schrecklichen Zustand der Beine, die wie gefüllte Schwämme sich zeigten und ausgebrannter Kohle ähnlich sahen; auch die Schenkel waren bereits geschwollen. Meine Wirthin sandte noch selbigen Abends zu verschiedenen Aerzten, doch vergeblich. Am frühen Morgen erschien ein junger französischer Arzt, welcher nach langer gründlicher, oft durch den starken Geruch unterbrochener Untersuchung erklärte, es sei große Gefahr vorhanden und schleunige Hilfe geboten; er werde einen erfahrenen Arzt zu Rathe ziehen und bald thunlich zurückkehren. Erst gegen Mittag kehrte er mit einem älteren Arzte zurück, schweigend untersuchte auch dieser meinen Zustand, dann entfernten sich beide in das Nebenzimmer. Nach langer Unterredung, wobei ich die Wirthin öfters schluchzen hörte, traten beide wieder ein und zögernd unterbreiteten sie mir, das einzige Mittel mein Leben zu retten sei — die Abnahme beider Beine am Knie. An dieses Mittel hatte ich nicht im Entferntesten gedacht, einen harten langen Kampf hatte ich zu bestehen, um zu einem Entschlusse zu gelangen. Leben oder Tod, das war die Frage, welche ich nicht leichtsinnig beantworten wollte, ich leugne nicht, daß mein Herz ängstlich klopfte, bevor der Entschluß zur Reife gedieh. Doch sobald er fest stand, fühlte ich mich völlig beruhigt und erklärte den Aerzten auf das Bestimmteste, daß ich mich dieser Operation nicht unterwerfen werde. Alle Hin- und Herreden änderten nichts an meinem Entschlusse, doch muß ich die Bereitwilligkeit der Aerzte anerkennen, mit welcher sie nun die ihnen außerdem zu Gebote stehenden Mittel, wenn auch am Erfolge zweifelnd, zur Anwendung brachten. Sie unternahmen die Reinigung der Eiterschwämme, schnitten die Brandstellen aus, verschrieben Mittel zum inneren und äußeren Gebrauche und stellten ihre öfteren Besuche in Aussicht.

Schwach nur war meine Hoffnung — ich betrachtete mich als dem Tode verfallen.

Gegen Abend war ich in der Einsamkeit meines Zimmers in ernste Betrachtungen versunken, als es heftig an meine Thür pochte und Waldmann, unser Regimentsarzt, hereinstürzte, der auf dem Rathhause meine Anwesenheit erfahren hatte. Nach den ersten herzlichen Begrüßungen und flüchtigen Mittheilungen über das seit unserer Trennung Erlebte, nahm er meine Beine in Augenschein und gab mir einige Hoffnung auf Herstellung derselben, wenn ich mich seinen vielleicht schmerzhaften Verordnungen unterziehen wolle. Natürlich war ich hierzu gern bereit. Waldmann eilte nun in die Apotheke, um Chinapulver zum inneren und präparirten Terpentin zum äußeren Gebrauch zu holen. Da er mit Besorgniß wahrnahm, daß der Terpentin keine Schmerzen verursachte, wurde die weiße schlammige Masse noch mehr damit getränkt und mit in Terpentin getränkten Tüchern verbunden. Die Nacht, wie auch die auf diese folgenden drei Tage und Nächte, brachte ich, da ich es im Bette

nicht aushalten konnte, auf dem Fußboden liegend zu. Am vierten Morgen machte sich, zu Waldmann's großer Befriedigung, ein Brennen an vielen Stellen fühlbar, besonders freute er sich darüber, daß einige Stellen sich geröthet hatten. Aber unaussprechlich groß war des theuern, unvergeßlichen Mannes Freude, als beim Wiedereingießen des Terpentins ich laut aufschrie vor Schmerz — meine Rettung war fast keinem Zweifel mehr unterworfen. Am folgenden Morgen hatten sich die Beine schon über und über geröthet und die Geschwulst war bedeutend geringer geworden. Nach Verlauf von weiteren drei Tagen, welche ich unter großen Qualen verbrachte, war ich im Stande, die Weiterreise anzutreten"*). Soweit der Bericht des dem Leben Wiedergegebenen. Den Sohn der gütigen Frau, welche ihn in diesen Tagen, in denen er das Grab sich offenstehen sah, treu und mütterlich pflegte, hatte er nur wenige Male auf Augenblicke gesehen. Er verließ das Haus seiner Wohlthäter ohne ihren Namen erfahren zu haben, da er, wie es scheint, zu zartfühlend war, um geradehin nach dem zu fragen, was er aus einer früheren Periode seines Lebens hätte wissen sollen. Auch schlugen später seine verschiedenen Versuche, durch Briefe an den Magistrat der Stadt den Namen zu erlangen, fehl.

Marschall Macdonald, welcher mit seinem Korps sich aus Kurland vor den andringenden russischen Heeren zurückziehen mußte, wurde in Königsberg erwartet, wo man zugleich mit Besorgniß dem Eintreffen der Russen entgegensah. Um nicht zwischen die Truppen Macdonald's zu gerathen, beeilten sich Bardeleben und Pavie, welcher in Sorge um jenen in Königsberg geweilt hatte, die Stadt zu verlassen. Die Kälte hatte abgenommen, so war die Fahrt zu Schlitten erträglich, die am 1. Januar des neuen Jahres 1814 die guten Kameraden ihrem Bestimmungsorte zuführte. Die erste Nacht brachten sie unter dem gastlichen Dache der Familie von Hannemann in Rödelshofen bei Braunsberg zu; hier sammelte unser Freund sich zu einem Berichte an die Lebensgefährtin, dem ersten, seit er am 29. Nov. aus Dokczyce hoffnungsvoll und lebenskräftig sich gegen sie ausgesprochen hatte. Weiter ging es über Elbing, Marienwerder, Graudenz, Kulm, bis die Reisenden am 4. Januar Thorn erreichten.

In Wilna war Bardeleben durch den großmüthigen jungen Polen das Leben gerettet, in Königsberg durch den treuen Waldmann, nachdem der brave Pavie ihn vor den Schrecken der Gefangenschaft bewahrt hatte, in Rödelshofen kostete der durch Elend und höchste Lebensgefahr Geschwächte die milden Freuden im Kreise von Verwandten, in Thorn fand er sich wieder inmitten der westphälischen Waffengefährten. Aber welch' geringe Trümmer des schönen, in Tapferkeit bewährten Korps hatten die Schlachten, dann das furchtbare Elend des Rückzuges übrig gelassen! von seinem Regimente waren im Verhältnisse noch eine beträchtliche Anzahl Unteroffiziere und Soldaten zum Sammelplatze gelangt, dagegen fand Bardeleben die Offiziere, welche mit ihren Leuten noch den Niemen überschritten hatten und die in Mariampol mit diesen weiter marschirten, als die beiden Stabsoffiziere den Weg nach Königsberg einschlugen, in Thorn nicht vor. Das Häuflein hatte bereits die preußische Grenze hinter sich, als es in einem Dorfe von polnischen Bauern überfallen wurde, welche die Gefangenen an die Russen auslieferten. Schrecklich war das Loos dieser Unglücklichen, auf das Tiefste beklagte Bardeleben das Schicksal seiner Kameraden, von denen er mehrere als ausgezeichnete Offiziere hervorhebt*). Und das Gleiche würde ihn betroffen haben, wenn er, dem Drange seines Herzens folgend, seinen kranken Leib unter ihnen weiter geschleppt hätte. Allerdings würde dann die Gefangenschaft nicht lange ihn bedrückt haben, da er nach dem uns Bekannten, ohne sorgfältigste Pflege, kaum der Aufmerksamkeit eines Arztes theilhaftig, unzweifelhaft schon nach einigen Tagen dem Tode verfallen gewesen sein würde. Gauthier hatte den Waffenbruder, welchen er überredete, von dem Platze, wohin beide gehörten, sich zu entfernen, in schmählicher Weise verlassen, den ihm vertrauenden hilflosen Mann den gefürchteten Händen der Russen preisgebend, welchen er selbst auf raschem Rosse entrann. Aber durch eine merkwürdige Reihe glücklicher Umstände wurde gerade nach seiner Flucht Bardeleben vor Gefangenschaft bewahrt, dann überhaupt am Leben erhalten. Er mußte dem „Mephisto" dafür dankbar sein, daß jener ihn dem 4. Regimente entführt, dann, daß er ihn verlassen hatte.

In Thorn fand er zu unaussprechlicher Freude zwei Brüder, Heinrich und Ludwig, wieder, welche als westphälische Offiziere in der großen Armee den Feldzug durchgemacht hatten und von denen seither keinerlei Kunde ihm zuge-

*) Waldmann starb als Physikus in Gudensberg.

*) Fast zwei Jahre haben die Unglücklichen mit Noth und Elend kämpfen müssen, in denen viele von ihnen den Tod fanden, ehe sie erlöst wurden. Auch Bardelebens Freund, der ihm eine Stütze in der Führung des Bataillons gewesen war, der Kapitain Bode, kehrte nicht zur Heimath zurück.

kommen war*). Ein vierter Bruder, der erst 17jährige Karl, Lieutenant in dem 1. westphälischen Regimente, machte in diesem den Feldzug unter Macdonald in Kurland mit; am 17. Januar rückte das Regiment in Danzig ein, wo der junge Offizier infolge der außerordentlichen Anstrengungen des Rückzuges erkrankte und starb.

Mit innigem Danke erkannten die drei Wiedervereinigten die Gnade der göttlichen Vorsehung an, welche in wunderbarer Weise sie erhalten und wieder zusammengeführt hatte, als das furchtbare Unglück die Hunderttausende des mächtigen Heeres vernichtet hatte, — vielleicht ein allein dastehendes Beispiel, welches eine in jenem Schreckensjahre betheiligte Familie betraf.

Nach einigen Tagen Rast und Erholung in Thorn traten die Brüder die Reise nach Kassel an. —

*) Heinrich v. B., geb. 22. Juni 1783 zu Holzhausen, war 1812 Kapitain im 5. westphälischen Infanterie-Regimente. Er trat später in Kurhessischen Dienst und starb am 13. Januar 1836 als Oberstlieutenant zu Fulda. Ludwig v. B., geb. 20. August 1787 zu Holzhausen, war 1812 Kapitain im 3. westph. Inf.-Reg. Auch er trat in Kurhessischen Dienst und starb am 17. Dezember 1858 als Oberst a. D. zu Kassel. Der fünfte und jüngste Sohn aus dieser Soldatenfamilie befand sich 1812 noch auf der westphälischen Kriegsschule zu Braunschweig.

Trauer herrschte hier am Hofe wie in der Stadt, der König hatte alle Festlichkeiten einstellen lassen, suchte den von seinem untergegangenen Heere Heimkehrenden durch Fürsorge und Gnade einigen Ersatz für das in diesem Kriege Ausgestandene zu gewähren. Unserem Freunde wurde der Orden der westphälischen Krone und auf den Antrag des Königs von dem Kaiser Napoleon der Orden der Ehrenlegion verliehen.

Nach Erledigung der nächsten Dienstgeschäfte eilte er gen Soest zu seiner Familie: doch wer wollte es unternehmen, das Wiedersehen mit der Lebensgefährtin zu schildern, welche sich vor vielen Tausenden glücklich preisen mußte, den Gatten aus dem ungeheuern Unglücke gerettet in die Arme zu schließen. Es war die Zeit, die ihnen schon einmal aus finsterem Gewölk Sonnenstrahlen des Glückes hervorbrechen ließ, sie gedachten jenes 25. Januars von 1811, an welchem ihnen ein Kind entrissen wurde, zu dessen Ersatze Frau Konradine am selben Tage dem Gatten ein anderes Kind schenkte (wie jenes ein Mädchen und mit dem Namen der Heimgegangenen getauft), und welcher Tag dann noch ihm die Beförderung zum Oberstlieutenant brachte.

(Fortsetzung folgt.)

# Episoden aus der Geschichte des Bauernkrieges in den Stiftslanden von Fulda und Hersfeld.

Mitgetheilt von F. Zwenger.

Es sind Auszüge aus einer wissenschaftlichen Arbeit des Professors J. Gegenbaur über den Bauernkrieg, die wir hier veröffentlichen. Schon vor längerer Zeit hat uns Professor Gegenbaur dieselbe bereitwilligst zur Benützung in unserer Zeitschrift „Hessenland“ zur Verfügung gestellt. Wenn wir uns heute dazu entschließen, Episoden aus der Geschichte des Bauernkriegs in den Stiftslanden Fulda und Hersfeld auf der Grundlage jener Arbeit unsern Lesern vorzuführen, so leitet uns dabei nicht allein das Interesse, welches der Gegenstand an sich selbst bietet, wir möchten damit auch das Andenken an den am 17. September v. J. in Fulda entschlafenen Historiker erneuern, der sich um die Erforschung unserer vaterländischen, namentlich fuldaischen Geschichte die größten Verdienste erworben hat und unserer Zeitschrift stets ein treuer Freund und Berather war.

Wir wollen hier noch bemerken, daß in den letzten beiden Jahren von hessischen Autoren zwei treffliche Schriften erschienen sind, welche den Bauernkrieg in unserem Heimathlande behandeln, deren Forschungen aber in mancher Beziehung von denjenigen Gegenbaur's abweichen. Es sind: „Philipp der Großmüthige im Bauernkriege“ von Dr. W. Falckenheiner in Marburg und „Die Chronik des Apollo von Vilbel“ von Dr. J. Rübsam in Regensburg. Wir werden in unserer Darstellung die abweichenden Ansichten derselben in Anmerkungen anführen. Dies vorausgeschickt, wenden wir uns nun zu unserer Aufgabe selbst.

Es war Ostern des Jahres 1525. Das waren nicht die Klänge, mit denen die Glocken des Hochstiftes Fulda zum feierlichen Hallelujah des Auferstehungsfestes einluden; das waren nicht die Gesänge, die rings umher laut wurden, wie man sie am Passahfeste anzustimmen gewöhnt war;

das war nicht der Ausdruck in den Gesichtern der Menschen, den sie sonst zeigten, wenn sie über die Straßen nach den Gotteshäusern zogen; das waren nicht die Banner, welche sonst an diesem Feste den friedlichen Bittgängen vorgetragen wurden! Nein, der eherne Mund der Glocken heulte Sturm, der Gesang erscholl von wilden Liedern des Aufruhrs und der Empörung, die Augen blitzten in grimmer Wuth der Aufregung, und die Fahnen eines wüsten Aufstandes flatterten am Oster-Morgen des Jahres 1525 von Osten her, von den Bergen der Rhön und den Thälern der Fulda nach der Höhe des Petersbergs, eines Sitzes, der durch den mehrjährigen Aufenthalt des berühmtesten Gelehrten seiner Zeit, des Rhabanus Maurus, für alle folgenden Zeiten geweiht worden war. Mit Angst und Sorgen sah der damalige Propst des Petersberges, Apollo von Vilbel, den herannahenden Sturm und mit zitternder Hand trug er die Ereignisse jener Tage in seine Chronik ein, die theilweise noch erhalten ist, aber mit dem 3. Ostertage des Jahres 1525 schließt. Apollo von Vilbel erzählt uns, wie am Ostertage in Dipparts die Bauernschaaren sich sammelten, nach allen Himmelsgegenden mittelst Feuersäulen das Zeichen der Vereinigung gaben, und wie die ganze Nacht hindurch das Geschrei und Getöse ertönte; das Gleiche währte am 2. Ostertage fort, bis sich allmählich ein großes Bauernheer in der Umgegend von Fulda vereinigt hatte und nun am 3. Ostertage seinen verheerenden Zug begann.

Vorher schon hatte eine fränkische Rotte den Propst vom Johannesberg, Melchior von Kuchenmeister, der von Holzkirchen in Franken heimkehrte, überfallen und ermordet. Die Hammelburger hatten die Mörder verfolgt und das Schloß Reußenstein, wohin sich diese zurückgezogen hatten, zerstört; und so noch hatten die Hammelburger ihre Anhänglichkeit an ihren Abt zu Fulda bethätigt. Bald darauf waren gerade sie die ersten Unterthanen des Hochstiftes, welche dem Aufstand folgten, und die Landschaft „in den Buchen" wie durch einen Schlag in Bewegung setzen halfen. Wohl an 10 000 Mann stark soll das Bauernheer gewesen sein, welches sich bei Dipperz gesammelt hatte. Sein Führer war der berüchtigte sog. Dipperzer Christus, seines Standes ein Bauer von Dipperz. Heuschreckenartig überfielen die Bauern die Klöster und Kirchen um Fulda, zunächst am Petersberge. Propstei und Kirche wurden geplündert, alle Kleinodien und alles Hausgeräthe geraubt, die geweihten Hostien aus den silbernen Kelchen umhergestreut, und diese mitgenommen; nachdem hier das Werk vollbracht war, wandte sich der Zug nach dem Frauenberge. Das Verfahren war dort dasselbe, nur erwähnt hier besonders entrüstet Apollo von Vilbel, mit welcher Rohheit die Bauern das Grab des dritten Abtes von Fulda, Ratgar, gewaltsam geöffnet, die noch vorhandenen Gewänder und Gebeine herausgerissen und umhergestreut hätten. Damit schließt die Chronik Apollo's von Vilbel; es ist, als ob in Folge der Greuel und der Schauer vor diesen Erscheinungen der Hand des Chronisten der Griffel entfallen sei.

Schon am Charfreitage des Jahres 1525 hatte in Fulda die Kunde verlautet, daß sich zu Ostern in der Nähe von Dipperz ein gewaltiges Bauernheer sammeln werde, das es auf die Landschaft in den Buchen abgesehen habe. Kaufleute, die von der Frankfurter Messe heimkehrten, hatten, wie Apollo von Vilbel in seiner Chronik berichtet, diese Nachricht von ihrer Reise mitgebracht und sie im Gasthause „zum Bären" *) erzählt. So war es denn auch gekommen. Nachdem die Bauern unter Anführung des s. g. Dipperzer Christus ihren verwüstenden Zug nach dem Petersberge, dem Frauenberge, dem Johannesberge unternommen, griffen sie mit gleicher Wuth das Hauptkloster des Hochstifts sammt der Propstei zum hl. Michael an. Sie verjagten die Pröpste sammt ihren Geistlichen, plünderten und zerstörten die Kirchen und die dazu gehörigen Gebäude, und zogen schließlich über die Brücke nach dem Andreasberge (Neuenberg). Hier lagerte am dritten Ostertage am Münsterfelde die an 10,000 Mann starke Horde, nachdem sie zuvor das Kloster zerstört hatte, und theilte unter den Augen des aus dem Kloster verjagten Propstes Volpert von Riedesel den Raub aus den Kirchen und Klöstern. Die Stadt Fulda schloß sich der Bewegung der Bauern an, und von da an tritt der bisherige Führer der Bauern, der s. g. Dipperzer Christus, in den Hintergrund. Oberster Hauptmann des Fuldaischen Haufens wird jetzt Hans Dolhobt (Dolhofer), ein Uhrmacher von Fulda; weitere Hauptleute waren Henne Wilke, Hans Kugel und Hans von Rohm (Rom **).

---

*) Diese Darstellung Gegenbaur's beruht nach Angabe Rübsam's wohl auf irriger Lesung des Manuskriptes von Apollo von Vilbel, da die betreffende Stelle in dem von Dr. Rübsam benutzten Manuskripte der Bibliothek des bischöflichen Seminars zu Fulda, wie folgt lautet:

Hoc anno in edomada passionis cives quidam Fuldenses de nundinis / Franckfurdinis Fuldam venerunt et literas conspiracionis et coniuracionis / rusticorum ab alienis nostrum commissas secum apportaverunt, scilicet Andrea / dictus zum Bern . . .

**) Dr. Falckenheiner nennt unter den Haupträdelsführern der Aufständischen in Fulda: Symon Schneider, Hans Dalhopf, ein Uhrmacher, Henn Wilcke und Hans von der Rone. Symon Schneider wird als oberster Hauptmann der Fuldaer in einem Schreiben der Bauern aus dem Gerichte Thann erwähnt.

Den Hauptleuten stand ein Ausschuß der buchischen Gemeinde zur Seite.

Ehe wir unseren heutigen Artikel schließen, wollen wir noch die Forderungen der Bauern, welche sie in den bekannten, ihnen vom „schwarzen Haufen" des süddeutschen Aufstandsgebietes überlieferten 12 Artikeln stellten, kurz anführen. Diese 12 Artikel verlangten:

1) die Bauern sollen sich ihre Pfarrer selbst wählen, und diese das Wort Gottes lauter und rein nach dem Evangelium predigen; 2) die Bauern sollen nichts mehr zahlen, als den von Gott befohlenen Zehnten, wovon der Pfarrer leben und und von dessen Ueberschuß das gemeine Wesen und die Armen versorgt werden sollen; 3) die Leibeigenschaft soll für immer abgeschafft sein; 4) Jagd, Vogel- und Fischfang sollen frei sein, wie die Luft; 5) der Wald und das Holz ebenfalls; 6) die Frohn- und Spanndienste sollen ermäßigt werden; 7) der Bauer soll dem Herrn nur durch einen freien und festen Vertrag und durch keine Willkür verpflichtet sein; 8) der Zins von den Lehngütern soll ermäßigt werden, damit der Bauer nicht den ganzen Ertrag seiner Arbeit an den Herrn abgeben und umsonst arbeiten muß; 9) das Recht soll nach einem festen alten Gesetze, nicht nach neuen Satzungen und Willkür gehandhabt werden; 10) wer mit Unrecht Gemeindegüter an sich gerissen, soll sie zurückstellen; 11) die Abgabe bei Sterbefällen soll aufgehoben sein, damit Wittwen und Waisen nicht um das Ihrige gebracht werden; 12) diese Artikel soll man annehmen oder aus der Bibel widerlegen. — Man kann gerade nicht sagen, daß diese Forderungen übermäßig radikal gewesen seien, einzelnen derselben ist sogar eine gewisse Berechtigung nicht abzusprechen; woran lag es nun, daß trotzdem der Bauernkrieg einen so grauenhaften Verlauf nahm?

Vor dem Sklaven, wenn er die Kette bricht,
Vor dem freien Mann erzittre nicht! —

In der folgenden Nummer werden wir uns zunächst mit der Persönlichkeit des Apollo von Vilbel und mit dessen Chronik nach den Abgaben Gegenbaur's und Rübsam's beschäftigen.

(Fortsetzung folgt.)

---

# Die Kaution.*)

## Eine Novelle aus kurhessischer Vergangenheit.

Von Hugo Frederking.

Auf hohem Hügel stehn die kargen Reste
Der Rauschenburg! Es blieb vom Ritterneste
Kaum mehr als der Kapelle Mauer stehen,
Darinnen Bruchwerk noch der schlanken Bogen,
Die einst, gewölbt, sie kühn im Kreuz durchzogen. —
— Im Tannwald flüstert es mit leisem Wehen,
Es rauscht in seinen Wipfeln um die Veste:
„Horcht auf! Horcht auf, es kommen muntre Gäste!"
— Und wirklich! — Aus des kleinen Städtchens Gassen
Am Fuß des Hügels naht in bunten Massen
Ein Kirmeszug mit Flöten, Pauken, Geigen,
Geschmückt mit Blumen, Laub und bunten Bändern,
In schwarz- und lichten Feiertagsgewändern.
— Schon wimmelt's auf des Hügels schmalen Steigen,
Nun ordnet sich's auf Burghofs grünem Rasen,
Und der Trompeter muß zum Anhub blasen.
Da giebt's ein Schwänzeln nun und ein Scharwenzeln,
Ein sehnsuchtsvolles Blicken, zierlich Tänzeln!
Der Bursch holt sich die Maid, der Herr die Dame,
— Bald hüpft man heiter nach den heitern Weisen! —
Nur Eine steht zur Seit'! — Sie schaut dem Kreisen
Hold lächelnd zu. — Christine ist ihr Name. —
Sie kam von hoher Schule jüngst nach Hause. —
Ihr Vater war der Rechtsverständ'ge Krause,
Ein ganzer Mann, bekannt bei allen Leuten,
Er konnte viel und wollte viel bedeuten,
Man munkelte von seinen reichen Schätzen.
— Er ließ sein Kind auf's Sauberste erziehen,
Die Samen gingen auf und sie gediehen
Zur Wunderblum, zu aller Welt Ergetzen.
Christine war 'ne wonnevolle Blüthe
An Seel und Leib, mit sonnigem Gemüthe.
— Da stand sie mit dem Bruder und der Schwester,
Doch jetzo faßt sie deren Händchen fester
Und senkt erröthend ihrer Augen Lider,
Denn — um die Mauerecke der Kapelle
Biegt Leutnant Hermann Götz und naht ihr schnelle.
Er spricht, die Hand dem Mädchen reichend, bieder:
„Mit Freuden hab ich, heimgekehrt, vernommen,
Daß meine Jugendfreundin angekommen,
Da hieß ich eilig wandern meine Füße,
Damit ich Sie zum ersten Tanz noch grüße!
Gestatten Sie im Reigen Sie zu schwingen?"
Gesagt, gethan! In jubelndem Entzücken
Durft er im Tanz die Holde an sich drücken,
Ihm war, als hör' er Sphärensänge klingen. —

*) Nachdruck verboten.

Es floh'n der Jugendfreundschaft schale Triebe
Besiegt vom Feuerbrande heißer Liebe. —

Mißmuthig leerte dort am Tisch der Zecher
Der Vater Rechtsanwalt den Silberbecher,
Den stets er mit bei Landpartien führte.
Mag sein, daß dieses kostbare Gefäße
Vermehren half das Rühmen und Gewese,
Wozu den Leumund sein Vermögen schürte.
Er liebte das, doch wahrlich, minder gerne
Sah Hermanns Liebeswerben er von ferne.
„Ei, ei, Herr Anwalt!?" — „Schaut doch Bruder Krause!"
„„O sieh doch, Rechtsgelehrter!" — Ohne Pause
Umschwirrten ihn die neck'schen Stichelworte:
„Der Leutnant Götz!" — „Fürwahr der schöne Hermen!"
„Er schwimmt zum Ziel" — „Da, Freundchen hilft kein Lärmen,
Bald sitzt er weich und warm im sichern Porte!"
„Das wär'!" schreit Krause „Wollt dem hübschen Lumpen
Ihr etwa die Kaution gar selber pumpen?!"
„Was!?" „Die Kaution!?" „Zehntausend blanke Thaler!?"
Dran dachte Niemand, und die müß'gen Prahler
Verstummten — und — bereuten scheinbar ehrlich.
„Draus kann nichts werden!" schwur man hoch u. theuer,
„Doch ungestraft spielt keiner mit dem Feuer!
Das merkt Euch, Alter!" — „Löscht, sonst wird's gefährlich!"

Der Anwalt, ärgerlich, will sich erheben,
Um zu dem Töchterchen sich zu begeben,
Da tritt ein junger Mann ihm rasch entgegen,
Der kommt dem Alten just so recht gelegen.
„Ei, ei, mein Sohn, mein lieber Fritz, so säumig?!"

Es war ein junger Landwirth aus der Nähe,
Als Eidam Krause gern den Burschen sähe,
Denn fruchtbar war sein Gut, sein Haus geräumig.
Vom baaren Reichthum prahlte er nicht wenig,
Es war sein Aussehn frisch, sein Körper sehnig,
Nichts fehlt' ihm also zum vollkommnen Helden
Als nur — ein wenig Weisheit. — Aber selten
Ist leider diese Waare hier auf Erden!
Wem sie der Herr nicht in die Wiege legte,
Wer sie von Kindheit auf nicht treulich pflegte,
Dem wird sie auch für lautres Gold nicht werden!
So war's denn auch nicht klug, daß er Christinen
Beinah verschlang mit lüstern frechen Mienen.
Er sah zum ersten Mal das Mädchen heute.
Trotzdem gab er von ungemessner Freude
Und hohem Glück ihr allerlei zu hören,
Da ihn der Vater ihr entgegenführte.
Auch war's nicht klug, daß er Verlangen spürte,
Den Hitzkopf Götz auf seiner Bahn zu stören.
Er zeigte ihm mit Lust den reichen Protzen,
Dem volle Beutel Gold entgegenstrotzen:
„Ei, Leutnant Götz, das sind mir schöne Possen!
Ihr habt die Wiederkunft noch nicht begossen?!
So bitt ich Euch, mir selber zu erlauben — —
— Halloh! Herr Wirth! — Drei Becher guten Weißen!
Hier, schönes Fräulein, nehmen Sie! — Es preisen
Ihr Vater und Ihr Freund beim Blut der Trauben
Die frohe Heimkehr ihrer Herzensdame!" —
— „Wer ist mein Freund?" — „Fritz Clausen ist sein Name!"
Da floß der Wein in's Gras vor seinen Füßen. —
„Ha" knirscht er, „Weib, den Schimpf sollst du mir büßen!"
Doch augenblicklich stand in zorn'gem Feuer,
Derweil Christine schwand im Festgetümmel,
Herr Hermann vor dem ungeschlachten Lümmel:
„Sie kränkten jene Dame, die mir theuer!
Ein Lump ist, der ein wehrlos Weib beleidigt,
Ein schlimmrer Lump der, der es nicht vertheidigt!
Drum fordr' ich Sie, Fritz Clausen, auf zum Kampfe!
Sei's vor der Klinge, sei's im Pulverdampfe,
Ich stehe meinen Mann, auch hoff ich Solches
Von Ihrem vielgepriesnen Heldenmuthe,
— Im andern Falle — spüren Sie die Ruthe!"
Verfolgt vom Bosheitsblick des giftgen Molches
Schritt Götz davon, — der lieblichen Christine
Bot er den Arm mit freundlich heitrer Miene.
Sie wünschte länger nicht beim Fest zu bleiben,
Verlorne Müh, die Kinder aufzutreiben, —
Der Vater sänftigte den rüden Clausen. —
So bat den Freund sie denn um sein Geleite,
Und freundlich nickte nur der Schnellbereite.
Bald war entrücket man dem Festesbrausen,
— Nur schwach ertönten durch des Tannwalds Schweigen
Von ferne noch die Flöten, Pauken, Geigen. —
— — — — — — — — —
„Christine", flüsterte der Leutnant innig,
„Was denken Sie? — Was blicken Sie so sinnig?"
„Ach, Hermann, dacht ich doch, wie vor vier Jahren
In diesem Tann zuletzt wir uns gesehen!
Was ist seitdem nicht alles schon geschehen?!
Es starb die Mutter mir! — Die Todtenbahren
Geliebter Eltern hatten Sie zu schmücken!
Es schien, als solle nichts mehr uns beglücken.
Und nun?!" — „Und nun?! Christine! — Weiter, weiter".
„— Nun seh ich — wunderbar — den bärtgen Streiter,
— Der Knab von einst tritt mir — als Mann entgegen", —

„Und ich — erschau die wundervollste Blüthe
Umstrahlt von Reinheit, Sittsamkeit und Güte!
Das Knöspchen schon durft ich am Herzen hegen,
Da ich ein Knabe war, — will nun die Rose
Dem Mann vertrauen ihres Lebens Loose?!
Christine! — sagst Du nichts? — Dich zu beglücken
Will ich Dir Blumen von den Sternen pflücken,

Das Ungeglaubte, es soll glaubhaft werden!
O sträub' Dich nicht! — Sieh mich zu Deinen Füßen!
O gönn' mir Deiner Augen lieblich Grüßen!
O mache mich zum Glücklichsten auf Erden!
— — Gestehe mir, — Du Schönste aller Schönen,
Ob Deines Herzens Saiten hold mir tönen?!"

Da rang sich stockend los vom rothen Munde
Zerstückelt und zerpflücket ihr die Kunde,
Die ihn zum Jubeln, — wie zum Seufzen brachte!
„O Hermann! — Ach! — Ich liebte Dich ja lange!
Und doch! — Ach Gott! — mir ist so weh, so bange!
Es war ein Traum, aus dem mir Leben lachte!
— Dein Bild stand vor mir seit dem Abschiedstage, —
— Nun, — da ich wach, — naht mit dem Glück — die Klage.
Mein Glück ist Deine Liebe, Deine Treue,
An denen ich in Seligkeit mich freue!
Doch — ihr Genuß — ist — nimmer — mir beschieden! —
— Wir beide — arm, — mein Vater — schwer in Sorgen!
Ihm mußte längst der plumpe Tölpel borgen,
Der droben störte unsern holden Frieden!
Ihm hat mein Vater lange — mich versprochen,
— Vielleicht — vollbring ich's — wenn mein Herz — gebrochen!"
Und schluchzend brach dem armen Kind die Stimme,
Doch Hermann ballt die Faust in wildem Grimme.
„Verschachern Dich?! — Laß sehn!! — die echte Perle
Steht hoch im Preis!! Was hätte er zu bieten
Für unsre Lieb' und Deinen Herzensfrieden?!?
Mein Kleinod ist nicht für dergleichen Kerle!!!
Dann küßt er ihr die Thränen von den Wangen,
Auf denen Liebesluft und Kummer rangen.
„Du arm? Das wußt ich nicht, mein süßes Leben.
Was ficht's uns an?! Hast mir Dein Herz gegeben,
Ich will es vor dem Brechen sicher schützen!
O zittre nicht! — Glaub' mir, in meinem Hirne
Zuckt's auf wie glückverheißende Gestirne,
Sie drängen sich hervor aus allen Ritzen.
Ich hab gelernt, — gelernt mit allem Fleiße,
Und Wissenschaft, — mein Lieb, steht hoch im Preise;
Nun will ich auf dem Stuhle des Gelehrten
Das freudig mir Errungene verwerthen,
Es soll uns mehr, als eitler Mammon nützen.
— Gehab Dich wohl, — wir sind an Deiner Thüre. —
Vertrau' auf mich! — Wie ich's zum Ende führe,
Noch weiß ich's nicht, — der Herrgott wird mich stützen!"

---

Am andern Morgen zwischen Tag und Dunkel
Sah die Kapelle droben ein Gefunkel
Von schneid'gen Waffen, — und dem plumpen Fritzen
Kam manche Schmarre in's Gesicht zu sitzen,
Bis endlich Hermann mit 'nem wuchtgen Hiebe
Das linke Ohr ihm glatt vom Haupte löste. —
— Da war der Kampf zu Ende, und es flößte
Der Ausgang Hermann neuen Muth der Liebe
In seine Seele. — Clausen war gezeichnet
Und schien zum Freier kaum mehr recht geeignet. —

Doch Clausen seinerseits gedacht mit nichten
Auf der Christine Händchen zu verzichten,
Es sollte sanft ihm alle Schmerzen heilen.
Er drohte ihrem Vater mit der Pfändung,
Nähm das Geschäft nicht bald 'ne andre Wendung,
Er mög', das Mädchen umzustimmen, eilen.
Nun drang der Vater täglich in Christinen,
Und täglich finstrer wurden seine Mienen.
Der Leutnant wurde schroff zurückgewiesen,
Das Mädchen durft nicht sehn ihn, nicht begrüßen.
Der Alte hielt die Tochter wie gefangen,
Er malte ihr mit grauenvollen Farben
Ein Zukunftsbild von Armuth und von Darben,
Und vorwurfsvoll ihr seine Worte klangen.
Die Arme ließ, was half's zu widerstehen,
Die Festsetzung des Hochzeitstags geschehen.

Da, in des drohenden Verlustes Nähe,
Schien's Hermann jetzt, als ob er deutlich sähe
Und klar den einzig sichern Weg zum Ziele.
„Zwar, die Kaution, — sie kann ich nicht erschwingen,
Doch den Dispens mag ich vielleicht erringen,
Sei's auch im tollen, wagehalſ'gen Spiele.
Die Zinsen, die mir die Kaution erschwinget,
Ein tapfrer Lehrer leichtlich sich erringet!
Mein Mund soll manche neue Kunde sagen
Und meinen Ruf soll jeder weiter tragen.
Kann ich nicht lehren Kindern und Soldaten?
Ja selbst den Kameraden will ich lehren,
Wie man im Festungskrieg den Feind verheeren,
Das eigne Volk kann schirmen und berathen!
Zu herrlich ist der Preis, der zu erwerben!
Verlier ich ihn, mag auch ich selbst verderben!"

---

Von seinem Lustschloß fuhr der Fürst des Landes
Begleitet von zwei Herren höhern Standes
Zur Residenz im Strahl der Abendsonne.
Das Sechsgespann der gelben Isabellen
Schien all das goldne Licht zurückzuschnellen,
Es war dem Fürsten Augenweid' und Wonne.
Er war der Einzige, dem ein Gestüte
Der edlen Race stand in reichster Blüthe.
— So ganz versunken in den Anblick, schreckte
Ein langer Schatten, der ihn plötzlich deckte,
Vereint ihn mit dem Schrei der Herrn Begleiter.
Auf der Kalesche Tritt stand stramm und grade
Herr Hermann Götz, der Leutnant, in Parade. —
— — Des Fürsten Antlitz zog sich breit und breiter
Zu — lautem Lachen, — und nach kurzer Weile
Frug er: „Ei Götz, hat's denn so große Eile?"

Dabei nahm er dem jungen Mann das Schreiben,
Das dieser hielt, hieß in der Stadt ihn bleiben,
Er wolle ihm Bescheid zukommen lassen. —
— Vorbei! — Und Götz stand unter seinem Baume,
Wo er vorher gewartet, wie im Traume,
Er konnte soviel Huld noch gar nicht fassen.
Wie'n Meuchelmörder hatte er gelauert
Und sein verlornes Dasein schon betrauert.
Nun schien ihm sonnenhell des Fürsten Gnade,
Erleuchtet schienen ihm der Zukunft Pfade.
— Sein Schreiben mußte wirken, wie er meinte,
Er scheute nicht die Welt mehr, nicht Gefahren,
Berechtigt fast hielt er sein toll Gebahren,
Nicht fern die Zeit, die ihn Christinen einte.
— Und froh schritt er zur Stadt im Sonnenglaste,
Dort angekommen, schnurstracks zum Palaste.
Er mußte hören, wie die Sachen lagen.
Vielleicht konnt er noch einen Fußfall wagen.
Jetzt oder nie, zum Abschluß wollt er's führen. —
Und sonderbar, wo er den Namen nannte,
Man dienstbeflissen gleich voraus ihm rannte,
Und öffnete ihm freundlich alle Thüren.
So war er in den Wartesaal gekommen.
Doch kaum hat er im Sessel Platz genommen,
Tritt ihm der Offizier vom Dienst entgegen:
„Herr Leutnant Götz, ich bitte, Ihren Degen;"
„Oho!" ruft Götz. — „Gehorchen!" flüstert Jener,
„Es ist Befehl! — Ich führe Sie zur Stelle
Im wohlverdeckten Wagen zum Kastelle. —
— Nur Ruhe, Freund! — Fürwahr, es wäre schöner,
Dürft' ich sie jetzo freundlicher begrüßen,
Doch — Hoffnung — muß die bittre Pflicht versüßen!"
— „So hoffen Sie für mich!" — „Gewiß, — das Beste!"

So saß denn bald Freund Hermann auf der Veste
Und blickte durch das Fenster seiner Zelle
Tag aus, Tag ein, nur auf den Strom, den trägen,
Oft wollten Gram und Haß sich in ihm regen. —
— Wie jenes Wasser floh der Zeiten Welle. —
Und ach, kein Bote, der ihm Hoffnung machte,
Und keine Nachricht, die Befreiung brachte.
Schon stand der Schreckenstag in nächster Nähe,
Der seinen Glückstraum wandelte in Wehe.
Im wachen Traum sah er die Myrthenkrone,
Die man um seiner Liebsten Haupt geschlungen,
Ihr Händchen in des Rohen Faust gezwungen,
Sah dessen breites Grinsen sich zum Hohne! —
Dann wieder träumt im Schlaf er von Christinen,
Wie sie in seiner Zelle ihm erschienen,
Wie sie sich zärtlich zu ihm niederbückte,
Und einen Kuß auf seine Lippen drückte
Leis flüsternd: „Nimmer will ich von dir lassen!"
So warf ihn hin und her in Furcht und Hoffen
Die Phantasie. Kaum jemals übertroffen
Fürwahr konnt Strafe sein, wo Fürsten hassen.
Doch hier, in diesem katzenhaften Triebe
Grausamen Spiels lag eines Fürsten Liebe.

„Es muß geschehen sein," sprach Hermann leise,
Als eines Tags er hehrer Glocken Weise
Wie aus der Fern' herüber tönen hörte.
„So ist der Schluß der schöne Traum gewesen,
An dem ich fast zu neuem Muth genesen,
Der mich in dieser Nacht so hold bethörte!?
„Christine! o," so rief er unter Thränen,
„Du Arme, Holde, mußt mich treulos wähnen,
Und ich, — ich hätte alles hingegeben,
Um nur für Dich, mein süßes Lieb, zu leben.
— Ein täglich Brod hätt ich uns wohl errungen!
— O sprenge, starker Gott, spreng diese Thüren!—
— Laß mich dem Geier meine Taub' entführen!!
—Umsonst!—Zu spät!!—Er hält sie schon umschlungen!"
Ein wildes Stöhnen — und er sank zu Boden,
Das Aug' geschlossen, — glich er einem Todten.

Da rasselten der Thüre schwere Riegel,
Und, in der Hand 'nen Brief mit großem Siegel,
Trat jener Offizier in Hermanns Zelle,
Der einst ihn mußte in Gewahrsam führen:
„Auf auf, Kamerad, wenn Sie noch Leben spüren!"
Und Hermann sprang empor. — „Es scheinet helle
Des edlen Fürsten Gnade über Ihnen!"
„Zu spät!" rief Hermann mit zerstörten Mienen.
„Was spät! — Ihr Liebchen harrt! — Ich lese Ihnen,
Was seiner Hoheit recht und gut geschienen,
In Ihrer Sache damals zu verfügen:
„„Sein ungestüm Gebahren büßt zur Stelle
Der Leutnant Götz im sicheren Kastelle,
Es bleibt in jedem Falle ernst zu rügen.
Dem Regiment ist dies sofort zu melden.
Sonst sind Wir gnädig dem gelehrten Helden,
Und woll'n ihm nicht den Weg zum Glück erschweren,
Doch müssen Wir Dispens ihm leider wehren.
Zehntausend Thaler als Kaution dagegen
Woll'n Wir für ihn im Schatzamt deponiren,
Des Anwalts Zustand rehabilitiren,
Dann giebt der alte Mann wohl seinen Segen.
Der Zins von der Kaution bleibt Götz solange
Bis aufgestiegen er zum Hauptmannsrange.""
Nun Kamerad? Zu was die finstren Züge?
Sie glauben wohl, daß ich Sie hier belüge?"
„O nein, mein Herr, das nicht, doch beut dem Todten,
Der Arzt den Balsam nicht mehr an zur Labe.
Mein Glück ging während meiner Haft zu Grabe,
Des Fürsten Gnade ward zu spät geboten!!"
— „Was spät?" Ich sagt' es schon, Ihr Liebchen harret
So hören Sie, sind Sie denn ganz erstarret?
Schon damals, damals schon voll Güt' verfügte
Der Fürst was ich gelesen, doch genügte
Er seiner Laun', Sie bitterlich zu strafen
Für Ihr Vergehn, und — Güt' und Laun', die Beiden
Sind doch nun mal so seine schwachen Seiten!
Nein, Freund, Ihr Glück ging wahrlich noch nicht schlafen,
Dort steht's!" — Und Hermanns Aug sich leuchtend weitet,

Und jubelnd er die Arme von sich breitet:
„Christine! Du!?—Mein Traum ist Wahrheit worden!
Durch Nacht zum Lichte!? Offen stehn die Pforten
Zum höchsten Glück mir durch die Huld des Fürsten!?
O komm an meine Brust, mein Lieb, mein Leben,
Mein Weib nun, — mir vom Landesherrn gegeben!
O, küsse, mich, du Süße, still' mein Dürsten!"
Da schlich der Kamerad sich aus der Zelle,
Ihm war, als ob sein Auge überquelle.

## Wilhelmshöhe.

Bleiern liegt es auf der Erde,
Grau der Wald und grau die Flur,
Und von Frühling werden, blühen,
Rings umher noch keine Spur.

Kam vergebens, Dich zu schauen
Wilhelmshöh', so stolz erbaut;
Denn im grauen Winterkleide
Weckst Du nicht der Freude Laut.

Zu dem Herkules schweift fragend
Immer wieder hin der Blick:
Auf der Keule ruhst so thatlos —
Jammert Dich nicht mein Geschick?

Bist auf hohem Oktogone
Ja den Wolken nicht mehr fern,
Schwinge doch einmal die Keule,
Mahne droben Zeus den Herrn:

Daß die Wolken er zertheile
Und des Sturmes Macht er bricht,
Und die liebe goldne Sonne
Wieder zeig' ihr Angesicht.

Daß es endlich Frühling werde
In uns, um uns, weit hinaus.
Wenn Dir solches ist gelungen,
Ruh' auf Deiner Keule aus.

**Clara Luthmer.**

## Fahrender Studio.*)

Wo ein grüner Busch zur Einkehr reizt,
Wo den Arm die Schenke lockend spreizt,
Juchhei!
Da ritt ich nie und fuhr ich nie und ging ich nie vorbei.

Wo ein Mägdlein hold am Fenster stund,
Mich zum Kusse lud ein frischer Mund,
Juchhei!
Da ritt ich nie und fuhr ich nie und ging ich nie vorbei.

Wahr Dich Wirth und Maid, halt fest den Kranz,
Wo um Wein und Liebe gilt der Tanz,
Juchhei!
Da ritt ich nie und fuhr ich nie und ging ich nie vorbei.

**P. Saul.**

*) Vorstehendes Gedicht ist von Vincenz Lachner (dem Scheffel-Komponisten) in Musik gesetzt worden.

## Aus Heimath und Fremde.

Der 19. März ist ein Erinnerungstag in der Geschichte unserer hessischen Literatur. An ihm wurde vor hundert Jahren in Fulda der Dichter und Schriftsteller Heinrich Koenig geboren. Er entstammte einer armen, dem unteren Stande angehörenden Familie; durch Talent und Fleiß überwand er die ihm entgegenstehenden Schwierigkeiten und brachte es zu einer hervorragenden Stellung in der deutschen Schriftstellerwelt. Er war in der vollen Bedeutung des Wortes ein self made man. Es ist nicht unsere Absicht, hier in ausführlicher Weise ein Lebensbild unseres vaterländischen Dichters zu entwerfen, das werden wir in einem später erscheinenden größeren Aufsatze über „hessische Dichter und Schriftsteller" nachholen, nur das wollen wir erwähnen, daß Heinrich Koenig's Schriften, namentlich seine Romane und Novellen, wie „die hohe Braut" (1833), „die Waldenser" (1836), „William's (Shakespeare) Dichten und Trachten" (1839), „Veronika" (1842) und Regina (1844) einen außerordentlichen Erfolg hatten und zum Theil auch heute noch mit Interesse gelesen werden. Daß sie bei allen ihren Vorzügen auch recht erheblicher Schattenseiten nicht entbehren, müssen wir zugestehen; ganz besonders sind zu den letzteren der Mangel an Erfindung und Gestaltungskraft, der auch durch die geistreichsten Reflexionen nicht ersetzt wird, oberflächliche Charakteristik, das Haften an Aeußerlichkeiten, Geziertheit des Stiles, das Haschen nach wohlfeilen Wortspielen und eine sich nur zu häufig breit machende Lüsternheit, die höchst unangenehm berührt, zu rechnen. Heinrich Koenig hat in seiner Jugend auch dramatische Arbeiten geliefert, die zur Aufführung in dem von ihm geleiteten vortrefflichen Liebhaber-Theater zu Fulda, dessen selbst Goethe rühmend gedenkt, gelangten. Außerdem war er noch Publicist und Literaturhistoriker. Wir verdanken ihm zwei Schriften „Auch eine Jugend" und „Stillleben", die uns höchst interessante Aufschlüsse über das gesellschaftliche Leben in Fulda in den ersten Jahr-

zehnten dieses Jahrhunderts geben. Heinrich Koenig starb am 23. September 1869 in dem hohen Alter von 79½ Jahren zu Wiesbaden. Seiner Vaterstadt Fulda hat er ein ansehnliches Legat für die Armen, der Stadt Hanau, welche ihm zur zweiten Heimath geworden war, seine reichhaltige Bibliothek vermacht. In Fulda haben Verehrer seiner Muse zu Anfang der 70er Jahre an seinem Geburtshause eine Erinnerungstafel anbringen lassen.

---

Das März-Heft der „Deutschen Rundschau" enthält wieder eine Fortsetzung von Julius Rodenberg's „Franz Dingelstedt. Blätter aus seinem Nachlaß". Diesmal behandelt der Herausgeber die Zeit der Thätigkeit Dingelstedt's in Stuttgart als Hofrath, Bibliothekar und Vorleser des Königs Wilhelm von Württemberg (1843—1851). Auch dieser Fortsetzung müssen wir die gleichen Vorzüge nachrühmen, durch welche sich die früheren Artikel Julius Rodenberg's auszeichneten. Mit elegantem Stile verbindet er in geistreicher Durchführung feinsinnige pietätsvolle Behandlung des Stoffes. — Mit seinem Eintritte in den Hofdienst des Königs Wilhelm ist ein Wendepunkt in Dingelstedt's Leben eingetreten, von welchem er sich in steigender Linie rasch aufwärts bewegt. „Kaum anderthalb Jahre sind seit dem „*verzweifelten Abschied*" von Fulda verflossen, und aus dem frondirenden Gymnasiallehrer und Journalisten wird ein Hofmann — viel bewundert, viel beneidet, viel angefeindet." „Es ist die Zeit, in welcher Heine singt:

„Sie machen jetzt ein großes Geschrei
Von wegen Deiner Verhofrätherei —"

Freiligrath beginnt ein Absageschreiben mit den Worten: „Du bist Hofrath geworden, ich will zeitlebens nichts als Freiligrath werden"; und in einem anonymen Brief, „mit einem schwäbischen Sechsgroschenstück versiegelt", erhält er, „zum Frühstück", zwei Gedichte von Hoffmann von Fallersleben, „auf Kosten der Partei als Manuskript gedruckt", in denen er abwechselnd „Lump und Wicht", „Renegat und königlicher Rath genannt wird". „War man damals denn so sehr viel ‚gesinnungstüchtiger' als heute", bemerkt hierzu Julius Rodenberg, „wo niemand etwas darin findet, einen Dichter, und selbst wenn er Freiheitslieder gesungen hätte, mit Orden und Titeln geschmückt zu sehen — und endlich, sind nicht auch die beiden großen Weimaraner von Karl August in den Adelsstand erhoben worden?" „Nein, der Unterschied dieser dreißiger und vierziger Jahre von denen vorher und nachher bestand darin, daß die schöne Literatur damals die Trägerin der politischen Opposition war und daher ein Schritt, wie Dingelstedt ihn nunmehr that, direkt als ein Abfall betrachtet wurde, wiewohl er es keineswegs war. Denn seine ganze Vergangenheit, sein ganzes Naturell drängte nach einem solchen oder ähnlichen Ziele hin und wer sein Knabentagebuch gelesen hat, sieht nichts Widersprechendes darin." — — „Das Geheimniß seiner Erfolge war seine geniale Persönlichkeit, die mit unbeschreiblichem Zauber wirkte. Doch hat ihn der Glanz, den er suchte, nicht geblendet." — In Stuttgart führte er seine geliebte Braut, Jenny Lutzer, als Gättin heim; in ihr findet er die hilfreiche, zuverlässige Gefährtin, die ihm manchmal die Führerin auf schwindelndem Pfade werden sollte. Für alles Ungemach, das ihn draußen trifft, für alle Verfolgungen, die nicht ausbleiben, für alle Verläumdungen, die nie ganz verstummen, findet er Trost und Ersatz in einem häuslichen Glück ohne Gleichen. — Interessant ist die Schilderung von Dingelstedt's Zusammentreffen in Scheveningen mit seinem früheren Landesherrn, dem Kurprinzen und Mitregenten von Hessen, der ihm vor vier Jahren in nichts weniger als gnädiger Weise den Abschied gegeben hatte. Dingelstedt schreibt darüber am 8. September 1845 an seinen Vater, den alten Klosterarzt in Rinteln: „Schon bei der ersten Begegnung am Strande der Nordsee trat und sprach mich Höchstderselbe an. Alles Alte schien vergessen, vergeben, vergraben, und durch das wunderbare Talent meiner Frau, das gewissermaßen eine neutrale Brücke zwischen uns schlug, bildete sich eine fast herzliche Verbindung unter seiner hohen und zahlreichen Familie und uns beiden. Wir tranken noch am letzten Abend vor des Prinzen Heimreise den Thee bei Ihm, und beim Abschied lud Er mich dringend ein: „recht bald nach Kassel zu kommen." G. v. Helmschwerdt ließ nicht undeutlich merken, daß auch eine gänzliche Rückkehr nach Hessen, etwa als Theater-Intendant, dem Prinzen und allen Landsleuten sehr erwünscht sein dürfte; hierauf aber blieb ich natürlich jede Antwort schuldig. Daß der Prinz mich liebgewonnen, merkte ich auf das Sicherste durch zwei Zeichen: an dem Betragen seines Kammerdieners gegen mich und an meiner eigenen versöhnten Stimmung gegen ihn. Mir ist eine solche Auszeichnung lieb und werth gewesen, nicht nur an sich um des lieben Friedens willen, den ich immer höher schätzen lerne, sondern auch meines Bruders*) wegen. Alle Besorgniß, der Name „Dingelstedt" könne ihm schaden, darf nun der gegentheiligen zuversichtlichen Hoffnung weichen! — Wir schließen hiermit unseren heutigen Artikel, den Lesern unserer Zeitschrift, welche sich für Franz Dingelstedt interessiren — und welcher Hesse interessirt sich nicht für diesen gott-

*) Der jüngste Bruder Franz Dingelstedt's, Julius, studierte in Heidelberg und Marburg Jurisprudenz. Er ging, ohne seine Studien zu vollenden, nach Amerika, wohin sein Bruder Adolf ihm vorausgewandert war, machte den großen Krieg als Stabsoffizier in der Armee Grant's mit und starb, 56 Jahre alt, unvermählt im Jahre 1884, als Kompagnon seines Bruders, der in den glücklichsten Familienverhältnissen, an der Spitze eines blühenden Geschäftes noch in New-York lebt.

begnadeten Dichter unseres Hessenlandes! — die Lektüre des Julius Rodenberg'schen Essay's „Franz Dingelstedt. Blätter aus seinem Nachlaß“ angelegentlichst empfehlend.

---

In der Nummer 4 unserer Zeitschrift brachten wir eine kurze Schilderung der Jubiläumsfeier des Geheimen Hofraths Professors Dr. Ludwig am 31. Januar in Leipzig und erwähnten dann, daß eine Deputation hessischer Landsleute, die in Leipzig ihr Domizil haben, den Jubilar durch Spendung eines Lorbeerkranzes mit Schleifen in den hessischen Farben erfreut hätten. Heute sind wir — Dank dem freundlichen Entgegenkommen eines hessischen Landsmannes in Leipzig — in der Lage, auch das launige Gedicht wiederzugeben, welches bei dieser Gelegenheit dem Jubilar überreicht wurde. Es lautet:

Verehrtester Herr, zum heutigen Feste
Erscheinen hier viele und mancherlei Gäste,
Um Ihnen von Herzen zu gratuliren;
Und allen wird's leicht sich zu introduciren
Und zu legitimiren,
Will sagen: sich rite einzuführen.

Nur wir, die man auch sandte hierher,
Wir haben's in dieser Hinsicht schwer;
Denn uns schickt keine Universität,
Keine Fakultät, keine Societät,
Noch wer sonst, sich selbst ehrend, zum heutigen Tag
Mit Fug und Recht deputiren mag.

Doch drangen wir ein in's festliche Haus,
Nicht fürchtend, daß man uns werfe hinaus;
So wie man dem Gast in der Bibel gethan,
Dieweil er kein hochzeitlich Kleid hatte an;
Dann, wenn uns der Oberhofmarschall fragt:
Wer seid denn ihr? und was wollt ihr hier?

Dann — unverzagt —
Mit Einem Wort ist Alles gesagt:
„Kurhesse sein mir“ —
Und sind dazu hier,
Um Namens aller Hessen, die uns gesandt,
— Ueberreichend den Kranz mit dem roth-weißen Band —
Dem berühmten treuen „Landsmann“ zu drücken die Hand.

---

Todesfälle. Am 4. Februar starb zu Kassel im 69. Lebensjahre der praktische Arzt Dr. Philipp Katzenstein. — Am 6. Februar verschied zu Weidebrunn bei Schmalkalden der Gutsbesitzer Sigmund Pfannstiel, Mitglied des hessischen Kommunal-Landtags und langjähriger Vertreter des Wahlkreises Schmalkalden-Eschwege im preußischen Abgeordnetenhause. — Am 12. Februar starb in Gudensberg der Kreiswundarzt Dr. med. Wilhelm Saul im Alter von 68 Jahren. Er war geboren in Viesebeck (Kreis Wolfhagen), studirte in Marburg und Würzburg und ließ sich in Großenritte als praktischer Arzt nieder, von wo er Anfang der 70er Jahre nach Gudensberg verzog. Wegen seiner Geschicklichkeit in seinem Berufe, seiner Pflichttreue und Humanität war er überall beliebt. Eine Krankheit, die er sich in der Ausübung seiner schwierigen Pflichten zugezogen, untergrub seine überaus kräftige Konstitution. Dr. Wilhelm Saul starb an demselben Tage, an welchem in dem benachbarten Altenritte sein älterer Bruder, der pensionirte Lehrer Daniel Saul beerdigt wurde.

Am 18. Februar verschied zu Kassel nach kurzem Kranksein an den Folgen eines Schlagflusses der Bildhauer und Professor an der Akademie der bildenden Künste Karl Hassenpflug, Sohn des kurhessischen Ministers H. D. L. F. Hassenpflug und dessen ersten Gemahlin Lotte, einer Schwester der Brüder Grimm. Die „Hessischen Blätter“ widmen dem Verblichenen einen warmen Nachruf, den wir nachstehend wiedergeben. Karl Hassenpflug war am 5. Januar 1824 zu Kassel geboren. Als zwanzigjähriger Jüngling trat er als Schüler in das Atelier des berühmten Münchener Bildhauers Ludwig Schaller ein, dem er namentlich bei Modellirung des Herder-Standbildes für Weimar zur Seite stand. Im Jahre 1848 besuchte H. zum ersten Male Italien und Rom, wo er drei Jahre verweilte. 1851—56 lebte er theils in London, theils in Kassel. Hier in der alten Heimath, wo ihn die Erinnerung an das Haus seiner beiden Oheime Jakob und Wilhelm Grimm umschwebte, wandte er sich germanisch-christlicher Kunst zu und fertigte für die Michaelskirche in Fulda die neuen Sandsteinreliefs, ebenso auch die Statuen der Apostel für den Lettner der Elisabethkirche in Marburg. Eine von ihm damals entworfene Gruppe Amor und Psyche — sie steht in Marmor ausgeführt im Rafaelsaal der neuen Orangerie zu Potsdam — machte den König Friedrich Wilhelm IV. auf den talentvollen Künstler aufmerksam. Die folgenden Jahre brachte Hassenpflug wieder in Rom zu, wo unter anderem auch die allen Kasselern wohlbekannte Galatheagruppe entstand, deren Kindergestalten mit zu dem Reizendsten gehören, was die moderne Kunst geschaffen. Oktober 1868 wurde er als Professor an die Kasseler Akademie berufen. Für die Restauration des Orangeriegebäudes in der Aue lieferte er jetzt, an Stelle der schematischen immer wiederkehrenden vier antiken Kaiserköpfe, eine Reihe lebensvoller hessischer Regentenbilder, für die Gemäldegallerie die kraftvollen Statuen Rembrandts und Rubens an der Eingangsseite und die Skulpturen der Giebelfelder. Als die bedeutendsten seiner hier vollendeten Arbeiten gelten die im Jahre 1884 in Marmor ausgeführten Büsten seiner beiden Oheime Jakob und Wilhelm Grimm, welche am 100sten Geburtstage Jakobs, 4. Januar 1885, in der Kasseler Landes-Bibliothek

feierlich aufgestellt wurden. Ueberhaupt wandte hier in Kassel — so entnehmen wir einem wohl von Herrn Museumsdirektor Dr. Pinder verfaßten Nekrolog der „Kass. Allg. Ztg.“ —, sein Gemüth sich wieder mehr der heimischen Poesie zu, namentlich der ihm aus dem Grimm'schen Hause so lieb gewordenen Märchenpoesie. Goethe's Fischer, die Gänsemagd, das Dornröschen, das Aschenbrödel, das Rothkäppchen und verwandte Gegenstände sind recht als Ausdruck seines Gemüthslebens aufzufassen. Der Märchenfrau setzte er ihr Denkmal an dem Hause, wo einst die Brüder Grimm gewohnt in dem bekannten Rundrelief. Noch einen bedeutsameren Platz hatte er ihr zugedacht an dem Denkmal der Gebrüder Grimm, zu dem er eine Skizze gefertigt hatte. Seine Vaterstadt hätte er gern mit einem öffentlichen Brunnen geschmückt gesehen, an welchem Kassels Straßentypen und hessische Landleute ihren Platz finden sollten. Er verstand es, das Alltagsleben mit Poesie zu umkleiden. Vorgänge aus dem eigenen Familienleben und ganze Märchenfolgen wurden in Mußestunden in Aquarell gemalt. Sein letztes kleines Werkchen ist eine kleine Idealfigur als Aufsatz auf eine Standuhr in dem Besitze seiner treuen Gattin. Auf der Rückseite finden sich die wehmüthigen Worte: „Addio scultura! Lebwol Bildhauerkunst!“ — Am 19. Februar verschied in seinem 80. Lebensjahre nach schwerem Leiden zu Geismar bei Fritzlar der Pfarrer und Metropolitan a. D. Heinrich Wilhelm Altmüller. Von ihm stammen die Relief-Karten von Jerusalem und von Sinai und Golgatha, die im Jahre 1857 im Verlage von Theodor Fischer in Kassel erschienen. — Am 21. Januar starb zu Kassel im Alter von 79 Jahren der Major z. D. R. W. Duncker, früher Offizier im 2. kurhessischen Infanterie-Regiment.

— Am 19. Februar starb nach längerem Leiden Lothar Gau, Sekretar bei der Landeskreditkasse in Kassel. Tief betrauert von seinen vielen Freunden und Bekannten, wurde der Verblichene den 21. Februar beerdigt. Er war am 8. Dezember des Jahres 1827 als der älteste Sohn des Gutsbesitzers Gau auf dem Rittergut Hambach bei Lichtenau geboren. Im elterlichen Hause vom damaligen Kandidaten des Predigtamtes Ausfeld, einem Enkel Salzmanns, des Gründers der Erziehungsanstalt in Schnepfenthal, unterrichtet, trat er im Herbst 1841 sehr gut vorbereitet in die Sekunda des Gymnasiums in Eisenach ein, wo er sich als talentvoller Schüler auszeichnete. Ostern 1846 bestand er das Maturitätsexamen in Marburg und studierte daselbst Jura und Kameralia. Hier war er ein sehr thätiges Mitglied des Korps Teutonia. Im Jahre 1848 bezog er die Universität Göttingen, wo er in das Korps der Bremenser eintrat. Nach abgelegter Staatsprüfung im Oktober des Jahres 1851 war er von 1851 bis 1855 im Vorbereitungsdienst beim Amtsgericht in Lichtenau. Im Jahr 1856 wurde er am Landrathsamt in Kassel und 1866 als Sekretar an der Landeskreditkasse angestellt. Dem Dahingeschiedenen ist vom Geschick leider eine einflußreiche Stellung im Staate nicht vergönnt gewesen, zu welcher er durch große geistige Begabung und seinem praktischen Scharfblick befähigt war. — In dem Thierschutzverein war er, der große Pferdeliebhaber, ein sehr schätzenswerthes, thätiges Mitglied. In geselligen Kreisen war er wegen seines Witzes und Humors (der ihn auch während seiner schmerzhaften Krankheit nicht verließ) ein gern gesehener Gast und erfreute sich großer Beliebtheit. Die alten Herren des Korps Teutonia in Kassel haben an ihm einen hochgeschätzten Korps-Bruder und die sogenannten „Weisen“ (deren Verein Pflege des Humors und langer treuer Kameradschaft zum Zweck hat) einen alten, treuen und liebenswürdigen Freund verloren. Ehre seinem Andenken. O. S.

— Am 23. Februar verschied zu Kassel im Alter von 79 Jahren der Sanitätsrath Dr. Julius Schütte. — Am 1. März starb zu Bonn a/Rh. nach kurzem Leiden der Konsistorial-Präsident und Professor der Theologie Dr. Wilhelm Mangold im 65. Lebensjahre. Nekrolog folgt in nächster Nummer.

## Briefkasten.

G. K. Kassel. Wir danken verbindlichst für die beiden Zusendungen, die sehr erwünscht kamen und in der nächsten Nummer benutzt werden sollen.

F. S. Kassel. Kam leider zu spät, um noch in dieser Nummer zum Abdrucke gelangen zu können. Der Gedanke ist recht gut. Freundlichster Gruß.

E. W. Kassel. Erhalten. Mußte für später zurückgestellt werden.

G. K. Hannover. Kann erst in einer der nächsten Nummern veröffentlicht werden. Wir bitten die Verzögerung zu entschuldigen.

K. P. Wächtersbach. Besten Dank für Zusendung und Mittheilung, die wir nicht unbeachtet lassen werden. Nächstens erhalten Sie ein Seitenstück zu dem bereits übersandten Zeitungs-Ausschnitte.

L. M. Eschwege. Es freut uns, daß Sie unserem Wunsche entsprochen haben. Brieflich mehr.

G. M. Leipzig. Ihr Anerbieten nehmen wir dankbar an. Herzlichen Gruß.



Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: F. Zwenger in Fulda, Druck und Verlag von Friedr. Scheel in Kassel.




№ 7. Kassel, 1. April 1890.

Das „Hessenland“, Zeitschrift für hessische Geschichte und Literatur, erscheint zweimal monatlich, zu Anfang und in der Mitte jeden Monats, in dem Umfange von 1½—2 Bogen Quartformat. Der Abonnementspreis beträgt vierteljährlich 1 Mark 50 Pfg. Einzelne Nummern kosten je 30 Pfg. Anzeigen werden mit 20 Pfg. für die gespaltene Petitzeile berechnet. Auswärts kann unsere Zeitschrift durch direkte Bestellung bei der Post, oder durch den Buchhandel, auf Wunsch auch unter Streifband bezogen werden; hier in Kassel nimmt die Buchdruckerei von Friedr. Scheel, Schloßplatz 4, Bestellungen, ebenso Anzeigen an. In der Post-Zeitungsliste für das Jahr 1890 findet sich das „Hessenland“ eingetragen unter Nr. 2772.



## Frühlingsankunft.

Ein grüner Schein liegt auf dem Wald,
Es pocht in allen Zweigen,
Was gilt's, nun wird der Frühling bald
Uns seine Wunder zeigen.

Schon steigt empor der Lerche Lied
Zum blauen Himmelsbogen,
Die Schwalbe kommt, der Fremde müd,
Zum alten Nest gezogen.

Keck bricht das junge Laub hervor,
Geküßt vom Sonnenstrahle;
Hell schallt der Frühlingssängerchor
Vom Berg herab zum Thale.

Froh spielt der Kinder muntre Schaar
Im grünen Wiesengrunde;
Sie flechten Blumen sich ins Haar
Und tanzen in der Runde.

Mein altes Herz hat neuen Schlag,
Wohl denkt's der süßen Wonnen,
Da es an einem Frühlingstag
Der Liebsten Herz gewonnen.

Hermann Haase.





# Albrecht Christian Ludwig von Bardeleben.

## Kurfürstlich Hessischer Generallieutenant.

**1777—1856.**

Ein Erinnerungsblatt von C. v. Stamford.

(Fortsetzung.)

V. Das Jahr 1813.

Ernst gemeint war König Jérôme's Trauer um den Untergang seines Heeres, so Viele der Offiziere, welche im Schnee und Eise Rußlands ruhten, waren ihm persönlich bekannt gewesen — eine Anzahl Offiziere und Mannschaften hatte das schreckliche Geschick getroffen, Gefangene der Russen zu sein, nur 180 Offiziere und 600 Unteroffiziere und Soldaten hatten sich von 800 Offizieren und 25000 Mann, welche den Feldzug mitmachten, in Thorn zusammengefunden. Mußte die Vernichtung so vieler Menschenleben, der Blüthe der Jugend seines Reiches, den König tief erschüttern, so drängte sich auch sofort die Sorge auf, daß sein nur durch Waffengewalt bestehender Thron nun unbeschützt sei. Wie der Imperator in Paris an die Schaffung eines neuen Heeres ging, ließ auch König Jérôme sich die Herstellung seines Armeekorps höchst angelegen sein.

Bardeleben wurde zu dem 8. Linieninfanterie-Regiment gesetzt und führte in diesem das 1. Bataillon. Sein Kriegsgefährte Gauthier erhielt den Befehl über das 4. leichte Bataillon; dieser Ehrenmann mußte dem in Stallupönen so schimpflich verlassenen Manne höchst dankbar sein, daß dieser edelmüthig von der Sache schwieg — hätte Bardeleben sie zur Sprache gebracht, so würde selbst in dieser Zeit Gauthier unmöglich geworden sein, in welcher der Degen eines Offiziers höheren Werth hatte als sonst.

Im April 1813 rückte das 8. Infanterie-Regiment zu dem 11. Korps der französischen Armee ab, welches sich unter Marschall Macdonald im östlichsten Theile des Königreichs an der Elbe bildete. Das Regiment wurde mit dem Regimente Füsiliergarde zu einer Brigade vereinigt, welche der General Lageon befehligte, ein Franzose in westphälischem Dienste. Nächst der Garde des Kaisers zählte das 11. Korps sowie das von General Bertrand aus Italien herangeführte 4. Korps als vollkommen kriegstüchtig, wie keines der übrigen Armeekorps. Napoleon mischte die deutschen Truppen mit den französischen derartig, daß nicht große Massen jener unter dem Befehle deutscher Führer standen, selbst die Brigaden wurden fast durchgängig von Franzosen aus seiner Schule befehligt; er konnte sich hierdurch besser auf die Durchführung seiner Maßregeln in seinem Geiste verlassen und glaubte die Gefahr der Ansteckung der deutschen Truppen von dem in Deutschland erwachten Volksgeiste zu vermindern. Da die Stimmung hier täglich gefährlicher wurde, ging Napoleon mit gewohnter Entschlossenheit zum Angriffe über, obwohl ein großer Theil seines jungen Heeres noch unfertig war; außer anstrengenden Märschen mußten die Regimenter deshalb noch täglich üben. Die Reiterei war zu schwach und vermochte nicht durch weit vorgreifende Erkundung die erforderlichen Nachrichten einzuziehen, ein großer Uebelstand für die Heerführung. Am 1. Mai übernahm der Imperator persönlich in Weißenfels die Leitung seines Heeres, dessen Massen sich in der Nähe gesammelt hatten. Beim Vordringen auf Leipzig, wo er das Heer der Verbündeten zu treffen gedachte, wurde er bei Lützen von dem Gegner in der rechten Seite gefaßt, 2. Mai; hätte ihm gegenüber ein ebenbürtiger Feldherr die Schlacht gelenkt, ja, hätte überhaupt ein Feldherr mit uneingeschränkter Macht befehligt, so stand es übel um das Heer Napoleons. Allein er warf in der gefährlichen Lage seine marschirenden und in breiter Front nach Osten gerichteten Heereskörper herum, dem von Süden eindringenden Feinde entgegen; seine Uebermacht kam hinzu, um den Sieg zu erkämpfen, freilich nicht einen solchen wie in den früheren Feldzügen, der den Feind zerschmetterte.

Die Korps von Macdonald und Bertrand hatten als linker Flügel unter dem Vizekönige von Italien den rechten der Verbündeten in

heißem Kampfe zurückgedrängt und standen am Abende des Schlachttages ihn umfassend. Napoleon erkannte das Verhalten der Westphalen dadurch an, daß er das 1. Bataillon des 8. Linienregiments vom 3. Mai an dem kaiserlichen Hauptquartier beigab. Bardeleben hatte für seine Person sich am Hauptquartier aufzuhalten, sein Bataillon war in Abtheilungen aufgelöst, welche an den Etappen des Marsches von Lützen nach Dresden zurückblieben. Er schrieb dieses seiner Gefährtin von Dresden am 9. Mai als einen Trost, daß sie ihn in Sicherheit wisse, obwohl es ihm als Soldat nicht angenehm sei; „die Armee schlägt sich vortrefflich und der Krieg wird wohl für Napoleon vortheilhaft enden" setzt er hinzu, weiter „man sollte es kaum glauben, daß die Russen und Preußen sich in dem für ihre so überlegene Reiterei vortheilhaften Terrain bei Lützen haben schlagen lassen". „Des Morgens 3 Uhr ist der Kaiser zu Pferd — man ist gezwungen, ihn als großen Mann zu bewundern" gesteht B. seiner Conradine.

Das französische Heer überschritt am 11. Mai bei Dresden, Torgau und Wittenberg die Elbe und Napoleon griff bei Bautzen am 20. Mai das Heer der Verbündeten an, welche, statt ihn anzufallen, ehe er seine sämmtlichen Kräfte bei einander hatte, ihm die Zeit dazu ließen, sodaß er mit bedeutender Uebermacht auftrat. Wohl errang er in gewaltigem Kampfe am 20. und 21. Mai den Sieg, aber trotz der großen Verluste ohne weitere Erfolge, als daß das feindliche Heer in unerschütterter Haltung abzog; keine Trophäen, Geschütze, Gefangene in nennenswerther Zahl waren da, die dem „Sohne des Glückes" wie sonst Zeugniß des errungenen Sieges abgelegt, seinem Ehrgeize Befriedigung gewährt hätten. Er folgte dem verbündeten Heere, blutige Gefechte lehrten ihn, daß dessen Zusammenhalt nicht gelitten habe und bei Haynau wurde eine französische Division aus einem ihr gelegten Hinterhalte überfallen, wobei sie eine gänzliche Niederlage erlitt*, 25. Mai. Doch drang der Kaiser weiter in Schlesien vor und am 1. Juni besetzte das Korps Lauriston Breslau, äußerlich bedeutende Erfolge, welche ihm von neuem eine achtunggebietende Stellung sicherten. Die Verluste, welche seine jungen Heere seither erlitten hatten, waren weit stärker als die der Verbündeten, der Zusammenhalt war sehr bei ihnen gelockert und Napoleon ging in der Erwägung, seiner Armee durch eine längere Ruhe mehr Festigkeit und Kräftigung zu verleihen, auf die am 16. Mai von Seite Oesterreichs eröffneten Verhandlungen ein, durch welche am 4. Juni ein bis zum 20. Juli reichender Waffenstillstand zustande kam. Dieser gereichte indessen zum noch größeren Vortheile für die Verbündeten und war ein verhängnißvoller Fehler des französischen Kaisers, wenn er nicht die Absicht hegte, zum Frieden zu gelangen. Der Held unserer Erzählung stand seit dem 26. Mai in Bautzen, wo das Regiment wieder vereinigt wurde. Wenige Tage zuvor hatte der zweitägige furchtbare Kampf hier getobt und jeden Augenblick konnte das Unwetter von Neuem sich über die freundliche kleine Stadt und deren Umgebung entladen; da macht es einen eigenthümlichen befriedenden Eindruck, wenn B. am 9. Juni seinen Aufenthalt schildert: „wir haben hier seit 14 Tagen ruhig gelebt außer ein paar Tagen, an denen Oberst Brendel mit seinen Kosaken uns beunruhigte, es fehlt uns an nichts als an Fourage, wir haben sehr gute Quartiere und überhaupt ist Bautzen ein allerliebster Ort, die Gegend ganz vorzüglich schön und die Menschen sehr gut . . . es ist uns also ein glückliches Loos geworden . . ." Wie so Viele hoffte er auf einen Friedensschluß und zog aus dem Waffenstillstande, bei welchem nur ein kleiner Theil Schlesiens von Franzosen besetzt blieb, den tröstlichen Schluß, daß „Preußen nicht untergehen werde". Seine Liebe zur Natur fand an diesem Orte in der Pause des Kriegsgetümmels reiche Nahrung; täglich besuchte er nach Erfüllung der Dienstpflichten die Umgebung Bautzens und hier war es besonders eine Stelle, welcher er gern seinen Schritt zulenkte, von ihm das Felsenthal genannt. Hier gedachte er der geliebten Frau, welche in tiefer Sorge um ihn ihre Tage hinbrachte und hoffte „noch in diesem Sommer wieder mit ihr vereint das Glück des Landlebens genießen zu können".

Nach drei Wochen dieses Aufenthaltes marschirte Bardeleben mit dem 8. Regimente von Bautzen ab; dessen Oberst blieb krank zurück und B. führte das Regiment, welches in die Vorhut des Macdonald'schen Korps vorgeschoben wurde und in Langenoels (zwischen Lauban und Löwenberg) in Schlesien sich aufstellte, während die Füsiliergarde in Görlitz blieb. Er nahm sein Quartier im Schlosse, hatte als Regimentskommandeur in der Avantgarde anstrengenden Dienst, fand aber doch Muße, auch hier eine Lieblingsstelle zu entdecken, wo er „seinen Gedanken Audienz gab", diesesmal eine Bergspitze mit einem kleinen Gehölze, von wo eine entzückende Aussicht nach rechts das Riesengebirge, geradeaus Schlesien

*) Der Held dieses Tages, Oberst von Bockum-Dolffs, welcher die über 3000 Pferde starke preußische Reiterei führte, fand den Tod, es war der früher erwähnte Schwager Bardelebens.

nach links die Lausitz gebreitet zeigte. Aber er meldete heimwärts „das ganze Land von dem schönen Bautzen bis hierher ist ein Paradies“.

Die Zeit der Waffenruhe wurde auf das Eifrigste von den Truppen benutzt, ihre Tüchtigkeit zu heben; wie Napoleon hiellen seine Unterfeldherren häufig Besichtigungen ab, so auch Marschall Macdonald. Das 8. Regiment bezog am 18. Juli das Lager bei Kunzendorf am Bober, 1 Meile südlich von Bunzlau, das andere Regiment der westphälischen Brigade war herangezogen; man hatte nur noch schwache Hoffnung auf Zustandekommen des Friedens, da eben Napoleon ihn nicht ernstlich wollte und bereitete den Wiederbeginn des Krieges vor. Der Stillstand war bis zum 10. August verlängert worden.

Der Marschall hielt am 1. August Truppenschau über die westphälische Brigade (31.) sprach derselben großes Lob aus und sagte den Befehlshabern, diese Brigade sei die schönste in seinem Armeekorps; der Tagesbefehl des Feldherrn verkündete den übrigen Truppen seines Armeekorps hohes Lob der Westphalen. General Lageon bemerkte außerdem gegen Bardeleben, das 8. Regiment habe in kurzer Zeit sehr große Fortschritte gemacht; es war dies eben die Zeit, während welcher er es führte. Am 2. August trafen 328 Rekruten bei dem Regimente ein, welche nothdürftig eingeübt waren, sie machten neue Arbeit nothwendig. Zudem hatte der Kommandeur in dieser Zeit die „Comptabilität“ für die letzten drei Monate aufzustellen und saß an dieser wenig erquicklichen Arbeit 14 Tage lang mit 12 Sergeantmajors und 12 Fourieren der Kompagnien, bis er Abends aufathmen durfte.

Als Napoleon den ihm als letzte Frist zu friedlichen Schritten gestellten 10. August ungenützt verstreichen ließ, war die Eröffnung des Kampfes damit am 16. zu erwarten; jetzt trat aber noch Oesterreich zu seinen Feinden. Blücher mit dem schlesischen Heere eröffnete den blutigen Reigen, griff das Heer des Marschalls Ney an und drängte es von der Katzbach an den Bober zurück. Die Boberlinie wurde von drei Korps gehalten, darunter das Macdonald'sche; Napoleon eilte selbst auf die Nachricht von Ney's Unfällen von Dresden herbei um Blücher zurückzuwerfen. Doch nun drang das große Heer der Verbündeten aus Böhmen gegen Dresden, den Hauptpunkt von des Kaisers militärischer Stellung, vor, er mußte von Blücher ablassen. Noch gelang ihm der Sieg bei Dresden am 27. August, das böhmische Heer zog zurück; aber wo der Imperator nicht selbst war, traf Unheil seine Feldherren, so den Berlin bedrohenden Marschall Oudinot am 23. August bei Großbeeren und Macdonald am 26. August an der Katzbach. Napoleon hatte ihm die Aufgabe gestellt, mit drei Armeekorps das schlesische Heer in Schach zu halten, welches vor den überlegenen Kräften des Kaisers soeben zurückgewichen war. Der Marschall verlor durch Mißverständniß einen Tag und betrieb dadurch die Verfolgung des schlesischen Heeres nicht kräftig genug; Blücher wandte sich um und bereitete dem französischen Heere an der Katzbach und der wüthenden Neiße eine furchtbare Niederlage; starker Regen machte die Flüsse unüberschreitbar außer den Brücken, und die Verluste der Franzosen waren ungeheuer, Macdonald konnte mit seinem zerfetzten Heere das Feld nicht halten. Bardeleben berichtet über diesen kurzen Feldzug „bis zum 26. August Abends wurden die Russen und Preußen täglich geschlagen, allein nun änderte sich die Scene (die Schlacht begann um 3 Uhr Nachmittags) und wir wurden nach Noten geklopft; ich wurde mit meinem Bataillon und 20 neapolitanischen Chasseurs abgeschnitten, retirirte auf Löwenberg, allein dort konnte ich nicht über den Bober kommen, weil dieser durch den häufigen Regen sehr angeschwollen und die Brücke hinweggeschwemmt war. Hier wurde denselben Abend (29. August) eine ganze französische Division (Püthod) theils niedergehauen, theils gefangen, theils ins Wasser gesprengt. Ich hatte mich mit meinem Bataillon auf die Berge gesetzt, schloß mich die folgende Nacht an den in Unordnung retirirenden Rest der geschlagenen Armee an, kam so nach Bunzlau, welches eine Stunde nach uns von den Russen und Preußen angegriffen und genommen wurde (30. August), und vereinigte mich mit der westphälischen Brigade an diesem Tage zu Löwenberg. Heute (31. August) sind wir bis Lauban zurückgegangen, wo wir die Russen und Preußen erwarteten, jedoch sie nur von Ferne erblickten“. Die Westphalen hatten in der Mitte der französischen Aufstellung gekämpft, welche durch zwei Divisionen des 11. Korps gebildet wurde und einen höchst schwierigen Stand hatte. Unser Freund meldete am 31. August, auf dem Erdboden schreibend, der Gattin sein Geschick dieser schlimmen Tage, dabei daß er an ihrem Geburtstage (28.) sich in größter Gefahr befunden habe, mit seinem Bataillon gefangen zu werden. Es mag dieser Truppe übel genug ergangen sein, da auch alle Verpflegung aufhörte, aber sie blieb doch erhalten und in kriegerischer Verfassung, war unter den letzten des Macdonald'schen Heeres, welche in besserem Zustande als ein großer Theil desselben über Bunzlau zurückgingen. Der Marschall bat noch am 2. September den Kaiser, persönlich den Geist seines geschlagenen Heeres aufzurichten und ihm wieder Haltung zu

geben; wenn indessen Bardeleben ferner am 31. August ausspricht „unsere Armee ist wieder in gutem Stande, denn die Preußen und Russen haben uns zu viel Zeit gelassen, hätten sie schneller ihren errungenen Vortheil verfolgt, das Resultat würde viel brillanter gewesen sein", so ist daraus zu entnehmen, daß doch nicht Alle des Macdonald'schen Heeres dem Mißgeschicke sich beugten, daß die Westphalen die Haltung nicht verloren hatten, daß sie nicht nur eine schöne Brigade, sondern daß sie mannhafte Krieger waren ungeachtet ihrer Jugend.*)

Der Kaiser eilte seinem Marschalle zu Hilfe mit der Garde und noch zwei Korps; am Tage seiner Ankunft in Bautzen, 4. September, befahl er sofort das Vorrücken und ein blutiges Gefecht bei Hochkirch machte Blücher die Gegenwart Napoleons fühlbar. Am 5. September drückte dieser jenen weiter zurück, verließ aber noch am Abende mit seinen herangeführten Truppen die Armee Macdonalds, welcher die Weisung bekam, die Spree zu halten. Sobald Blücher erkannte, daß Napoleon abgezogen sei, ging er wieder Macdonald zu Leibe, um ihn zur Schlacht zu zwingen. Doch trat letzterer auf Befehl des Kaisers am 10. September den Rückzug zunächst nach Bautzen an. Die Niederlage Ney's bei Dennewitz am 6. September bewog Napoleon zu jener Maßregel; der Marschall gelangte unter Kämpfen bis Fischbach, 2½ Meilen von Dresden. Der Kaiser traf daselbst am 22. September ein, ließ am Nachmittage das 11. Armeekorps vorgehen und dieses warf bei Bischofswerda die Preußen zurück; für den 23. September befahl Napoleon erst um 11 Uhr Vormittags den Angriff, das Gefecht verlief nachtheilig und der Kaiser ordnete den Rückzug nach Dresden an. Dieser Stoß war der letzte Versuch des mehr und mehr eingeengten, nach allen Seiten um sich schlagenden Löwen, das schlesische Heer gegen die Oder zurückzuwerfen. Bardeleben hat von sich verzeichnet: „die Tage des 4., 5., 11., 17., 18., 22. und 23. September waren gefahrvoll für mich; über die Affaire am 23. gab der Kaiser 6 Kreuze (der Ehrenlegion) in mein Bataillon und ich wurde zum Major vorgeschlagen". **)

Macdonald führte seine Armee nach Dresden, das 11. Armeekorps blieb hier als das letzte auf dem rechten Elbeufer stehen, das schlesische Heer folgte nicht, Blücher führte es den Franzosen unbemerkt weit elbeabwärts und erkämpfte in der Schlacht bei Wartenburg am 3. Oktober den Uebergang auf das linke Ufer des Stromes, sodaß der Imperator die Stellung bei Dresden und die Elbe nicht mehr zu halten vermochte. Napoleon war in Unruhe über den Verbleib des schlesischen Heeres und als er in der Nacht zum 5. Oktober die Nachricht von dem Uebergang Blüchers und der Schlacht erhielt, faßte er den Entschluß, das schlesische und das, wie er annahm, mit über die Elbe gesetzte Nordheer des Kronprinzen von Schweden über den Strom zurückzutreiben.*) Mit der Hauptmasse seiner

*) Ein schönes Lob ertheilt Nössell in seiner Geschichte des Feldzuges 1813 in Schlesien dem Marschall Macdonald und seinem Armeekorps: er hebt dessen Mannszucht und menschliches Verhalten gegenüber der Zuchtlosigkeit und Unmenschlichkeit anderer französischen Truppen hervor und rühmt des Marschalls edeln Charakter. Nössell lebte zu jener Zeit in Breslau und verschaffte sich persönlich Nachrichten über die Kriegsereignisse.

**) Ein Vorfall, von welchem das Datum nicht überliefert ist, verdient der Erwähnung. B. berichtet darüber „Napoleon hielt viel auf das Aeußere, ohne darin aufzugehen, denn sein Adlerblick ließ ihn auch den inneren Werth sogleich erkennen. Im Feldzug 1813 überraschte mich der Kaiser mit meinem Bataillon nach einem zehnstündigen Marsche bei sehr schlechtem Wetter. Das Bataillon sah aus wie die Grasteufel und Napoleon äußerte sich unzufrieden darüber. Er stieg vom Pferde, durchschritt schweigend und mit finsterem Gesicht die Glieder, untersuchte bald eine Waffe, bald eine Patrontasche, bald einen Brotbeutel oder Tornister — sein Gesicht erheiterte sich allmälig und er gab hier und da einem Soldaten das Gewehr mit einem kurzen: bon! zurück. Dann visitirte er Munitions-, Medicin- und Bagagewagen, ließ darauf das Bataillon exerciren und manövriren, gab die auszuführenden Bewegungen oft selbst, kurz aber deutlich an, ließ eine einzelne Kompagnie um sich herum manövriren und sprengte dann unerwartet mitten in der Ausführung einer Bewegung mit den Worten: bon, commandant! davon. Berthier aber kam bald zurückgejagt und rief mir laut in deutscher Sprache zu: Der Kaiser ist sehr zufrieden! Ein schallendes Hurrah tönte ihm nach; der Kaiser wurde von diesem Tage an von den Soldaten bewundert, wozu sie bisher nicht Austerlitz, nicht Jena, nicht Borodino, nicht Lützen, und Bautzen bewogen hatten!

*) Vor Beginn der Bewegungen hielt der Kaiser zu Anfang Oktober bei Dresden Truppenschau über die verschiedenen Korps, wobei er jede Abtheilung sehr genau ins Auge faßte und viele Beförderungen und Auszeichnungen verfügte. Bei der Besichtigung des 11. Armeekorps standen eine französische 12-Pfünder und eine westphälische 6-Pfünder Batterie hinter meinem Bataillon. Der Kommandeur der französischen war ein alter eisgrauer kolossaler Mann, derjenige der westphälischen, Kapitain Schleenstein, klein, in voller Jugendblüthe. Beide standen nebeneinander. Napoleon trat mit untergeschlagenen Armen vor sie hin, betrachtete sie einen Augenblick und fragte dann Schleenstein etwas rauh: Seid Ihr Kapitain? Schleenstein: Ja! — Wie lange dient Ihr? — Acht Jahre. — Bei welcher Gelegenheit habt Ihr den Orden erhalten? — In Spanien bei der Belagerung von Girona, Napoleon milde: Ah, wie lange seid Ihr in Spanien gewesen? — Drei Jahre. Napoleon zu dem französischen Kapitain: Wie lange dient Ihr? — Ich war mit Euer Majestät in Aegypten und focht bei den Pyramiden. — Und noch Kapitain! — Nicht meine Schuld — Hm, Ihr, seid Bataillonschef! — Vor Wien und Moskau wird meine Batterie den Dank donnern! — Napoleon zu Berthier! Das Kreuz der Ehrenlegion! —

Armee, in der Macdonald den rechten Flügel mit seinem eigenen Korps und der westphälischen Brigade führte, suchte er am 9. Oktober bei Düben an der Mulde die Schlacht gegen das schlesische Heer. Blücher war aber mit diesem über die Mulde ausgewichen und wollte an jenem Tage bereits auf Leipzig marschiren. Das große Heer der Verbündeten näherte sich über Dresden, selbst der von Blücher an den Haaren gezogene Kronprinz von Schweden folgte jenem nach; der Imperator, welcher einen Augenblick den Plan hegte, nach Magdeburg zu ziehen um dem Kriege eine neue Wendung zu geben, führte sein Hauptheer gegen Leipzig, wo es am 14. Oktober anlangte, als schon südlich der Stadt bei Liebertwolkwitz der furchtbare Tanz um die Herrschaft über den Welttheil begonnen hatte. Der 15. verging unter den Vorbereitungen, Napoleon ließ seine Armee eine Stellung im Süden und Südosten von Leipzig nehmen und nördlich der Stadt seinen Rücken durch eine Heeresabtheilung gegen den noch ziemlich entfernt vermutheten Blücher sichern.

(Fortsetzung folgt.)

Dann entfernte sich der Kaiser und ging schweigend am nächsten Bataillon vorüber. Schleenstein blieb bei Leipzig. (Aufzeichnung v. Bardelebens.)

# Episoden aus der Geschichte des Bauernkrieges in den Stiftslanden von Fulda und Hersfeld.

Mitgetheilt von F. Zwenger.

(Fortsetzung.)

Die Chronik des Apollo von Vilbel, auf die wir uns in unserem ersten Artikel wiederholt berufen haben, ist für die Fuldaische Geschichte von wesentlicher Bedeutung. Der Fuldaer Historiker Brower benutzte dieselbe und auch Schannat that ihrer Erwähnung. In neuerer Zeit sind es Dronke, Gegenbaur und Freys, welche sich wieder mit dieser Chronik beschäftigten. Gegenbaur hielt zu Anfang der 60er Jahre in dem Fuldaer Zweigverein für hessische Geschichte und Landeskunde einen Vortrag über die „Fragmenta Manuscripti Apollinis de Vilbel", dessen Manuskript uns vorliegt. Unser gelehrter hessischer Landsmann, der Archivar Dr. Joseph Rübsam in Regensburg, hat nun in der Zeitschrift des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde, Neue Folge, XIV. Band, 1889, den Text der „Chronik des Apollo von Vilbel" mit einer Einleitung in vier Abtheilungen veröffentlicht*), in welcher der Verfasser über Apollo von Vilbel und sein Geschlecht; über das Manuskript, das ein Fragment ist, die Zeit und den Ort der Abfassung, die Eintheilung und den Inhalt der Chronik; über die Sprache des Chronisten, die Ueberarbeitungen des Textes und die Quellen der Chronik ausführlicher berichtet; in der vierten Abtheilung der Einleitung liefert der Verfasser literarische Nachweise über die Benutzung des Manuskripts. Das Manuskript, welches Dr. Rübsam zur Verfügung stand, ist Original und gehört zu den Papierhandschriften der Bibliothek des bischöflichen Seminars zu Fulda, während Gegenbaur nur einen aus dem literarischen Nachlasse des zu Anfang der 30er Jahre in Fulda verstorbenen Oberförsters Hauck stammenden Auszug benutzen konnte, der sich gegenwärtig in der Bibliothek des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde zu Kassel befindet.

Durch die Veröffentlichung der Chronik des Apollo von Vilbel hat sich Dr. Rübsam ein wirkliches Verdienst um die Geschichte Fuldas erworben. Wie die früheren historischen Arbeiten Rübsam's, so zeichnet sich auch die vorliegende durch die sorgfältigsten und gründlichsten Studien über den Gegenstand selbst aus, deren Ergebnisse der Verfasser in der Einleitung niedergelegt hat. Wir entnehmen der letzteren folgende Angaben über die Persönlichkeit Apollo's von Vilbel.

Apollo von Vilbel war der Sprosse eines alten, wie es scheint, längst erloschenen hessischen Adelsgeschlechtes, als dessen Stammsitz der nördlich von Frankfurt an der Nidda gelegene jetzige Marktflecken Vilbel gilt. Der Tag seiner Geburt ist nicht bekannt, ebenso wenig läßt sich bestimmen, seit wann er dem Kloster Fulda angehörte. Da er jedoch nachweisbar im Jahre 1508 das Amt eines cellerarius der ecclesia maior bekleidete, so ist es wohl nicht

*) Ein Sonderabdruck erschien in dem Verlage von A. Maier zu Fulda. Dadurch ist auch Nichtmitgliedern des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde Gelegenheit gegeben, sich auf dem Buchhändlerwege die vortreffliche Abhandlung als „Einzelschrift" anschaffen zu können.

unwahrscheinlich, daß er bereits eine geraume Zeit zuvor Konventuale des Hochstiftes war. Am 26. Januar 1510 wurde ihm die Propstei über das Benediktinerinnenkloster zu Rore im Hennebergischen übertragen. 1513 am Montag nach Trinitatis wurde er zum Dekan der Fuldaer Kirche erwählt und erhielt zugleich die Propstei auf dem Petersberge bei Fulda. Ein Jahr später verzichtete er auf sein Amt als Dekan und zog sich auf den Petersberg zurück. Im Jahre 1523 erhoben die Konventualen ihn zum zweiten Male zum Dekan des Hochstiftes Fulda. Wie lange er die Würde des Dekans bekleidete, ist unbestimmt. Als er am 4. November 1531 zum Abte des hl. Kreuzklosters zu Limburg an der Haart (Rheinpfalz) erhoben wurde, war er jedoch nicht mehr Dekan, da er bei dem Berichte über seine Postulation sich selbst als „quondam decanus ecclesiae Fuldensis" einführt. Im Jahre 1536 begab sich Apollo von Vilbel nach Fulda zurück, starb daselbst am 18. August desselben Jahres und wurde in der Kirche auf dem Petersberge, deren Propst er geblieben war, beerdigt. Nach Schannat, welcher ihm das Zeugniß eines vir maturi ingenii ac magnae apud omnes existimacionis giebt und von ihm sagt, daß er plenus meritorum gestorben sei, lautete die Grabschrift:

> Anno Domini MDXXXVI, 18. Augusti obiit R. D. Apollo de Vilbel abbas Limp. et huius monasterii praepositus, cuius anima requiescat in pace. —

Die Zeit der Abfassung der Chronik fällt sicher nach dem Jahre 1531. Nach Rübsam dürfte die Vermuthung nicht ganz unbegründet sein, daß Apollo von Vilbel die Muße, welche ihm sein letzter Aufenthalt zu Fulda im Jahre 1536 gewährte, dazu benutzt hat, seine Chronik daselbst zu schreiben. Das Manuskript der Chronik zerfällt in drei Theile. In dem ersten behandelt Apollo von Vilbel die Zeit des letzten und die Neige des vorletzten Decenniums des fünfzehnten, sowie den Anfang des sechzehnten Jahrhunderts bis zum Tode Ulrich's von Hutten († 1523). Es folgt dann ein aphoristisch gehaltener Exkurs, welcher der ruhmreichen Vorzeit des Hochstifts gewidmet ist. Hiernach wird mit der 1521 erfolgten Erhebung des Grafen Johannes von Henneberg zum Koadjutor des Hochstiftes die Erzählung wieder aufgenommen und bis zur Plünderung und Schändung der Kirchen auf dem Petersberge und Frauenberge durch die aufständischen Bauern am zweiten und dritten Ostertage des Jahres 1525 fortgeführt. Damit schließt die Chronik. „Es war eine Zeit allgemeiner Gährung, welche Apollo von Vilbel schildert, die Streitigkeiten Fuldas mit Hersfeld und mit der Wittwe des Landgrafen Wilhelm II. von Hessen, der Zwist des Abtes Hartmann von Kirchberg (1513—1521) mit dem Konvente, das Eindringen der Reformation im Hochstift, die Verwüstungen des Bauernaufstandes im Fuldaischen hat Apollo von Vilbel in seiner hervorragenden Stellung als Dekan der ecclesia maior, bezw. als Propst vom St. Petersberge mit erlebt und erschrieben". Gerade die letzte Schilderung der von den aufständischen Bauern verübten Greuel auf dem Petersberge und Frauenberge am zweiten und dritten Ostertage des Jahres 1525 ist für den von uns behandelten Gegenstand von besonderer Wichtigkeit.

Wir wenden uns, nach dieser Abschweifung, wieder unserem Thema selbst zu.

Im Anfange des 16. Jahrhunderts regierte zu Fulda als Abt: Johann II. von Henneberg; von diesem erzählt uns der Magister Cyriacus Spangenberg in seiner „Henneberger Chronik", daß er am 2. Juli 1439 am Tage visitationis Mariae geboren sei: „ein schönes freundliches junges Herrlin, so von Tag zu Tag an Verstand und Leibesstärke gewachsen und zugenommen und in seinen jungen Jahren ein fröhlich frisches Blut, allen Freuden und Uebungen im Tanzen, Springen, Singen, Fechten, Laufen und Steinstoßen zugethan: Von Gestalt braun, schöne von Angesicht, gerade von Leibe, schamhafftig in Sitten, tugendlich in Werken und allzeit beflissen, Frauen Hulde in Zucht und Ehren zu erwerben; war dabei wohl gewandert und hatte auch nicht übel studiret, ward Domherr zu Metz, Coeln, Trier u. s. w. Am 5. Mai 1472 nahm er den habitum monasticum an sich, legte die Kutten an und ließ sich beschären und ward ein andächtiger Benediktinermönch, ein ernster und strenger Mann. Er ist dem Stift Fulda 41 Jahre lang als ein Abt ehrlich, trewlich, wohl und nutzlich fürgestanden. 1507 nahm er mit Vorbewußt und Bewilligung des Kapitels zum Koadjutor den Domherrn zu Mainz, Hartmann, Burggraf von Kirchberg in Thüringen, an, der nach dem Tode jenes (1513) Abt wurde." Unter der Regierung dieses Fürsten brachen gar bald schon 1517 bedenkliche Streitigkeiten zwischen ihm und seinen Ständen aus, in Folge davon der Abt sich veranlaßt sah, „sich bei nechtlicher Weile aus seinem Schloße thun zu müßen". Der Abt führte nun Beschwerde beim Kaiser und in Folge der deshalb eingeleiteten Untersuchung fand auf dem Reichstage zu Worms 1521 eine Schlichtung statt, daß der Abt den Großneffen seines Vorgängers Johann (III.) von Henneberg zu seinem Koadjutor ernannte und sich der eigentlichen Regierungshandlungen von

da ab enthielt. Die betreffenden Aktenstücke finden sich in Cod. prob. bei Schannat.

Cyriacus Spangenberg meldet von dem Grafen Johann (III.) von Henneberg-Schleusingen: „Dieser Fürst Johann des nahmens der III., Fürst Wilhelmen VII. (vermählt mit Anastasia, Markgräfin von Brandenburg zu Neustadt an der Aisch am 15. Juli 1499) ander Sohn ist jung worden anno 1503 am Sonntag Misericordias Domini, den 30. Aprilis. Sein Taufpathe war sein Vetter Abt Johann (II.) von Fulda, seines Großvaters Bruder.

Als die Eltern gemerkt, daß dieser ihr Sohn ein gut ingenium gehabt, haben sie ihm bald einen Lehrmeister oder Paedagogum gehalten und darnach mit demselben gen Mainz auf die hohe Schule und dann auf Paris in Frankreich geschickt und haben an beiden Orten wohl studieret; darnach hat ihm sein Vater und Freund zuwegen gebracht, daß er zu Mainz und Köln, auch zu Straßburg 1515 und Bamberg Domherr worden."

Johann III. von Henneberg führte die Regierung über das Hochstift Fulda bis zu dem im Jahre 1529 zu Mainz erfolgten Tode seines Vorgängers Hartmann II., nur unter dem bescheidenen Titel eines Koadjutors.

In die Regierungszeit dieses Koadjutors fallen die Ereignisse des Bauernkriegs.

Nachdem die Bauern ihr Zerstörungswerk rings um die Stadt vollendet, hatten sie sich der Stadt und des Schlosses bemächtigt. Der Koadjutor hatte seine Reisigen alle auswärts, theils nach Mainz, theils seinem Vater nach Henneberg, alles zum Widerstand der aufrührerischen Bauernschaft verliehen, er war daher nicht im Stande, mit bewaffneter Hand ihnen entgegenzutreten. Er verließ darum Osterdienstag gegen Morgen mit wenigen Reitern die Stadt und war gegen Baden sein Sicherheit halber geritten, während die Bauern in der Stadt mit dem Bürgermeister, den Räthen und der ganzen Gemeine sich geeinigt hatten. Im Auftrag dieser sammt gemeinen Ausschüssen der Landschaften, so itzo vor Fulda versammelt erschienen, sandten diese Boten dem Koadjutor mit einem Schreiben nach, worin sie denselben baten „E. F. G. wollen eigener Person morgen früh 8 Uhr zu Fulda im Schlosse absitzen, doch nit stärker als mit 10 Pferden und volgents auf dem Rathhaus daselbst und sonst nirgends gütliche Handlung zu haben genedlich erscheinen." Man sieht, wie in der Form sie noch mäßig sind, aber der kategorische Imperativ, „sonst nirgends" deutete uns in der Sache schon an, wie sie später verlaufen sollte. Neben dieser schriftlichen Einladung, die von Fulda Freitag nach Ostern datirt ist, wurde der Koadjutor auch noch mündlich angesucht, daß er die gemeine Landschaft nicht verlassen möge. Demnach entschloß sich der Koadjutor, „um unser und der unseren weiteren Unrath zu verhüten," mit nicht geringer unsers Gemüths Beschwerth und Besorgnuß mit 10 Pferden zurückzukehren. Sobald er aber innerhalb der Mauern war, wurden alle Thore und Ausgänge versperrt und zugemauert; die Brücke aber, welche vom Schloß nach dem Feld die Gans (Weides — Gensibach, chart. S. Bon.) führte, war schon vor dem Eintritt abgehauen und umgeworfen worden. Der Koadjutor wurde Tag und Nacht in dem Schlosse bewacht und verhütet. Am anderen Tage fanden die Verhandlungen auf dem Rathhause statt; Namens der Bauern führte ein Priester das Wort. Der ersten Vorhalt, den der Redner Namens der Hauptleute und des Ausschuß machte, war der, daß der Koadjutor einfach die ihm vorgelegten Fragen dem Evangelium gemäß mit Ja und Nein zu beantworten habe. Darauf setzte ihm derselbe auseinander, weshalb sie sich versammelt hatten, er erklärte, daß sie und gemeine Landschaft um keines Tagleistens willen da seien, sondern daß ihre Brüder des Schwarzwaldes 12 Artikel, welche sie hiermit vorlegten, hätten ausgehen lassen, die wollten sie auch seitens des Koadjutors anerkannt wissen; hier gälte es nicht lange Bedenkzeit, der Inhalt der Artikel sei bekannt, da muß man Ja oder Nein sein sagen und schließlich drohten sie mit Gewalt: „Dann wollt man nit, so müß man; und das und kein anders!" Abermals also jener kategorische Imperativ!

Der Rath der Stadt Fulda erklärte, daß er der Gemeinde nicht mehr sicher wäre, und daß falls der Koadjutor nicht nachgäbe, der Rath ebensowenig wie der Fürst „ihres Leibs, Lebens und Plünderung ihrer Behausung" sicher wären. In dieser Lage entschloß sich der Koadjutor „zur Verhütung weiteren Unrathes aus rechter genötdrängter gezwungener und unvermeidenlicher Noth und großer Forgt, die in einem und iden standhaften Mann fallen, den bewegen oder zwingen mag und gar keines Lust's halber die zwölf Artikel auch andere mehr Artikel die gemeine Stadt Fulda berühren, sofern sie beständig erfunden und christlich erkannt würden," anzunehmen.

Nachdem der Koadjutor die Forderungen der Bauern bewilligt, stellte ihm der „Oberster Feldhauptmann, Rath und Anwald Zusatz und gemeiner Ausschuß der christlichen brüderlichen Versammlung der Landschaft zu Buchen einen Revers aus, wonach sie erklären ihn fernerhin als ihren regierenden Landsfürsten und Herrn zu halten, zu haben, unterthenig und gehorsam

zu sein." Bezeichnend in diesem Revers ist der Umstand, daß sie ihrem Koadjutor den Titel „Fürst in Buchen" beilegen, ein Umstand, der später dazu benutzt wurde, um ein tieferes Einverständniß seitens des Fürsten mit den Bauern zu beweisen, ja ihm sogar den Vorwurf zu machen, er habe dem geistlichen Stande entsagt und habe sich als weltlichem Fürsten huldigen lassen. Die Sache war folgende: Als der Koadjutor unter seinem gewöhnlichen Titel und Namen die verlangte Verschreibung wegen Anerkennung der 12 Artikel ausgestellt hatte, wiesen die Anführer dieses Aktenstück zurück, erklärten „mit spitzigen, verächtlichen tröwlichen Worten, daß sie keinen „Kuhhirten" zu einem Herrn haben und den Namen keineswegs länger leiden wolten." Sie verlangten, daß sich derselbe kurzweg Fürst in Buchen zu schreiben habe, dieser Forderung war abermals der kategorische Imperativ „das und kein anders" zugefügt. Der Koadjutor fügte sich und ließ sich aus angezeigten Ungestimmigkeiten, Beträngnuß und Forgt, den Titel in das Schriftstück setzen, doch ohne jemals denselben von freien Stücken geführt zu haben.

Nach diesen Verhandlungen brachen die Bauernschaaren, 5000 Mann stark, mit etlichem Feldgeschütz nach dem Stift und der Stadt Hersfeld auf, nahmen die Stadt ein und trieben allerlei Muthwillen, in Kirchen, Klöstern, an Bildern, Fenstern und Altären. —

So Gegenbaur. Dr. W. Falckenheiner in Marburg weicht in seiner bereits erwähnten trefflichen Schrift „Philipp der Großmüthige im Bauernkrieg" (Marburg 1887) in manchen Punkten von der Darstellung Gegenbaur's ab. Wir werden in der nächsten Nummer auf diese Abweichungen zurückkommen, die um so größere Beachtung verdienen, als dem Dr. Falckenheiner ein sehr reichhaltiges Quellenmaterial zu Gebote stand.

(Fortsetzung folgt.)

# Zur Geschichte der Fulda-Kanalisation.

Die in sicherer Aussicht stehende Kanalisation der Fulda von Kassel ab nach Münden giebt uns den Anlaß, darauf hinzuweisen, daß schon in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, vor nunmehr fast 130 Jahren, Verhandlungen zwischen Hessen-Kassel und dem Fürstbisthum Fulda bezüglich der Schiffbarmachung des Fuldaflusses und der Herstellung einer Wasserstraße zwischen Fulda und Kassel im Gange waren. Es liegen uns darüber abschriftlich Akten-Bruchstücke vor, die den Handakten des im Jahre 1842 zu Rotenburg an der Fulda verstorbenen Bergmeisters Lange entstammen und uns von dessen Sohne, dem Herrn Bergfaktor Fritz Lange in Reden, schon vor längerer Zeit zum Abdrucke in unserer Zeitschrift gütigst zur Verfügung gestellt worden sind und die wir nachstehend veröffentlichen. D. R.

Am 12. April 1763 richtete der Hessen-Kasselsche Minister von Waitz an den fürst-bischöflichen Geheimen Rath Baron von Scheer ein Schreiben, in welchem er nach Beantwortung einer Reklamation von fuldaischen Schiffen, die in der Kampagne von 1762 auf der Fulda gewesen, der Frage der Schiffbarmachung dieses Flusses mit folgenden Worten nähertritt:

„Diese materie von denen Schiffen gibt mir zugleich Anlaß bei Ew. Hochwohlgebohren mich zu erkundigen, ob des Herrn Bischoffs hochfürstliche Gnaden noch eben die Gesinnungen vor die Etablirung eines Commerce auf der Fulda hegen und zu diesem Ende den Schleußen Bau continuiren zu lassen gedenken.

„Was man diesseits zu einem so nützlichen End Zweck beytragen kan, wird mit vieler Bereitwilligkeit und Eifer geschehen.

„Die Waaren, so hinauf gebracht werden könnten, dürften vornehmlich in Bremer Waaren bestehen und würde es sodann darauf ankommen, an welchen Orten in denen fürstl. fuldaischen Landen Waaren-Lagers errichtet und was für Waaren dagegen heruntergeschickt werden könnten, um solchergestalt ein mutuelles Commerce zu etabliren. Ich muß hierbei vornehmlich nach Potasche, Linnen, und Holtz fragen, Früchte könnten auch dienen, um weiter heruntergebracht zu werden.

„Erzeugen mir eine besondere Gewogenheit, wenn dieselben über diese Ideen deren Gedanken mir gefälligst zu communiciren belieben wollen."

Hierauf erging unter dem 20. April des Jahres 1763 eine Verfügung des Fürstbischofs von Fulda, Heinrich's VIII. von Bibra, durch welche der Geheimbde Rath von Scheer, Hofrath Hahn, Hofrath Schaupp, Hof-Kammer-Rath Eckhard und Hof-Kammer-Rath Gegenbauer angewiesen werden, „ihre Meinung und Bedenken über diesen Gegenstand schriftlich Uns nächst künftigen Mittwochen den 27. dieses bey Hof in

der Antichambre ohnfehlbar Vormittags glock 10 Uhr erscheinend gehorsamst zu präsentiren.

Fuld den 20. April 1763.

Heinrich."

Es erfolgte dann ein zweites Schreiben des Hessen=Kasselschen Ministers von Waitz, das folgenden Inhalt hat:

„1. Die versprochene aber Biß hierhin noch zurückgebliebene Antwort von dem Herrn Grafen von Görtz ist die einige Ursache, daß man diesseits noch nicht beygetragen, was zur Ergänzung des zu extendirenden Schifffahrts=Projects nöthig gewesen wäre. Indessen habe zu Schlangenbad Anfangs Augusti mit gedachtem Herrn Grafen Unterredung gepflogen und ihn nach seinen Aeußerungen sehr willig gefunden alles zu erleichtern, was zu diesem nützlichen Zwecke dienlich erachtet werden könnte.

Man ist hiesigen Orts der Meinung, man müsse vor dem Anfang denen Schiffern und Kauff Leuthen alle mögliche Freiheit in Zoll und Schleussen Geld wenigstens auf einige Zeit verschaffen.

2. Denen so Schiffe zu Bauen Lust haben, eine Beysteuer an Holtz oder Geld bewilligen.

3. Vor allen Dingen dahin bedacht seyn, daß Frachten und Rückfrachten in Bereitschaft seyn mögen. Diesen Punkt angehend, so kommt es darauf an, was vor ein Quantum Bremer Waaren im Fürstenthum Fulda und dasiger Nachbarschaft jährlich erfordert werde und wieviel Schiffs Ladung solches betrage, auch was von Rückfrachten aus dasigen Provinzen gegeben werden können.

Unter Bremer Waaren verstehe Thran, Heringe, Stockfische, Butter, Käße, Französische Weine, Reiß, Coffé, Baum Oehl, Hanff Oehl, Franz. Brandewein, Gewürze und dergleichen. Es könnten auch einige Englische Waaren über Bremen gezogen werden.

Wegen der Rückfrachten bin nicht genug informieret, ob aus dortigem Fürstenthum und Nachbarschaft Früchte, Linnen, Holtz, Pottasche, Stein= und Holtz Kohlen, Eißen, Glaß, Schwarzenfelßer Blaue Farbe, getruckendes Obst, Franken Weine, Frucht, Brandewein, Marmor, Alabaster und dergleichen fournieret werden können.

4. An welchem Ort erst und so lange die Schiffarth nicht in die Residentz Stadt Fulda extendieret ist, ein Haupt=Niederlager zu etabliren seye.

5. Ob daselbst Leuthe von Vermögen und Credit wohnhaft sind, welchen dergleichen Frachten sicher anvertraut werden können, am Besten aber wäre, solche Leute zu finden, welche einen Handel damit treiben und alles auf ihre eigene Rechnung kommen und versenden zu lassen im Stande seyn müsten. Dieses geschehe nun immediate von Bremen oder von Cassel und respective zurück, so würde doch der Zweck damit auf ein oder die Andere Weiße erreichet.

Hieraus siehet man nun zwar wohl, daß tüchtige und wohlhabende Handlungsverständige Leuthe dazu erfordert werden, wenn man dieses Schifffahrts=Commercium nach seinem ganzen Umfange in Betrachtung ziehen will. Es haben aber auch die allergrößten Sachen einen kleinen Anfang gehabt, und die größten Handels Stätte sind ihren Flor und erlangtes Ansehen armseligen Fischern annoch schuldig. Wegen eines Linien Zeugs und Vorspanne in leidlichen Preiße, wird Hoffentlich in dortiger Gegend das nöthige leicht verordnet werden können, und was wird wohl im Wege stehen, von dort aus mit einer Fahrt anhero den Anfang zu machen. Die ersten Fahrten werden die Schwierigkeiten entdecken, welche sich finden und noch zur Zeit unbekannt sein könnten. Wollte man auch einige Bremer Waaren von hier aus durch gangbahre Schiffer kommen lassen, so käme es darauf an, ob dortige Kauf Leuthe mit hiesigen oder Herßfelder Kauf Leuthen allbereits in connexion stehen und Waaren verschreiben wollen, oder ob dasige Fürstl. Rent Cammer an einem convenabeln Orte ein Waaren=Lager zu etabliren gut finde."

Auf weitere detaillirte Verhandlungen zwischen v. Waitz und von Scheer erschien nachstehendes:

Avertissement.

„Nachdeme Ihro Hochfürstl. Gnaden zu Fulda sich während dem Kriege hindurch bemüßigt gesehen, den durch hiesige Lande fließenden Fulda Fluß zum Theil schiffbar zu machen, des übrigen noch unschiffbaren Theils aber den Gnädigsten, dem Commercio nutzbaren Entschluß genommen, solchen auch zur bequemen Navigation dergestalten einrichten zu lassen, daß die Farth von Fulda bis Hessen Cassel, und so weiter, sodann auch wieder zuruck in guter Ordnung befördert werde, so ist dieses dem Publico und besonders denen Commercien sehr ersprießliche Werk um deswillen zeitlich bekannt zu machen, räthlich erachtet worden, damit die von solcher Einrichtung zu profitiren gedenkende zeitlich ihre Abmaß danach nehmen und die Einleithung ihres

Handels und Wandels darnach bemessen, sofort auch an Handen geben können, was hiezu dem Commercio und dessen Verbreitung immer vorträglich seyn mag.

Diejenige, welche hierunter einige Fürtritte zu machen gedenken, sollen nicht allein auf ihr Anmelden vollkommenes Gehör finden, sondern auch allen immer möglichen Vorschub zu gewärtigen haben, immasen denn die Gelegenheit zu einem Wein- und Waaren Lager dergestalten schon in ihrer Vorbereitung bestehen, daß ohne längeren Verzug dem dießfallsigen Verlangen ein Genüge beschehen kann. Wie dann denen allenfalls befahrenden Hemmungen zu Winters- und ausserordentlich trockenen Zeiten zu begegnen, eine besondere Gesellschaft von Fuhr Leuthen ohnaussetzlich angeordnet werden solle, damit die Fracht- und Waaren Transports ihren steten Fortgang um einen gewissen leidentlichen Lohn haben und erhalten können. Nebst deme auch, daß man ein Wochen Schiff anordnet, wird ohne längere Verweilung ein Boten Wagen von hier bis Hersfeld zu seinem Stand, und ordentlich wochentlichen Gange gebracht werden.

Indeme auch zur Errichtung eines Zucht- und Arbeit-Haußes bereits solche Vorkehrungen geschehen, ist man jenen, so sich als Entrepreneurs wegen anlegender Wollen-Lein-Huth-Leder, auch Fayance und Porcellain-Fabriques etwa zu melden Belieben tragen, so balden die Auskunfft unter ganz gewiß annehmlichen Bedingnussen zu geben, in würklicher Bereitschaft findet; So beschiehet hiedurch zu dem Ende die freundliche Eröfnung, damit jenen, so hievon einigen Vortheil sich zu schaffen, glauben mögen, vorstehendes alles nicht verhalten seye.

Deme denn dieses auch noch beyzufügen, wie man obgemeldete Lands-Fahrts-Gesellschaft auch dahin einzurichten, gedenket, daß die Transports nach deme Rhein- und Mayn-Landen ihre gewisse Beförderung überkommen mögen."

Fulda, den 12. Maji 1764.

Aus Hochfürstl. Gnädigst angeordneter Hof-Commision hierselbsten.

Nachdem die Angelegenheit mehrere Jahre geruht, greift dieselbe ein Herr Schimmelpfeng aus Hersfeld in einem Schreiben an Geheimerath von Scheer vom 11. Mai 1771 wieder auf:

„Ew. ꝛc. wird ohn Zweifel annoch in gütigstem Andenken ruhen, daß vor einigen Jahren, den Fulda Strohm Von Herßfeld bis Fulda Schiffbahr zu machen, Zwar im Werk gewesen, bisher aber zu keiner effectivitet gekommen ist, jetzo aber gehet unserer gnädigsten Landesherrn Hochfürstl. Durchl. gnädigste Intention hauptsächlich dahin, daß solches dermahlen zu Stande gebracht und Zur Würklichkeit komme, mithin gerne sehen, wenn die Benachbarte Herrschaften zu dieser sehr nützlichen und dem publico zu besseren commertz gereichende Sache, das nöthige Beizutragen, die Hände bieten würden.

Den Fulda Strohm und die Beschaffenheit derer Schleussen zu recognosciren, auch bei denen benachbarten Herrschaften, welchergestalt Hochdieselben darzu zu concurriren gesonnen, zu erkundigen und zu vernehmen, ist mir Speciale Commission aufgetragen worden."

ꝛc. ꝛc.

Die Kriege zu Ende des vorigen und zu Anfang dieses Jahrhunderts brachten die weiteren Verhandlungen in diesem, dem merkantilischen Interesse gewidmeten Unternehmen gänzlich ins Stocken und erst im Jahre 1816 bildete sich ein größeres Konsortium Industrieller, welches den Bergmeister Lange mit der Ausarbeitung eines neuen Projektes betraute. Nach den Intentionen der Gesellschaft sollte jetzt nicht mehr bei der Schiffbarmachung der Fulda stehen geblieben, sondern auch die Verbindung derselben mit der Fliede hergestellt werden; von letzterer gedachte man dann einen Kanal bis zur Kinzig zu führen, dadurch eine fahrbare Wasserstraße bis in den Main bei Hanau herzustellen und somit der Schifffahrt den Weg von der Nordsee bis in den Rhein zu erschließen. Umfangreiche Kostenanschläge und zahlreiche Risse wurden zunächst der Kurfürstlich Großherzoglichen Regierungskommission in Fulda vorgelegt, Seitens dieser dem Kurfürsten und Großherzog nebst unterstützendem Begleitbericht am 11. Juni 1816 eingereicht und zugleich dem interessirten Konsortium mitgetheilt, daß regierungsseitig alles gethan werden solle, was zur Erwägung und Prüfung dieses die größte Rücksicht verdienenden Vorschlages beigetragen werden könne. Auch die Presse damaliger Zeit machte sich mit dem Projekte viel zu schaffen und allseitig wurde demselben das günstigste Prognostikon gestellt.

Erst im Jahre 1831 gelangten die inzwischen sehr gehäuften Vorarbeiten an die Ständekammer in Kassel, kamen jedoch nicht zur Debatte und schließlich verlief die Sache im Sande.

Trotz alledem ist denn doch das Zeitalter des Dampfes nicht spurlos an der Schifffahrt auf der Fulda vorübergegangen. In den 40er oder 50er Jahren wurde sogar ein „Dampfer" von Stapel gelassen, der den Güterverkehr zwischen Kassel und Münden vermitteln sollte, später jedoch nur zu Vergnügungsfahrten benutzt wurde und mit dem Namen „die lahme Ente" sein nasses Grab gefunden hat.

**Fritz Lange.**

## Im Golf von Genua.

In früher Dämm'rungsfrische
Brauste mein Schiff durch's Meer,
Des Wogenschwall's Gezische
Trug es von Süden her.

Mir zog um Stirn und Wangen
Kühlende Morgenluft,
Ich sah die Fernen prangen
Herrlich im Frühroths duft.

Da goß auf's Meer die Sonne
Flammenden Goldes Gluth,
Daß weit in heil'ger Wonne
Glänzte die Purpurfluth.

Und fern, wie Riesenbogen
Ragend in's Aetherblau,
Stieg rosig aus den Wogen
Marmor- an Marmorbau.

Es stieg im Sonnenglanze,
Hoch in das Duftgebild,
Aus lichtem Wolkenkranze
Genuas Zauberbild.

Ein Wonneschauer bebte
Zitternd durch meine Brust,
Mir war's, als ob ich schwebte
Selig in Himmelsluft.

Mir war's, als müßt' ich sinken
Hin vor der Schönheit Macht,
Und trunk'nen Blickes trinken
Himmels- und Meerespracht.

Carl Preser.

## Fott es de Wender ö seng Schnei [1]).

(Schwälmer Mundart.)

Fott es de Wender ö seng Schnei,
Ö bos hä ööch [2]) genomme,
Bie hä gedrocht [3]) das Häz derbei —
De Friehleng es gekomme
Met nauwer Loft ö Sonneschеng.
Ver well da wüll noch drührig seng! [4])

Alleweral, i Wahld ö Flür,
Bie sproßt do nauwes Läwe!
Gebottsdoh [5]) feiert die Nadür.
See schänkt dos Schenste äwe
Ö kled't sich schie i frisches Grie
Ö leßt fer Dich die Bläume blieh [6]).

Die Vehl do dräuß, groß ö gereng,
Sich flink ö lostig reeje [7]).
See jüweln: „Dü satt frehlich seng,
So bie mer dersch etzt zeeje:
Mer sorje net, ernährn ins doch:
De ahle Härrgött läwt jo noch!"

Drem off ö fresch die Sorje fott!
De Braßt [8]) äus Dengem Häze!
Gück em Dich, sah, o jehrem Ott [9])
Glieh [10]) Göttes Freerekäze [11]).
Verjong Dich doch met der Nadür,
Vergäß dos Leed ö freew Dich nür!

Kurt Ruhn.

[1]) Fort ist der Winter und sein Schnee. [2]) und was er auch. [3]) wie er gedrückt. [4]) mit neuer Luft und Sonnenschein. Wer will da wohl noch traurig sein! [5]) Geburtstag. [6]) Blumen blühn. [7]) regen. [8]) Kummer. [9]) Ort. [10]) glühn. [11]) Freudenkerzen.

# Aus alter und neuer Zeit.

## Ein Gedicht aus dem siebenjährigen Kriege.*)

Was klagst Du Land, o Hessenland,
Wie Deine Wunden klaffen,
Vom Maine bis zum Weserstrand
Starrt alles in den Waffen.

Du armes Land, Du treues Land,
Wer reißt an Deinen Hütten?
Die Feinde drohn. Mit Blut und Brand
Will Frankreich Dich verschütten.

Du sollst den Bund mit Preußens Held,
Mit England darein geben,
Haus Hessen soll für wälsches Geld,
Für Frankreichs Macht nur leben.

„Der Erde gleich! Kein Hessen mehr!"
So droh'n die stolzen Franken,
„Ich laß nicht Gott, auch nicht mein Heer!"
Ruft ohne Furcht und Wanken

Der Landgraf Wilhelm löwenkühn
Und läßt die Fahnen wallen,
Und seine Stimme hell und kühn
Durch's Hessengau erschallen!

*) Vorstehendes Gedicht, dessen Verfasser unbekannt ist, stammt aus dem Nachlasse des Superintendenten Schüler in Allendorf a. d. Werra und ist uns von befreundeter Seite gütigst zum Abdrucke in unserer Zeitschrift überlassen worden. Dem geehrten Herrn Einsender sagen wir dafür unsern verbindlichsten Dank. D. Red.

„Steh auf mein Volk von Berg und Thal
Und stähle Deine Rechten,
Ist Frankreichs Heer auch ohne Zahl,
Mit uns ist Gott, wir fechten".

Und die Miliz steht Tag und Nacht
In Waffen; zu Gefahren
Hält sie für Landgraf Wilhelm Wacht
Mit Trommeln und Fanfaren.

Und wenn die Kugel pfeift und zieht
Dem Feinde zum Verderben,
Tönt Landgraf Wilhelms Lieblingslied:
„Als Hesse will ich sterben".

Der Heldengreis! Er tritt heran,
Die Züge starr, im Grimme,
Ein Jeder sieht den Landgraf an,
Es rollt wie Donnerstimme:

„O Hessenland! Du treues Land,
Ihr Helden ohne Wanken!
Wer sah je reich'res Heldenband
Sich um die Krone ranken?

„Es ruft mein Wolf: „„Pallasche raus!
Kürassiere und Gensd'armen!""
Die Feinde faßt ein kalter Graus,
Ja, wehe Euch! ihr Armen.

„Und dort der Ysenburg, der Held,
Mit dem von Winzingrode,
Mit Garde und Grenadier das Feld
Behauptet bis zum Tode.

„Wo Fürstenberg und Wutgenau
So furchtlos auf mich trauen
Und falscher Feinde Spiel so rauh
Mit Wort und Schwert durchhauen —

„Wo Geiso und der Gilsa hoch
Zu Roß und ihre Reiter
Mit scharfem Hieb des Feindes Joch
Zerreißen — und nun weiter

„Des Buttlars Jägerkorps im Lauf
Und Malsburgs Krieger schlagen —
Da steht kein Feindesleib mehr auf,
Wo meine Hessen jagen.

„Wie einst mein Ahn so unverzagt
Mit Gustav Adolf kämpfte,
Und sterbend noch — o tief beklagt! —
Des Feindes Stürme dämpfte,

„Will ich bis auf mein letztes Blut
Mit Preußen steh'n und halten.
Drum Hessen auf und halte Hut
Und laß Dich nicht zerspalten!

„Der Kampf ist kurz. Der Sieg ist groß,
Schlagt drein ihr meine Mannen!
Es weicht kein Hessenfürst dem Stoß,
Den Mächt'ge stolz ersannen.

„Seit Heinrichs Zeit, seit Brabants Kind
Das Löwenbanner schwinget,
Bricht Hessens Fels den Sturmeswind
Der durch die Völker dringet."

---

Stimmen der Vorzeit über Land und Leute in Hessen. Auf der 1595 zu Köln erschienenen Karte von Hessen von Dr. Joh. Eichmann (Dryander) ist zu lesen:

Diese Landschaft gibt nach altem loblichen teutschen brauch gute fleißige bawern und verwegene Kriegsleut.

Wer heut zu Tage den feinen Anstand und das taktvolle Auftreten der Marburger Herrn Studenten zu beobachten Gelegenheit hat, wird es schwer begreiflich finden, daß es in dieser Beziehung einst in Marburg ganz anders war. Rudolph Walther schrieb von Marburg am 3. August 1540 an Heinrich Bullinger, den Freund und Nachfolger Zwingli's in Zürich: „Die Zucht der Sitten ist hier so beschaffen, wie sie Bachus und Venus ihrem Gefolge vorgeschrieben haben. Sich volltrinken, dann übergeben, öffentlich in den Straßen herumtummeln, dessen schämt sich Niemand, das bringt vielmehr Lob und dient zu Scherz und Gelächter. Siehst Du einen Studierenden, so wirst Du zweifeln, ob es ein Soldat oder Musensohn sei. Warum sollten aber auch die Schüler sich nicht so aufführen, da der größte Theil der Professoren ebenso zu leben pflegt." —

In J. M. von Loen Schriften, Frankf. 1752/53, S. 429, Bd. IV lesen wir:

„Der alte Landgraf Karl stellte einen ganzen Fürsten dar. Er hatte ein geistreiches und verehrungswürdiges Ansehen. Weisheit, Menschenliebe und Großmuth drückten sich in seiner erhabenen Bildung aus. Alles zeigt an ihm sowohl einen Beschützer der Künste und Wissenschaften, als einen würdigen Regenten. Prinzen, Prinzessinnen, Adel und Soldaten, alles hat an diesem Hof ein ausnehmendes und reizendes und reitzendes Wesen. Der äuserliche Glantz ist hier mit einer ungezwungenen Höflichkeit und beyde zugleich sind mit der Ehrbarkeit verbunden. Ueberhaupt habe ich die Hessen, da ich noch in Marpurg studieret, ziemlich kennen lernen. Sie sind insgesamt schöne und wohlgestreckte Leute; sie haben ein männliches Ansehen und werden mit für die besten Soldaten gehalten. Sie haben sich auch als solche bei allen Gelegenheiten rühmlich ausgezeichnet; allein sie sind dabey zur Verschwendung geneigt und dem Trunck ergeben. Sie haben nichts flatterhaftes und gezwungenes, sondern sind meist gesetzt und vernünftig, männlich, höflich, gefährlich, ernsthaft und wie Tacitus die alten Teutschen beschreibet: minax vultus et

major animi vigor. Die Hessen sind also gute Leute, man muß sie aber nicht böse machen, sonst schmeißen sie blind drein; vermuthlich werden sie auch deswegen blinde Hessen genennet; wie sie denn auch blind ins Feuer gehen und den Todt wenig fürchten". —

„Ich sahe mein Kurtzweil, als ich im Jahre 1721 abermals durch diese Länder reiste, die Chur-Pfältzische und andere Crayß-Völker stunden auf den Gräntzen, und droheten die erkante Kayserl. Reichs-Execution wegen Rheinfels vorzunehmen. Alles Land-Volck stund nebst der auserlesensten hessischen Mannschaft in Waffen, und zeigte nicht allein einen fürchterlichen Muth für ihren Fürsten und ihr Vaterland zu fechten; sondern, was mich am meisten Wunder nahm, das waren ihre hinterlassene Weiber auf den Dorfschaften, welche sich mit ihren Siegeln, Sensen, Dresch-Kolben und dergleichen fürchterlichen Kriegs-Instrumenten in wehrhaften Stand setzten, und damit dem Feind den Garaus zu machen drohten."

(Wird fortgesetzt). **J. Schwank.**

---

Hessisches Soldatenstücklein. Im Juni werden es 75 Jahre, daß die große Schlacht bei Waterloo geschlagen wurde, die unter anderen Erinnerungen auch folgende in uns wachruft: Einige Zeit nach dem zweiten Pariser Frieden gelangt da auf dem Amte zu Rauschenberg ein großer Brief an, der sich weit in Deutschland herumgetrieben hatte und mit Roth- und Blaustiftbemerkungen bunt verziert war. Aus dem nahegelegenen Hohdorf wird nun ein einfacher, schlichter Bauer — wenn ich nicht irre, Schmeck mit Namen — citirt. Auf die Frage, ob er sich denn bei Waterloo besonders hervorgethan habe, macht er ein verdutztes Gesicht und antwortet: „Dävu wees äich naut".

„Nun, ihr müßt doch ganz besonders tapfer gewesen sein. In dem Schreiben hier steht es doch!"

Nach längerem Besinnen folgt die Antwort: „Jä, dos mißt mit däi Kanune geweeßt sei!"

„Seht, da haben wir es ja. Erzählt uns doch einmal die Geschichte!"

„Äich wor Kanunier un mer horre schu lang orrendlich druf gehale un ahls dichtig geschusse. Un wäi do emmer mehr fäile, do wullt äich mer emol wärre Kurage houle ũn hon so en rächtge Schluck genumme, dos äich bale enschlêif. Äich worn gänz caput. — Wäi äich ewer ufwach', do sehn äich vun minne Komerrore kän mih, hern ewer e Getes un e Säwelgerassel un rappele mäich hinner den Kanune efür. Do jahte däi Franzuse uf änser Batterie zou un härre se gewiß genumme. Do spreng äich ewer hi un nomm däi Lont', däi noch gout wor un feuer uf se. Un so gihts vu der ene Kanun zur ahnern un se worn all noch gelorre. Ä heillos Verwirring gits do, däi Franzuse drehn säich äm un däi Kanune worn gerett'".

So die schlichte Erzählung des Mannes! Wellington hat gewiß von dieser That gehört und dem unerschrockenen Hessen einen Orden nebst einem Geldgeschenk ausgewirkt. Beides erhielt er auf dem Amte zugestellt und hat nun öfter noch an die „Kanune" gedacht. **P. T.**

---

## Aus Heimath und Fremde.

Am Montag Abend hielt in der Monats-Versammlung des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde Dr. Karl Scherer den angekündigten Vortrag über „die landgräflichen Menagerien in und um Kassel". Die Zuhörer folgten mit lebhaftem Interesse den fesselnden Schilderungen des Redners und spendeten demselben reichen Beifall. Wir werden auf diesen Vortrag in einer späteren Nummer zurückkommen.

---

Ueber die erste Aufführung der neuen Operette „Der Gaunerkönig" von O. Ewald und W. Bennecke, Musik von Dr. Franz Beier, am 5. März im Königl. Theater zu Kassel wird der Münchener „Allgemeinen Zeitung" u. a. geschrieben: Das Theater war bis auf den letzten Platz besetzt, und es herrschte vom Anfang bis zum Ende eine hier selten durchbrechende beifallsfreudige Stimmung. Darsteller und Verfasser wurden sowohl bei offener Scene als nach jedem Aktschlusse durch allseitigen Beifall und durch mehrfache Hervorrufe ausgezeichnet, und das nach Recht und Verdienst, denn musikalisch wie inhaltlich ist die Operette fesselnd und reich an Abwechslung; insbesondere hat der Komponist die besten Meister der Neuzeit vor Augen gehabt, das Werk ist reich an charakteristischen Melodien und musikalischen Schönheiten, dagegen frei von Trivialitäten, sowie dem Prickelnden und Pikanten der modernen Operette. Der Text ist nach der bekannten Erzählung „Probestücke des Meisterdiebes" in Ludwig Bechstein's Märchenbuche von den Verfassern frei bearbeitet. Die Handlung ist spannend und bühnenwirksam bearbeitet. Mit besonderer Sorgfalt sind die Chöre behandelt, anmuthig und lieblich mehrere Soli und Duette. Die Hauptfiguren sind drastisch charakterisirt, die Couplets meist stofflich neu und wirksam. Gleich dem „Mizekado" derselben Verfasser dürfte das bühnenwirksame Werk, wenn nicht alles trügt, den Weg über die meisten Bühnen Deutschlands nehmen.

---

Wie die Kasseler Blätter melden, ist in dem Bildhauer-Atelier von Echtermeyer der Denkstein fertig gestellt worden, welchen der hessische Sängerbund für das Grab Karl Häser's gestiftet hat. Der Grabstein zeigt eine von Lorbeer umgebene Lyra aus Bronce und die Inschrift: „Dem Lieder-Komponisten Karl Häser — der Hessische Sängerbund."

In dem Schaufenster der Hofbuchhandlung von Gustav Klaunig in Kassel ist gegenwärtig eine Skizze des rühmlichst bekannten Malers Th. Matthei ausgestellt, welche eine Anzahl Schwälmer Bauern darstellt, die ausziehen, um sich an dem Dörnberg'schen Aufstande gegen die westphälische Regierung am 22. April 1809 zu betheiligen. Das geschickt komponirte und wirkungsvoll gemalte treffliche Bild erregt besondere Aufmerksamkeit.

---

— Die „Hanauer Zeitung" schreibt: Bei den Kanalisationsarbeiten ist am 12. März zu Hanau zwischen der Kesselstädter Kirche und dem Schwanengarten die Südfront des römischen Kastells in der Lage und Richtung, wie sie von Professor Dr. Georg Wolff bei den früheren Ausgrabungen angenommen wurde, aufgedeckt worden. Dieser Fund ist um so wichtiger, weil von den 4 Fronten des Kastells nur diese sich bei den Ausgrabungen nicht genau hatte bestimmen lassen, namentlich da hier die Philippsruher Allee und eine Reihe von Gebäulichkeiten ein großes Hinderniß bildeten. Die Bestimmung der Südfront beruhte bisher nur auf den Schlußfolgerungen, die theils aus der angenommenen quadratischen Form des Kastells, theils aus der Beschaffenheit des alten Mainufers gezogen wurden. Die nunmehrige Auffindung der letzten bisher noch dunklen Seite des alten Römerkastells ist um so erfreulicher, als nunmehr Herr Dr. Wolff in seinem demnächst erscheinenden Werke über dieses Kastell den wichtigen Schlußstein einfügen kann.

---

Universitätsnachrichten. Marburg. Der außerordentliche Professor der Philologie Dr. phil. Wissowa ist zum ordentlichen Professor in der philosophischen Fakultät ernannt worden. — Der Professor der Philosophie Dr. Bergmann hat den an ihn ergangenen Ruf nach Breslau dem Vernehmen nach abgelehnt. — Der Professor der Geschichte Dr. Varrentrapp hat dem an ihn ergangenen Ruf an die Universität Straßburg Folge gegeben. An seine Stelle tritt der seitherige außerordentliche Professor Dr. K. G. Lamprecht in Bonn unter Ernennung zum ordentlichen Professor in der philosophischen Fakultät. —

Gießen. Der Professor der Jurisprudenz Freiherr Dr. von Stengel in Breslau ist an die hiesige Universität berufen worden. — An Stelle des nach Königsberg berufenen Geheimen Medizinalraths Prof. Dr. von Hippel ist Dr. Vossius, seither außerordentlicher Professor in Königsberg, zum ordentlichen Professor der Augenheilkunde und Vorstand der Augenklinik ernannt worden. — Der Professor des Strafrechts Dr. Bennecke hat einen Ruf an die Universität Breslau erhalten und angenommen. — Der Privatdozent Dr. Dümmler dahier ist zum außerordentlichen Professor für Archäologie ernannt worden.

Leipzig. An hiesiger Universität hat sich Dr. Walther Lotz aus Kassel als Privatdozent für Nationalökonomie habilitirt.

---

Nekrolog. Wie bereits in der vorigen Nummer gemeldet, ist am 1. März zu Bonn a. Rh. der Konsistorial-Präsident und Professor der Theologie Dr. Wilhelm Mangold gestorben. Derselbe war geboren am 20. November 1825 zu Kassel als der Sohn des daselbst im Jahre 1881 verstorbenen Obermedizinalrathes Dr. Karl Mangold; er besuchte von 1836 bis Ostern 1845 das Gymnasium seiner Vaterstadt und widmete sich dann auf den Universitäten Halle, Marburg und Göttingen dem Studium der Theologie. Nachdem er einige Zeit als Erzieher am Kurfürstlichen Hofe gewirkt hatte, wurde er 1851 Repetent an der Stipendiaten-Anstalt zu Marburg, rehabilitirte sich 1852 als Privat-Docent in der dortigen theologischen Fakultät, wurde 1857 außerordentlicher und 1863 ordentlicher Professor der Theologie in Marburg und folgte 1872 dem an ihn ergangenen ehrenvollen Rufe an die Universität Bonn. Sein Lehrgebiet war die neutestamentliche Exegese, doch beschäftigte er sich auch eifrig mit kirchengeschichtlichen Studien. Schon sein Erstlingswerk, womit er 1852 die Licentiatenwürde erwarb, schlägt in dieses Gebiet ein, es handelt von der Entstehung des Mönchthums, und 1852 veröffentlichte Mangold zugleich mit Semisch eine Untersuchung über Julian den Abtrünnigen. Die Anregung dazu gab David Strauß' Buch „Der Romantiker auf dem Throne der Cäsaren". Mangold war ein eifriger Gegner von David Strauß, gegen den er 1877 in einer akademischen Rede einen „Mahnruf" erhob. Einzelne seiner Schriften sind nicht nur für seine Fachgenossen bestimmt, so „Jean Calas und Voltaire" und „die Bilder aus Frankreich" (1869). Von seinen theologischen Schriften sind die wichtigsten „Die Irrlehrer der Pastoralbriefe" (Marburg 1856), „der Römerbrief und die Anfänge der römischen Gemeinde (1866), „de ecclesia primaeva" (1881), „der Römerbrief und seine geschichtlichen Voraussetzungen" (1884). Sodann bearbeitete er auf's Neue „Bleek's Einleitung in das Neue Testament" und war Mitarbeiter an Herzogs Real-Encyklopädie und an Schenkel's Bibel-Lexikon. Von seinen Schriften erwähnen wir noch diejenige über „E. L. Th. Henke", welche 1879 erschien und dem Andenken seines Marburger Kollegen gewidmet ist. Professor Mangold war bis zu seinem Tode thätig. Er las in dem letzten Semester noch über die Bergpredigt, die synoptischen Evangelien und über die biblische Theologie des Neuen Testamentes. Seiner Richtung nach war er ein sog. Vermittelungstheologe. Ausgestattet mit den trefflichsten Gaben

des Geistes und des Herzens, ein ausgezeichneter Gelehrter, ein edelsinniger, feinfühlender Mensch, ein gemüthlicher liebenswürdiger Gesellschafter, zählte er eine große Anzahl von Freunden, die sein Hinscheiden lebhaft beklagen. Ehre seinem Andenken.

## Briefkasten.

G. v. P. Marburg. Gedulden Sie sich nur noch eine kurze Zeit. Bisher war es noch nicht möglich, eine der Einsendungen zum Abdrucke zu bringen. Freundlichsten Gruß.

V. T. Rauschenberg. Senden Sie nur den fraglichen Artikel ein. Gedicht erhalten.

M. S. in H. Wir werden Ihrem Wunsche entsprechen.

v. D. Hannover. Wir sehen recht baldiger Einsendung der Erzählungen aus der hessischen Kriegsgeschichte entgegen und sagen Ihnen unsern verbindlichsten Dank für Ihr freundliches Entgegenkommen.

P. W. Leipzig. Besten Dank für Ihre gütigen Mittheilungen und das warme Interesse, welches Sie für unsere Zeitschrift hegen. Briefliche Antwort erhalten Sie in den nächsten Tagen.

## Anzeigen.



Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: F. Zwenger in Fulda, Druck und Verlag von Friedr. Scheel in Kassel.




№ 8. Kassel, 15. April 1890.

Das „**Hessenland**", Zeitschrift für hessische Geschichte und Literatur, erscheint zweimal monatlich, zu Anfang und in der Mitte jeden Monats, in dem Umfange von 1½—2 Bogen Quartformat. Der Abonnementspreis beträgt vierteljährlich 1 Mark 50 Pfg. Einzelne Nummern kosten je 30 Pfg. Anzeigen werden mit 20 Pfg. für die gespaltene Petitzeile berechnet. Auswärts kann unsere Zeitschrift durch direkte Bestellung bei der Post, oder durch den Buchhandel, auf Wunsch auch unter Streifband bezogen werden; hier in Kassel nimmt die Buchdruckerei von Friedr. Scheel, Schloßplatz 4, Bestellungen, ebenso Anzeigen an. In der Post-Zeitungsliste für das Jahr 1890 findet sich das „Hessenland" eingetragen unter Nr. 2772.



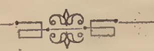
# Das ist der Frühling, der holde!

Zitterndes junges Birkengrün,
Veilchen, die im Verborgenen blühn,
Drängendes Leben, strahlende Luft,
Heimliches Klingen, wohliger Duft:
Das ist der Frühling, der holde!

Im blühenden Baume Finkenschlag,
Lispelndes Rauschen in Wald und Hag,
Grüne Höhen und blumige Aun,
Wunder, wohin nur die Augen schaun,
Das ist der Frühling, der holde!

Auch in mein Herze die Sonne lacht,
Wonniges Leben darinnen erwacht,
Ueber die Trauer, das alte Weh
Decken jetzt Blüthen den duftigen Schnee:
Das ist der Frühling, der holde!

E. Mentzel.





# Albrecht Christian Ludwig von Bardeleben.

## Kurfürstlich Hessischer Generallieutenant.

### 1777—1856.

Ein Erinnerungsblatt von C. v. Stamford.

(Fortsetzung.)

### Leipzig.

Das 11. Korps mit der westphälischen Brigade rückte am ersten Schlachttage, dem 16. Oktober, bei dem Dorfe Holzhausen in die Schlachtlinie ein, ging sofort zum Angriffe vor, da das nebenstehende Korps Lauriston zurückgedrängt wurde und erstürmte den Kolmberg, ½ Wegstunde vor seiner Front; Lauriston ging wieder vor, auf den anderen Punkten der Schlachtlinie errangen die Franzosen gleichfalls Vortheile, der Kaiser befahl Nachmittags durch Glockenläuten den Sieg zu feiern. Der furchtbare Kampf endigte nach neunstündiger Dauer erst um 6 Uhr Abends mit der Dunkelheit. Napoleon hatte den Angriff des böhmischen Heeres abgeschlagen, ohne doch wie in früheren Schlachten Erfolge von Bedeutung errungen zu haben; der Augenblick hätte ihm den Rückzug noch in einigermaßen günstigen Verhältnissen gestattet. Statt dessen unterhandelte er am 17. fruchtlos mit dem Kaiser Franz, sodaß mehr als 100,000 Mann Verstärkungen der Verbündeten herankommen konnten und nun beträchtliche Uebermacht auf deren Seite war, 276,000 Mann gegen 150,000 Franzosen.

Der 18. Oktober, ein Sonntag, stieg nach regnigen Tagen sonnig schön herauf, die Riesenschlacht mußte erneuert werden. Der Imperator zog seine vordere Linie um eine halbe Meile zurück, das 11. Korps hielt wieder Holzhausen und dessen Umgegend, ihm gegenüber trat Bennigsen mit dem russischen Reserveheere auf, griff aber erst gegen 2 Uhr Nachmittags an. Holzhausen fiel in die Gewalt des Feindes, Macdonald ließ das Reiterkorps Sebastiani und eine ihm zu Hilfe gesandte Reiterdivision der Garde mehrere erfolgreiche Sturmritte ausführen und nahm dann mit dem Fußvolke Holzhausen mit stürmender Hand. Er konnte es aber nicht halten, Russen und Oesterreicher brachten weit überlegene Kräfte vor, alle Versuche Macdonalds scheiterten bei der Schwäche seines Fußvolkes, auch sah er am Abende seine linke Flanke bedroht.

Links des 11. kämpfte das Korps Reynier, in welchem die Sachsen standen, etwa um 2 Uhr Nachmittags ging die Reiterbrigade zu den Russen über, ihrem Beispiele folgte General von Normann mit der in der Nähe befindlichen würtembergischen und etwa um 3 Uhr rückte das sächsische Fußvolk aus seiner Stellung vor zu den Russen. Da diese Truppen zunächst dem 11. Korps gestanden, gerieth dieses um so mehr in Gefahr, außerdem mußte die Kunde vom Abzuge der erwähnten deutschen Korps unter den Deutschen im 11. Korps bedenklich wirken.*)

*) Nahe der Westseite des Dorfes Holzhausen stand eine Windmühle auf einem Hügel, hier beobachtete Marschall Macdonald eine Zeit lang mit dem Fernglase die Bewegungen des Feindes. Er hielt mit seinem Gefolge unter dem Bogen des ersten und zweiten Aufschlags der feindlichen Kanonenkugeln, aber es schlugen doch mehrere Kugeln zwischen die ihn umgebenden Offiziere. Der Marschall nahm keinerlei Notiz davon und ließ sich in seinen Beobachtungen nicht stören — selbst als sein Pferd von einer Kugel getroffen zusammenstürzte, schien sein Geist von einer Verbindung mit dem Körper nichts zu wissen; denn fast im selben Augenblick, als wir ihn stürzen sahen, stand er auch schon wieder und setzte seine Beobachtung fort als sei nichts vorgefallen. So ganz war seine Seele mit dem Feinde beschäftigt. Der Feldherr hatte nicht mehr das Bewußsein einer Gefahr, einen merkwürdigen Gegensatz zu ihm bildet der Windmüller der bezeichneten Mühle. Einige Stunden lang war das 11. Armeekorps während der Schlacht auf der Anhöhe der Windmühle und in der Nähe aufgestellt, und dem Geschützfeuer der Oesterreicher ausgesetzt. Viele Kanonenkugeln durchlöcherten die Windmühle und Bardeleben bemerkte mit Staunen, daß der Windmüller auf der äußeren Galerie stand, der Gefahr nicht achtend, und ruhig in das wilde Getümmel der Schlacht blickte. Bardeleben ritt an ihn heran und fragte, ob er nicht wahrnehme, in welcher Gefahr er sich befinde — befremdet sah er jenen an, strich sich mit der Hand über den Kopf und sagte unter Thränen lächelnd „oh mein Herr das sind nur Katzenlöcher“, auf

Der Imperator stand nach dem furchtbaren Ringen auch dieses Schlachttages noch achtunggebietend da, sodaß die Verbündeten für den 19. Oktober seinen erneuten Angriff erwarteten. Bei den für sein Heer mehr bedeutenden großen Verlusten und nachdem er seine letzten Reserven daran gesetzt hatte, war es unmöglich für Napoleon, ferner Stand zu halten, seine Armee würde dann gänzlich aufgerieben worden sein. Er beschloß den Rückzug und bestimmte das Korps von Reynier, das polnische unter Poniatowski und das von Macdonald, welches viele deutsche Truppen enthielt, die, wie die Polen für ihn doch als verloren anzusehen waren, zur Deckung des Abzugs seiner Franzosen aus Leipzig.

In der Frühe des 19. Oktobers, gedeckt durch den Nebel, zogen diese Korps aus den Stellungen gegenüber den Verbündeten ab, während die Armee Napoleons schon seit dem vorigen Tage durch Leipzig zurückging. Furchtbare Stunden gingen dann über die mit Verwundeten und Kranken überfüllte, von den Verbündeten angegriffene Stadt, bis durch die Sprengung der Elsterbrücke allen noch auf deren rechten Ufer befindlichen Truppen des napoleonischen Heeres der Rückzug abgeschnitten wurde.

Bardeleben war in den zahlreichen Kämpfen in Schlesien und Sachsen unversehrt geblieben, auch die Schlachten bei Leipzig konnten ihm nichts anhaben, obwohl sein Bataillon schrecklich gelichtet, sein Mantel durch ein Granatstück zerrissen und mit Blut und Hirn bespritzt wurde. Ueber diese Tage berichtet er „der letzte Rest meines Bataillons ist noch für das Interesse Napoleons geopfert, wobei aber über mich die Hand der Vorsehung waltete."

Glücklicher als viele Tausende, welche in Gefangenschaft geriethen, war unser Freund in den Strom der in Unordnung und Gedränge abziehenden Massen gerathen, doch als ein Führer ohne Truppe. Die Frage trat an ihn heran, wie er sein Verhalten einzurichten habe: das Königreich Westphalen war, wenn auch voreilig und unbefugt, von dem Russen Czerniczew als aufgelöst erklärt worden, König Jérôme hatte seine Hauptstadt verlassen. Daß er am 15. Oktober dahin zurückkehrte, wurde während der Schlacht wohl nicht bekannt. Die westphälischen Offiziere hatten keinen Kriegsherrn mehr, an welchen ihr Eid sie band. Bis zum letzten Augenblicke hatten sie bei Leipzig ihre Pflicht erfüllt, jetzt waren die Uebriggebliebenen frei, wenn sie nicht eine Selbstaufopferung begehen wollten, der ebensowohl der Grund wie ein Zweck gefehlt haben würden.

Die deutschen Volksstämme waren schon seit der Erhebung Preußens in immer größere Aufregung gerathen, die Fremdherrschaft wollte man um jeden Preis abschütteln, begeistert brachte die Nation ungeheuere Opfer an Menschenleben und Familienglück jenem hohen Ziele. Die Stimmung, durch zahllose Aufrufe und die Siegesnachrichten genährt und gesteigert, war den Westphalen in Napoleons Heere nicht verborgen geblieben, sie konnte nicht ohne Wirkung sein.

Der Flüchtling, wieder in dem Schwarme der letzten von der Armee des Imperators, der er wie in Rußland den Abzug hatte decken helfen, entschloß sich in Eckartsberge die französische Armee zu verlassen und meldete sich am 22. Oktober in Apolda bei dem die Franzosen verfolgenden Hetman Platow. Der gestattete ihm in seinem Korps mitzuziehen, welches noch am selbigen Tage ein Gefecht mit der feindlichen Nachhut bestand. In Weimar erwartete er mehrere Tage die Ankunft des Königs von Preußen, welchen er um Anstellung bitten wollte. Von hier meldete er am 25. der Gattin, daß er lebe und was er zu thun gedenke, sein Brief beginnt: „Endlich ist der schöne Tag gekommen, wo ich meinen Dir bekannten, so sehnlichen Wunsch, gegen Deutschlands Unterdrücker kämpfen zu können, zu verwirklichen angefangen habe. . . Mit Vergnügen habe ich daher meine beiden Decorationen abgelegt und hoffe, es soll mich bald eine andere, mir mehr Freude machende, zieren." Es war seine Absicht, sich in das Hauptquartier des Königs zu begeben um das Gesuch zu betreiben und er verließ Weimar am 31. Oktober. In Vacha wurde ihm mitgetheilt, Kurfürst Wilhelm sei in Kassel — das konnte nur Hessens Auferstehung bedeuten, die Liebe zum Heimathlande überwog alsbald die Aussichten für den preußischen Dienst, welche durch ein Gesuch an Blücher, seinem General im Jahre 1807, ihm eröffnet waren. Er begab sich nach Kassel, mußte hier aber erfahren, daß

die von den Kugeln geschlagenen Löcher zeigend. „Wir hielten ihn für geisteskrank, zwei Soldaten erboten sich, ihn herabzuholen, allein er weigerte sich, ihnen zu folgen. Beim Herabsteigen der Soldaten wurde Einer derselben von einer Kanonenkugel getödet. Ich wiederholte nun dringender meine Bitten an den Müller, herabzukommen, er sei es sich und seiner Familie schuldig, sein Leben nicht muthwillig zu opfern. Da ertönte seine Stimme tief und klagend, wie nur furchtbarer Schmerz und höchster Jammer es hervorzubringen vermögen: Frau, Kinder, Vermögen, Alles habe ich verloren, habe nichts mehr auf der Welt als mein elendes Leben, ich will sterben, wo meine Voreltern starben und glücklich waren! — Das 11. Armeekorps mußte zurückgehen und bald befand die Mühle sich zwischen dem Feuer beider Armeen, wo sie wahrscheinlich mit dem unglücklichen Müller zusammengestürzt ist. Der Pulverdampf und der hochaufwirbelnde Staub verhinderten, sie aus der Ferne zu sehen."

(Nach Aufzeichnungen v. Bardeleben's.)

nur Kurprinz Wilhelm seit dem 30. Oktober sich dort befand und harrte nun von Tag zu Tage auf die Ankunft des Kurfürsten, da dessen Sohn ohne irgend welche Vollmacht zum Handeln sich befand. Der Kurfürst hatte ihm eine solche übrigens gar nicht ertheilen können, da seine Wiedereinsetzung mehrere Wochen fraglich war, weil im preußischen Lager viele Stimmen Hessen als herrenloses Land für Preußen forderten — obwohl der Fürst bereits am 21. November in Kassel seinen feierlichen Einzug hielt, waren die Hindernisse doch erst bis zum 12. Dezember aus dem Wege geräumt, so daß er an diesem Tage durch eine Verkündigung an sein Volk die Regierung von Neuem antreten konnte.

Bardeleben rühmte seiner Gattin, wie gnädig er von dem alten Landesfürsten sowohl als von dessen Nachfolger empfangen sei, am 30. November war „sein Schicksal entschieden", was in jener Zeit der Herstellung des alten Staates für Viele grausame Enttäuschung bedeutete. In scherzhafter Weise theilte er der Gefährtin am 1. Dezember mit „ich muß den Oberstlieutenant daran geben, da ich das aber nicht im Schlafe geworden bin, so reise ich morgen ab"; dann klärte er sie darüber auf, er war zum Major in dem Regimente Landgraf Karl ernannt worden, welches in Hersfeld hergestellt werden sollte, hatte also seinen Rang behalten, obwohl er im Jahre 1806 noch Sekondlieutenant gewesen war. Er setzt noch hinzu: „ich bin einer der wenigen Glücklichen, welche in ihrem Grade blieben", der Kurfürst hatte des ihm ergebenen Offiziers Gelöbniß vom Februar 1807 in Rendsburg im Gedächtniß bewahrt.

Wilhelm I. knüpfte seine Herrschaft an den 1. November 1806 an, wollte zumal in dem mit äußerster Anstrengung aufzubringenden hessischen Heere Alles einrichten wie es damals gewesen, was kriegserfahrene Männer wie unser Bardeleben seufzend sahen. Zum Glücke hatte der Kurprinz die Einsicht gewonnen, daß das höchst nachtheilig sei und vermochte wesentlich einzuwirken, da ihm die Neubildung des Heeres anvertraut wurde. „Der Kurprinz macht sich sehr verdient, er benimmt sich ganz vortrefflich bei der Organisation, alle Tändeleien werden vermieden, die Uniform ist ganz wie die preußische, der Kompagniechef erhält monatlich 120 Thlr." meldet B. in glücklichster Stimmung darüber, daß er nun wieder Hesse ist. Nur das Wiedersehen der Seinigen fehlt ihm noch, sehnsüchtig, zärtlich bittet er Konradine, ihn zu besuchen, da die Truppen Ende Januar bereits zu Felde ziehen sollten. —

(Fortsetzung folgt.)

---

# Episoden aus der Geschichte des Bauernkrieges in den Stiftslanden von Fulda und Hersfeld.

Mitgetheilt von F. Zwenger.

(Fortsetzung.)

Als Ergänzung der Gegenbaur'schen Schilderung der Vorgänge im Bauernkriege in der Woche nach Ostern um und in Fulda lassen wir nachstehend die Darstellung Dr. Falckenheiner's in seiner Schrift „Philipp der Großmüthige im Bauernkriege" ihrem wesentlichsten Inhalte nach folgen.

In den Osterfeiertagen 1525 erhob sich der Sturm in den Stiftslanden von Fulda. Ueber den Beginn ist uns nichts Sicheres überliefert. Wir wissen nur, daß die Hammelburger jenseits des Rhöngebirges die ersten Unterthanen des Hochstiftes waren, welche sich am Aufruhr betheiligten und die Bewegung nach der Hauptstadt lenkten. Daß Müntzer selbst auf seiner Rückkehr von Süddeutschland einige Tage in Fulda verweilt und aufrührerische Reden daselbst gehalten habe, wie der Allstedter Schosser Hans Zeis in einem Briefe an Spalatin am 22. Februar berichtet, ist mindestens zu bezweifeln, da die Fuldaischen Quellen dieses Ereigniß mit keinem Worte erwähnen. In welcher Weise die Zusammenrottung auch stattgefunden haben mag, sicher ist, daß am Abend des zweiten Ostertages, den 17. April 1525, einige tausend Rebellen bereits in der Nähe von Fulda lagerten. Einer gewaltsamen Einnahme der Stadt bedurfte es nicht, da, wie anderwärts auch, die niedere Bürgerschaft offen mit den Empörern sympathisirte und es zu einem Eingreifen der Obrigkeit nicht kommen ließ. Am 18. April wurden die Thore freiwillig geöffnet und die Bauern, welche stündlich aus den umliegenden Dorfschaften Zulauf erhielten, machten sich zu Herren der Stadt und besetzten alle Ein- und Ausgänge. Am Morgen desselben Tages hatte sich der Koadjutor Johann III., Graf von Henneberg, mit nur wenigen Begleitern, wie er

selbst berichtet (Apologie bei Schannat, cod. prob. S. 380), eilig aus der Stadt entfernt, um nicht in Gefangenschaft zu gerathen. An Widerstand konnte er nicht denken, da die wenigen Reisigen, welche ihm zur Verfügung standen, theils seinem Vater, dem Grafen Wilhelm von Henneberg, theils Albrecht von Mainz und Casimir von Brandenburg auf deren inständige Bitten zu Hülfe gesandt waren. Wohin sich Johann damals begeben hat, erfahren wir nicht, sicher ist nur, daß er sich in der Nähe aufgehalten hat, vielleicht in dem bei Hünfeld gelegenen festen Schlosse Mackenzell*), wo er die Entwickelung der Ereignisse ohne Gefahr abwarten konnte.

In Fulda richteten die Rebellen unter ihren Hauptrădelsführern, von denen Symon Schneider, Hans Dalhopf ein Uhrmacher, Henn Wilcke und Hans von der Rone namhaft gemacht werden, ein neues Regiment ein. Von den Verhandlungen, welche am 18. und 19. April zwischen Rath und Bürgermeister Fulda's einerseits und den Bauern nebst der rebellirenden niederen Bürgerschaft andererseits geführt wurden, erfahren wir nur wenig. Die derbe Sprache der Rebellen führte den Vergleich schnell herbei, dessen Endresultat war, daß die Stadt sich sowohl auf die zwölf Artikel, welche die Forderungen der Landbevölkerung enthielten, verpflichten, als auch noch weitere acht Artikel**), in denen hauptsächlich Interessen der niederen Stadtbevölkerung vertreten wurden, annehmen mußte.

In einem Punkte hatten die Bauern dem Rathe anscheinend Zugeständnisse gemacht. Der Petersberg und die anderen in der Nähe gelegenen Klöster sollten von der Stadt besetzt werden und Eigenthum des Koadjutors bleiben, ein Umstand, auf welchen der Rath in einem Schreiben an den Koadjutor vom 19. April über diese Ereignisse besonderes Gewicht legte, um seine Anhänglichkeit an das alte Regiment zu bezeugen. Sogleich wurde der Stadtfähnrich Jost Betze mit dem Schultheis Hans Hise, dem Zentgrafen Hans Rabe, sowie dem Notar Volbrecht Rucker, welcher das Inventar aufnehmen sollte, in Begleitung einiger Bürger nach dem Petersberge gesandt. Allein kaum waren dieselben dort angelangt, als die Bauern einbrachen, alles plünderten und diese Klostergebäude, sowie die nahe gelegenen dem Boden gleich machten.

Vor allem kam es nun den Rebellen darauf an, die Person des Koadjutors in ihre Gewalt zu bekommen. Dieser war bereits von Bürgermeister und Rath, sowie durch seine Statthalter zu Fulda, Schauefuß und Obinhauck, von den Ereignissen schriftlich benachrichtigt worden und hatte auch einige seiner Lehnsleute: Karl von Traubenbach, Sittich von Buchenau, Hans von Ebersberg und Christoph von Eusigheim zu sich beschieden, um durch dieselben einen gütlichen Vergleich mit seinen Unterthanen zu Stande zu bringen. Sich persönlich unter die Rebellen zu begeben, wird er schwerlich beabsichtigt haben. Da erhielt er unerwartet am Freitag den 21. April von den Empörern einen Brief, worin sie sich erboten, Friede zu machen, wenn Johann gewisse Punkte mit ihnen vereinbaren werde; er möge daher am Samstag Morgen mit einer Begleitung von nicht über zehn Pferden im Schloß Absteigequartier nehmen und auf dem Rathhause zur Verhandlung sich einfinden.

Die weitere Darstellung Falckenheiner's stimmt fast vollständig mit der Gegenbaur's überein,

*) Gegenbaur giebt nach Schannat an, Johann sei „gegen Baden sein Sicherheit halben geritten". Das ist unverständlich. In einem von Dr. Falckenheiner vielfach benutzten werthvollen Miscellanbande, welcher sich in der Privatbibliothek des Bibliothekars A. von Keitz in Fulda befindet, heißt es wörtlich. „wir seint .... gegen Haun unser und der unsern sicherheit halb geritten" u. s. w. Da liegt denn die Vermuthung nahe, daß sich der Koadjutor in das feste Schloß Mackenzell geflüchtet habe, welches auf dem Wege nach Haun liegt. Dr. Falckenheiner bezeichnet den erwähnten handschriftlichen Miscellanband als „liber manuscriptus"; wir werden auf denselben zurückkommen.

**) Den Wortlaut dieser 8 Artikel theilt Dr. Falckenheiner in der Beilage I a wie folgt mit:

1. Begern, nachdem die selen der menschen zu enthalten von noitten ist, das evangelium lutter und clar on alle menschliche zusetze zu predigen, sie mit evangelischen prediger und capplanen zu versehen.
2. Begern wir, das unser g. h. mit sampt den von Fulda alle closter bei und umb die stat innemen wülle, und alle kleynot in eyn gemeyne Verwarung thue, sindtmal zu besorgen ist, daß solches von frembden bescheen werden.
3. Begern wir, das alle gerechtigkeyt, die unsser vorfarn ingehabt haben und wie von alder herkomen ist, das wir bei denselbigen bleyben mögen und gehandhabt werden, nemlich das kein schulthes hinfurtter in keyn rathe zu gehen macht haben, er werdt den dazu gefordert, auch das man hinfurtter nicht gestat, zwen schultheisen zu haben.
4. Begern wir, das keyn gewaldt an keynen Burger von keynen schultheisen gelegt sol werden, der recht erlyden mag.
5. Begern wir, das diejenigen Burger, so jüngst gefenglich angenomen sein, erwider ledig gegeben werden.
6. Begern wir, das Bastian Gelfuß gartt und andern gemeyne in der stat und um die stat besichtiget, besehen und abgethan werd.
7. Begern wir, das die 12 artigkel, so itzund von den Bauern des schwarzen Haufens ausgegangen sein, auch bei iren crefften blyben.
8. Begern wir, wan eyner benottigt were und ein burger geschrei thet, hat 10 gulden mussen zu buß geben, sal ab seyn, thet aber mutwillig, mocht man inen straffen zymlicher weyff. —

wir übergehen daher dieselbe und bemerken hier nur noch, daß, nachdem Johann das Aktenstück, in welchem er, mit der bekannten Klausel, die zwölf Artikel der Bauern und die acht der Bürgerschaft angenommen und als „Koadjutor" unterzeichnet hatte, die Bauernhauptleute über diesen Titel spotteten und ihn in „Kuheuter" *) verdrehten. Sie verlangten, er solle sich „Fürst in Buchen" nennen und bewirkten in der That, daß diese Aenderung in die Schriftstücke aufgenommen wurde. Die Hauptleute stellten hierauf einen Revers aus, in welchem sie sich als gehorsame Unterthanen Johanns erklären und ihm und seinen Verwandten im Nothfalle ihre Hilfe zusichern.

Durch diesen Vergleich waren die Rebellen aber noch keineswegs beruhigt. Der Koadjutor berichtet von einem Tumult, welcher wahrscheinlich desselben Tages (22. April) stattfand. Da in dem Vertrage die Interessen der fuldischen Stiftsbauern nicht gewahrt schienen, forderten diese, die Fuldische Ritterschaft solle ihnen Zusicherung der Straflosigkeit nach der Rückkehr in die Heimathsdörfer gewährleisten; andernfalls bedrohten sie die Burgen und ihre Bewohner mit Vernichtung. Zur Beruhigung der erregten Gemüther ließ Johann in seinem Schreiben an die Ritter diese Aufforderung ergehen und erhielt auch schließlich in den zurückgesandten Reversen die Zusicherung derselben.

Somit hatten die Rebellen in der Hauptstadt des Buchenlandes ihren Zweck erreicht. Die nächste Aufgabe war, sämmtliche Vasallen des Fürsten ihrer Herrschaft zu unterwerfen. Johann, welcher trotz des ihm früher gegebenen Versprechens in stetem Gewahrsam gehalten wurde, mußte die Lehnsleute des Stiftes zum Anschluß auffordern. Er sandte zu dem Zwecke Befehle mit Kopien des Vertrages und Reverses der Bauern an sämmtliche „Amtsleute, Lehnsleute und Verwandte". Die meisten gehorchten der Aufforderung und so war das ganze fuldische Stift unter die Botmäßigkeit der Bauern gebracht. —

Wir wenden uns nun den Ereignissen in Hersfeld zu und geben dieselben zunächst nach der Schilderung Gegenbaur's wieder.

Der Abt Crato von Hersfeld, von dem, wie von den meisten Mönchen des Klosters Hersfeld, Luthers Lehre begünstigt und Luther selbst auf seiner Reise nach Worms freundlich aufgenommen worden war, hatte zwar das Schloß zu den Eichen, den Peters- und Johannisberg befestigt, aber es waren der Bauern zu viel und er hatte der streitbaren Leute zu wenig; so unterschrieb auch er die zwölf Artikel, doch mit dem Vorbehalte einer christlichen Ordnung, welche etwa sein gnädiger Verspruchsherr würde ausgehen lassen. Dieser Verspruchsherr war der Landgraf von Hessen. Die hessischen Fürsten waren erbliche Schirmvögte der Abtei Hersfeld. Der Landgraf Philipp schickte drei seiner Ritter, Udo Hund, seinen Amtmann zu Schönstein, den sie zuvor unglimpflich behandelt hatten, und Johann Riedesel zu Eisenbach nebst Heinz von Lüder, in die Stadt Fulda. Diese erhielten die trotzige Antwort: der Koadjutor habe den weltlichen Stand angenommen; werde der Landgraf der christlichen brüderlichen Versammlung der Landschaft in den Buchen beitreten, so wolle sie Frieden mit ihm halten. Zu gleicher Zeit gingen von dem Lager zu Hersfeld Aufforderungen zur Handhabung des göttlichen Worts, und zur Einnahme der geistlichen und weltlichen Herrschaften beizutreten, an die hessischen Städte Kassel, Treysa, Rotenburg, Spangenberg, Homberg, Sontra, Ziegenhain, Neukirchen, Alsfeld, Melsungen, Witzenhausen. Die Bauern bewogen die beiden Bürgermeister von Hersfeld „Otto Sassen und Heintze Reitzen" ihnen diese Einladungen zu schreiben. Aber alle diese Städte schickten die Schreiben geradezu an ihren Landesherrn, versprachen Gut und Leben zu ihm zu setzen und baten um schleunigen Schutz. Die christliche Landschaft in den Buchen fuhr fort, das ganze Stift Hersfeld in ihren Bund zu bringen, durch Güte und Gewalt. Eine Abtheilung nahm die Stadt Hersfeld zu ihrem Hauptquartier, eine andere, die vom Thüringerwald, Vach an der Werra.

Der einundzwanzigjährige Landgraf Philipp von Hessen beschrieb seine Ritter und gemeine Landschaft von den Städten auf Dienstag nach dem weißen Sonntag zu Alsfeld „one saumen gerustet" zu erscheinen. Der Landgraf in eigener Person hielt ihnen daselbst Vortrag, versprach ihre Rechte und Freiheiten zu schützen und forderte sie auf, ihm zur Unterdrückung des Bauernaufstandes, ihre Hilfe zu leisten. „Welche Ihme nun zu solchem befugten werck trewlich wollten beholfen sein, der Jeder sollte zwene Finger aufrecken, denn darbei wolle er abnemen und erkennen, wieviele und wer die wären, auf deren Treue und Unterstützung er sich verlassen könnte. Darauf hat sich ein groß Geschrei und Getommel unter dem Haufen erhoben und ein Jeder der gehorsamste sein wollen. Welches dem Landgrafen so herzlich wohl gefallen, daß Ihme selbst das Wasser über seine Wangen herabgeflossen und sich solcher Erpietung allergnedigst gegen Inen

---

*) Gegenbaur folgte Schannat, dem zu Folge die Bauern erklärt hatten, daß sie keinen „Kühhirten" zu ihrem Herrn haben und den Namen nicht länger leiden wollten. In dem „liber manuscriptus", welcher den unverfälschten Text des Originals wiedergibt, heißt es dagegen „Kuhewtter".

allen bedankt mit den Worten, so wollte er auch bei Inen seinen eigen leib, gut und was er vermochte als der Landvater aufsetzen." Am folgenden Morgen brach der hessische Heerbann dann auf gen Hersfeld, von wo die aus dem Fuldaischen eingebrochenen Bauernschaaren in großer Eile abgezogen waren. Die Bürger der Stadt Hersfeld gingen dem Landgrafen entgegen, überreichten ihm die Schlüssel der Stadt und baten fußfällig um Gnade; der Landgraf gewährte sie und nahm die Stadt ein. Hier verstärkte er sich dann mit Reiter und Fußvolk und nahm sich vor, auch die Fuldischen anzusprechen, welchen das „mentlein gar weidlich begonnte zu schlottern, da sie vernamen, welcher Gestalt es zu Hersfeld war zugegangen." Es erschien deshalb eine Deputation von Fulda, an deren Spitze Daniel von Fischborn stand; der Landgraf verlangte Unterwerfung, welche die Bauern versagten und dazu rings neue Hilfstruppen ansammelten. Welche Rolle der Koadjutor in der Stadt Fulda spielte, erkennt man aus dem Umstande, daß ihm einst höhnisch der Bauern oberster Hauptmann, da er seine Haufen gemustert und in Schlachtordnung an ihm vorüber führte, zurief: „Herr wie gefillet Euch mein Kriegsvolk?". Als die Gesandtschaft unverrichteter Sache von Hersfeld zurückgekehrt war und die Nachricht ankam, daß der Landgraf heranrücke, veranlaßten die Bürger den Koadjutor in eigener Person mit dem Landgrafen zu verhandeln. Die Stellung des Koadjutors war eine um so gefährdetere, als der Verdacht aufkam, er sei im Einverständniß mit dem Landgrafen; in dieser gefährlichen Lage konnte er also das Ansinnen der Bauern nicht ablehnen und ritt nach dem Schlosse Mackenzell. Johannes hatte seinen 12jährigen Bruder, den Grafen Poppo im Schlosse zu Fulda zurückgelassen. Die Bauern überfielen und plünderten das Schloß und suchten und fragten nach dem jungen Grafen, um ihn zum Schloß hinauszuhängen. Aber ein treuer Kellner hatte ihn unter Fässer im Keller so wohl verborgen, daß sie ihn nicht fanden. Auf das Gerücht, der Koadjutor habe sich nach Kassel zum Landgrafen geflüchtet, rasten die Bauern auf's Neue. Sie suchten allenthalben umher nach dem jungen Grafen mit dem Geschrei: Wo ist das Herrlein? wo ist das Herrlein? Hätten wir's, wir wollten gewiß Frieden machen. Aber 3 Tage blieb das Herrlein unsichtbar unter den Fässern, und dann, am 3. Mai, stand der Landgraf Philipp vor dem Frauenberge.

(Fortsetzung folgt.)

## Friedewald in Hessen.

„Friedewald" wie schön von Namen! Fried und Wald so hold vereint,
Daß man hier des Friedens Samen ewig sprossen, blühen meint,
Gleichwohl hat im Hessenlande keine Burg in Thal und Höh'n
Je von Drangsal, Mord und Brande, blut'gen Kämpfen mehr gesehn.

Und das End' der kleinen Veste kam im siebenjähr'gen Krieg,
Wo, es zeigen's noch die Reste, ihre Noth auf's Höchste stieg;
Aber auch die höchsten Ehren heimst' ein Häuflein Tapfrer ein —
Deutschen Heldenruhm zu mehren, nichts wohl konnte würd'ger sein!

Daß die Gegend man befreie von des Raubgesindels Brut,
Nahm ein Trüpplein einst aufs Neue Ort und Veste in die Hut:
Fünfzig Mann von-Freytag-Jägern, zehn Berittne noch dabei,
Steigleder ihr Führer, Pfleger, hüten Ort und Veste treu.

D'rauf achttausend Mann der Franken, General Stainville an der Spitz,
Bringen nicht die Burg zum Wanken, mit Gewehr nicht, noch Geschütz;
Als sie von drei Seiten stürmen, fällt sogar das Häuflein aus,
Daß sich Leichenhügel thürmen, und die Feinde packt ein Graus!

Nicht zum Andern wagt's der Franke, schonend seiner Mannschaft Blut,
Und es kommt ihm der Gedanke: hier verschlägt nur Feuersgluth!
Bald erfüllt der Kanonade Wiederhall der Berge Rund, —
Glüh'nder Kugeln Schwarm, Granate speit der Feuerschlünde Mund!

Doch es stehen fest die Mauern, fester noch die Heldenschaar,
Bis in Rauch und Flammenschauern schier nicht mehr zu athmen war.
Schon erstickt sind zwei der Rosse, da erst wird kapitulirt,
Auf der Brück', durch Feinds Geschosse, noch die Schaar 'nen Mann verliert.

Als das Häuflein kommt gegangen, spricht der Feinde General:
„Euch nun hätten wir gefangen, doch wo bleibt die größ're Zahl?"
Aber ihn erfaßt ein Staunen, als dieß nun die ganze Macht,
Die zwei Tage lang Karthaunen kühn getrotzt und heißer Schlacht!

So in Kugelsaat und Feuer, wie ein grimmer Königsaar
Wider Schwärme wilder Geier, hielt sie aus, die Heldenschaar,
Würdig, in des Lieds Geleiten, auf des Ruhmes Sonnenhöhn,
Mit den Tapfern aller Zeiten zur Unsterblichkeit zu gehn.*)

**Karl Schaumburger.**

*) Mitgetheilt in Archenholtz' Geschichte des siebenjährigen Krieges; siehe auch G. Landau: „Hessische Ritterburgen", Bd. I.

## Aus alter und neuer Zeit.

Trauerzeichen in der Natur beim Tode hessischer Fürsten. Seit alters her hat der Tod des regierenden Fürsten im Lande Hessen große Trauer erregt. Man denke nur an die Worte der Reimchronik beim Hinscheiden Landgraf Philipps des Großmüthigen:

Im Land ein großer Riß geschach
Ein' treuen Vatter hats verloren
Wie man seithero hat erfahren.
Der arme Mann fühlt es mit Noth
Und klagt des frommen Fürsten Tod,
Mit Nägeln sollt ausgraben gern
Wenns möglich wär, den alten Herrn.

Das hessische Volk, das ja allezeit — wenigstens bis zu unserem Jahrhundert — treu an seinem angestammten Fürstenhaus hing, fühlte sich mit diesem so eng verwachsen, daß der Tod eines Fürsten von dem ganzen Lande tief schmerzlich empfunden war. So kam es auch, daß man außergewöhnliche Naturereignisse, die zufällig, freilich in auffälliger Weise, mehrmals beim Tode eines Mitgliedes des brabantischen Hauses eintraten, mit dieser traurigen Begebenheit vom Volke in Zusammenhang gebracht wurden. Es erinnert dies an Züge der altgermanischen Göttersage, wonach auch die ganze Natur beim Tode des lichten Gottes Baldur trauerte. — Als erstes dieser Zeichen wurde im Jahre 1566 bemerkt, daß das Wasser der Fulda von Rotenburg an ganz plötzlich ausblieb, so daß die Mühlen ihren Betrieb einstellen mußten. Diese Erscheinung dauerte ca. 8 Stunden. Der Wassermangel war derart, daß man in dieser Zeit die Fische mit den Händen fangen konnte. Kurze Zeit hierauf starb der alte Landgraf Philipp am Ostermontag 31. März 1567. — Andere Erscheinungen zeigten sich im Jahre 1580 im November. Mehrere fürstliche Schlösser, auch das „Frawenzimmer" in Kassel geriethen in Brand. Andere ungewöhnliche Dinge geschahen: Mauern und Wälle stürzten ein und Feuerflammen zeigten sich am Himmel. Der gelehrte Dr. Hector Mithobius in Hannover prophezeite, daß im nächsten Jahre eine hochgeborene, fürstliche Frau sterben würde. Und wirklich am 16. August 1581 starb Sabine von Württemberg, Landgraf Wilhelms IV. Gemahlin zu Rothenburg. Kurz vor ihrem Tode sollen die Hunde auf dem Schloßplatz fürchterlich geheult haben, während zugleich eine plötzliche Mondfinsterniß große Aufregung verursachte. Landgraf Wilhelm selbst wurde, als er auf der Reise nach Rothenburg in Melsungen übernachtete, durch einen schrecklichen, unerklärlichen Schrei aus seiner Ruhe geschreckt. Zur selben Zeit ließ sich im Rothenburger Schloß eine weibliche Spukgestalt sehen. — Im folgenden Jahre wurden die Bewohner Kassels wieder durch eine auffällige Himmelserscheinung erschreckt, indem sich in der Nacht vom 2. auf den 3. September 1583 am südlichen Himmel große Feuersflammen zeigten, die das landgräfliche Schloß in Brand zu setzen schienen. Im selben Jahre, am 20. November starb Landgraf Philipp der Jüngere zu Rheinfels. — Am 7. Dezember 1590 wiederholten sich diese Himmelserscheinungen, ein leuchtendes Kreuz stand über dem Schloß zu Kassel. Zu gleicher Zeit blieb auch wieder das Wasser der Fulda auf etliche Stunden aus. Alles dies sollte auf den Tod Landgraf Wilhelm IV. hindeuten, der am 25. August 1592 erfolgte. — Anfang Dezember 1595 zeigte nicht nur die Fulda, sondern auch die Eder eine solche plötzliche Abnahme des Wassers, daß sich das Eis auf den Boden des Flußbettes setzte, und man trockenen Fußes hinüber gehen konnte. Diese Erscheinung wurde zuerst in der Gegend von Morschen bemerkt und dauerte ungefähr 7 Stunden. Einige Wochen später, am 8. Februar 1596, starb Landgraf Georg zu Darmstadt. — Auch im Jahre 1642 blieb das Wasser der Fulda auf kurze Zeit aus, was mit dem Tod Landgrafs Philipp von Butzbach (28. April 1643) in Zusammenhang gebracht wurde. — Hans Wilhelm Kirchhof, Burggraf zu Spangenberg, welcher die meisten dieser Erscheinungen sorgfältig aufgezeichnet hat, bemerkt dazu:

Diß und sonst großers anders mehr
Schickt gott vor großen dingen her
Sonst meint mans käm von ohngefehr . . .
Großer herrn tod und untergang
Verkündigt gott vorher so lang,
Daß iedermann dran seh' und merck
Seine weißheit, gewalt und stärck;
Wer kan verhindern seine werck? —

**Ph. H. Sch.**

**K. Chr. Gottlieb Wiß und das Gymnasium zu Rinteln.** Am 17. April 1854 starb zu Fulda als Oberkonsistorialrath, Inspektor und erster evangelischer Pfarrer daselbst, der rühmlichst bekannte frühere Direktor des Gymnasiums zu Rinteln Dr. theol. et phil. K. Chr. Gottlieb Wiß, geboren am 31. Januar 1784 zu Brotterode. Als das Gymnasium zu Rinteln aus dem Fonds der am 17. Juli 1621 von dem Grafen Ernst von Schaumburg gestifteten und am 10. Dezember 1809 unter westfälischer Regierung aufgehobenen Universität vom Kurfürsten Wilhelm errichtet und am 31. Oktober 1817 eröffnet wurde,*) berief die kurhessische Staatsregierung den Dr. Christoph Gottlieb Wiß zum Direktor dieser Gelehrtenanstalt. Es gelang demselben, unter der Mitwirkung ausgezeichneter Lehrer, wie Dr. Eduard Jacobi, Dr. C. Garthe (Mathematiker und Physiker, gestorben als 80jähriger Greis am 21. Januar 1876), Dr. August Schiek (Nachfolger von Wiß als Direktor des Gymnasiums zu Rinteln), Dr. Heinrich Feußner, Dr. G. H. L. Fuldner, Dr. Ludwig Boclo (Historiker), und später Dr. Friedrich Franke, Dr. C. J. Weismann u. s. w., das Rinteler Gymnasium zu ausgezeichnetem Rufe, sowohl was die wissenschaftlichen Leistungen, als auch was die gesellschaftliche Bildung der Schüler anbelangt, emporzubringen. Nicht nur Landeskinder aus allen Theilen unseres engeren Vaterlandes wurden demselben anvertraut, auch viele Nichthessen, namentlich Norddeutsche: aus Hannover, den freien Reichsstädten: Hamburg, Bremen und Lübeck, u. s. w. besuchten dasselbe. Viele geistig hervorragende Männer sind unter der Leitung des Direktors Dr. Wiß aus dem Gymnasium zu Rinteln hervorgegangen, der berühmteste aber von allen ist Franz Dingelstedt, der zu Ostern 1831, noch nicht 17 Jahre alt, und nachdem er wegen seiner allzugroßen Jugend drei Jahre in Prima verbracht hatte, nach vorzüglich bestandenem Examen mit dem höchsten Grade der Reife, welcher überhaupt gegeben wurde, abging.

Friedrich Oetker, bekanntlich ein Mitschüler Dingelstedt's, schildert in seinen Lebenserinnerungen (Bd. I, pag. 79, sqq.) den Direktor Wiß wie folgt:

„Wiß war eine starke, ansehnliche Erscheinung und verstand es vortrefflich, Alles, namentlich die Schulfeierlichkeiten, mit einer gewissen stimmungsvollen Würde zu umgeben. Sein Ansehen war unbestreitbar. Wenn der Lehrer des Französischen sich nicht mehr zu helfen wußte, und drohend ausrief: „ich gehe zum Herrn Direktor“, so blieb das selten ohne Wirkung. Dabei konnte der ernste Professor auch auf's heiterste lachen, selbst in den Lehrstunden. Er führte bei den Schülern den Beinamen „Lips“, auch wohl „Vater Lips“. Als er nun einst in der Erklärung des Theokrit bei der gleichlautenden Bezeichnung des Südwestwindes etwas verweilte, entstand schon allgemeines Gekicher; als er aber dann schmunzelnd hinzufügte: lips est eurus, vel potius africus; etiam professor Marburgensis,*) und einige flüsterten: nec non Rinteliensis — da brach das lauteste Gelächter aus, in welches der Rinteliensis allem Anscheine nach ahnungslos, jedenfalls aber auf's heiterste mit einstimmte. —

Wiß sprach gern und fließend lateinisch; die römische Ausdrucksweise war ihm so zur anderen Natur geworden, daß manche Wendungen, z. B. sicuti — sit, selbst in seinen deutschen Reden fast auffällig hervortraten, und er im Stande war, auch Nichtlateinern gegenüber sich lateinisch auszudrücken. So rief er einst dem Pedellen, der einen gekauften Schwamm ablieferte, zur allgemeinen Erheiterung zu: quanti constat?“

Im Jahre 1839 wurde Dr. Wiß zum Konsistorialrath und ersten Prediger der evangelischen Gemeinde zu Fulda ernannt. Wiß war groß und kräftig gebaut, an Gesicht und Gestalt dem Cranach'schen Lutherbilde nicht unähnlich. Er war ein munterer Gesellschafter, gastfreundlich, liebte die Musik und erfreute sich an literarischer und musikalischer Unterhaltung. Er war verträglicher Natur, kein Zelot, mit der katholischen Geistlichkeit in Fulda lebte er in Frieden und bei dem seligen Bischof Johann Leonard Pfaff war er nicht minder eine gerngesehene Persönlichkeit, wie er dies im evangelischen freiadeligen Stifte Wallenstein war. — Als Schriftsteller hat Dr. Wiß eine sehr eifrige Thätigkeit sowohl auf theologischem wie auf philologischem Gebiete entfaltet. Groß ist die Zahl seiner lateinischen Gelegenheitsschriften, die er als Direktor des Gymnasiums zu Rinteln verfaßt hat. Auch in Fulda hat er seine literarische Thätigkeit fortgesetzt, namentlich hat er zu der Einweihungsfeier des Bonifatiusdenkmals am 17. August 1842 ein Bonifatiusbüchlein geschrieben und eine lateinische Ode gedichtet, welche beide beifällig aufgenommen worden sind. —

Zu Anfang der 30er Jahre war Dr. Wiß als Vertreter Schmalkaldens Mitglied der kurhessischen Ständeversammlung und war in dieser Stellung hauptsächlich für die Reorganisation der hessischen Gymnasien thätig, die dann auch nach dem Muster des Rinteler Gymnasiums 1832 in Hersfeld, 1833 in Marburg und Hanau und 1835 in Kassel und Fulda erfolgte.

Wiß liegt auf dem städtischen Friedhofe zu Fulda

*) Der erste Schüler, welcher in das neue Gymnasium zu Rinteln aufgenommen wurde, war Karl Wilhelm Wippermann, der nachmalige bekannte kurhessische Landtagsabgeordnete und Staatsrath, geboren am 1. Dezember 1800 zu Rinteln, gestorben daselbst am 23. März 1857.

*) Der damalige Professor der Nationalökonomie und Finanzwissenschaft Dr. M. Alex. Lips in Marburg ist damit gemeint.

begraben. Ein einfacher Denkstein, südwestlich von der Todtenkapelle bezeichnet seine Grabstätte. Mit dem Rinteler Gymnasium, um dessen Emporblühen er sich die größten Verdienste erworben hat, wird sein Name unlösbar verbunden bleiben.

---

## Aus Heimath und Fremde.

Die Jahresversammlung des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde findet in diesem Jahre an den Tagen des 14., 15. und 16. Juli zu Fulda statt. Das Programm ist noch nicht aufgestellt, doch können wir heute schon mittheilen, daß Dr. med. Justus Schneider, Präsident des Rhönklubs, es übernommen hat, einen Vortrag zu halten und zwar über die Burgen und deren Besitzer in der Abtei Fulda.

An Stelle des am 17. September v. J. verstorbenen Professors J. Gegenbaur ist Baurath Hoffmann vom Kasseler Hauptausschusse des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde zum Vorstande des Zweigvereins Fulda gewählt worden.

---

Universitätsnachricht. Am 11. März starb zu Bonn der rühmlichst bekannte Orientalist Professor Dr. Johannes Gildemeister, geboren zu Klein-Siemen im Mecklenburgischen am 20. Juli 1812. Gildemeister war von 1845—1859 zu Marburg Professor der alttestamentlichen Theologie und der orientalischen Sprachen. Er war ein ebenso tüchtiger Philologe wie Theologe und galt für einen der gründlichsten Kenner des Sanskrits.

---

Todesfälle. Am 15. März starb zu Wiesbaden der Prorektor des dortigen Realgymnasiums Professor Dr. Karl Uth, ein in den weitesten Kreisen bekannter und hochangesehener Gelehrter und Schulmann. Geboren war derselbe am 13. Mai 1842 zu Wolfhagen als ältester Sohn des Justizbeamten Lorenz Uth. Er besuchte das Gymnasium zu Fulda, wohin sein Vater 1853 versetzt worden war, mit vorzüglichstem Erfolge und studierte von 1860—1863 zu Marburg und München Mathematik und Naturwissenschaften. In Marburg war er ein sehr geachtetes Mitglied des Korps Teutonia. Nachdem er sein Probejahr an dem Gymnasium zu Fulda bestanden, und kürzere Zeit als beauftragter Lehrer an demselben thätig gewesen war, wurde er zum Hilfslehrer ernannt und im März 1867 an das Gymnasium zu Kassel versetzt. Hier wirkte er als Gymnasiallehrer und Oberlehrer bis zu seiner im September 1879 erfolgten Berufung zum Prorektor des Realgymnasiums zu Wiesbaden. Im vorigen Jahre wurde ihm der Titel „Professor" verliehen. Dr. Uth war ein Gelehrter von außergewöhnlicher Begabung und umfangreichen Kenntnissen, dem eine vorzügliche Lehrgabe nachgerühmt wird. In unserem Hessenlande steht er noch heute in ausgezeichnetem Andenken und groß ist die Zahl seiner dankbaren Schüler, die in ihm einen ihrer trefflichsten Lehrer verehren. — Am 17. März starb zu Newyork im Alter von 72 Jahren der bekannte deutsch-amerikanische Schriftsteller Magnus Groß. Derselbe war gebürtig aus Fulda, besuchte das dortige Gymnasium, widmete sich dann der Pharmazie, studierte in Marburg Chemie und wanderte im Jahre 1846 nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika aus. Dort trat er zu dem journalistischen Berufe über, war nacheinander Zeitungsredakteur in Louisville und Newyork und erfreute sich als solcher eines großen Ansehens. In Newyork wurden ihm einflußreiche Ehrenämter übertragen. So war er Mitglied des Medizinal-Kollegs und Chef des deutschen Schulwesens, um dessen Emporblühen er sich die wesentlichsten Verdienste erworben hat. Magnus Groß besaß eine glänzende Rednergabe, die er namentlich bei Wahlagitationen bethätigte. Seine politischen Ansichten vertrat er mit Mäßigung und Besonnenheit. Seinem alten Heimathlande Hessen hat er stets die treueste Anhänglichkeit bewahrt. — Am 18. März verschied zu Kassel nach langem schwerem Leiden der Amtsgerichtsrath a. D. Gustav Fondy. Geboren am 12. Januar 1815 als Sohn des nachmaligen Geheimen Regierungsrathes Friedrich Fondy, besuchte er das Gymnasium und Lyceum zu Fulda und studierte von Herbst 1832 bis 1835 zu Marburg und Göttingen Jurisprudenz. Als Justizbeamter wirkte er eine lange Reihe von Jahren in Rotenburg, wurde dann zu Ende der 70er Jahre nach Fulda als Amtsgerichtsrath versetzt und trat 1885 in den Ruhestand. Seit jener Zeit lebte er in Kassel, sein otium cum dignitate verbringend. Der Verblichene war ein anerkannt tüchtiger hessischer Jurist, der fern von Einseitigkeit die Fortschritte auch auf anderen wissenschaftlichen Gebieten mit Interesse verfolgte. — Am 25. März starb zu Orb der vormalige Bürgermeister Justus Rang, welcher dieses Amt sechs Jahre lang mit seltener Pflichttreue und mit dem Einsatze seiner ganzen Kraft verwaltet hatte. Er war am 3. Mai 1828 zu Fulda geboren und entstammt einer sehr angesehenen altfuldaischen Beamtenfamilie. Sein Vater war der Ober-Licentinspektor Christian Rang aus Neuhof bei Fulda, wo damals noch der Großvater Hofkammerrath Franz Rang als Justizbeamter wirkte und wo dessen Vorfahren bereits durch Generationen hindurch vom Vater auf den Sohn fürstäbtliche und fürstbischöfliche Amtsvögte gewesen waren. In früher Jugend war Justus Rang in Folge der Versetzung seines Vaters nach Kassel gekommen, absolvirte daselbst die polytechnische Schule und studierte dann nach vorausgegangenem praktischem

Kursus auf der Universität Jena Landwirthschaft nebst den verwandten Wissenschaften. Dort war er Mitglied des altrenommirten Korps Saxonia. Nachdem er hierauf größere Reisen gemacht, übernahm er in den 50er Jahren die Pachtung der von Baumbach'schen Güter Ropperhausen und Kämmershagen im Kreise Ziegenhain. Nach Ablauf der Pachtzeit lebte er als Rentner in Marburg, betheiligte sich lebhaft an den öffentlichen Angelegenheiten und war namentlich im Jahre 1870 während des deutsch-französischen Krieges mit großem Eifer für den Sanitätsdienst thätig. Später traf ihn das Mißgeschick, in Folge der Zahlungseinstellung seines Banquiers schwere Vermögensverluste zu erleiden, die ihn nöthigten, sich eine neue Existenz zu begründen. Von der im Jahre 1866 dem preußischen Staate einverleibten früher königl. bayerischen Stadt Orb zu Ende der 70er Jahre zum Bürgermeister gewählt, hat er während seiner sechsjährigen Amtsperiode unter schwierigen Verhältnissen im Interesse des städtischen Gemeinwesens eine sehr rege und erfolgreiche Thätigkeit entfaltet. Das dortige Lokalblatt „Bezirksbote" widmet dem Verblichenen einen warmen Nachruf, in dem namentlich seiner mannhaften Selbstständigkeit und der Unerschrockenheit seines Wesens, seinem unbeugsamen Rechtssinne, seiner Rechtschaffenheit und seiner Thatkraft Worte der Anerkennung gewidmet werden und noch ganz hervorgehoben wird, daß seine Absicht immer die redlichste, sein Streben immer das uneigennützigste gewesen sei, ein Zeugniß, das ihm auch von seinen Gegnern nicht versagt werden könne. Friede seiner Asche.

Am 12. April starb zu Eisenach unser hessischer Landsmann, der Leiter der dortigen Forstakademie, Geheime Rath Dr. Karl Friedrich August Grebe, nachdem er noch am 1. d. M. frisch und gesund sein fünfzigjähriges Dienstjubiläum gefeiert hatte. Wir entnehmen der „Voss. Ztg." folgende Angaben über das Leben dieses hervorragenden deutschen Forstmannes und Forstlehrers. Karl Friedrich August Grebe war am 20. Juni 1816 als Sohn des Revierförsters Grebe in Großenritte am Habichtswalde geboren. Nachdem er die polytechnische Schule zu Kassel besucht hatte, widmete er sich auf der Forstlehranstalt zu Melsungen und auf der Universität zu Berlin dem Studium der Forstwissenschaft. 1840 wurde Grebe als Dozent für Forstwissenschaft und einige naturwissenschaftliche Fächer nach Eldena berufen; 4 Jahre später trat er als Forstrath in den Weimarischen Staatsdienst. 1849 ging Grebe nochmals auf kurze Zeit als Professor und Forstmeister nach Greifswald und Eldena, aber noch im selben Jahre erfolgte seine Zurückberufung in weimarische Dienste als Oberforstrath und Vorstand der obersten forsttechnischen Behörden und zugleich als Direktor der vom Oberforstrath Dr. König in Ruhla begründeten, 1830 nach Eisenach verlegten Forstlehranstalt. Er wurde 1865 zum Geh. Oberforstrath, 1880 zum Oberlandforstmeister und Geheimen Staatsrath ernannt. Ferner war Grebe Vorsitzender der landwirthschaftlichen Centralstelle des Großherzogthums und Ritter mehrerer hoher Orden. Daß die Eisenacher Forstlehranstalt, deren Leitung 40 Jahre lang in den Händen Grebe's gelegen, eine größere Bedeutung, als bei ihrer ursprünglichen Anlage beabsichtigt war und eine große Frequenz erhielt, war zum größten Theile das Verdienst Grebe's, der einen wohlbegründeten Ruf weit über die Grenzen unseres Vaterlandes hinaus besaß. Seine wichtigsten Werke: „Gebirgskunde, Bodenkunde und Klimalehre in ihrer Anwendung auf die Forstwirthschaft" (Wien 1872), „Die Beaufsichtigung der Privatwaldungen seitens des Staats" (Eisenach 1844), „Der Buchenwaldbetrieb" (Eisenach 1856), „Die Betriebs- und Ertragsregulirung der Forsten" (Wien 1879), „Forstmathematik" u. a. erlebten mehrfache Auflagen. Auch besorgte Grebe die Herausgabe von Königs „Forstnutzung" und „Waldpflege". — Zu seinem fünfzigjährigen Dienstjubiläum am 1. April waren aus allen Theilen Deutschlands Forstmänner nach Eisenach geeilt, unter ihnen eine große Anzahl dankbarer Schüler, um dem verehrten Jubilare an seinem Ehrentage persönlich die Glückwünsche darzubringen. Vom Kaiser hatte er den Kronen-Orden erster Klasse erhalten; vom Großherzog von Weimar war er zum Wirklichen Geheimen Rathe mit dem Prädikate „Excellenz" ernannt, von der Stadt Eisenach war ihm das Ehrenbürgerrecht, von der Universität Jena die juristische Doktorwürde verliehen worden. Er sollte sich dieser Ehren nur wenige Tage erfreuen. Ein Herzschlag machte seinem reich gesegneten Leben und Wirken ein Ende.

F. Z.

---

## Hessische Bücherschau.

Die weltbürgerlichen Rechte um der Tugend, um der Religion, um des Bundes für schöne Vernunftindividualität und um der Endlichkeit willen, von Karl Christian Friedrich Krause. Aus dem handschriftlichen Nachlasse des Verfassers, herausgegeben von Dr. iur. G. Mollat. Leipzig. Verlag von Otto Schulze. 1890.

Die Abhandlung Krause's, welche durch Dr. G. Mollat hier zum erstenmal aus des Verfassers handschriftlichem Nachlasse veröffentlicht wird, bildet zwar, wie der Herausgeber in dem Vorworte bemerkt, die Fortsetzung der im Jahre 1803 erschienenen ersten Grundlage des Naturrechts, könne jedoch ihres Inhalts wegen als ein in sich abgeschlossenes Werk angesehen werden. Wie sämmtliche Schriften des gottinnigen Denkers zeuge auch die vorliegende von Besonnenheit und Tiefe der Untersuchung, wie Klarheit und Schärfe des Ausdrucks, Vorzüge, die

man selten in so einzigartiger Weise vereint finde. Ohne Bedenken räumten daher Kenner der Geschichte der Rechts- und Staatsphilosophie Krause den Ehrenplatz neben Platon, Augustinus, Thomas von Aquino und Leibniz ein. Der gelehrte Herausgeber, Herr Dr. iur. Mollat aus Kassel, schließt die Vorrede mit den pietätsvollen Worten „Möge auch dieses Werk das Seinige dazu beitragen zum Preise des Meisters, zum Segen der Menschheit, zur Ehre Gottes!“ Möge dieser Wunsch in Erfüllung gehen. Gewidmet ist das Buch dem Geheimen Rath Dr. Gustav Hartmann, Professor der Rechte an der Universität Tübingen.

---

Es liegt uns eine Schrift „Franz Xaver von Schönwerth“, Sonderabdruck aus den „Historisch-politischen Blättern“ Bd. 104[11], vor, welche die vortreffliche Festrede wiedergiebt, die unser hessischer Landsmann, der Archivrath Dr. Cornelius Will in Regensburg bei der Enthüllung einer dem königl. bayerischen Ministerialrath Franz X. von Schönwerth in Anerkennung von dessen „hohen Verdiensten um die Sprache, Geschichte und Sage seiner Heimath“ gewidmeten Gedenktafel, am 26. Sept. 1889 in Amberg gehalten hat. Ganz besonders hebt der Verfasser die nahen Beziehungen hervor, welche zwischen Franz Xaver von Schönwerth und Jakob Grimm bestanden, und welche hohe Meinung dieser Altmeister der deutschen Sprachwissenschaft von den Bestrebungen und den wissenschaftlichen Leistungen jenes jüngeren Gelehrten hegte. Von großem Interesse ist die Mittheilung der Ansichten Schönwerth's über die Aufgabe der Geschichtsvereine: „Ein bayerischer Geschichtsverein, der in Erfüllung seines Zweckes allseitig ergänzen und zu wirken beabsichtigt, kann der Mundart sein Ohr nicht verschließen“, denn die Sprache sei selbst Geschichte, lebendige, unverfälschte, bis zu den Uranfängen hinaufreichende, von denen keine Urkunde melde. Der Sprachforscher sei von Haus aus Geschichtsforscher, nicht umgekehrt. Und was hier Schönwerth von den „bayerischen Geschichtsvereinen“ sagt, ist selbstverständlich auch an die Adresse der Geschichtsvereine der anderen deutschen Stämme gerichtet. Als höchst verdienstliche Arbeit empfehle Schönwerth die Herstellung von Sprachkarten, als deren förderlichste Vorarbeit er die Forschung über die Namen der Orte, Berge, Fluren, Flüsse und Bäche hervorhebe, wobei es besonders auf ihre alte Schreibweise und wo diese fehle, auf die Aussprache ankomme. Ferner weise Schönwerth auf eine überall reichlich fließende Quelle volksthümlicher Sprache, nämlich auf die Kindersprache hin, welche krystallhell das ganze Leben der frühen Jugend wiederspiegele, auch möge man die zahllosen Auszählreime, deren sich die Kinder beim Spiele bedienen, nicht der gänzlichen Vergessenheit anheimfallen lassen. Ferner bezeichne Schönwerth als ein für das Studium der Mundart zu bebauendes Feld mit Recht die Sprichwörter, Räthsel und Trutzlieder, in welchen sich der Sinn des Volkes, seine Anschauung, sein Witz in voller Klarheit abspiegle. Die Sprichwörter seien, wie Bischof Sailer sich geistvoll ausgedrückt habe, „die Weisheit auf der Gasse“. — Aus dem hier kurz Angeführten wird man wohl schon das Interesse wahrnehmen können, welches das Lesen der Schrift selbst gewährt. F. Z.

---

Ueber Limburgite aus der Umgebung des Habichtswaldes. Von Dr. Rinne in Berlin. Sitzungsbericht der königl.-preuß. Akademie der Wissenschaften zu Berlin, Heft 45 und 46, S. 1007—1026. Berlin 1889.

Unter Limburgit versteht man (nach Rosenbusch und Böricky) einen Basalttypus, welchem Feldspath, sowie Nephelin, Melilith und Leucit fehlen. Dieses Gestein gehört zu den selteneren Entwickelungsformen basaltischer Ergüsse und ist auch aus der näheren Umgebung unseres Habichtswaldes bis jetzt nur an sehr vereinzelten Fundpunkten (4—5) erwähnt worden. Nach neueren Untersuchungen des Verfassers obiger Arbeit ist die Verbreitung des Limburgits indeß eine viel größere, als es nach Maßgabe der spärlichen Angaben erscheint. An 20 Limburgitvorkommnisse hat Verfasser studieren können. Von Norden nach Süden geordnet sind die Fundstätten auf hessischem Gebiete folgende: Rosenberg, s. w. von Hofgeismar, Steinberg am Wege von da nach Arolsen, Escheberg bei Breuna, Häuschenberg bei Rothwesten, Schreckenberg bei Zierenberg, Klippen östlich der Hattenburg ebenda, Kuppe westlich vom Katzenstein, östlich vom Dörnberg, Rohrberg bei Zierenberg, Burghasungen, Bocksgeil bei Besse, Hahn bei Holzhausen, Junkerskopf bei Metze, Scharfenstein zwischen Dissen und Gudensberg, Lotterberg bei Deute, Nänkel und Maderstein bei Gudensberg.

Die in Rede stehenden Gesteine erscheinen theils in Kuppen als flache Erhebungen, theils stellen sie höchst malerische, nackte, sich schroff erhebende und zerklüftete Felsen dar, so namentlich die allen Kasseler Touristen wohlbekannten Maderstein, Scharfenstein u. Blumenstein.

Sehr verbreitet ist die säulenförmige Absonderung der Limburgite. Häufig erleichtert ausgedehnter Steinbruchsbetrieb das Studium der Gesteine.

Ohne hier auf allzu wissenschaftliche Details, namentlich die entscheidende Beschaffenheit der Dünnschliffe einzugehen, sei nur erwähnt, daß man den Limburgit meist schon nach dem äußern Ansehen bestimmen kann. Der in Rede stehende Basalt ermangelt des körnigen, glitzernden Aussehens der Feldspathbasalte, auch fehlt ihm das Matte der Nephelin- Melilith- und Leucitbasalte, vielmehr hat er ein beim ersten Anblick auffälliges, fettiges, harziges Aussehen. A.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: F. Zwenger in Fulda, Druck und Verlag von Friedr. Scheel in Kassel.




**№ 9.** Kassel, 1. Mai 1890.

Das **„Hessenland“**, Zeitschrift für hessische Geschichte und Literatur, erscheint zweimal monatlich, zu Anfang und in der Mitte jeden Monats, in dem Umfange von 1½—2 Bogen Quartformat. Der Abonnementspreis beträgt vierteljährlich 1 Mark 50 Pfg. Einzelne Nummern kosten je 30 Pfg. Anzeigen werden mit 20 Pfg. für die gespaltene Petitzeile berechnet. Auswärts kann unsere Zeitschrift durch direkte Bestellung bei der Post, oder durch den Buchhandel, auf Wunsch auch unter Streifband bezogen werden; hier in Kassel nimmt die Buchdruckerei von Friedr. Scheel, Schloßplatz 4, Bestellungen, ebenso Anzeigen an. In der Post-Zeitungsliste für das Jahr 1890 findet sich das „Hessenland“ eingetragen unter Nr. 2772.



# Du deutscher Wald.

Dich grüß' ich, du deutscher, du herrlicher Wald,
Du Zierde der Bergesgipfel;
Wie prangst du da droben, von Liedern durchschallt,
Bis hoch in die sprossenden Wipfel.
Du Pfleger der Treue am deutschen Herd,
Du Schirmer der Sitten im Volke,
Du Bild der Stärke, das trotzen uns lehrt
Der finstersten Wetterwolke.

Dein Grünen ist Wonne, dein Blühen ist Lust,
Dein Schatten ist duftender Segen,
Erfrischend sich auf die Menschenbrust
Wie himmlischer Balsam zu legen;
Dein Rauschen ist heiliger Lobgesang
Dem ewigen Meister des Schönen,
Der einst dich erwählte im schöpf'rischen Drang
Die Höh'n majestätisch zu krönen.

Und ruh' ich, ermüdet vom Kampfe der Welt,
In deinem Duften und Rauschen,
Dann fühl' ich, wie es die Seele mir schwellt,
Ein Stück deines Lebens zu tauschen
Mit dem du dem Sturm, der an's Herz dir prallt,
Stolz trotzest bis in die Wipfel;
Dich grüß' ich, du deutscher, du herrlicher Wald,
Du Zierde der Bergesgipfel!

Carl Preser.



# Albrecht Christian Ludwig von Bardeleben.

## Kurfürstlich Hessischer Generallieutenant.

### 1777—1856.

Ein Erinnerungsblatt von C. v. Stamford.

(Fortsetzung.)

### VI. Neu=Althessen.

1814. 1815.

Rastlos wurde gearbeitet, um den Heerestheil aufzustellen, welchen das wieder aufgerichtete Kurfürstenthum ins Feld marschiren lassen sollte; die Aufgabe war eine äußerst schwierige, denn das doch erst zu organisirende Staatswesen sollte gleichzeitig eine Truppenmacht von 24000 Mann schaffen, für welche zunächst nichts vorhanden war als die Menschen. Aber die Begeisterung, welche durch die Erhebung gegen den großen Despoten überall in Deutschland entflammt wurde, verband sich in Hessen mit der Liebe zu seinem alten Fürstenhause, um auch in dieser außerordentlichen Lage des kleinen Landes Antheil an der Rüstung der Völker Europa's zu tragen.

Das Regiment Landgraf Karl, 2 Musketier= und 1 Füsilierbataillon, in welch' letzterem der jüngste Bruder des Kommandeurs, Friedrich v. B. geb. 1794, zum Sekondlieutenant ernannt worden war, rückte am 1. Februar 1814 von Hersfeld ab, stieß am 7. Februar in Koblenz zu den andern Truppentheilen der 2. Marschkolonne unter dem Generalmajor Prinzen zu Solms=Braunfels und traf am 15. Februar vor Luxemburg ein, welches nebst den Festungen Metz, Thionville und Saarlouis von den Hessen eingeschlossen werden sollte, bis die Reserven von der Weichsel, Oder und Elbe herangerückt sein würden. Solche Verwendung war freilich nicht, was Bardeleben ersehnt hatte, da der zu erwerbende Ruhm den Feldarmeen vorbehalten blieb; doch hatten die Truppen weder Ruhe=, noch Sicherheitsposten inne; dem Quartiere Bardelebens in Merle erwiesen 12 Pfünder Kanonen der Festung viel Aufmerksamkeit, täglich trafen ihre eisernen Grüße dort ein, und häufige Gefechte hielten Alles in Athem. In der Nacht vom 22. zum 23. Februar unternahm General von Dörnberg, der Befehlshaber des Blokadekorps vor Luxemburg und Thionville, einen Ueberfall, zu welchem das Einverständniß mit Bürgern Luxemburgs behilflich war. „Wir waren schon unvermerkt in die Vorstadt gedrungen, hatten schon zwei Thore mittels Sturmleitern geöffnet und hatten die letzte Zugbrücke erreicht, als durch einen unglücklichen Zufall die Sache vereitelt wurde“ berichtet Bardeleben über das Unternehmen, dessen Gelingen in der Kriegsgeschichte eine Merkwürdigkeit gewesen sein würde.

Ein größeres Gefecht fand am 18. März statt. Um 7 Uhr Morgens erscholl heftiges Feuer von dem Dorfe Hollerich her, Bardeleben rückte baldigst aus Merle mit dem Füsilierbataillon und der Husarenabtheilung unter Second=Lieutenant August Mauritius vor und gab dem von den Franzosen übermächtig gegen die hier aufgestellten Hessen geführten Kampfe eine andere Wendung. Von benachbarten Korps kam Verstärkung herbei. Stundenlang rangen die auf beiden Seiten tapfer Streitenden, bis die Franzosen um 12 Uhr sich in die Festung zurückzogen. In diesem Gefechte sprengte Lieutenant Mauritius mit 19 Husaren ein feindliches Viereck von 100 Mann, von denen eine Anzahl niedergehauen, Viele verwundet wurden*). Bardeleben erhielt in der 1. Stunde des Gefechtes durch ein Granatstück eine Kontusion auf der Brust in der Herzgegend, durch welche er für kurze Zeit betäubt wurde; doch behielt er den Befehl. Die betheiligten Truppen verloren 6 Todte und 54 Verwundete, von denen 1 Todter und 5 Verwundete Husaren; Bardeleben rühmte die Ausdauer und Kaltblütigkeit seiner Soldaten, welche kaum 3 Monate bei der Fahne standen, wie die Führung der Offiziere, und gedenkt mit

*) Der tapfere junge Offizier setzte als erster über die Bajonette, empfing sieben Bajonettstiche, hielt aber aus und verband sich selbst seine Wunden, als die Hauptsache gethan war. Ihm und dem dicht hinter ihm in das Viereck einbrechenden Trompeter Justus Heinrich Steinfeldt wurde der Orden vom eisernen Helm verliehen.

Anerkennung der Dienste seines Kameraden, des Majors Bauer *). Dieser, ein tapferer kampfesfroher Mann, erst am Tage vorher angelangt, wohnte dem Gefechte bei; er unterstützte Bardeleben, indem er für Truppentheile, denen die Munition ausgegangen war, solche herbeischaffen ließ, sie auch selbst im Schnupftuche an die Mannschaften der Feuerlinie vertheilte, sowie durch Ueberbringung von Befehlen Bardelebens, welcher sich ohne Adjutanten befand.

Von ernsterer Bedeutung als dieses und andere Ausfallgefechte waren die Kämpfe am 27. und 28. März. Kaiser Napoleon hatte dem in Metz befehligenden Generale, Grafen Dürütte, die Weisung ertheilt, alle in Metz und andern benachbarten Festungen stehenden entbehrlichen Truppen zu sammeln, das hessische Blokadekorps gegen Trier zurückzuwerfen, die Männer dieser Landschaft in die Waffen zu rufen und bei Chalons die zusammengebrachte Streitmacht dem Kaiser zuzuführen. Dürütte verließ Metz am 24. März mit 6000—8000 Mann, drängte das nur gegen 4000 Mann zählende russische Blokadekorps aus seinen Stellungen und marschirte über Saarlouis nach Thionville, aus beiden Plätzen sich beträchtlich verstärkend, nachdem die blokirenden Truppen beiseite geworfen waren. Am 27. Morgens marschirte der General aus Thionville gegen Luxemburg vor. Bardeleben mit seinem Bataillon, das 2. Bataillon des Regimentes Prinz Solms, eine Schwadron Husaren und 4 Geschütze rückten unter dem Prinzen Solms, zur Aufnahme der vor Dürütte weichenden Truppen des Thionville'r Blokadekorps diesen entgegen. In scharfem Gefechte wirkten Bardeleben und seine Füsiliere mit, den Rückzug der Thionville'r Truppen zu decken **), bei Sandweiler, eine Meile östlich von Luxemburg, wohin sich auch die übrigen Truppen des Blokadekorps von Luxemburg zusammengezogen hatten, nahm das Korps Aufstellung; die Blokade dieser Festung war nun aufgehoben, das Korps Dürütte's in Luxemburg einmarschirt.

Mit Tagesanbruch des 28. März griff der französische General die Hessen kräftig an, welche unter Leitung des Generalmajors von Dörnberg den Angriff zurückwiesen und bis in das Kanonenfeuer der Festung vordrangen. Dürütte setzte Alles daran, hier die Hauptmasse der Hessen zu schlagen, um sie zum Abzuge zu zwingen. Bardeleben's Bataillon gehörte zum linken Flügel des 1. Treffens, von welchem das Dorf Hamme besetzt war. Die Franzosen nahmen es, mit Sturm nahmen die Hessen es wieder, verloren es wiederholt und behielten es erst nach dreimaligem Sturmangriffe dauernd im Besitze. Der Kampf endigte gegen 6 Uhr Abends und Dürütte durfte, nachdem es ihm mit 10000 Mann nicht gelungen war, dem Gegner, höchstens 7000 Mann, eine Niederlage beizubringen, sich hier nicht länger festhalten lassen, wollte er anders die Befehle Napoleon's ausführen. Er marschirte daher am 29. März von Luxemburg nach Longwy, am selben Tage war Kaiser Napoleon auf dem Marsche nach Troyes, nachdem er erkannt hatte, daß sein Zug in den Rücken des großen verbündeten Heeres ein Stoß in die Luft gewesen war. Dürütte konnte mit allem Eifer und aller Thatkraft seinem Herrn keine Hilfe mehr bringen, welcher mit Gewaltmärschen gegen Paris eilte — zu spät.

Den Verlust seines Bataillons giebt Bardeleben zu 60 Mann an, eine erhebliche Zahl, da die Sollstärke 800 Köpfe betrug und bereits Abgänge vor dem Feinde stattgefunden hatten. Die Truppen stellten nach Dürütte's Abzug die Blokade Luxemburgs in der vorigen Weise her. In der Nacht vom 4. zum 5. April beschossen die hessischen Feldbatterien eine Stunde lang die Festung, am 8. marschirte Bardeleben mit seinem Bataillon und anderen Truppentheilen des Blokadekorps über Thionville hinaus, um unter General von Müller in Verbindung mit dem russischen Korps unter General Yussefowitsch das Korps Dürütte's zu zwingen, sich in die Festung Metz zurückzuziehen. Bardeleben befand sich in der Vorhut der Hauptkolonne, welche General von Müller persönlich führte, dieser war früh am 10. im Begriffe, die als Zeichen für den allgemeinen Angriff verabredeten drei Kanonenschüsse abgeben zu lassen, als der preußische Generalstabsoffizier Graf Pinto die Kunde von der Tags zuvor stattgehabten Zusammenkunft der Generale Yussefowitsch und Dürütte überbrachte, in welcher letzterer sich der nach Napoleons Sturze errichteten provisorischen Regierung in Paris unterwarf. Die Feindseligkeiten waren eingestellt.

Die Festung Luxemburg wurde von den Verbündeten übernommen, am 3. Mai zog das hessische Regiment Kurprinz unter dem Donner der Kanonen in dieselbe ein, später folgte das Regiment Landgraf Karl nach, um nebst einer kurhessischen Batterie und einer Abtheilung des

*) Johann Philipp Bauer stieg 1847 zum Generallieutenant nnd Divisionskommandeur auf und starb am 30. Juni 1851 im Ruhestande.

**) In dem Werke „Die Kurhessen in dem Feldzuge von 1814", von Renouard, wird S. 190 das Füsilierbataillon Landgraf Karl unter den Truppen aufgeführt, welche von Luxemburg zur Verstärkung des Thionville'r Korps vorgingen. S. 191 dagegen heißt es: „. . . das 2. Bataillon Prinz Solms mit dem 1. Grenadierbataillon deckten den Rückzug . . ." Bardeleben erwähnt aber in einem Briefe vom 1. April an seine Gattin, daß sein Bataillon den Rückzug nach Sandweiler gedeckt habe.

Leibdragonerregimentes die Besatzung zu bilden. Als am 17. Juni die kurhessischen Truppen nach Hessen abmarschirten, verblieben die obengenannten in Luxemburg. Nach Ablösung durch preußische rückten auch sie am 8. Juli ab.

Bardeleben's Bataillon erhielt zum Standorte Rotenburg an der Fulda angewiesen, hier begann die Friedensarbeit der Truppe*). Dem Welttheile schien nach den mehr als 20jährigen Stürmen die Ruhe wiedergegeben. Unser Freund, welchem seit der Beförderung zum Stabsoffizier am 25. Januar 1811 der heimische Heerd fast fremd geworden war, durfte wieder des Beisammenseins mit Weib und Kindern sich erfreuen, welches seine gemüthstiefe Seele schmerzlich entbehrt hatte, so voll und ganz er auch Krieger war.

Am 18. Januar 1815 traf von Kassel der Befehl ein, sofort die Beurlaubten einzuziehen, am 20. trat das Füsilierbataillon, bei welchem bereits am Abende des 18. und während des 19. ein großer Theil der einberufenen Mannschaft sich eingestellt hatte, den Marsch an. In Hersfeld stieß es zum 1. Bataillon Landgraf Karl und marschirte durch das großherzogliche Oberhessen in das Hanauische, wo es vom 24. Januar ab in Windecken und Nachbarschaft, vom 20. Februar ab in Bruchköbel und einigen benachbarten Dörfern kantonnirte**). Bardeleben erfaßte seine Stellung als Befehlshaber einer Anzahl von Menschen höher, als daß er diese lediglich zu Kriegern ausbildete, er suchte sie auch als Menschen zu vervollkommnen. Hierauf zielte ein Gedanke, welchem er in dieser Zeit Ausdruck gab. Er wandte sich am 24. Februar an die Geistlichen der Orte, in welchen Theile seines Bataillons kantonnirten, mit der „freundschaftlichen Bitte", welche er in tief empfundener Ausführung begründete, sie möchten mit ihrer „herzvollen, belehrenden, zum Herzen dringenden Stimme den Funken der Vaterlandsliebe zur hellen reinen Flamme entfachen, aus welcher alle höheren bürgerlichen Tugenden entsprossen. Wahre Vaterlandsliebe schütze vor künftigen Sklavenketten, da sie einen großen Bund aller Vaterlandsfreunde erzeuge" und „Ganz Deutschland nenne ich unser Vaterland", heißt es. Er bittet noch, während des Aufenthaltes seines Bataillons in den Orten, das Gewünschte in die Vorträge zu mischen und das, was seine Soldaten erheben sollte, war vielleicht noch mehr auf die anderen Hörer berechnet. Sämmtliche Geistliche sagten mit großer Anerkennung von Bardelebens Vorgehen Gewährung seiner Bitte zu.

Der entthronte Kaiser verließ gegen Ende des Februar die Insel Elba und landete am 1. März an Frankreichs Küste, um in einem Triumphzuge nach Paris die den Franzosen aufgedrungene traurige Herrschaft der Bourbons wie eine Seifenblase zergehen zu machen. Länger als heutzutage währte es, bis die Nachricht des großartigen Ereignisses sich verbreitete. Die erste Kunde von Napoleons Landung durch öffentliche Blätter findet sich in Kassel am 13. März in der Mittheilung, daß der König Ludwig XVIII. am 6. März Napoleon zum Verräther und Rebellen erklärt habe.

Noch ehe die Regierungen neue Verträge gegenüber der so jäh veränderten Lage geschlossen hatten, zwei Tage nach Eintreffen der Nachricht der Landung, erließen die in Wien vereinigten Mächte am 13. März ein Manifest, welches Napoleon Bonaparte verfehmte. Die öffentliche Meinung Deutschlands sah gleich anfangs den Krieg als selbstverständlich an, so auch der uns hier Beschäftigende. Unter dem 16. März wendet er sich an den Oberhofmeister von Bardeleben zu Kassel: „Unter 70 Blessirten, welche ich in dem vorjährigen Feldzuge bei meinem Bataillon hatte, befinden sich 12, die zu Krüppeln geworden sind, und denen es zum Theil sehr schlecht geht. Seit fast einem Jahre sind darüber häufige Vorstellungen an Kurfürstliches Kriegs-Kollegium gemacht, diesen Menschen Pension zu geben oder sonst für sie zu sorgen, Vorschläge haben eingereicht werden müssen, allein es erfolgt immer nichts, ich muß fürchten, daß man gesonnen ist, diese Soldaten, die sich für Fürst und Vaterland gern und willig opferten, zu vergessen und so jeden Funken von Hoffnung auf Erkenntlichkeit des Vaterlandes bei den übrigen zu ersticken — welcher schreckliche Gedanke für den Soldaten, wenn ihm im Augenblicke der Gefahr, wo er Muth und Standhaftigkeit bedarf, der Bettelstab und das undankbare Vaterland vor die Seele tritt! . . . ." Er stellt schließlich dem Oberhofmeister die Frage, ob nicht der Frauenverein etwas für jene Unglücklichen thun könne, und bittet um Mittheilung der Entschließung der patriotischen Frauen, „damit ich meinen übrigen Soldaten des Bataillons, welche ich jetzt wahrscheinlich zum zweiten mal ins Feld führe, und die vom schönsten Geiste beseelt sind, sagen kann,

*) Für ausgezeichnetes Verhalten vor dem Feinde wurden mit dem Orden vom eisernen Helm belohnt: Major von Bardeleben, die Lieutenants Carl Staffel und Ferdinand von Geyso, Gefreiter Hastenpflug und Füsilier Lauterbach.

**) Eine Brigade von 5 Bataillonen, 2 Schwadronen Husaren und einer Batterie wurde hier zusammengezogen. Der nicht ausgesprochene Zweck dieser Aufstellung mochte die Sicherung des Landestheils gegen Bayerns Begehrlichkeit sein, welche in dieser Zeit hervorgetreten war. Die Kassel'sche Allgemeine Zeitung vom 23. Januar 1815 sah sich zu der Erklärung veranlaßt, „die Abtretung von Hanau sei dem Kurfürsten nicht angetragen, werde auch niemals erfolgen".

welche zarte Sorgfalt ihren früher verwundeten Kameraden zu theil geworden ist. . . ." Es ist anzunehmen, daß des für seine Untergebenen so besorgten Mannes Bitte nicht ohne Erfolg blieb; die von ihm bezeichneten Zustände waren in jener Zeit hergebracht und überall die gleichen, bekannt ist ja, wie den verstümmelten Kriegern vorzugsweise die Drehorgel das Leben fristen mußte. Wie für die kampfunfähig Gewordenen sorgte Bardeleben für die in Waffen Stehenden. Er wandte sich unter'm 27. März mit neuer Bitte an die Geistlichen „der Krieg ist nicht ferne . . . mancher Deutsche wird bluten müssen . . . wie trostlos ist es, wenn er sich in seinem Blute krümmt, nicht des Labsals des Verbandes theilhaftig werden kann . . . ." Dann bittet er, die Herren Prediger möchten menschenfreundlich sich bemühen, daß einem jeden Unteroffizier und Soldaten eine Kompresse und eine Binde von den Einwohnern gewidmet, sowie dem Bataillonschirurgus etwas Leinen gegeben werde . . . ." Die edlen Frauen werden um Leinen gebeten.

Wenige Tage darauf, am 3. April, traf der Befehl ein, nach Koblenz abzumarschiren. Kurfürst Wilhelm bewies seinen guten Willen für die allgemeine Sache, indem er statt des auf sein Land entfallenden Antheils von 7500 Mann deren 12 000 stellte. Das Regiment Landgraf Karl vereinigte sich bei Frankfurt am 9. April mit den übrigen die 2. Brigade unter General v. Müller bildenden Truppen, dem Infanterie-Regiment Kurprinz, zwei Schwadronen Husaren, einer Batterie. Auf dem Marsch durch das Nassauische erhielt die Brigade in Montabaur den Befehl, am linken Ufer der Lahn weitere Befehle zu erwarten. Bardeleben erreichte am 15. April Caub. Die Uebungen wurden wieder aufgenommen, die Mannschaft hatte kompagnieweise am 23. April 10 Patronen für den Mann auf die Scheibe abzugeben, nachdem bereits am 7. in den Quartieren bei Hanau auf den Mann 5 Patronen verfeuert waren, zu welchen später noch 3 Schuß kamen*). Der Oberbefehlshaber der norddeutschen Bundestruppen, General Graf Kleist von Nollendorf, hielt am 23. April über die Brigade Heerschau auf der Haide bei Nastetten; an das Füsilierbataillon richtete er nach der Musterung „eine kurze sehr zu Herzen gehende Rede, die durch sein ehrwürdiges Ansehen und sein früher gezeigtes echt deutsches Betragen noch mehr Kraft bekam . . ." Die Brigade ging erst am 11. Mai bei Caub über den Rhein und rückte über Trier gegen die Saar, die es am 17. Mai auf der Conzer Brücke überschritt. An diesem Tage schied das Regiment Landgraf Karl aus der 2. Brigade, um in die 1. unter Prinz Solms überzutreten. General v. Müller entließ es in einem Tagesbefehle mit höchster Anerkennung seiner in den vier Monaten seit dem Ausmarsche aus seinem Standorte bewiesenen musterhaften Disziplin und Ordnung; er sprach dem Kommandeur, allen Offizieren, Unteroffizieren und Gemeinen seinen Dank aus.

Die Truppen standen nunmehr nahe der französischen Grenze, gegenüber dem Korps des Generals Gerard, hatten sich wie im Felde zu sichern, jedoch feindselige Maßregeln zu vermeiden. Bardeleben hatte zum Ersatze der nicht auf alle Vorschläge erfolgten Auszeichnung mit einem Orden für sein Bataillon den „Ehrenbrief" ersonnen; aus der Mitte der Mannschaft und der Unteroffiziere waren die Würdigsten vorzuschlagen, die Offiziere, die Kompagniechefs, der Kommandeur hatten die Liste in verschiedenen Stufen zu prüfen und zu sichten. An die, welche in dem Feldzuge von 1814 sich hervorgethan hatten, wurden am 26. Mai vor dem ausgerückten Bataillon feierlich die vom Kommandeur und den 4 Hauptleuten unterzeichneten Ehrenbriefe überreicht. Die Inhaber sollten einige Vorzüge genießen, für Vorschläge zu Belohnungen höheren Ortes sollte der Besitz eines Ehrenbriefes Bedingung sein; dieses kann nicht unbedenklich erscheinen, wenn auch die Wahl zum Ehrenbriefe durch die Kameraden eine gesunde Grundlage bildet, da durch sie gewiß die Würdigkeit festgestellt wurde.

Das hessische Korps lehnte sich mit seinem rechten Flügel an das bei Arlon und Bastogne stehende 3. preußische Armeekorps, der linke hatte an der Saar Fühlung mit dem bairischen Korps. Es erhielt am 16. Juni Befehl, sich über Luxemburg in Marsch zu setzen, zum Zwecke der Vereinigung mit dem bei Namur stehenden 2. preußischen Armeekorps unter General von Kleist. Bardelebens Bataillon war der Vorhut unter Oberstlieutenant Scheffer zugetheilt, welche sich am 20. bei Arlon sammelte und in starkem anhaltendem Regen die Nacht auf der Straße von Namur zubrachte. Ein Kourier hatte die Nachricht gebracht, daß die Feindseligkeiten am 16. begonnen hätten, Blücher Nachtheile erlitten habe, sodaß das norddeutsche Armeekorps gegen Aachen zu ausweichen müsse. Bei dieser Bewegung traf schon am 21. im Bivouak bei Bastogne die Botschaft von Waterloo ein. Das Korps erhielt

*) Man kann den Standpunkt der damaligen Schießkunst sich durch Vergleich nicht nur der für einen Mann verwilligten Patronen, sondern mehr noch durch Beachtung des Umstandes vergegenwärtigen, daß ein ganzes Bataillon an ein und demselben Tage gegen 8000 Schuß auf die Scheibe that; dabei verursachte die Entzündung des Pulvers durch das Schloß mit Feuerstein gegenüber der heutigen nahezu absolut sichern, fast augenblicklichen Zündung, Zeitverluste.

nun von Blücher den Befehl, die Maasfestungen zu berennen. Das Regenwetter dauerte fort, die Hauptmacht des hessischen Korps ging auf Sedan vor, während Scheffer mit der Vorhut über Corignan nach Mouzon rückte, dieses besetzte und die zerstörte Maasbrücke herstellte, die französischen Truppen wichen zurück. Man hörte seit der Nacht des 25. beständiges Kanonenfeuer von Sedan her, am Abend des 26. kapitulirte die Festung und die Vorhut vereinigte sich am 27. mit dem Hauptttheile ihres Korps bei Sedan, Bardeleben's Bataillon stieß mit dem Musketierbataillon Landgraf Karl zusammen. Man erwartete den Anmarsch des Vandamme'schen Korps, früh 5 Uhr des 28. Juni wurde alarmirt, doch erschien der Feind nicht, das hessische Korps marschirte um 10 Uhr Vormittags gegen Mezieres. Vor Villers hatten die Truppen einen längeren Halt zu machen, weil das Dorf vom Feinde gereinigt werden mußte. Es fielen Excesse in dem Orte vor und einige seiner Füsiliere sah Bardeleben unter den von dem Brigadekommandeur aus Villers gejagten Leuten. Er versichert, daß sie nichts aus dem Orte mitgebracht hätten, wohl aber Viele von anderen Korps, welche mit Bündeln beladen davon liefen. „Indessen mußte das ganze Bataillon allein auf eine Art im Angesichte des Korps büßen, die es wahrlich durch seine bisherige Aufführung nicht verdient hatte. Ich selbst wurde vom Obristen von Haynau auf eine Art behandelt, die mir in meiner Dienstzeit nie widerfahren ist. — Ich würde dem Obristen sein Verfahren mit Hitze entschuldigen, wenn alle übrigen betheiligten Korps zur nöthigen Warnung auf dieselbe Art an den Pranger gestellt worden wären". Die Annahme erscheint zuläßig, daß Bardelebens Persönlichkeit, in welcher neben dem Krieger das Menschenthum sich entwickelt hatte, bei dem strengen finsteren Haynau nicht Verständniß noch Anklang fand; vielleicht wollte ihm letzterer, dem Dies und Jenes, wie die Ehrenbriefe, als Eigenmächtigkeiten erschien, Unterordnung fühlbar machen.

Zu einer Unternehmung gegen Rheims rückte das Bataillon am 3. Juli ab, vereinigte sich mit einer Schwadron Husaren und einer Abtheilung des hessischen Jägerbataillons, dessen Kommandeur, Major Boedicker, das Ganze führte*). Am 8. stießen 2 Geschütze zu dem Korps, es gelang Boedicker durch Täuschung des Kommandanten über die Schwäche seiner Truppen, denselben zur Kapitulation zu bewegen, die Besatzung zog mit 6 Kanonen ab, die Bevölkerung, unter welcher einige Tausende bewaffneter wilderregter Arbeiter, war beim Einzug der Hessen erstaunt über ihre geringe Zahl und es bedurfte der Klugheit und fester Haltung, sich zu behaupten bis Verstärkung herankam. Nach zwölftägigem Aufenthalte zogen die Hessen von Rheims ab, Bardeleben traf mit seinen Füsilieren am 24. Juli vor Mezieres ein. Der 25. brachte ein heftiges Gefecht. Der Feind fiel mit Ueberzahl auf das bei Mohon stehende hessische Bataillon und nur das Herbeieilen Bardelebens mit seinem Bataillon, welches beim Hüttenbau beschäftigt, doch außerordentlich rasch sich zum Gefechte bereit sammelte, brachte den Kampf zum Stehen, sodaß die Franzosen ihre Absicht, Zerstörung der bei Mohon erbauten Batterie (Erdwall) für schwere Geschütze, sowie Fortführung der letzteren, nicht verwirklichen konnten. Die ins Gefecht gekommenen hessischen Bataillone erlitten Verluste, das Bardeleben's verlor 9 Mann, ihm selbst wurde unter dem Leibe sein Pferd durch zwei Kartätschenkugeln getödet; der nach Kleists Erkrankung seit dem 19. Juni das norddeutsche Korps befehligende General von Hake sandte ihm ein sehr gutes Reitpferd mit schmeichelhaften Worten zu, obwohl Bardeleben der Thatsache in keinem Berichte erwähnt hatte.

Bald darauf, als er einen Theil der Vorposten kommandirte, ertheilte Hake den Befehl, daß in jeder Nacht einmal von Seite eines Vorpostenkommandanten die Besatzung alarmirt werden solle. Er ließ dies in der Nacht zum 5. August durch eine Kompagnie unter Lieutenant Friedrich von Bardeleben ausführen in solcher Weise und mit Erfolg, daß der General seine vollkommene Zufriedenheit schriftlich aussprach, in der folgenden Nacht hatte der Lieutenant Karl Staffel die Keckheit, Hakes Proklamationen einer französischen Schildwache zu übergeben, am 7. August bei einem Ausfalle der Besatzung vertheidigte Sergeant Grunewald mit 18 Mann einen Posten, welchen Bardeleben hatte besetzen lassen, gegen vielfache Uebermacht auf das Hartnäckigste, am nächsten Tag ebenso der Sergeant Stange — ein vortrefflicher, kriegerischer Geist lebte in der Truppe, welchen der Führer rühmend anerkannte. Auch dem Auge des Höchstkommandirenden entging dieses nicht, er sprach in einem Schreiben vom 8. August an Major von Bardeleben sich sehr beifällig über seinen und seines Bataillons Eifer aus, wobei er letzterem 800 zuviel empfangene Portionen Lebensmittel zum Geschenk machte. Bei dem Bau von zwei neuen Batterien in der Nacht

*) Ludwig Boedicker, ein ausgezeichneter Offizier, starb als Generallieutenant und 1r Kommandant von Kassel am 20. April 1843.

zum 9. August zeigten die Füsiliere noch einmal ihren guten Willen, wie Bardeleben bemerkt; am Abende des 9. wurden sie in ein Erholungsquartier gelegt, d. h. sie bezogen Alarmhäuser in Evigny. Das Bataillon hatte an den beiden letzten Tagen 21 Verwundete gehabt.

Die Festung kapitulirte und das Bombardement hörte auf. Bardeleben hatte am 12. August ein Hauptwerk der Festung zu besetzen. Das kurhessische Korps hatte am 14. August Heerschau vor General von Hake und marschirte sodann durch die eroberte Festung in Parade, um in der Gegend Erholungsquartiere zu beziehen. Aus diesen rückte es am 31. August zur Belagerung von Givet ab. Die Brigade Prinz Solms blieb als Reserve bei Maubert St. Fontaine stehen; der für die Nacht zum 10. September beabsichtigte Sturm auf Givet, zu welchem die Brigade herangezogen werden sollte, wurde durch das am 9. gegen Abend erfolgte Erbieten des Kommandanten zur Uebergabe unnöthig, die Truppen der Brigade fanden weiterhin keine Gelegenheit zu kriegerischem Handeln. Nach Einstellung der Feindseligkeiten am 21. September bezogen die Kurhessen ausgedehnte Quartiere, traten indessen den Marsch in das Vaterland erst am 4. November an und erreichten in den ersten Tagen des Decembers ihre Standquartiere in Hessen. Das Füsilierbataillon Landgraf Karl rückte in Rotenburg wieder ein, mit Jubel und Herzlichkeit empfangen und in Festen gefeiert. Der Friede war nun wirklich gesichert*).

*) Der Orden vom eisernen Helm wurde an folgende dem Füsilierbataillon Angehörende verliehen: Kapitain August Schirmer, Kapitain Ludwig von Heßberg, Kapitainlieutenant Friedrich Wilhelm Briede, Korporal Friedrich und Füsilier Liebermann.

(Fortsetzung folgt.)

# Episoden aus der Geschichte des Bauernkrieges in den Stiftslanden von Fulda und Hersfeld.

Mitgetheilt von F. Zwenger.

(Fortsetzung.)

Der Landgraf Philipp von Hessen hatte schnell Rasdorf und Hünfeld mit zwei großen Heerhaufen eingenommen, deren einen, der „verlorene“ genannt, der Hauptmann und Schultheiß von Marburg, Konrad Heß, den anderen, den „gewaltigen“, er selbst anführte.

Oberhalb Hünfeld trafen der Koadjutor und der Landgraf zusammen. Der Koadjutor erklärte, daß er nur dem äußersten Zwange nachgegeben habe, als ihm der Landgraf darüber Vorwürfe machte, daß er zu sehr geeilet habe, doch wolle er in Anbetracht seines jugendlichen Alters und seines fürstlichen Standes die Sache ignoriren unter der Bedingung, daß der Koadjutor alles, was derselbe den Bauern verheißen habe, widerrufe und ihm beistehe, diese wieder zum Gehorsam zu bringen und sich wegen der aufgewandten Kriegskosten mit ihm vertrage.

Es wurden dann von beiden Seiten zwei Räthe ernannt, welche unter Vermittlung des Grafen Philipp von Solms die näheren Bedingungen feststellen, namentlich die Abfindungssumme ermitteln sollten. Die Verhandlungen fanden unterwegs statt, indeß der Zug sich weiter bewegte. Schon war man daran, über die Pauschsumme von 12000 fl. sich zu einigen, als der Vortrab des Landgrafen unter Anführung des Hauptmanns Konrad Heß die Geishecke passirte und die Bauern, die auf dem Frauenberge lagerten, gewahr wurde. Da brach der Landgraf die Verhandlungen ab, seine Schaaren warfen sich auf die Bauern und diese suchten die Stadt Fulda zu erreichen, was ihnen auch zum größten Theile gelang, nur die Nachzügler, welche sich zur Wehr setzten, wurden auf dem „wesserlein Gretzbach und Weydes“ erstochen. Die in der Stadt schossen anfänglich tapfer heraus, verwundeten auch viele Hessen, aber sobald der Landgraf sein schweres Geschütz auf dem Frauenberge hatte auffahren und nach der Stadt hatte schießen lassen, steckten sie auf den Thurm der Pfarrkirche die weiße Fahne auf, die Schaaren Philipp's rückten ein und die Bürger mußten eine Brandschatzung bezahlen, welche unter das gemeine Kriegsvolk vertheilt wurde. Die vom Frauenberge geflüchteten Bauern lagen alle im Schloßgraben, 1500 an Zahl, diese mußten allda drei Tage lang „ohne essen und trencken“ liegen bleiben, an denen sah man Jammer und Elend, wie sie sich um das Spülwasser, so aus der Küche floß, drängten und rauften; es hatte nämlich der Landgraf gebieten lassen, daß ihnen Niemand weder Brod noch Trank reichen durfte. Nachdem die Hauptanführer derselben hingerichtet worden

waren, wurde der große Haufen in seine Heimath entlassen, mit der Warnung, bei dergleichen Handlungen sich nicht mehr befinden zu lassen.

So stellt Lauze*) die Einnahme der Stadt dar; damit stimmt die Nachricht in Schannat's Vertheidigungsschrift im allgemeinen überein, nur mit der Abweichung, daß hier bestimmt angegeben wird, daß der Koadjutor bestimmte Befehle in die Stadt geschickt habe, sich nicht zu widersetzen, sonderm um Gnade zu bitten. Infolge davon hätten dann Bürgermeister und Rath die Pforten geöffnet und den Landgrafen eingelassen. Der Koadjutor ritt ebenfalls mit seinen wenigen Begleitern wiederum in das Schloß ein. Es begannen nun die Verhandlungen wegen der Kriegskosten zwischen dem Landgrafen und dem Koadjutor, welche durch den Grafen Philipp von Solms geführt worden. Wie ungern der Koadjutor auf einen solchen Vertrag eingegangen ist, ersieht man aus den Gründen, die gegenüber dem Landgrafen vorgebracht wurden. Der Landgraf sei ein Lehnmann vom Stift, er habe den Burgfrieden mit demselben beschworen, er sei also verpflichtet gewesen „auf seine eigen Kosten" Hilfe zu bringen; er habe bereits über 5000 fl. Brandschatzung von des Stifts Verwandten eingenommen, und der ganze Weg, den er für das Stift gemacht habe, betrage nur fünf Meilen, wofür er mit dieser Summe entschädigt sei. Allein alle diese Einreden halfen nichts; der Landgraf hatte das Land besetzt und erklärte, es nicht räumen zu wollen, wenn er nicht die verlangte Entschädigung erhalten. Der Vertrag wurde endlich abgeschlossen; der Landgraf mußte Alles, was er erobert hatte, wieder heraus geben, dagegen sollte der Koadjutor 19000 fl. zahlen. Da aber diese Summe nicht so rasch beizubringen war, sollte der Landgraf die Stadt Fulda zum Unterpfande inne haben. Der Landgraf übergab nun in Folge dieses Vertrags „viel trefflicher Cleinoten, Monstranz, Kelche von Gold, Silber und Edelsteinen, Perlen, Sammt, Seyden und anderm Kirchenornat eins großen werts", welches er den Bauern abgenommen hatte. Es kam nun darauf an, daß dieser Vertrag seitens des Kapitels ebenfalls anerkannt wurde. Das Kapitel, an dessen Spitze als Dechant wieder Apollo von Vilbel stand, genehmigte zwar die Geldentschädignng, auch sonst andere Punkte „wiewohlen mit merklichem beschwerdt", nur versagte es seine Zustimmung zu dem Artikel, worin die ewige und erbliche dienstbarliche Verpflichtung gegen Hessen ausgesprochen war. Das Kapitel stützte sich dabei auf drei Punkte, 1) daß das Erzstift Maynz als Ganerbe zu Fulda, 2) daß die Ritterschaft, 3) daß der Abt Hartmann nicht darein gewilligt hätten. Der Landgraf, der jedoch mittlerweile, weil von den Sachsen gegen die Wiedertäufer zu Hilfe gerufen, abgezogen war und die Schlacht bei Frankenhausen geschlagen hatte, sandte von Friedewald aus eine Aufforderung, binnen zehn Tagen sich über die Bestätigung des Vertrags zu erklären. Die Verhandlungen zogen sich bis in den Anfang des nächsten Jahres hinein; der Landgraf erließ von Alsfeld aus ein Schreiben, worin er erklärte, daß er sich seinerseits nun auch nicht an den Vertrag gebunden halte und brach alsbald mit einem gewaltigen Heer zu Roß und Fuß in das Land ein, besetzte Stadt und Schloß Fulda, schrieb eine neue Brandschatzung aus und erhob sie „trotz des ofentlichen aufgerichten und ausgekunten Kays. Landfrieden, Gulden Bullen, Vertrag, Verschreibung, Lehen, Verwandtnis und Burgfrieden." Der Koadjutor verklagte nunmehr den Landgrafen beim Schwäbischen Bund zu Augsburg, den Statthaltern des Kays. Regiments. Die deshalb gewechselten Staatsschriften in der weitläufigen Form jener Tage liefern uns zur Beurtheilung der Sache selbst wenig Neues; ein Theil schiebt dem andern die Schuld zu, namentlich muß der Koadjutor wegen des Reverses, den er den Bauern hinsichtlich der zwölf Artikel ausgestellt hatte, sowie des Titels, Fürst in Buchen, den ihm diese gegeben hatten, wiederholt herhalten; die Wichtigkeit, die Weitschweifigkeit, mit der die Vertheidigungsschriften gerade diesen Punkt behandeln, zeigen uns, welches Gewicht man von beiden Seiten darauf legte, obgleich doch dies zur eigentlichen Rechtsfrage kaum anders als nebensächlich zu betrachten ist. Auf dem Reichstage zu Speyer wurde die Sache verhandelt, eine Kommission ernannt, welche unter Vermittlung des Herzogs Erich von Braunschweig einen Vergleich zu Stande brachte, wonach der Landgraf Philipp „Schloß und die Stätt Fulda und Hünfeld mit ihren Zehnten und allen Zugehörungen, sammt allen briefl. Urkunden und Regesten, auch allem Hausgeräth, Wehr und Geschütz, auf Martini 1526 ausliefern sollte; dagegen verblieb Alles, was er auf dem ersten Zuge an Geschütz, Kupfer, Geld ꝛc. bekommen hatte, in den Händen des Landgrafen. Außerdem bezahlte der Koadjutor dem Landgrafen 18 000 fl. Rhein. halb an Gold und halb an Müntz der Churfürsten an Rhein Frankfurter Wehrung ohn einig Ausrede und Verzug zu Frankfurt a. M. in Fristen; wenn dagegen die Summe einsmals an einem Haufen schon an der nächsten Fasten-Meß bezahlt werde, so sollen 16 000 Gulden die Forderung decken." Die weiteren Bestimmungen dieses Vertrags sind

*) Ueber den hessischen Chronisten Wigand Lauze aus Homberg Näheres in der Schlußnummer unseres Artikels.

Klauseln und Vorbehalte in der vorsichtigen Form jener Zeit; es wird darin entsagt: „Allem dem, was zur Schwächung und nicht Haltung dieses Vertrags dienen; was die Menschen je erdacht oder dawider erdenken möchten oder könnten". Aber trotz aller dieser Vorsicht werden noch besondere Bürgschaftsurkunden seitens des Vaters des Koadjutors, des Grafen von Henneberg, sowie des Dekans und Kapitels angefertigt.

Der Hauptvertrag ist „Geben und geschehen zu Allendorf an der Werra nach Christi Geburt gezahlt 1526 Jahr am Abend Simonis et Judae Apostolorum (28. Oktober)."

(Schluß folgt.)

## Erinnerungen an den Marburger Volksdichter Dietrich Weintraut.*)

Von E. Mentzel.

Ist man eigentlich berechtigt, Erinnerungen an einen Menschen niederzuschreiben, dem man im Leben nie nahe gestanden hat? Ich glaube wohl, wenn dieser Mensch eine Persönlichkeit war, die aus irgend einem Grunde allgemeines Interesse erregte und durch ihr Wirken und Streben, durch ihre geistige Begabung und Bedeutung nicht nur weit über ihren Lebenskreis hinausragte, sondern auch auf Andere anregenden und fördernden Einfluß gewann. Ein solcher Mann war der am 8. Juli 1870 verstorbene Marburger Volksdichter Dietrich Weintraut.

Da ich noch ein ziemlich kleines Mädchen war — also vor mehr als einem Menschenalter — las mir meine Mutter eines Abends Bürgers schöne Ballade „Das Lied vom braven Mann" vor. Die Verse machten einen tiefen Eindruck auf mich, ich erlebte wahrhaft den geschilderten Vorgang mit, sah den armen Zöllner mit Weib und Kind inmitten der brausenden Wasserfluth wie leibhaftig auf dem Dach seines bedrohten Häuschens sitzen und hörte ihn durch den heulenden Sturm um Hülfe und Rettung rufen. Die Wirkung dieses Gedichtes auf mein kindliches Gemüth war eine so gewaltige, daß ich mich heute noch ganz deutlich erinnern kann, wie wohl es mir plötzlich zu Muthe wurde, als in der größten Noth der Retter, ein schlichter Bauersmann, erschien, dessen Aeußerlichkeit Bürger so schön und treffend mit den wenigen Worten schildert:

„Mit grobem Kittel angethan,
An Wuchs und Haltung hoch und hehr".

Es gefiel mir gar sehr von dem braven Mann, daß er den ausgesetzten Lohn des Grafen für seine Heldenthat nicht annahm, aber ich dachte auch unwillkürlich an den Andern, der sich im letzten Verse des Liedes so sehr darüber freute, das edle opferfreudige Thun des schlichten Bauern rühmen und preisen zu können. — Sehr leid that es mir, als ich gleich darauf von meiner seligen Mutter erfuhr, daß dieser Mann schon längst gestorben sei, aber ich konnte dennoch den Wunsch nicht unterdrücken, einmal einen Dichter sehen zu mögen. Die Mutter versprach, dies Begehren sehr bald zu erfüllen und zeigte mir am anderen Morgen den Volksdichter Dietrich Weintraut, der in Weidenhausen wohnte und fast jeden Tag an unserem am Lahnthor gelegenen Hause vorüber kam. Damals muß ich mir wohl höchst absonderliche Vorstellungen von dem Aussehen eines Dichters gemacht haben; denn ich war ganz erstaunt, wenn nicht gar enttäuscht, daß der schlichte Mann, der so still seines Weges ging und gerade so aussah wie die anderen Bürger, nach dem Urtheil der Mutter ein recht bedeutender Dichter sein sollte.

Durch meine Freundschaft mit dem alten Zeichenlehrer Michael Müller, der eine bedeutende Kupferstichsammlung besaß, hatte ich bereits sehr früh Nachbildungen der berühmten Selbstportraits von Rafael und Albrecht Dürer gesehen, die mir beide sehr gut gefielen. Wie ich dazu kam, weiß ich nicht, aber ich meinte, ein Dichter müsse unbedingt einem von beiden Bildern ähnlich sehen. Dieser Vorstellung entsprach nun Dietrich Weintraut allerdings nicht. Er hatte weder Rafaels ideal schöne Züge, noch den Christuskopf Albrecht Dürers, er war auch nicht mehr jung wie die beiden berühmten Maler, als sie sich selbst darstellten, und trug an jenem Tage dazu noch eine recht unkleidsame Mütze. Trotz der Enttäuschung wurde Dietrich Weintraut aber doch immer mehr eine anziehende Persönlichkeit für mich. Inzwischen hatte ich einige seiner schönen Gedichte kennen gelernt und war von meiner Mutter darüber aufgeklärt worden, wie hoch es dem Manne anzurechnen sei, daß er es dahin gebracht habe, so etwas Schönes zu leisten.

*) Nachdruck verboten.

Dietrich Weintraut, der am 27. August 1798 geboren wurde, stammte aus kleinbürgerlichen Verhältnissen und hatte eine so mangelhafte Schulbildung genossen, daß es ihm schwer wurde, orthographisch zu schreiben. Ob er bei seiner bedeutenden Begabung in jungen Jahren den Wunsch hegte, zu studieren, das kann ich, die seinen Entwicklungsgang nicht miterlebte, den letzten Theil seines Lebens nur von ferne beobachtete, nicht sagen, allein die Vermuthung liegt sehr nahe, daß solche Gedanken seinem strebsamen Geiste nicht fern bleiben konnten, weil ja seine Vaterstadt zugleich die Landesuniversität war und ihm die beste Gelegenheit zur wissenschaftlichen Ausbildung geboten hätte. Es waren ja ohnedies, seit Landgraf Philipp der Großmüthige die Universität Marburg 1527 gründete, so viele bedeutende Denker aus dem hessischen Volke hervorgegangen, daß deren Beispiel einen ungemein befähigten Kopf wie Weintraut schon zur Nacheiferung hätte anspornen können. Allein er wurde Lohgerber, wie dies seine Vorfahren gewesen waren, und betrieb dies Geschäft, bis er in reiferen Jahren zum Quartiervorsteher und Verwalter der Marburger Armenhäuser ernannt wurde. Hatte sich nun Weintraut den Beruf als Lohgerber aus freien Stücken gewählt oder mußte er, als er dies that, auf andere Wünsche verzichten?*) — Da er ein schlichter volksthümlicher Mann war, der jedenfalls schon sehr früh wußte, daß man in jedem Lebenskreise glücklich sein und auch das Schöne pflegen kann, so darf man wohl annehmen, daß er nicht über seine Verhältnisse hinaus strebte, anderntheils sprechen aber auch viele Zeichen für sein heißes Bedürfniß nach höherer Ausbildung. Wenn man Weintrauts Gedichte, seine Fastnachtsscherze und Schwänke, seine poetischen Beschreibungen von Marburg und der Umgegend liest, dann muß man oft über die Fülle des Wissens erstaunen, welche dieser Mann trotz der lückenhaften Schulbildung sich mit eisernem Fleiß im Jünglings- und Mannesalter angeeignet hat. Ernstes, tiefergehendes Streben spricht sich darin aus, was um so mehr zu bewundern ist, weil Dietrich Weintraut sich die Pfade zur Selbstausbildung mühevoll allein suchen mußte und in den kleinen bürgerlichen Verhältnissen, in die ihn das Schicksal gestellt hatte, zweifellos nur wenig Verständniß und Förderung für sein geistiges Streben fand.

Man muß sie kennen gelernt haben, diese eigenthümliche Atmosphäre des Marburger Bürgerlebens, um voll und ganz schätzen zu können, wie ernst und tief Dietrich Weintraut die ihm von der Natur verliehene Gabe ausgebildet hat. Als er jung war und auch noch in meiner Jugendzeit, galt es gerade nicht für eine Empfehlung, etwas anderes zu thun und zu denken, als es der ruhige Kreislauf des alltäglichen Lebens verlangte. Wer dennoch die strenge Grenzlinie überflog, durfte sich vor der Kritik nicht fürchten und mußte sich gefaßt machen, oft den guten Rath zu hören, „immer hibsch uff'm Gleiche zu bleiwe un sich nit mit Sache einzelosse, die naut inbringe un ordentliche Leire an ei'm err mache“. Zur besseren Klarstellung der Verhältnisse erwähne ich diesen Ausspruch, den einst eine höchst ehrenwerthe Bürgersfrau meiner Mutter gegenüber that, als sie gehört hatte, daß mich dieselbe seit kurzem in die französische Stunde schickte. Die nämliche Frau, deren gutes Herz keinen Armen unbeschenkt gehen lassen konnte, urtheilte einmal über Dietrich Weintraut, als ich dem Wunsche unvorsichtigen Ausdruck gegeben hatte, gerade so begabt und unterrichtet sein zu mögen, wie er: „Bei mir kannst so was sah, Du dummes Dink, bei annere Leire nimm Dich zesamme, wann De nit drunner dorch komme willst. — Was brauche Bergersleire Gedichter, dai hun ihre Last mit annere Sache. Merr kann gewiß dem Weintraut sonst nix nachsah, awer däi Bosse hätt he nit ze mache brauche. So Fissematente laßt merr de Professor un de Advokate!“

Als ich der Frau darauf erwiderte, daß jeder Mensch das Talent ausbilden könne, ja sogar müsse, das ihm Gott gegeben habe und außerdem den von mir hochverehrten Dichter noch zu vertheidigen suchte, rief sie, die mir sonst von Herzen gut war, ganz entrüstet: „Na, nu schweik merr awer still! — Unser Herrgott mag de Kochdippe gnärig sein, wann die Weibsleire och noch anfange wolle. Ich will die Zeire nit erlewe, wo's annerscht werd wäi alleweil! — Wo soll doch die Welt noch hin, wann die Bergerschmährercher sogar Französch lerne wai die Storrente!“

Die gute Frau hat die Wandlungen, die Marburg seit den letzten Jahrzehnten durchmachte, nicht mehr erlebt. — Sie hat keine Ahnung davon, daß es heute gar nicht auffällt, wenn eine Bürgerstochter in die höhere Töchterschule geht und sogar einen Schleier trägt wie die Kinder vornehmer Leute. Der sogenannte

*) Weintrauts Sohn, dem dieser Aufsatz vor der Veröffentlichung vorgelegen hat, theilt mir mit, daß sein Vater sehr ungern Lohgerber wurde. Er mußte auf eine höhere Ausbildung verzichten, weil die Verhältnisse ihn zwangen, das Geschäft eines unverheiratheten Onkels, dessen Erbe er war, zu übernehmen. Sehr frühe verlor Weintraut seinen Vater, welche traurige Thatsache ferner bestimmend auf seinen Lebensgang einwirkte.

„Florschleier" war so recht eigentlich in meiner Kindheit das Wahr= und Merkzeichen der höheren Stände. Wer einen Florschleier tragen konnte, der war vornehm oder hatte doch wenigstens das Recht sich mit dem Schimmer der Vornehmheit zu umkleiden. — Wurde einmal an kalten Tagen unberechtigt gegen diese goldne Regel verstoßen und fügte es sich zufällig, daß irgend etwas Unangenehmes oder Trauriges an die Schleierträgerin oder ihre Familie herantrat, so kam natürlich der Hochmuth vor dem Fall.

Der Anschauungskreis im Marburger Bürgerleben war ein unglaublich enger und kleiner. Mit dieser Behauptung will ich selbstverständlich der Biederkeit, Ehrbarkeit und Rechtschaffenheit des Standes, aus dem ich selbst hervorgegangen bin, keineswegs zu nahe treten. Ein weiter Abgrund gähnte zwischen den sogenannten Vornehmen und den Bürgern, nur eine Vereinigung von glücklichen Umständen und Zufällen konnte dann und wann einmal eine Brücke darüber schlagen. Die letzten Jahrzehnte sind wie eine Windsbraut über das alte Marburg hingebraust und haben viel Veraltetes zerstört, manchen neuen Keim in offenen Boden gesenkt. Wie die Physiognomie der Stadt sich mittlerweile ändert, wie diese längst die Züge des traulich engen Bergnestes verloren hat, so wird der fortschreitende Geist der Zeit auch wohl im Innern manche hemmende Schranke, aber auch manchen anheimelnden traulichen Zug des kleinbürgerlichen Lebens verwischt haben.

Dietrich Weintraut, der in geistiger Beziehung wie eine Eiche über das Unterholz, über seine Standesgenossen emporragte, konnte jedenfalls den Kampf mit den Verhältnissen nicht aufnehmen, als er sich entschloß, Gerber zu werden und statt der Feder Zange und Schlichtmond zu führen. So weit ich dies beurtheilen kann, glaube ich nicht, daß er diese Wendung in seinem Leben als etwas Bitteres oder gar als eine Ungerechtigkeit des Geschicks aufgefaßt hat. Weintraut war ein wahrhaft frommer gottergebener Mensch, der jedenfalls das als das Beste für sich hielt, was der Lenker alles Lebens für ihn bestimmt hatte. Diese Frömmigkeit, dieser unbedingte Glaube an eine höhere Fügung muß schon frühe feste Wurzeln in seinem Gemüthe geschlagen haben; denn sonst hätte er ja zweifellos dem engen Kreise entfliehen und sein reiches Talent zur höchsten Entwickelung bringen müssen.

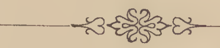
Vor mir liegt ein Büchlein, in das Gedichte aus dem Nachlasse Dietrich Weintrauts eingetragen sind. Es liefert den Beweis, daß der alte Volksdichter sich mit den politischen Wandlungen im Jahre 1866 nicht aussöhnen konnte. In der Neujahrsnacht, die das Hessenvolk zum erstenmal als Zugehörige des preußischen Staates erlebte, richtet Weintraut, dem „die Last der Jahre den Nacken schon gebeugt hat und der Schnee von vielen Wintern das dünne Haar bleichte", ein tiefempfundenes Gedicht an den verbannten Kurfürsten Friedrich Wilhelm, in dem er diesen auffordert, den Muth nicht sinken zu lassen und auf bessere Tage zu hoffen. Viele, denen nach den großen politischen Ereignissen der beiden letzten Jahrzehnte, besonders nach der Gründung des deutschen Reiches ein derartiges Gedicht schwer verständlich sein wird, werden diesen Wunsch vielleicht belächeln, allein es spricht sich in demselben nur die wandellose Treue eines frommen Gemüthes aus, das mit zäher Ausdauer an dem hing, was es einmal in Liebe erfaßt und von jeher für heilig gehalten hatte. Weintraut war ein Kind der alten Zeit, er verspürte nicht, wie wir Jungen das Flügelrauschen einer neuen Aera, die nothgedrungen hinwegräumen mußte, was ihrem von der Vorsehung vorgezeichneten Zuge im Wege war. Als Knabe hatte der alte Dichter die Westphälische Zeit in Hessen mitgemacht, er war ohne Zweifel Augenzeuge jener Festlichkeiten, die in Marburg abgehalten wurden, als Kurfürst Wilhelm nach dem Sturze der Napoleonischen Herrschaft und nach siebenjähriger Verbannung wieder in sein Hessenland zurückkehrte. So war Weintrauts Liebe zum angestammten Fürstenhause im Feuer der Trübsal gehärtet und durch nichts zu zerbrechen. Ohne Zweifel hielt er es für Hessentreue, fest beim Alten zu beharren, und er that es denn auch um so entschiedener, als er augenscheinlich auf die Rückkehr der alten Verhältnisse hoffte und nicht die Fähigkeit besaß, die politischen Umwälzungen von einem freieren Standpunkte aus zu betrachten. — — —

Offen habe ich es bereits früher bekannt, daß mir der erste Anblick Weintrauts eine Enttäuschung bereitet habe, aber ich muß doch mittlerweile gestehen, daß dieselbe schon sehr bald danach einem stillen Wohlgefallen an des Dichters äußerer Erscheinung wich. Zum erstenmal empfand ich dasselbe, als ich Weintraut während eines Begräbnisses auf dem Weidenhäuser Friedhofe unausgesetzt beobachtete. Heute kann ich mich nicht mehr erinnern, wen man auf dem kleinen Gottesacker zur ewigen Ruhe bestattete, aber ich weiß noch ganz genau, daß der ernste Vorgang dem Dichter sehr nahe gehen mußte. Er stand am offenen Grabe, das nicht weit von dem kleinen Kirchlein und neben einer Hängeweide gelegen war, und kämpfte augenscheinlich mit vieler Mühe eine tiefinnerliche Bewegung nieder. Ich sehe Weintraut noch, wie er plötzlich in fast heftiger Weise die Arme auf dem

Rücken verschrenkte, den geneigten Kopf in die Höhe hob und mit einem mir unvergeßlichen Blick nach dem sonnenhellen Himmel schaute.

Weintraut war ein mittelgroßer, wohlgebauter Mann, dessen stämmige Gestalt an eine wetterfeste Eiche erinnerte. Sein ziemlich breites bartloses Gesicht zeigte gerade keine feinen Züge, auch hatte die an der Wurzel etwas eingedrückte, an den Flügeln starke Nase keine edle Form, aber er war trotzdem ein schöner alter Mann. Die kurzsichtigen kleinen Augen konnten so wunderbar blitzen, daß das ganze Gesicht wie verklärt erschien, und die mächtig entwickelte Stirne, in die damals schon viel Furchen und Gruben gerathen waren, verlieh nebst der ungemein ausdrucksvollen Umrahmung des Auges dem volksthümlichen Antlitz des Dichters etwas geistig Bedeutendes. Die stolz geschwungene Wölbung des Schädels, die durch das stark gelichtete Haar scharf hervortrat, war das Auffallendste an diesem fesselnden Charakterkopfe. Als ich in späteren Jahren ein Bild des Dichters Friedrich Hebbel sah, der ja auch aus dem Volke hervorgegangen war, mußte ich beim Anblick von dessen mächtiger Stirne unwillkürlich an Dietrich Weintraut denken. Solche Bildungen des Kopfes sollen der Familienzug des Tragöden sein, wenigstens weisen ihn viele hervorragende Dramatiker auf. Wenn ich ein Anhänger der Gall'schen Schädellehre wäre, so würde ich entschieden behaupten, daß Weintrauts größte dichterische Begabung auf dem dramatischen Gebiete lag. — Aber, ganz abgesehen von hypothetischen Schlüssen möchte ich hier, auf Thatsachen gestützt, diese Ansicht dennoch zum Ausdruck bringen. Wer Weintrauts dramatische Lokalscherze und Schwänke, seine drei kleinen Lustspiele „Der Maskenball oder: der Wind weht gut", „Oekonom Brandwasser und sein Neffe", und „Die Gemeinderäthin" sich genauer ansieht, der muß, wenn er irgend Begriff von den Bedingungen des Dramatischen und von dessen Wirkungen hat, zugeben, daß Weintraut sicher auf dem Gebiete des Lustspiels und des Volksstückes Treffliches geleistet haben würde, wenn er in lebendiger Berührung mit der Bühne gestanden und sein ursprüngliches Talent durch ihren unersetzlichen Anschauungsunterricht geklärt und geschult hätte. Aber trotz der mangelnden Bühnenkenntniß ist Weintraut wie dem Vogel das Geheimniß des Nestbaues die Kunst der dramatischen Komposition angeboren. Er findet im Dialoge den treffenden Ausdruck, der in den kleinsten Zug eine charakteristische Bedeutung legt, und weiß den Faden der Handlung so geschickt zu verschlingen, daß man oft für ein Ergebniß der Erfahrung halten möchte, was im Grunde doch nur der angeborene glückliche Taktsinn des echten Dichters ist.

(Fortsetzung folgt.)



## Frühling.

Maiglöckchen läuten so hell und rein,
Vöglein, sie singen Lieder,
Juble auch du mein Herz darein,
Frühling, der Frühling kehrt wieder.

Knospen, sie eilen und brechen hervor,
Blüthen und Blüthen all'wegen,
Ueberall lächelt ein Blumenflor
Unserem Auge entgegen.

Oeffne mein Herz dich, öffne dich weit,
Nimm neue Wonne und Leben,
Frühling kehrt wieder, Frühlingszeit,
Frühling hat Liebe gegeben.

Komm, du mein Kind, in die Frühlingsnacht,
Komm in den Hain, den jungen,
Jetzt noch der Traum der Liebe uns lacht,
Wie ihn der Dichter besungen.

Jetzt noch am Herzen, dich, herrliche Maid,
Wenn es doch ewig so bliebe;
Ewig, ach ewig, die Frühlingszeit,
Ewig und ewig die Liebe. —

**Edgar Kramer-Bangert.**

## Die schönen Tage sind gezählt.

Die schönen Tage sind gezählt,
Da sich der Buchen junges Grün
Dem dunklen Tannengrün vermählt;
Drum laßt uns jetzt zum Walde ziehn, —
Die Tage sind gezählt.

Die schönen Tage sind gezählt,
Da Frühlingsluft das Leid verscheucht,
Das unsre armen Herzen quält.
Wie wanderts sich so frei und leicht! —
Die Tage sind gezählt.

Die schönen Tage sind gezählt;
Im Blüthenschmuck prangt Strauch und Baum,
Kein einz'ger Frühlingssänger fehlt.
Zu rasch verfliegt der schöne Traum, —
Die Tage sind gezählt.

Die schönen Tage sind gezählt,
Da Maienglöckchenduft erfreut
Und Liebe sich was Liebes wählt.
Drum freuet euch der schönen Zeit, —
Die Tage sind gezählt.

Marburg, im Frühling 1890.

**Hermann Haase.**

# Aus alter und neuer Zeit.

## Skizzen aus der hessischen Kriegsgeschichte.

Von Freiherrn Maximilian von Ditfurth, weiland kurfürstlich hessischer Hauptmann*).

### I.

**Vertheidigung der Starkenburg durch Hauptmann Kappes 1689.** In dem pfälzischen Erbschaftskrieg (1688—1697) hatte sich unter dem Oberbefehl des Kurfürsten Johann Georg III. von Sachsen im November 1688 in der Gegend von Frankfurt ein hauptsächlich aus sächsischen und braunschweig-lüneburgischen Truppen gebildetes Reichsheer versammelt. Nachdem dasselbe durch einige hessische Regimenter verstärkt worden war, ergriff es endlich die Offensive, vertrieb die Franzosen aus Höchst und eroberte die kleine Festung Königstein, worauf, da die Jahreszeit bereits sehr weit vorgeschritten war, das Reichsheer theils in der Wetterau theils zwischen Frankfurt und Darmstadt Winterquartiere bezog. Da dieselben indessen von einer in Heppenheim liegenden französischen Abtheilung mehrfach beunruhigt wurden, so ward Anfangs Januar 1689 eine Abtheilung hessischer Truppen beordert, den Feind von da zu vertreiben, welches auch ohne sonderlichen Widerstand zu finden von jenen bewerkstelligt und sodann u. a. auch die bei Heppenheim belegene Starkenburg, mit einem gemischten Kommando von 85 Mann unter Hauptmann Kappes besetzt wurde.

Zwar rückte in Folge dessen alsbald der maréchal de camp Marquis de Polastron mit 3—4000 Mann und 8 schweren Geschützen von Heidelberg aus gegen Heppenheim, um namentlich die Starkenburg wieder zu erobern. Indessen leistete ihm Hauptmann Kappes, trotz der Schwäche der Besatzung und obgleich die Befestigungen dieses alten Ritterschlosses wenig geeignet waren, den Wirkungen des schweren Geschützes zu widerstehen, doch einen so hartnäckigen Widerstand, daß Polastron nach mehrtägiger Beschießung und wiederholten vergeblichen Sturmangriffen, sich endlich genöthigt sah, nachdem er großen Verlust erlitten hatte, unverrichteter Dinge wieder abzuziehen.

### II.

**Hauptmann von Ende im Fort Katz bei Rheinfels 1758.** Nachdem die Franzosen — sonderbarer Weise — es unterlassen hatten, schon gleich in den ersten Feldzügen des 7jährigen Krieges, irgend einen Anschlag gegen die schlecht bewehrte und schwach besetzte hessische Festung Rheinfels zur Ausführung zu bringen, und somit solche der einzige feste Platz geblieben war, den die Verbündeten Ende 1758 noch am Rhein in Besitz hatten, fand sich der Prinz von Soubise doch endlich bewogen, noch ganz zu Ende des Feldzuges 1758, nachdem dessen Korps bereits schon größten Theils in der Gegend von Frankfurt die Winterquartiere bezogen hatte, dem Marquis de Castries den Auftrag zu ertheilen, sich dieser Feste zu bemächtigen, um dadurch die Schifffahrt auf dem Rhein und die Verbindung mit der französischen Armee am Niederrhein von einer höchst lästigen Unterbrechung zu befreien.

Derselbe rückte zu diesem Zwecke am 30. November von Koblenz aus, mit dem Infanterie-Regiment St. Germain und den Dragoner-Regimentern du Roy und La Ferronaye längs des rechten Rheinufers auf St. Goarshausen los, und ließ sodann am frühen Morgen des 1. Dezembers dieses von einer einfachen Mauer umgürtete Städtchen durch 250 abgesessene Dragoner von du Roy angreifen. Nach kurzem Gefechte gelang es jenen auch das Thor aufzusprengen, sich dieses Ortes zu bemächtigen und den größten Theil der kleinen Besatzung zu Gefangenen zu machen. Gleichzeitig war auch durch eine auf mehreren Schiffen den Rhein heraufgekommene Abtheilung des Regiments St. Germain ein Sturm auf das Städtchen St. Goar mit gleichem Erfolge unternommen und die dortige Besatzung von 50 Mann ebenwohl zu Gefangenen gemacht worden.

Diesem Allem war von Seiten des hessischen Kommandanten von Rheinfels — dem Obersten von Freiwald — ruhig zugesehen worden.

Auch zeigte sich derselbe sehr bereitwillig, auf die an ihn gerichtete Aufforderung sich zu ergeben, einzugehen und als die von ihm gestellte Bedingung des freien Abzugs von dem Marquis de Castries verworfen wurde, eine Kapitulation abzuschließen, wonach die Besatzung für kriegsgefangen erklärt wurde. Auf diese Weise vermochten die Franzosen, schon Morgens 10 Uhr, auch noch Besitz von der Festung Rheinfels zu nehmen, woselbst sie zwar 107 Geschütze verschiedenen Kalibers vorfanden, von denen jedoch nur wenige kriegsbrauchbar waren. Ueberhaupt bestand die ganze Besatzung nur aus 300 Mann des Garnison-Regiments von Freiwald, unter denen auch nicht ein einziger Artillerist gewesen sein soll.

Da die Franzosen zu dem Artikel 1 der von Oberst Freiwald vorgeschlagenen und sich auf die Besatzung von Fort Katz mitbeziehenden Kapitulationspunkte, in ihrem Uebermuthe bemerkt hatten, daß in Bezug hierauf eine besondere Festsetzung völlig überflüssig sei, so weigerte sich der, in diesem wenig mehr als einer alten Burgruine vergleichbarem Fort kommandirende Hauptmann von Ende*) jene Kapitulation als auch ihn verbindend anzuerkennen.

*) Aus dem literarischen Nachlasse dieses anerkannt vortrefflichen hessischen Militärschriftstellers, gestorben am 8. August 1861 zu Marburg. Für die gütige Ueberlassung dieser Skizzen zum Abdruck in unserer Zeitschrift „Hessenland" statten wir dem hochgeehrten Herrn Einsender unseren verbindlichsten Dank ab. (D. Red.)

*) Alexander Gräbel in seiner Geschichte von Rheinfels bezeichnet diesen als Kommandanten vom Fort Katz, dagegen findet sich in der Kampagne in Hessen von 1758 im V. Bande der „Neuen Bellona" (pag. 326) ein Hauptmann Deterlein als solcher angegeben.

Er erklärte vielmehr, als Oberst von Freiwald auf Geheiß des Marquis de Castries ihm wiederholt die Uebergabe dieses Postens befahl:

daß er von einem Kriegsgefangenen keine Befehle mehr anzunehmen habe, und somit die Franzosen, wenn sie das Fort Katz in Besitz nehmen wollten, darüber nunmehr lediglich mit ihm, als dessen Kommandanten zu unterhandeln hätten, jedoch dabei sich versichert halten möchten, daß er sich nimmermehr kriegsgefangen ergeben würde.

In Folge dessen versuchten die Franzosen zwar zu verschiedenen Malen, sich auch dieses Postens durch gewaltsamen Angriff zu bemächtigen. Da jedoch Hauptmann von Ende demselben jedesmal einen sehr nachdrücklichen Widerstand entgegen setzte, obgleich die gesammte Besatzung vom Fort Katz ebenwohl nur aus 30—40 Mann des Freiwaldischen Regiments bestand, so ließen sie sehr bald davon ab, und gestatteten, da sie sich — bei der schon so weit vorgerückten Jahreszeit wahrscheinlich nicht die Mühe einer ernstlichen Blokade geben mochten, demselben, nachdem er solcher Gestalt noch 3 Tage lang seinen Posten behauptet hatte, endlich auch wirklich — für sich und seine gesammte Mannschaft, völlig freien Abzug mit Waffen und Bagage.

III.

Ueberfall von Dorsten im Feldzuge von 1759. Auf die Nachricht, daß der französische Generallieutenant von Armenstiers Anfangs Oktober 1759 das bisher bei Dorsten innegehabte Lager aufgehoben habe und unter Zurücklassung eines Detachements von 130 Mann unter dem Oberstlieutenant von Merlet zur Bewachung eines in Dorsten verbliebenen Magazins nach Bockum gerückt sei, hatte sich der General-Adjutant des Herzogs von Braunschweig, der Hauptmann von Bülow, bei dem Generallieutenant von Imhof die Erlaubniß ausgebeten, gegen Dorsten einen Ueberfallsversuch unternehmen zu dürfen.

Nachdem er zu diesem Zwecke eine Abtheilung hessischer Husaren und Jäger und ein Bataillon hannoverscher Grenadiere überwiesen erhalten hatte, rückte er am 12. Oktober gegen diesen Ort vor.

Durch einen vorherrschenden dichten Nebel begünstigt gelang es ihm völlig unbemerkt mit der, aus 6 Husaren gebildeten Vorhut, dem alten — am Eingang zur Brücke — über das Flüßchen Lippe stehenden und mit einem Korporal und 4 Mann besetzten Wachtthurm sich zu nähern und die Schildwache sowie noch einen Mann dieser Wache niederzuhauen. Da es jedoch den drei andern Leuten dieses Pikets gelang, während des hierdurch entstandenen Tumultes nach der Stadt zu entkommen und Lärm zu machen, so fand die nachfolgende Infanterie das Stadtthor gesperrt und den Feind in Bereitschaft, Widerstand zu leisten. Indessen gelang es dem Kommandeur der hessischen Jäger — dem Major von Buttlar — nach kurzem aber lebhaften Gefechte das Thor aufzusprengen und gefolgt von den hannoverschen Grenadieren, in Dorsten einzudringen. Obschon nun der Feind in größter Eile nach Cruydenburg hin entfloh, so wurden doch außer Erbeutung des dortigen Magazins auch noch 4 Offiziere und 80 Mann zu Gefangenen gemacht, während der diesseitige Verlust sich nur auf einen getödteten Husaren und 8 theils getödtete theils verwundete hessische Jäger beschränkte.

(Fortsetzung folgt.)

## Aus Heimath und Fremde.

Am Montag den 28. April fand in der Aula der Realschule die Monatsversammlung des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde statt. Nachdem der Vorsitzende, Major C. v. Stamford den geschäftlichen Theil erledigt hatte, hielt Bibliothekar Dr. H. Brunner den angekündigten Vortrag über „die Ermordung des Herzogs Friedrich von Braunschweig bei Klein-Englis am 5. Juni 1400“. Auch dieser Vortrag zeugte ebenso, wie die bereits in früheren Jahren von Herrn Dr. Brunner im Geschichtsverein gehaltenen, von den eingehendsten Studien, gründlicher Beherrschung des Stoffes und vortrefflicher Rednergabe. Die zahlreiche Zuhörerschaft folgte denn auch mit der größten Aufmerksamkeit den Ausführungen des Redners und spendete demselben in reichem Maße den wohlverdienten Beifall.

Die Frage der Fuldakanalisation ist um einen wesentlichen Schritt vorgerückt. In dem am 23. April dem preußischen Abgeordnetenhause vorgelegten Nachtragsetat ist unter den einmaligen und ordentlichen Ausgaben ein Betrag von 100,000 Mark als erste Rate zur Schiffbarmachung der Fulda von Münden bis Kassel eingestellt. In der dieser Etatsposition beigegebenen Begründung heißt es u. a.

Für Kassel ist aus der Gewinnung einer Wasserstraße nach Bremen und zum Meere ein erheblicher Aufschwung insbesondere seiner industriellen Thätigkeit, zu erwarten. Außerdem bietet die Stadt nach ihrer Belegenheit geeignete Bedingungen für den Aufschwung zu einem größeren Stapelplatz. Dieselbe wird durch den Anschluß an die Weser geeignet, die auch in entfernterer Umgegend gefertigten Waaren und gewonnenen Produkte an sich zu ziehen und thalwärts dem Handel zuzuführen, wie auch bergwärts anlangende Güter über einen beträchtlichen Theil von Mitteldeutschland zu verbreiten. Die Umgebung von Kassel ist im Stande, eine Menge von Produkten, wie Braunkohlen, Basalt, Ziegelerde Thon und Schwerspath, hervorzubringen, welche jetzt wegen

des Fehlens des billigen Wasserweges zum großen Theile ungehoben bleiben. Insbesondere in Verbindung mit der in der Ausführung begriffenen Korrektion der Unterweser erscheint die Verlängerung der Wasserstraße der Weser bis nach Kassel zugleich geeignet, ein gewisses Gegengewicht zu Gunsten des deutschen Handels gegen die natürliche Ueberlegenheit und die dadurch bedingte erdrückende Konkurrenz der holländischen und belgischen Handelshäfen zu gewähren, indem die Ausführung beider Projekte eine Verkürzung des Eisenbahnweges zwischen dem Seeschiffe und dem hinter Kassel belegenen Binnenlande um reichlich 85 Km. zur Folge haben wird.

Nach dem superrevidirten Bauprojekte soll die etwa 28 Km. lange Flußstrecke welche ein Gesammtgefälle von 17 Mt. hat, vermittelst der Anlegung von sieben Schleusen kanalisirt und dadurch beim kleinsten Wasserstande eine Tiefe von 1 Mt. erzielt werden, welche mit Rücksicht auf die Tiefenverhältnisse der Oberweser als zweckmäßig erscheint. Bei Kassel ist die Erbauung eines Sicherheits- und Handelshafens beabsichtigt, welcher für 50 Schiffe Raum gewähren und mit der Eisenbahn in Verbindung gebracht werden soll.

Die Kosten des Baues sind auf 3,348,250 Mark veranschlagt. Die Stadtgemeinde Kassel hat sich in Anerkennung der aus der Anlage für sie zu erwartenden großen Vortheile verpflichtet, die für ihre derzeitige Leistungsfähigkeit sehr erhebliche Summe von 750,000 Mark als Beitrag zu den Kosten zu leisten, so daß auf die Staatskasse ein Baukostenbetrag von 2,618,250 Mark entfällt. Die Ausführung des Unternehmens wird einen Zeitraum von fünf Jahren beanspruchen. Im Etatsjahr 1. April 1890/91 sollen neben etwaigen kleineren Bauausführungen die speziellen Vorarbeiten für den Bau vorgenommen werden, zu welchem Zwecke die Bereitstellung eines Betrages von 100,000 Mark in Vorschlag gebracht ist. —

---

Universitätsnachrichten. Der Konsistorialrath Professor Dr. theol. et phil. Georg Heinrici in Marburg hat den an ihn ergangenen Ruf an die Universität Bonn abgelehnt. — Der Privatdozent in der juristischen Fakultät zu Marburg Dr. Reinhard Frank ist an Stelle des Prof. Dr. Benneke, welcher einem Rufe nach Breslau gefolgt ist, an die Universität Gießen berufen worden.

Als Nachfolger des am 12. April verstorbenen Geheimen Rathes Dr. K. F. A. Grebe, dessen Nekrolog wir in der vorigen Nummer unserer Zeitschrift gebracht haben, ist der bisherige Dozent für die naturwissenschaftlichen Disciplinen, Forstkommissar Casselmann, ebenso wie sein Vorgänger ein geborener Kurhesse, zum Direktor der Forstakademie in Eisenach ernannt worden.

---

Todesfälle. Am 7. März starb zu Hanau im Alter von 61 Jahren Landgerichtsrath Karl Friedrich Reinhard, ein anerkannt tüchtiger Jurist und ein wegen seiner vortrefflichen Charaktereigenschaften allgemein hochgeachteter und beliebter Beamter. Nach absolvirtem Studium der Rechtswissenschaft an der Landesuniversität Marburg, war Reinhard Referendar an dem kurhessischen Obergerichte zu Fulda, wurde dann, nachdem er kurze Zeit die Stelle eines Unterstaatsprokurators in Schmalkalden bekleidet hatte, 1861 zum Amtsassessor daselbst ernannt und 1865 zum Justizbeamten in Langenselbold befördert; 1873 wurde er an das Kreisgericht in Hanau versetzt und am 1. Oktober 1879 trat er als Landgerichtsrath an das neuerrichtete Landgericht zu Hanau. Ueberall, wo der Verblichene gelebt und gewirkt, hat er das beste Andenken hinterlassen und sein Hinscheiden wird von allen, die ihn kannten, aufrichtig und lebhaft beklagt.

Am 8. April verschied zu Wien an einem Herzschlage der in den Gelehrtenkreisen wohlbekannte Dr. phil. Joseph Kreß. Derselbe war 1840 zu Dietenhausen bei Fulda geboren, absolvirte zu Ostern 1860 das Fuldaer Gymnasium und widmete sich dann auf den Universitäten Marburg und Erlangen dem Studium der Philologie. Nach Wien übergesiedelt war er zuerst als Professor an einem Pädagogium, später als Leiter des k. k. Schulbücherverlags thätig; in dieser angesehenen und einflußreichen Stellung fand er noch Muße zu schriftstellerischen, namentlich kulturgeschichtlichen und sprachwissenschaftlichen Arbeiten. Dr. Kreß war ein Mann von gründlichem Wissen, bescheiden in seinem Auftreten und liebenswürdig im persönlichen Umgange. Friede seiner Asche.

Am 24. Februar 1890 starb in Frankfurt a. Oder der Oberregierungsrath Karl Knatz, geboren zu Kassel am 2. Februar 1842, als Sohn des kurfürstlichen Oberappellationsgerichtsrathes gleichen Namens. Er war einer der ersten hessischen jungen Juristen, der sich nach der Einverleibung Kurhessens in Preußen der neuen Laufbahn bei den Generalkommissionen zuwandte. Er hat in Gelnhausen, Hanau, Marburg, Schleswig, Stargard, Bromberg und Frankfurt a. Oder zuerst als Spezialkommissar und dann als Regierungs- und Oberregierungsrath durch Tüchtigkeit sich ausgezeichnet und würde es bei seinem Talent noch weiter gebracht haben, wenn ihn nicht in verhältnißmäßig noch jungen Jahren eine tückische Krankheit dahin gerafft hätte. — In allen den genannten Orten hat er sich durch seine gesellschaftlichen Gaben zahlreiche Freunde erworben, welche seinen frühen Hingang ebenso wie seine Verwandten, darunter namentlich seine fünf jetzt doppelt verwaisten Kinder, betrauern. L. K.

Am 28. April starb zu Fulda im 68. Lebensjahre der Gymnasialoberlehrer a. D. Prof. Dr. Petrus

Christian Ostermann. Nekrolog folgt in nächster Nummer.

---

Eingesandt.

Zum „Napoleonsfest“.*) Die in Nr. 2 des „Hessenlandes“ abgedruckte Antwort des Herrn Dr. Otto Gerland habe ich mit Interesse gelesen und bin deshalb dem verehrlichen Herrn Einsender sehr zu Danke verpflichtet. Indessen möchte ich mir doch erlauben, betreffs der Chronologie des Gedichtes einige Einwände zu machen. Sollte es nicht doch auf einem Irrthum beruhen, wenn Herr Gerland das Gedicht auf Grund der in seinen Händen befindlichen Abschrift in das Jahr 1808 versetzt? — Mir wenigstens scheint dies unwahrscheinlich, denn sehr viele in demselben vorkommende Umstände und Begebenheiten weisen mit Bestimmtheit auf die Geburtstagsfeier des Jahres 1810 hin, wie sich dieselbe in Müllers „Kassel seit siebzig Jahren“ I. p. 27 f. beschrieben findet. Besonders der „verbrannte Luftballon“ sowie die erwähnte Einladung der Kasseler Schützen mit ihren Frauen lassen auf das obengenannte Jahr schließen. Auch hätte es Prof. Fr. Müller in seinem genannten Werke wohl sicher erwähnt, wenn in dem Jahre 1808 die Feier in solch' glänzender Weise auf Wilhelmshöhe oder vielmehr „Napoleonshöhe“ begangen wäre. Im Jahre 1809 kann wiederum das Gedicht unmöglich entstanden sein, da in diesem Jahre die Feier gar nicht in Wilhelmshöhe, sondern in Kassel selbst stattfand. Den Grund, den Herr Gerland angiebt, daß „kurz nach den Dörnbergischen Wirren wohl Niemand die Neigung und Stimmung zur Verfassung eines solchen Spottgedichtes gehabt habe“, kann ich nicht recht stichhaltig finden; denn wenn das Volk sich in der Weise an der Feier betheiligte, wie es in diesem Jahre geschah, so wird sich ein poetisches, vielleicht auch patriotisches Gemüth, wie unser Dichter, wohl kaum durch die vor einem Vierteljahr mißglückte Insurrektion haben abhalten lassen, die lächerliche, unpatriotische Ehrsucht und Vergnügungslust seiner Mitbürger zu verspotten. So kommen also nur noch die Jahre 1810 und 11 in Betracht; denn anno 1812 war Jerome grade von seinem „Russischen Feldzuge“ zurückgekehrt, und hatte wohl keine Lust, seinen „Grobian von Bruder“ so außerordentlich zu feiern, und 1813 waren die Verhältnisse auch nicht grade die geeignetsten zu einer so allgemeinen Geburtstagsfeier des Kaisers. Im Jahre 1811 könnte freilich das Gedicht entstanden sein, indessen halte ich das vorhergehende Jahr für wahrscheinlich, da verschiedene obengenannte Umstände darauf hindeuten. — Aus den angegebenen Gründen kann ich die Ansicht des Herrn Dr. Gerland in Bezug auf die Abfassungszeit des Gedichtes nicht theilen, nehme vielmehr mit ziemlicher Bestimmtheit das Jahr 1810 als solche an, wenn mir nicht andere sichere Gründe entgegen gehalten werden. Die sonstigen von Herrn Gerland gütigst mitgetheilten näheren Umstände lassen sich ja auch ganz gut mit diesem Jahr in Einklang bringen. **Ph. L.**

*) Die Aufnahme vorstehenden Artikels, der uns schon zu Ende Januar eingesandt worden ist, konnte wegen Raummangels nicht früher erfolgen. D. Red.

---

## Briefkasten.

G. E. Kassel. Dankend angenommen.

C. B. Kassel. Verspätet! Ueberdies kaum zu verwenden. Senden Sie Ausgereifteres.

E. W. Kassel. „Veilchen“ von E. v. S. wird benutzt werden. Vielen Dank.

X. Y. Kassel. Weshalb Sie Ihr Angesicht vor uns verbergen, ist uns nicht klar. Wissen Sie nicht, daß das Redaktionsgeheimniß peinlichst gewahrt werden muß? Nehmen Sie also die Maske weg.

W. R. Kassel. M. O. in D. bei Marburg. W. Hersfeld. G. A. London. Beiträge leider nicht zu gebrauchen.

Frau K.-J. u. P. T. München. Die poetischen Grüße unseres hochgeschätzten Mitarbeiters R. J. sind uns selbstverständlich sehr willkommen.

H. H. Marburg. Wie Sie sehen benutzt.

C. P. Wächtersbach. Hoffentlich sehen wir uns bald. Daß Ihr Beitrag willkommen war, zeigt Ihnen die heutige Nummer. Freundlichen Gruß.

H. Gelnhausen. Wird benutzt. Besten Dank.

---



---

**Etwaige Unregelmäßigkeiten in der Zustellung der einzelnen Nummern des „Hessenlandes“ bitten wir in der Friedr. Scheel'schen Buchdruckerei, Schloßplatz 4, anzumelden, damit alsbald Abhilfe erfolgen kann. Auch ersuchen wir die geehrten Abonnenten, uns von etwaigem Wohnungswechsel möglichst bald Kenntniß zu geben, damit eine Unterbrechung in der Zustellung unserer Zeitschrift vermieden wird.**

---

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: F. Zwenger in Fulda, Druck und Verlag von Friedr. Scheel in Kassel




№ 10. Kassel, 16. Mai 1890.

Das „Hessenland“, Zeitschrift für hessische Geschichte und Literatur, erscheint zweimal monatlich, zu Anfang und in der Mitte jeden Monats, in dem Umfange von 1½—2 Bogen Quartformat. Der Abonnementspreis beträgt vierteljährlich 1 Mark 50 Pfg. Einzelne Nummern kosten je 30 Pfg. Anzeigen werden mit 20 Pfg. für die gespaltene Petitzeile berechnet. Auswärts kann unsere Zeitschrift durch direkte Bestellung bei der Post, oder durch den Buchhandel, auf Wunsch auch unter Streifband bezogen werden; hier in Kassel nimmt die Buchdruckerei von Friedr. Scheel, Schloßplatz 4, Bestellungen, ebenso Anzeigen an. In der Post-Zeitungsliste für das Jahr 1890 findet sich das „Hessenland“ eingetragen unter Nr. 2772.



# Am Strand des Meers.

Am Strand des Meers so schön und groß
Hab' ich wie manchesmal gesessen,
Und wie ein Kind im Mutterschooß
Fühlt' ich mich aller Sorgen los,
Hab' ihm gelauscht und mich vergessen.

Wir kennen uns. Vor langer Zeit
Hab' ich zuerst bei ihm gestanden
Und hab' ihm all mein junges Leid
Und meine Hoffnungslosigkeit
Bekannt — und ward von ihm verstanden.

Und als ich ihm von dir erzählt,
Von unsrer Lieb' und unsrem Wehe,
Wie hat sich da das Meer beseelt,
Als ob die Sehnsucht, die uns quält,
Durch seine Riesenadern gehe.

Und wenn ich deinen Namen nannt',
Sank ich dabei auf's Knie wohl nieder,
Und wenn ich unser Glück gestand,
Berührt' es zitternd meine Hand
Und rauschte leis: „Erzähl' mir's wieder!“

Und als ich einst zum Tod verletzt
Ihm sagt', du habest mich verlassen.
Da hat's mit Thränen mich benetzt,
Ich sah's erbeben und zuletzt
Sah ich's im Mondenlicht erblassen.

Wir kennen uns. An seinem Strand,
In seinem Flüstern und Gebrause,
Träum' ich vom fernen Vaterland,
Vergesse, daß ich arm, verbannt —
Und wähn' auch wohl — ich wär' zu Hause.

Salina-Cruz, am Stillen Ozean. Januar 1890.

**Ricardo Jordan.**



# Albrecht Christian Ludwig von Bardeleben.

## Kurfürstlich Hessischer Generallieutenant.

## 1777—1856.

Ein Erinnerungsblatt von C. v. Stamford.

(Fortsetzung.)

### VII. Friedensjahre.

### 1816. 1817.

Nicht lange war seines Bleibens in Rotenburg. Ein Theil des ehemaligen Hochstifts Fulda wurde dem Kurfürstenthum Hessen einverleibt; am 1. Februar 1816 ergriff der kurfürstliche Kommissar Besitz von dem Lande und das Füsilierbataillon Landgraf Karl rückte in die Hauptstadt Fulda ein. Seinem Kommandeur wurde bald danach, am 8. Februar, für seine Dienste im Felde der Orden pour la vertu militaire verliehen. Die Bevölkerung des Ländchens, welche seit dem Jahre 1803, in welchem das Fürstbisthum säcularisirt worden war, jetzt in die vierte Hand gelangte, konnte nicht wohl von besonderer Begeisterung für Deutschlands Befreiung oder den Anfall an Kurhessen erglühen — Bardeleben schrieb an den General von Dörnberg*) „hier ist kein deutscher, sondern nur ein widriger Fuldaer Sinn zu finden**).“ In dieser kühlen Atmosphäre trieb es den Vaterlandsfreund, die Gemüther ein wenig zu erwärmen, den Sinn für das, was vor wenig Jahren die Befreiungskriege herbeiführte und Deutschlands Jugend entflammte, auch hier zu wecken. Er benutzte jede Gelegenheit, um in deutsch-nationalem Sinne zu wirken. So verfaßte er ein kleines Schauspiel „Die Freiwillige“, in welchem ein edles deutsches Mädchen, das im Jahre 1813 in das Jägerbataillon des Obersten von Rosenbach als Freiwilliger eintritt, die Hauptrolle spielt. Für Rosenbachs Figur gab der General von Dörnberg das Vorbild ab, der Führer des Aufstandes vom Jahre 1809 in Hessen gegen das westphälische Regiment; ihm, welchen Bardeleben aufs höchste verehrte, wurde auch das Stück gewidmet. Ein Vorspiel dazu „Die Gräber auf dem Forste bei Kassel“ betitelt, verläuft kurz nach der Hinrichtung der hessischen Patrioten an der Stelle, wo sie verbluteten; die verlobte Braut des Lieutenants von Hasserodt, des einen dieser Opfer, klagt zu nächtlicher Stunde über seinem Grabe, trifft zwei Patrioten, Vater

*) Dörnberg stand in hannöverschem Dienste, aus welchem er 1814 beurlaubt worden war, um dem Kurprinzen von Hessen in Führung des kurhessischen Korps zur Seite zu stehen.

**) Obige Behauptung bedarf denn doch einer sachlichen Richtigstellung. Wahr ist es, daß die Fuldaer für den Anfall an Hessen im Jahre 1816 nicht erglühten, irrig ist es dagegen, den Fuldaern den Vorwurf des Mangels an deutscher Gesinnung zu machen. Es ist ja bekannt, daß es gerade deutsch-gesinnte Fuldaer Jünglinge der damaligen Zeit waren, wir wollen hier nur J. Förster, M. Hodes und die Brüder Stöhr nennen, welche später, unter Kurfürst Wilhelm II., ihre jugendliche Begeisterung am schwersten büßen mußten. Die hessische Festung Spangenberg weiß davon zu erzählen. Und wem anders verdankte denn der Oberst von Dörnberg nach dem Mißlingen des von ihm geleiteten hessischen Aufstandes gegen die Fremdherrschaft im Jahre 1809, seine Rettung, als einem Fuldaer Bürger? Noch vor wenigen Monaten wurde in hessischen und auswärtigen Blättern dieser muthigen patriotischen That des Poststallmeisters J. B. Oswald die größte Anerkennung ausgesprochen und der General von Dörnberg hat sein ganzes Leben lang seinem wackeren Retter die dankbarste Gesinnung bezeugt. Daß aber damals die Fuldaer sich für Kurhessen, an welches sie am 31. Januar 1816 von Preußen abgetreten worden waren, nicht leicht erwärmen konnten, wird jeder erklärlich finden, der die Geschichte der beiden Nachbarländer genauer kennt und sich der Mißhelligkeiten erinnert, die von Alters her nur zu oft zwischen Hessen und Fuldaern bestanden. Damals wären die Fuldaer viel lieber preußisch geblieben, zumal, einzelne rühmliche Ausnahmen abgerechnet, anfänglich weder die hessischen Beamten, noch die hessischen Offiziere es verstanden, sich in Fulda Sympathien zu erwerben. Der Gegensatz zwischen Fuldaern und Hessen, ungeachtet sie eines Stammes, des chattischen, waren, währte fort bis zum Erlaß der Verfassung vom 5. Januar 1831. Erst diese bildete den Kitt zu einer innigeren Vereinigung, die denn auch um so fester und dauerhafter wurde. Aehnliche Verhältnisse wie in Fulda bestanden in jener Zeit in Hanau und doch war die Grafschaft Hanau-Münzenberg schon 80 Jahre früher, am 28. März 1736, Hessen-Kassel zugefallen und vom Erbprinzen Wilhelm von Hessen, dem nachmaligen Kurfürsten Wilhelm I., von 1764—1785 musterhaft regiert worden.

und Sohn, deren Leben in höchster Gefahr schwebt und treibt sie an, sich zu retten.

In dem eigentlichen Stücke treten letztere Beiden auf, der Vater hat den für die Befreiung des Vaterlandes begeisterten Sohn Wilhelm zurückgehalten, als 1813 das Volk sich erhob, er fürchtete ihn zu verlieren. Die Kriegsereignisse führen Rosenbach mit seinem leichten Korps in den Ort, wo der Vater, ein Jugendfreund von ihm, lebt; in der Truppe dient ein junger Freiwilliger, welcher bereits für sein tapferes Verhalten mit dem eisernen Kreuze geschmückt wurde, er ist bei der Einnahme des Ortes verwundet worden und hat sich als Mädchen bekennen müssen. Sie sieht hier Wilhelm wieder, welchen sie ein Jahr zuvor kennen lernte und heimlich liebt; die Herzen finden sich und da Rosenbach der entdeckten Freiwilligen das fernere Tragen der Waffen nicht gestatten konnte, tritt Wilhelm an die Stelle der Geliebten, um den großen Kampf mitzustreiten. Die heldenmüthige Jungfrau übergiebt ihm ihre Waffen und segnet ihn für den Auszug in den heiligen Streit.

Der Verfasser erreichte es, daß sein Stück am 25. März 1817 auf dem Liebhabertheater in Fulda zur Aufführung kam, dann einigemale wiederholt wurde. Den Ertrag dieser Vorstellungen übergab man Herrn von Bardeleben und er vertheilte ihn an nothleidende Unteroffiziere und Soldaten seines Bataillons. Hier hat man sich zu erinnern, daß die Soldaten damals vielfach noch den größeren Theil ihres Lebens dienten, daher eine große Zahl derselben Frau und Kinder hatte. Bardeleben ließ sein Stück auf eigene Kosten drucken, die aus dem Verkaufe des Büchleins erzielten Einnahmen ließ er ebenwohl Unteroffizieren und Soldaten zugute kommen.

Da er edle vaterländische Empfindungen in seiner Seele pflegte, so lag der Gedanke nahe, den Männern, welchen er mit dem ersten Theile seines Schauspiels ein Andenken sichern wollte, ein mehr sichtbares Zeichen zu ihrem Gedächtnisse zu schaffen. Bardeleben faßte den Plan, auf der Stätte ihres Todes ein Denkmal für die Hingerichteten aufzustellen. Mit Wärme und kräftiger Thätigkeit ging er an die Verwirklichung der Idee. In diesem Sinne widmete er „Die Freiwillige“ dem General von Dörnberg, welcher im Jahre 1809 nahe daran gewesen war, das Schicksal der Erschossenen zu theilen, und wandte sich in einem seine Verehrung für den General bezeugenden Schreiben an diesen. Dem Kurprinzen von Hessen, dessen Gemahlin Auguste, königlicher Prinzessin von Preußen, dem Feldmarschall Fürsten Blücher, dem Minister vom Stein, dem Staatskanzler Fürsten Hardenberg, den Generalen von Gneisenau und von Bülow, sandte er „die Freiwillige“ zu und unterrichtete sie von seinem Plane für das Denkmal, um ihre Unterstützung bittend. In ausführlichem Briefe wandte er sich an Arndt mit gleichem Gesuche und äußerte darin u. A. „der Wahrheit glaube ich es schuldig zu sein, daß ich sage, wie mich das Lesen Ihrer Schriften, die einer glühenden Patriotenbrust so feurig entquollen, gänzlich aus einer Betäubung gerissen hat, in die ich leider, mit der Menge zweifelnd, gesunken war — ich will nicht leugnen, wie ich oft im Stillen die Blätter befeuchtet, auf welchen zerschmetternde Verdammungsurtheile standen — aber dennoch fühlte ich tief die Wahrheit und richtete mich auf . . . .“ An Jahn, den Turnvater, an den Oberpräsidenten von Vincke, die Generale von Müffling, von Borstell, von dem Knesebeck richtete Bardeleben ebenfalls Schreiben neben Uebersendung seines Stückes. Um diesem Verbreitung zu erwirken, wandte er sich an die Direktionen der Theater zu Kassel, Berlin, Braunschweig, Hannover, Frankfurt, Dresden, Breslau, Weimar, Hamburg 2c. mit der Bitte, „die Freiwillige“ aufführen zu lassen, um durch den Erlös je einer Vorstellung einen Zuschuß zu dem Denkmale zu erhalten. Noch an verschiedene andere fürstliche Personen und ausgezeichnete Männer außer den obengenannten richtete der für seine Sache unermüdlich thätige Mann seine Worte, welche die Wahrheit und Tiefe seines Empfindens bekunden.

Am 12. Mai 1817 ging das Gesuch an den Kurprinzen ab; dessen eigenhändige Antwort ist vom 28. Mai datirt und hatte nachfolgenden Wortlaut:

„Mein Lieber Major von Bardeleben. Deren Schreiben vom 12. May habe Ich richtig erhalten, nebst Angelegtem Beweiß Ihrer Wohlgerichteten Dramatischen Laune. Es ist so nützlich als Lobenswerths den Allgemeinen Sinn, auf die Anerkennung Vaterländischer Gesinnung; und solcher Beyspiele als vor Uns auf dem Forst begraben liegen zu richten. Mögten sie stets danckbar berücksicht werden. Mit dem Reinsten Gefühl Vaterländischen Sinns und dem Sichern Gefühl alles für Meine dereinstigen Hessen thun zu können; deren Glück stets die Sorge Meines Leebens und zukünftigen Regierung ausmachen wird, wünschte Ich daß keine zu hohe Meinung von Mir entstünde die Ich Irgend nicht zu Rechtfertigen im Standte waere. Offenheit und Genaue Rechtschaffenheit, werden diese nebst der Anerkung (Anerkennung) des sich für alle Stets hingebenden Soldaten Standtes beseelen: und für dessen Wohlstand Immer als Soldat selbst besorgt bleiben. Die Errichtung eines Denkmahls für diese braven habe Ich laengst gewünscht

Doch so gerne Ich die Erbauung eines Denkmahls für diese schon jetzt wünschte und befördern moegte. So hoeher geht der Wunsch hervor es vielleicht jetzt noch ausgesezt zu sehen um es noch um so würdiger Realisiren zu können.

Mit Achtung verbleibe des Herrn Majors Wohlaffection irter
Wilhelm KP.

Bardelebens Thätigkeit fand ein Ende; der Landesherr der Zukunft sprach seinen Wunsch aus, das Werk noch ausgesetzt zu sehen, doch dabei in unzweideutiger Weise die Absicht, es dereinst kräftig zu unterstützen. Major von Bardeleben sandte seinen Bittschreiben um Unterstützung nun Andere nach, durch welche er jene zurückzog und Alles rückgängig machte.

Im Januar 1816 waren die Füsilierbataillone der vier Linienregimenter: Kurfürst, Kurprinz, Landgraf Karl und Prinz von Solms, von 4 auf 2 Kompagnien verringert; die vier der beiden ersten Regimenter bildeten das Füsilierbataillon v. Lepel, die der Regimenter L. Karl und Pr. v. Solms das Füsilierbataillon von Bardeleben, ohne jedoch aus dem Regimentsverbande geschieden zu werden. Bei den Grenadieren bestand diese Zwitterorganisation seit langer Zeit. Schon im Herbste von 1817 ging eine neue Wandelung der Füsiliere vor sich, die beiden Bataillone wurden zu Füsilier-Landwehrregimentern umgeschaffen, Bardelebens Bataillon bildete das 2. dieser Regimenter.

Bardeleben verlor sein seitheriges Füsilierbataillon und verblieb im Regimente Landgraf Karl. Hierdurch ergab sich der Umstand, daß eines der beiden nunmehr jenes Regiment bildenden Musketier-Bataillone von einem im Dienstalter hinter dem Major von Bardeleben stehenden Stabsoffizier befehligt wurde, während dieser ohne Kommando blieb — ein für ihn peinliches und drückendes Verhältniß, welches noch einen besonderen Beigeschmack dadurch gewann, daß im Januar 1818 das Regiment zum Füsilier-Regimente ernannt wurde.

Als nach drei Monaten die Lage sich nicht geändert hatte, bat Bardeleben um seinen Abschied und gab offen als Ursache seines Gesuches an, daß ein jüngerer Stabsoffizier als er in dem Regimente ein Bataillon führe, während er überzählig sei. Dieser Schritt berührte höheren Ortes unangenehm — er wurde als dienstwidrig bezeichnet, weil früher eine allerhöchste Ordre erlassen war, welche aussprach daß nicht die Anciennetät die einzige Richtschnur für die Beförderung sein solle, und weil ferner eine Bestimmung des hessischen Dienstreglements von 1792 besagte, daß ein Offizier ein Abschiedsgesuch nur einreichen könne, wenn ihn häusliche Verhältnisse oder Krankheit dazu nöthigten. Bardeleben hatte sich übrigens mit Einreichung seines Gesuches krank gemeldet. Großes Aufsehen erregte der Schritt im Offizierkorps und mehrere seiner ihm näherstehenden Kameraden wandten sich brieflich an Bardeleben, ihre Ueberraschung, ihr Leidwesen auszusprechen, daß ein solcher Mann scheiden wolle.

An den Kurprinzen Wilhelm richtete Bardeleben ein Schreiben, in welchem er seinen Schritt zu rechtfertigen suchte, darin sprach er aus, er habe es nicht würdig gefunden, in seinem Gesuche Unwahrheit zu sagen, die Wahrheit sei vielleicht als dienstwidrig betrachtet worden, der Kommandeur wolle ihm nicht wohl. „Hätte ich eine mein Ehrgefühl kränkende und unverdiente Zurücksetzung gleichgültig betrachten können, so hätte vielleicht die Besorgniß als Familienvater das Gefühl der Ehre überstimmt und ich hätte mich dann leicht in dem Fortbezug meiner Besoldung erhalten können — aber wer seiner Ehre kein Opfer zu bringen vermag, der wird es auch nie für Fürst und Vaterland vermögen und sein ganzes Streben kann dann nur klingenden Lohn zum Zweck haben . . .“ Der Prinz erwiderte eigenhändig unter'm 8. Februar „. . . Es ist eine Persöhnlichkeit Ihres Vorgesetzten Staabs-Offiziers, dabei in keiner Art zu verkennen:*) und Ich überzeuge mich gern von einem Offizier wie Sie sind daß Sie keine (dem) Dienst (zuwider laufende) Ordnung . . . eigentlich verlezt haben . . . . . Ich habe den Inneren Wunsch, einen Offizier von Ihren auf Vaterlandsliebe und reines Gefühl für Ehre gegründeten Eigenschaften für die Folge nicht zu verliehren. Ich habe daher das feste Vertrauen auf Ihre Anhänglichkeit an Meine Persohn und den Vaterländischen Dienst, daß Sie keine Militair noch andere Dienste nehmen werden . . . . Ich gebe Ihnen dahingegen nicht nur die Versicherung auf Mein Fürstliches Ehrenwort, daß Ich Sie nach erfolgtem Antritt Meiner Regierung sogleich anstellen werde; daß Ihre Anciennetaet Ihnen nicht nur vorbehalten . . . . sondern daß Sie schon in Meinen desfallsigen Listen vortheilhaft verzeichnet sind . . . .“

So hatte der Fürst, welcher in dem Feldzuge von 1814 sich über diesen Offizier ein günstiges Urtheil zu bilden vermochte, ihm in Bezug auf den nun vorliegenden Fall vollständig Recht gegeben und ihm in sehr schmeichelhafter Weise einen Wechsel auf die Zukunft ausgestellt. Bardeleben sprach sich gegen ihn mit tiefem

*) Dieses war der Oberst en chef Karl v. Haynau, ein Sohn des Kurfürsten, aus dem Feldzuge von 1815 uns bekannt.

Danke aus; er läßt noch Streiflichter auf die sein Abschiedsgesuch veranlassenden Verhältnisse fallen, durch welche ersichtlich wird, daß er durch eigene Ansicht und Urtheil seinem Kommandeur unbequem gewesen war.

Der 16. Februar 1818 brachte den Abschied; eine Pension war zu jener Zeit Gnadensache und der Offizier, welcher in solcher Weise abging, hatte wie begreiflich aus Gnade nichts zu erwarten. Der Kurprinz ließ es nicht bei der Aussicht in eine bessere Zukunft bewenden, er ließ durch den ihm nahestehenden Oberstlieutenant von Cochenhausen*) Eröffnungen machen, auf welche Bardeleben jenem im März antwortete . . . . „Du kennst meine Gesinnung und den Gang meiner Empfindungen . . . Du wirst begreifen, daß ich die Auszahlung meines verlorenen Soldes nicht als den schönsten Theil der Handlung betrachte, sondern daß die Art und Weise, wie es geschehen, mir den Beweis giebt, wie schön und tief der Prinz empfindet — und gerade das macht mich glücklich und zieht mein Herz (sowie das Deine) zu ihm hin, das ihm stets mit aller Wärme ergeben bleiben wird . . .“ Dem vertrauten Freunde theilt er noch mit, daß des Kurprinzen Wort „Sie werden uns doch nicht verlassen?“ im Februar von 1807 zu Schleswig gesprochen, ihn davon abgehalten habe, den dringenden Vorstellungen seines Schwagers von Bockum-Dolffs und des Kriegministers von Rüchel — wirklich in den preußischen Dienst einzutreten — in jenem Jahre nachzugeben. „Zu Ende des Jahres 1813 wurden mir durch Verwendung des Prinzen Bernhard von Weimar vortheilhafte Zusagen gemacht, um mich zum Eintritt in die österreichische oder preußische Armee zu bestimmen, allein es zog mich allgewaltig nach Hessen und der Kurprinz fesselte mich abermals . . . . Von diesem Augenblick an betrachte ich mich gänzlich als im Dienste des Kurprinzen . . .“ Einem anderen Freunde, dessen Lebenslauf später mit demjenigen Bardelebens manches Aehnliche aufweisen sollte, dem Major Müldner zu Hanau, setzte er seine Lage auseinander, um ihm darzulegen, daß ihm nichts Anderes übrig geblieben, als den Dienst zu verlassen.

*) Christian Friedrich von C., ein hervorragender, hochgebildeter Offizier, der sich in verschiedenen Stellungen bewährte, zu dieser Zeit im Generalstabe.

Als er mit sich ins Klare gekommen war, hatte unser Freund, dessen Liebe zum Landleben und zur Natur wir in dem Kinde wie bei dem Manne hervortreten sahen, die Absicht gefaßt, statt des Schwertes, welches er niederlegen mußte, den Pflug in die Hand zu nehmen und selbst seinen Kohl zu bauen. Durch die Familienbeziehungen seiner Conradine würde er die Möglichkeit einer bescheidenen Landwirthschaft gefunden haben — er gedachte, da er nach dem schrecklichen Gebote des Krieges so manches Feld hoffnungsvoller Saat hatte zerstampfen helfen, nun dafür selber als eine schwache Sühne der Menschheit Saaten zu widmen. Doch es war anders über ihn beschlossen und eine Wirksamkeit von hoher Bedeutung sollte seine unfreiwillige Muße ausfüllen, wodurch er seinem Fürsten und dem vaterländischen Heere größere Dienste leistete, als wenn er in Fulda überzähliger Stabsoffizier, demnächst sogar Bataillonskommandeur, geblieben wäre.

Kurprinz Wilhelm hatte Bardeleben zur Lösung einer Aufgabe ausersehen, welche ihm des Näheren in Kassel eröffnet werden sollte; dorthin begab er sich gegen das Ende des März 1818, seines nunmehrigen Gebieters Willen zu vernehmen. —

(Fortsetzung folgt.)



# Erinnerungen an den Marburger Volksdichter Dietrich Weintraut.

Von E. Mentzel.

(Fortsetzung.)

Die dramatischen Arbeiten Weintrauts, die ich kenne, sind sämmtlich in Versen und theilweise in Marburger Mundart geschrieben. Ihre Fabeln scheinen wirklichen Vorkommnissen entnommen zu sein, deren Thatsachen selbstverständlich frei umgebildet und mit urwüchsigem Humor behandelt wurden. Wer die Marburger Verhältnisse in der Entstehungszeit dieser Lokalpossen kannte, hat natürlich den wahren Kern derselben durch den Schleier der Dichtung leicht hindurchgesehen. Diese Erkenntniß scheint nicht immer Wohlbehagen erweckt, ja sogar, weil Weintraut meist wunde Punkte im bürgerlichen Leben satirisch blos stellte, manchmal bös Blut gesetzt zu haben. Ohne Zweifel war dies nach dem Erscheinen des lustigen Schwankes „Der Maskenball“, oder

„Der Wind weht gut“ der Fall. Des Dichters Spott wendet sich in dieser Lokalposse gegen die damals in Marburg herrschende Unsitte, Gegenstände zu versetzen und auf's Pfandhaus zu tragen, nur um den Maskenball besuchen zu können.

In dem Stückchen selbst wird folgender Vorgang geschildert. Anna, die Tochter des Rathsherrn Schlender und Braut des Studenten Silberbrill, läßt die Uhr ihres Vaters durch den Stiefelwichser Wind versetzen, weil sie durchaus das Faschingsvergnügen mitmachen will. Wind wird als Dieb arretirt und in's Gefängniß gesetzt, während Anna in der Studententracht ihres Geliebten sich auf dem Maskenballe köstlich amüsirt, bis sie schließlich von einem anderen Studenten gefordert wird. Unterdessen gesteht der Stiefelwichser im Gefängniß, wie er zu der Uhr gekommen ist, und die entstandene Verwirrung wird durch einen heiteren Schluß gelöst.

Eine nur flüchtig skizzirte, aber gewiß nach dem Leben gezeichnete Figur des Stückchens ist die überspannte Frau Schlender. Nur einem Studirten will sie ihre Tochter geben, weil sie dieselbe für einen Geschäftsmann viel zu gebildet hält. Solche Bürgerfrauen, in deren Köpfen die geistige Atmosphäre der Hochschule wunderliche Begriffsverwirrungen über Bildung und die aus derselben hervorgehenden Ansprüche angerichtet hat, gehören wohl zu den stehenden Typen jeder kleinen Universität. Man sieht, Weintraut griff wirklich in's volle Menschenleben, als er diesen Lokalscherz dichtete. Es ist deshalb als ein Sieg seiner Muse zu betrachten, daß seine Witze mitten in's Schwarze trafen und in den geschilderten Kreisen eine große Erregung hervorriefen.

Dies brachte Weintraut auf den lustigen Einfall, sich selbst in einem Gedichte zu verspotten, das den Titel führte „Der Wind hat schlecht geweht“. Er schickte die poetische Epistel anonym dem Herrn Verlagsbuchhändler Elwert in Marburg, der keine Ahnung davon hatte, wer der Verfasser sei, und sofort zu Weintraut kam, um mit seiner Hilfe die Spur des letzteren aufzufiuden. Elwert, der viel auf Weintraut hielt und ein durchaus nobler Mann war, wollte das Gedicht nicht drucken, fügte sich aber schließlich den Wünschen des Dichters. Dieser gab die feste Versicherung, sich durchaus nicht über die Veröffentlichung der Satire ärgern zu wollen und wünschte, da der Erlös für einen milden Zweck bestimmt war, einen recht guten Absatz. Weil niemand eine Ahnung von dem Schelmenstreich Weintrauts hatte und Jedermann glaubte, daß dieser für seine poetischen Ausfälle einmal gehörig abgestraft worden wäre, wurde dann auch das Gedicht sehr gut verkauft. Eine Stelle aus demselben, welche klar beweist, welch' großes heimliches Vergnügen es Weintraut bereitete, sich einmal selbst zu verspotten, soll hier folgen:

„O du Weidenhäuser Dichter stör' nicht andrer Menschen Freude,
Schabe lieber deine Felle, falze lieber deine Häute!
Führ den Schlichtmond und die Zange statt der spitzen Gänsefeder
Und statt deiner schlechten Reime mache gutes Oberleder!
Laßt uns unsern Dichter krönen, das war Brauch in alter Zeit,
Macht von Nessel ein Geflechte, nicht den Lorbeerkranz entweiht!
Jünglinge und Mädchen windet diese schöne Nesselkrone,
Daß sie unserm ächten Satyr seine große Mühe lohne!
Blickt auf Kleon, jenen Gerber in Athens Geschichte nur,
Ja, man merkt die Ochsenhäute machen stößige Natur“ 2c.

Trotz dieser Epistel oder vielleicht gerade in Folge derselben erschien das Lustspiel „Der Maskenball“ in zweiter Auflage. Weintraut setzte die Worte Uhlands als Motto auf dieselbe:

Nicht an wenig stolze Namen
Ist die Liederkunst gebannt,
Ausgestreuet ist der Samen
Ueber alles deutsche Land.

Durch diesen Vers suchte Weintraut augenscheinlich in schlichter, aber wirksamer Weise das ihm oft in den Weg tretende Vorurtheil zu bekämpfen, daß ein einfacher Bürger zum Dichter nicht berufen sei. Auch an manchen anderen Stellen vertheidigte er sein Recht, sich poetisch von dem befreien zu können, was ihm Herz und Geist bewegte. Wie Uhland, dessen Lieder und Balladen den tiefsten Eindruck auf den begabten Volksdichter machten, so schien auch dieser zu denken:

Singe, wem Gesang gegeben,
In den deutschen Dichterwald!
Das ist Freude, das ist Leben,
Wenn's von allen Zweigen schallt.

Weintraut sang denn auch wie ein Vogel im Walde, der nun einmal nicht anders kann und des „Herzens volle Triebe keck im Klange frei gibt“. Mehr Lohn als einem Waldessänger, dem der Wandrer andächtig zuhört, ist unserem Dichter auch wohl nie zu theil geworden. Der Erlös seiner Dichtungen war stets für milde Zwecke bestimmt und niemals hat ihm selbst seine freie Kunst klingenden Lohn eingetragen.

Sehr wünschenswerth wäre es, festzustellen, ob Dietrich Weintrauts Stücke jemals zur Aufführung gekommen sind. Selbstverständlich denke ich nur an deren Darstellung durch Marburger Kinder. Ganz abgesehen von ihrem an die Lokalität gebundenen Inhalte, würde diesen

Schwänken der häufig angewandte, ziemlich schwere Dialekt die Bühne verschlossen haben. Was ich nicht weiß, darüber können vielleicht ältere Marburger Aufschluß geben, deren Jugend in die vierziger Jahre dieses Jahrhunderts fällt*). —

*) In einer dieser Lokalpossen, deren Titelblatt leider fehlt, kommt am Schluß folgender Chor der „Fidelen" vor, der wie Weintraut angibt, nach der Weise des Champagnerliedes aus „Don Juan" von Mozart gesungen werden soll.

Wer will wohl heute und wer will morgen
Sich mit ernsten Gedanken bemüh'n?
Wer will sich quälen und wer will sorgen,
Wenn ihn Freude und Frohsinn umblüh'n! —

Find'st du das Leben auf offener Straße,
Nimm es am Arm und führ' es herein,
Wärme und stärk' es mit schäumenden Glase
Reiche ihm Liebe, reiche ihm Wein!

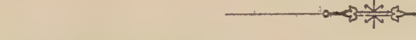
Willst du mit Laune dann von ihm hören
Horche dem Einen, dem ist es Sein,
Laß' dich dann auch von dem Andern belehren
Und er nennet es glänzenden Schein!

Und inmitten von Beiden bleib' stehen,
Halt dich am Sein und halt' dich am Schein!
Damit pflegt es am Besten zu gehen,
's lebe die Liebe — 's lebe der Wein!

(Wie sich der Sohn Dietrich Weintrauts erinnert, sind nach Erzählungen seiner Eltern einige Lokalpossen des Dichters in Marburg aufgeführt worden.)

Da Dietrich Weintraut durch seinen engen Lebenskreis an die Schilderung solcher Menschen gebunden war, die er um und neben sich erblickte, so hat er auf dramatischen Boden nicht so festen Fuß fassen können, als auf dem Gebiete der Lyrik. Ohne seinen anderen Arbeiten zu nahe zu treten, kann man deshalb behaupten, daß seine lyrischen Gedichte die Krone seiner Leistungen sind. Weintrauts lebhafter Natursinn, den die schöne Lage und Umgebung Marburgs von früh an gepflegt und genährt hatte, sein feurig für alles Gute und Schöne empfindendes Herz, das sind von seiner Jugend bis in sein Alter die beiden nie versiegenden Quellen seiner Poesie gewesen. Wie sich in einem kräftigen Organismus die eingenommene Nahrung hauptsächlich in frisches rothes Blut umsetzt, so gestalten sich in Weintrauts ächten Dichtergemüthe alle von außen an ihn herantretenden Eindrücke zur schöpferischen poetischen Stimmung. Erfreut sein Auge der Wald zur Lenzeszeit, erquickt ihn der Gesang eines Vogels, der Anblick eines blühenden Zweiges, einer Blume, oder berühren Lust und Weh die feingestimmten Saiten seines Herzens, so wandeln sich ganz von selbst seine Gedanken und Empfindungen zum Liede um.

(Fortsetzung folgt)



## Sommernacht.

Tausend goldne Sterne glänzen
An des Abendhimmels Pracht;
Duftig liegst du, ohne Gränzen,
Wundervolle Sommernacht.

Jubeln möcht' ich, doch ich neige
Stumm das Haupt zum Erdengrund;
Wenn die Himmel reden, schweige,
Schweige, armer Menschenmund.

D. Sauf.

## Die ersten Veilchen.

Frühling war's. Im Dom zu Fulda
Stand ich neben einem Priester
Vor dem Altar der Maria,
Die im Arm den Jesusknaben. —
Als der würd'ge Herr dann leise
Mich zum nächsten Bild geführet
Und im Flüsterton erzählte
Die Geschichte dieses Heil'gen,
Kam ein kleiner, blonder Knabe
Zu dem Altar der Maria,
Betete mit lauter Stimme,
Sah sich ängstlich um und stieg dann
Rasch hinauf — und stand schon oben
Vor dem Muttergottesbilde,
Streichelte den Jesusknaben,
Als mein würdiger Begleiter
Ihn erblickt und rasch herabhebt,
Fragend: „Kind, was willst du oben?"
Und der Kleine hebt das Händchen
Hoch empor zum greisen Priester:
„Ach, Herr, diese ersten Veilchen
Sollt' das kleine Jesuskindlein
Eben von mir armem Kinde
In das offne Händchen haben."
Himmlisch lächelnd hebt der Alte
Daß der Knabe kann die Blümlein
Legen in des Christkinds Hände,
Ihn hinauf zum Altarbilde.
Gleich den Engeln lacht der Spender,
Dankbar trollt er dann zum Thore — —
Und der Duft der ersten Veilchen
Säuselt süßer wie der Weihrauch,
Unschuldsvoll, naturgeboren
Auf zur Himmelskönigin!

B. Traudt.

# Aus alter und neuer Zeit.

## Skizzen aus der hessischen Kriegsgeschichte.

Von Freiherrn Maximilian von Ditfurth,
weiland kurfürstlich hessischer Hauptmann.

IV.

Ueberfall der hessischen Besatzung der Bergfeste Spangenberg 1758 durch die Franzosen.

Der General-Lieutenant von Crillon, welcher Ende November 1758 von der bei Kassel lagernden französischen Hauptarmee mit einem starken Korps beordert worden war längs der beiden Fulda-Ufer bis Hersfeld hin Fouragirungen vorzunehmen und Kriegssteuern beizutreiben, erachtete zur Sicherstellung dieser Unternehmungen vor Allem den Besitz der Bergfeste Spangenberg für erforderlich.

Die daselbst vorhandene hessische Besatzung für stärker haltend als sie war, suchte er sich dieses Postens zunächst wo möglich durch List zu bemächtigen. Zu diesem Zwecke entsendete er den 9. November einige Abtheilungen über Mörshausen auf die Höhe von Bergheim und ließ sie daselbst in höchst auffallender und die Aufmerksamkeit der Besatzung auf sich ziehenden Weise eine Stellung einnehmen, Patrouillen aussenden u. s. w. Er selbst dagegen rückte von Melsungen aus mit mehreren Grenadier-Kompagnien über den waldbewachsenen Schöneberg ganz verborgen gegen Elbersdorf vor.

Wie Crillon richtig vorausgesetzt hatte, ward die Aufmerksamkeit der Schloßbesatzung auf die bei Bergheim sichtbar gewordenen Abtheilungen in so hohem Grade in Anspruch genommen, daß sie die Umsicht nach den anderen Seiten hin gänzlich vernachlässigte. Und so geschah es, daß, während die Besatzung ihre Blicke fast ausschließlich auf eine von ihr zur näheren Kundschaftung gegen Bergheim hin abgesendete Patrouille gerichtet hielt, die über den Schönberg herangeführte Abtheilung der Franzosen, unter Benutzung verschiedener Hohlwege gänzlich unbemerkt nicht nur Elbersdorf passirte, sondern auch noch die nordöstliche Seite des Schloßberges zu ersteigen begann und sich dem auf der Südseite belegenen Eingang näherte. Um solchen genau auszukundschaften, ging Hauptmann von Crillon (ein Sohn des Kommandirenden), von 2 Offizieren und 1 Tambour begleitet, um sich schlimmsten Falles für einen Parlamentär ausgeben zu können, gerade zu auf das Schloßthor los. Als er hierbei wahrnahm, daß die Besatzung — wahrscheinlich um den Rückzug der von ihr ausgesendeten Patrouille sicher zu stellen — ganz unverantwortlicher Weise auch noch das Thor offen und die Zugbrücke niedergelassen hatte, so erachtete er es nicht weiter für nöthig, erst noch lange Zeit mit Unterhandlungen zu verlieren, sondern stürzte sich mit seinen Begleitern auf die Zugbrücke, stach die dort stehende Schildwache nieder und behauptete sich so lange im Thoreingange, bis die nachfolgenden Grenadiere zur Hilfe heranzukommen vermochten. Diese erzwangen solchergestalt den Eingang in das Schloß, worauf die Besatzung — ohnehin nur aus 43 Mann Halbinvaliden bestehend, das Gewehr streckte und sich zu Kriegsgefangenen ergab. —

V.

Ueberfall von Bremen im Feldzuge 1759.
Um den Franzosen in der Besitznahme der sich neutral erklärt habenden freien Reichsstadt Bremen zuvor zu kommen, hatte der Herzog von Braunschweig dem hannoverschen General-Major von Drewes Befehl ertheilt, mit zwei hannoverschen, einem hessischen und einem braunschweigischen Regiment sich dieser Stadt durch List oder Gewalt zu bemächtigen.

Demgemäß hatte General-Major von Drewes in der Nacht zum 15. Juni diesem Orte von verschiedenen Seiten her sich unbewußt genähert und alle dahin führenden Zugänge besetzt. Nachdem nun ein vor dem Bunten-Thor befindlicher — von einigen Stadtsoldaten besetzter Außenposten — am s. g. Katzenthurm — von einer Abtheilung von einem Hauptmann und 100 Mann des hessischen Regiments in aller Stille überfallen und aufgehoben worden war, erhielt dieser Hauptmann Befehl, sich nach Tagesanbruch an das Bunte-Thor zu begeben und zunächst für seine Person unter dem Vorwande Einlaß zu begehren, um mit dem ersten Bürgermeister über Gestattung des freien Durchzugs eines kleinen Detachements nach Vegesack hin zu unterhandeln; sodann aber je nach Umständen zu handeln, um sich jenes Einganges zu bemächtigen.

Da der an jenem Thore Wache haltende Offizier der Stadtmiliz auf dieses Vorgeben erwidern ließ, daß er hierüber erst Meldung erstatten müsse, so verlangte jener hessische Hauptmann ihn erst noch persönlich zu sprechen, wozu sich derselbe auch bereitwillig finden ließ, sich vor das Thor hinaus begab und dabei vollends noch die Unvorsichtigkeit beging, während dessen sowohl die Zugbrücke niedergelassen als auch das Thor geöffnet zu halten.

Als der hessische Hauptmann dieses gewahr wurde, suchte er in vertraulichem Gespräche sich immer mehr der Zugbrücke und der dabei aufgestellten Schildwache zu nähern. Als ihm dieses genugsam gelungen war, stürzte er sich auf dieselbe los und entwaffnete sie, während gleichzeitig einige in der Nähe haltende berittene Offiziere, mit Degen und Pistolen in der Faust in vollem Galopp auf die Zugbrücke lossprengten, den Bremischen Offizier und einen Theil der Wachtmannschaft über den Haufen ritten, indessen der Rest durch die eilig nachfolgende Infanterie, nach kurzer, Gegenwehr überwältigt wurde.

Hierauf drang General-Major Drewes mit der

Haupttruppe ebenfalls ein und besetzte, ehe noch der mindeste Allarm sich auszubreiten vermocht hatte alle Hauptpunkte der Stadt.

### VI.

Gefecht bei Neumorschen 1762. Nach dem unglücklichen Ausgang der Schlacht von Wilhelmsthal für die Franzosen, hatte die französische Armee sich über die Fulda zurückgezogen und im Monat Juli in mehreren getrennten Korps eine von Münden über Kassel und Melsungen bis Altmorschen hin sich erstreckende Aufstellung genommen. Die Armee der Verbündeten lagerte ihr gegenüber in ähnlicher Weise, so daß die Fulda beide Theile von einander trennte. Namentlich hatte der General Freitag gegenüber dem bei Altmorschen stehenden Stainville'schen Korps, seinerseits eine Stellung auf den Höhen von Neumorschen eingenommen und die zu seinem Korps gehörigen hessischen Jäger unter dem Major von Winzingerode*) nach letzterem Ort vorgeschoben, um längs des linken Fuldaufers eine Postenkette zu bilden.

Hierbei war dem Major von Winzingerode die strengste Weisung ertheilt worden, sowie er bemerken würde, daß das gegenüber lagernde Stainville'sche Korps seinen Abzug nehmen möchte — welcher, wie zu vermuthen wäre, sehr bald erfolgen dürfte — sogleich über die Fulda zu gehen und demselben auf dem Fuße nachzufolgen.

Sei es nun, daß die Franzosen hiervon Wind bekommen, oder überhaupt auch schon in Absicht hatten, im Falle ihres anzutretenden Rückzuges ihre Gegner gleich von Haus aus von einer allzu eifrigen Verfolgung abzuschrecken, genug, sie trafen zu diesem Zwecke folgende Anstalten: Nachdem sie schon im Laufe des 26. Juli allerlei sehr sichtbare, auf einen nahen Abzug deutende Maßregeln getroffen hatten, brachen sie auch in der That in der Nacht zum 27. ihr Lager ab, traten unter Zurücklassung einer schwachen Nachhut jedoch nicht den wirklichen Rückzug an, sondern nahmen nur eine zum Voraus ausgesuchte, sehr vortheilhafte und versteckte Stellung auf den Höhen bei Heina und Eubach ein. Major von Winzingerode, welcher auf Alles sehr aufmerksam gewesen war, glaubte, zumal, als plötzlich eben mit Tagesgrauen die jenseitigen Posten sich eiligst abzuziehen begannen, nichts anderes, als daß der Feind wirklich seinen Rückmarsch angetreten habe. Somit hatte er auch nichts eiligeres zu thun, als sofort, um des Gegners Spur nicht zu verlieren, mit seinen Jägern über die Fulda zu setzen und in aller Hast den Abhang des Frauenbergs hinan zu rücken; war jedoch nicht wenig überrascht, plötzlich von mehreren Seiten her heftig mit schwerem Geschütz beschossen zu werden. Glücklicherweise für ihn und die Seinigen war dieses Feuer seitens der feindlichen Artilleristen viel zu früh und eher eröffnet worden, als er bis dahin vorgedrungen war, wohin man ihn hatte locken wollen, und woselbst eine Abtheilung Husaren im Hinterhalt lag, um über ihn herzufallen.

So gelang es den Jägern, als letztere zum Angriffe vorbrachen, in raschem Laufe noch glücklich sich nach Altmorschen wieder hinein zu retten, von wo aus dieselben alsdann, unter dem Schutze einiger ihnen zu Hilfe geschickten Verstärkung, sich glücklich wieder über die Fulda zurückzogen.

*) Wilhelm Ernst Levin von Winzingerode, ein sehr tüchtiger leichter Truppenführer, ward nach beendigtem 7jährigen Kriege Forstmeister zu Spangenberg, trat jedoch 1768 als Oberstlieutenant in das Wolf'sche Kürassier-Regiment und starb 1781 als Oberst und Kommandeur des Karabinier-Regiments.

---

Rechtspflege unter Landgraf Philipp von Hessen. Der hessische Chronist Wigand Lauze aus Homberg erzählt in seiner Schrift „Leben und Thaten des Durchleuchtigsten Fursten und Herrn Philippi Magnanimi, Landgraffen zu Hessen“ unter dem Titel „Straffe zweyer Schultheissen“: „1526 worden die zween Schultheissen Curt widekind zu Nawenkirchen vnd Fischer Hans zu Schwartzenborn am Leben zu Marpurg gestrafft, dorumb, das sie einen armen Menschen, one des Landgraffen vorwissen, peinlich hatten verhoren vnd fultern lossen. Damit anzuzeigen, was sich in kunfftiger zeit die alle solten zu versehen haben, so dergleichen an Iren Emptern begehen wurden. Denn es seind gantz bose huter und verwerer, welche die Schaffe selbs zerreissen und fressen. Dorumb hat man diese also lossen malzeichen, das sich andere an Inen zu bespiegeln hetten, auffrichtig mit Ihren Emptern vmbzugehen. Vnd ob wol etlicher Tucke eine zeit lang zugedeckt vnd dohinden Im verborgen bleiben, so schicket es doch Gott gemeineglich also, das vntugend vnd boßheit offenbaret und endtlich gestrafft wirdet.“ —

---

## Aus Heimath und Fremde.

Am 12. Mai hat zu Döberitz bei Bautzen die Vermählung des Fürsten Wilhelm von Hanau, Majoratsherrn zu Hořovic, mit der Gräfin Elisabeth zu Lippe-Biesterfeld-Weißenfeld, stattgefunden. Der feierliche Einzug des fürstlichen Ehepaares in Hořovic soll am Himmelfahrtstage, 15. Mai, erfolgen.

Im Maiheft der „Deutschen Rundschau“ beschäftigt sich Julius Rodenberg in Fortsetzung seines Essay's „Franz Dingelstedt. Blätter aus seinem Nachlaß“ mit dem „Ausgang von Dingelstedt's Stuttgarter Zeit“. Dieser verdanken wir „Das Haus des Oldenbarneveldt, Trauerspiel in fünf Aufzügen“. Es ist das einzige dramatische

Werk im hohen Stil, welches wir von Franz Dingelstedt besitzen, ein Stück von theatralisch starker Wirkung, in zahlreichen Aufführungen erprobt, und, wenn man es als den Anfang einer dramatischen Produktion betrachtet, voll großer Verheißungen für die Zukunft. Leider war ihnen die Erfüllung versagt. Außer dem allerliebsten Festspiel zur Enthüllung der Weimarischen Dichter-Standbilder „Der Erntekranz“ und den höchst verdienstlichen Bearbeitungen von Shakespeare's „Sturm“, „Wintermärchen“ und „Königsdramen“, sowie von Molière's „Geizigem“ und „Figaro's Hochzeit“ von Beaumarchais hat Dingelstedt der Bühne nichts weiter gegeben. Auch hier hat der Dichter mehr versprochen, als gehalten. In einem Konvolut von Papieren in Dingelstedt's Nachlaß, auf welches er mit Rothstift „Dramen-Stoffe“ geschrieben hat, finden sich alle jene dramatischen Entwürfe vereint, welche, zum Theil bereits in ziemlich ausgeführter Gestalt und schon vor dieser Stuttgarter Zeit angefangen, ihn weit über dieselbe hinaus bis in die Weimarer begleitet, und immer wieder, in längeren oder kürzeren Abständen beschäftigt haben; historisches Trauerspiel, Tragödie, Schauspiel, Lustspiel, Konversations- und Volksstück mit Gesang — nichts hat er unversucht lassen wollen und nichts fertig gebracht. Die beiden Sujets, welche ihm vor allen am Herzen gelegen und auf welche er die meiste Zeit und Arbeit verwendet hat, sind „Milton“ und „André Chénier“ — die große englische und die große französische Revolution. Was diesen Blättern, welche die Spuren so vieler Jahre tragen, einen ganz eigenthümlichen Reiz verleiht, schreibt Julius Rodenberg weiter, ist der Umstand, daß Dingelstedt sie zur Begutachtung einigen Freunden, von denen einer, der sich „G.“ unterzeichnet, wahrscheinlich der Hofschauspieler Grunert war, auf dessen Urtheil der Dichter viel gab, die anderen beiden aber, als Eduard Devrient und F. W. Hackländer festgestellt werden können. Julius Rodenberg theilt nun den vertraulichen Meinungsaustausch mit, der als ein literarisches Kuriosum von besonderem Werthe betrachtet werden könne, da er zwischen drei Männern stattfand, welche so vortreffliche Dramaturgen waren, wie Dingelstedt, Devrient und Hackländer. Gewiß wird dieser Abschnitt mit großem Interesse gelesen werden. — Unter den Entwürfen befindet sich auch ein Brouillon zu der „Amazone“, dem besten Roman Dingelstedt's. In Stuttgart beginnt auch noch die Zeit seiner „Münchener Bilderbogen“. Es erfolgte dann Franz Dingelstedt's Berufung zum Intendanten des Münchener Hoftheaters, welche er am 4. Januar 1851 in einem warmherzigen Briefe an seine Tante in Möllenbeck dieser und den Seinigen in Rinteln anzeigt. —

---

Am 12. Mai wurde in Fulda ein Hessischer Städtetag gegründet, dessen ausgesprochener Zweck es ist, „solche Fragen, welche für die Stadtgemeinden, ihre Verwaltung und Vertretung von Wichtigkeit, namentlich von unmittelbar praktischem Interesse sind, in periodischen öffentlichen Versammlungen seiner Mitglieder zur Besprechung zu bringen, eine Verständigung über die ausgesprochenen Ansichten zu erzielen und in geeigneten Fällen die vorherrschende Ansicht durch Abstimmung festzustellen, bezw. die Beschlüsse in geeigneter Weise durch den Vorstand in Ausführung bringen zu lassen“. Der Wirkungskreis des hessischen Städtetags wird sich hauptsächlich auf die Berathung der verschiedenen Zweige der Gemeindeverwaltung finanzieller und polizeilicher Art, auf die Einrichtung sanitätlicher Anstalten, die Schulen, das Feuerlöschwesen, die Armen- und Krankenpflege, die Steuerverhältnisse und die Beziehungen zu anderen Behörden, namentlich auch zu den Aufsichtsbehörden erstrecken. Die Anregung zur Gründung des hessischen Städtetages ist von dem Oberbürgermeister Westerburg von Hanau ausgegangen und hat allseitig bei den städtischen Gemeindevertretungen im Regierungsbezirke Kassel eine sehr günstige Aufnahme gefunden. Es waren zu der konstituirenden Versammlung in Fulda ca. 35 Vertreter hessischer Städte erschienen, welche die vorgelegten Satzungen nach eingehenden Verhandlungen ihrem wesentlichen Inhalte nach annahmen, den Vorstand wählten und zum nächsten Versammlungsort Kassel bestimmten. Den Vorstand bilden: Oberbürgermeister Westerburg — Hanau (Vorsitzender), Oberbürgermeister Rang — Fulda (Stellvertreter), die Bürgermeister Klöffler — Kassel, Lotz — Melsungen, Bocke — Eschwege, Sydow — Rinteln und v. Lorentz — Witzenhausen. Nach den Verhandlungen im Rathhaussaale zu Fulda, welche am 2 Uhr Nachmittags begonnen hatten, fand um 5 Uhr im Gasthofe zum Kurfürsten ein Festmahl statt, das bei trefflich zubereiteten Speisen und ausgezeichneten Weinen, gewürzt durch Trinksprüche ernsten und heiteren Inhalts, den angenehmsten Verlauf nahm. Von den Toasten ist ganz besonders derjenige des Oberbürgermeisters Rang von Fulda, welcher mit großem Beifall aufgenommen wurde, hervorzuheben. Derselbe führte in Erwiderung eines vom Bürgermeister Klöffler von Kassel auf die Stadt Fulda ausgebrachten Trinkspruches in humorvoller Weise den Gedanken aus, daß Fulda bei solchen Anlässen zwar nicht über großstädtische Mittel verfügen, wohl aber allezeit warme Herzen und einen kühlen Trunk seinen Gästen bieten könne. Seinen Trinkspruch schloß er mit einem kräftigen Hoch auf den hessischen Städtetag und ließ zur Bekräftigung desselben den großen goldenen Stadtbecher, gefüllt mit edlem 1868er Hochheimer, Domdechanei, der Tafelrunde kredenzen. Dieser sehr werthvolle, zum großen Theile massiv goldene Stadtbecher, ist im Jahre 1654 von den damaligen beiden Bürgermeistern

Fulda's, Johannes Lutz und Adam Mans, für die Stadt erworben, oder wie es auf der Inschrift lautet „zur Stadt gekauft“ worden und bildet einen kostbaren Schatz unter den städtischen Antiquitäten. — Wir wünschen dem hessischen Städtetag, den wir für ein sehr zeitgemäßes Unternehmen halten, kräftiges Gedeihen und die besten Erfolge.

---

Die ständische Landes-Bibliothek zu Fulda hat eine sehr werthvolle Bereicherung durch die „A. Joseph Schwank'sche Stiftung“ erhalten. Herr A. J. Schwank in Kassel vermachte durch Vertrag vom 10. März 1886 der Landes-Bibliothek seiner Vaterstadt Fulda seine Büchersammlung, die als einheitliches unzertrennbares Ganze, gesondert von den übrigen Büchern der Fuldaer Landes-Bibliothek, unter obiger Bezeichnung Aufstellung erhalten, im Uebrigen aber den für die Anstalt geltenden Verwaltungs-Grundsätzen unterworfen sein sollte. Diese Schenkung erhielt am 2. Juli 1886 die nachgesuchte Allerhöchste Genehmigung. Durch Verfügung des Herrn Landes-Direktors Freiherrn von Hundelshausen, dem die Fuldaer Landes-Bibliothek als kommunalständische Anstalt untersteht, sind zur Unterbringung der A. Joseph Schwank'schen Stiftung die dazu sehr geeigneten Parterre-Räume des Fuldaer Bibliothek-Gebäudes, welche früher der Verein für Naturkunde inne hatte, bestimmt worden. Schon im Jahre 1886 hatte Herr Schwank c. 800 Bände eingesandt, dann folgten im vorigen Jahre c. 1200 Bände und kürzlich sind nun wieder 2077 Bände eingetroffen, die jetzt ihre Aufstellung gefunden haben. Unter den letzteren befindet sich eine reichhaltige Sammlung von Schriften, die sich auf die hessische und speciell fuldaische Geschichte beziehen, auch ist die neuere deutsche Literatur in ihr sehr gut vertreten. Durch seine hochherzige Stiftung hat Herr A. Joseph Schwank in Kassel sich um seine Vaterstadt Fulda wohl verdient gemacht, und gebührt ihm der Dank seiner Fuldaer Landsleute in hohem Grade.

---

Universitätsnachrichten. Die Marburger Studentenschaft brachte am 6. Mai dem Professor der Philosophie Dr. Julius Bergmann und dem Konsistorialrath Professor der Theologie Dr. Georg Heinrici einen solennen Fackelzug zum Dank dafür, daß beide sehr ehrenvolle Berufungen an auswärtige Universitäten, jener nach Breslau, dieser nach Bonn, abgelehnt hatten.

---

— Nekrolog. Wie bereits gemeldet, verschied am 28. April in Fulda nach kurzem Krankenlager der Gymnasial-Oberlehrer a. D. Professor Dr. Petrus Christian Ostermann, der 24 Jahre lang am Fuldaer Gymnasium als Lehrer gewirkt und sich durch die Herausgabe von lateinischen und griechischen Uebungsbüchern und Vokabularien, die rasch eine außerordentlich große Verbreitung fanden und auch heute noch im Gebrauche sind, in den Fachkreisen den Namen eines tüchtigen Schulmannes erworben hat. — Petrus Christian Ostermann war am 15. Juli 1822 zu Hersfeld als Sohn des dortigen Stadtsekretärs Petrus Ostermann geboren. Seine Mutter Charlotte, geb. Schimmelpfeng, leitete daselbst eine Industrieschule für Mädchen. Schon als Knabe verrieth Christian Ostermann ungewöhnliches Talent; er besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt mit bestem Erfolge und war hier ein Lieblingsschüler des alten Münscher, des hochverdienten Direktors dieser altrenommirten Gelehrtenschule. Nach trefflich bestandenem Maturitäts-Examen bezog Christian Ostermann im Herbst 1841 die Landesuniversität Marburg, um Philologie und Theologie zu studiren. Er trat zwar in die Stipendiaten-Anstalt ein, doch ging er dem flotten Studentenleben keineswegs aus dem Wege. Als „Fuchs“ war er Renonce des Korps „Teutonia“; schon in spätern Semestern stehend, sprang er bei dem Korps „Hassia“ ein, dessen Mitglied er bis zum Schlusse seiner akademischen Studien verblieb. Im Febrar 1845 unterzog sich Christian Ostermann dem philologischen Fakultäts-Examen, welches derselbe glänzend bestand. Auf Grund seiner Dissertation: „de praeconibus Graecorum“ wurde er dann im August desselben Jahres zum Doktor der Philosophie promovirt. Hiernach trat er als Praktikant (so nannte man damals die Probekandidaten) an dem Gymnasium seiner Vaterstadt ein, und bestand im Juli 1846 zu Marburg auch das theologische Fakultätsexamen. Nachdem er sich im Juni 1847 der praktischen Gymnasial-Prüfung unterzogen hatte, wurde er zum beauftragten Lehrer befördert und als solcher im Oktober 1848 an das Kasseler Gymnasium, genannt Lyceum Fridericianum, versetzt. Im Herbst 1853 wurde Dr. Ostermann zum Hilfslehrer ernannt und im Juni 1854 wurde er in gleicher Eigenschaft an das Gymnasium zu Fulda versetzt, wo er im Mai 1856 zum ordentlichen Gymnasiallehrer befördert wurde. Nachdem er als solcher vom März 1864 bis Juli 1866 wieder an dem Gymnasium zu Kassel thätig gewesen war, wurde er auf sein Ansuchen nach Fulda zurückversetzt. Im Januar 1869 wurde er daselbst Oberlehrer und im Juni 1876 erhielt er das Prädikat „Professor“. Ein schweres Augenleiden zwang ihn im Jahre 1880 um seine Versetzung in den Ruhestand einzukommen, der ihm denn auch vom 1. November desselben Jahres ab gewährt wurde. Gleichzeitig wurde ihm in Anerkennung seiner Leistungen im Schulfache von des Kaisers und Königs Majestät der Rothe Adlerorden IV. Klasse verliehen. Fulda war ihm zur zweiten Heimath geworden und so verblieb er denn auch in der ihm lieb gewordenen Stadt bis zum Ende seines Lebens, auf das sorgfältigste und liebevollste gepflegt von seiner einzigen Tochter, die nach dem frühen Tode

seiner Gattin sein ganzes Glück ausmachte. — Von Ostermanns Schriften nennen wir die Abhandlungen: „de Demetrii Phalerei vita, rebus gestis et scriptorum reliquiis“ part. I 1847 und part. II 1857, die als Gymnasialprogramme erschienen. Im Jahre 1860 faßte Dr. Ostermann den glücklichen Plan, lateinische und griechische Uebungsbücher zum Uebersetzen in Abstufungen für Sexta bis Tertia herauszugeben, denen sich dann auch Vokabularien anschlossen. Diese Schulbücher hatten einen riesigen Erfolg, eines derselben, das lateinische, hat es sogar im vorigen Jahre bis zur 25. Auflage gebracht. Professor Dr. Ostermann war ein tüchtiger und gelehrter Schulmann, vor dessen Wissen und Können man hohe Achtung haben mußte, und wenn es ihm bei seiner Strenge und Rigorosität nicht recht gelang, sich auch die Liebe seiner Schüler zu erwerben, so versagten diese ihm doch niemals die Anerkennung, welche sie ihm als einen ausgezeichneten Lehrer schuldig waren. Er ruhe in Frieden! F. Z.

Anfrage.

Wo wird der musikalische Nachlaß unseres leider so früh verstorbenen Landsmannes Hugo Stähle aufbewahrt? Wo befindet sich namentlich die Partitur der Oper Arria und das Quartett für Klavier und Streichinstrumente? O. G.

## Aufruf!

Der Marburger Zweigverein des Hessischen Geschichtsvereins beabsichtigt zur Feier des 450. Geburtsjahres der Erfindung der Buchdruckerkunst eine Ausstellung zu veranstalten, welche die Entwickelung des Buchdruckes und der mit ihm verwandten Kunstzweige und Gewerbe — Buchausstattung, Buchillustration, Holzschneidekunst, Kupferstecherkunst, Bucheinband, Buchhandel — in Hessen von frühester Zeit bis zur Gegenwart zu umfassender Anschauung bringen soll.

Marburg ist zunächst in Hessen dazu berufen mit einer solchen Feier vorzugehen, denn Marburg ist es, wo gleichzeitig mit der Gründung der Universität die Buchdruckerkunst zuerst eine Heimstätte in Hessen fand. Aus Marburg ging im Jahre 1527 der erste hessische Druck in die Welt hinaus, Jahrzehnte später erst folgten andere hessische Städte nach.

In dem schönen Rittersaale des Marburger Schlosses soll unsere Ausstellung am 24. Juni, als dem Namenstage Johann Gutenbergs, eröffnet werden und bis Ende Juli währen.

Als dauernde Erinnerung, die zugleich einen bleibenden wissenschaftlichen Gewinn darstellt, ist eine Festschrift in Aussicht genommen, in welcher die ersten Marburger (Hessischen) Drucke beschrieben werden sollen. Der Mitunterzeichner Herr A. von Dommer, von welchem eine ähnliche Arbeit in den „Lutherdrucken der Hamburger Stadtbibliothek“ vorliegt, hat es auf sich genommen, diese Jubiläums-Festschrift auszuarbeiten, welche wohlberechtigt ist, sich diesen Namen anzueignen, wenn auch ihr Erscheinen für die Zeit der Ausstellung noch nicht zu erwarten ist.

Da es dem Zwecke einer allgemeinen wissenschaftlichen Veranstaltung widersprechen würde, den Besuch der Ausstellung auf die Mitglieder des Hessischen Geschichtsvereins zu beschränken, oder ein Eintrittsgeld von den Besuchern zu erheben, so wenden sich die Unterzeichneten an erster Stelle vertrauensvoll an ihre Mitbürger mit der Bitte um Zeichnung freiwilliger Beiträge zur Deckung der nicht unerheblichen Kosten. Sie ersuchen aber auch alle Bewohner des Hessenlandes, welche für die Geschichte des Buchdrucks, dieses wichtigen Kulturträgers, Interesse haben, das Gelingen ihres Unternehmens durch Uebersendung von Beiträgen zu fördern. — Gleichzeitig bitten sie das Erscheinen der Festschrift, deren Preis 3 Mark nicht übersteigen wird, durch Subskription zu erleichtern.

Schließlich richten wir an alle diejenigen, welche etwa im Besitz älterer und seltener Hessischer Druckschriften, Kupferstiche, Holzschnitte u. ä. sind, die Bitte, solche uns rechtzeitig für die Dauer der Ausstellung zur Verfügung zu stellen zu wollen und bemerken, daß demnächst in der Stadt Marburg selbst Listen zum Zeichnen von Beiträgen und zur Subskription auf die Festschrift herumgetragen werden.

Auswärtige wollen Geldbeträge und Ausstellungsgegenstände an Herrn Archivrath Dr. Koennecke, Vorsteher des Hessischen Geschichtsvereins (Marburg, Schloß), einsenden und sich bei demselben zur Subskription auf die Festschrift anmelden.

Marburg, den 7. Mai 1890.

Bickell, Konservator; Braun, Universitätsbuchhändler; Dr. Buchenau, Gymnasialdirektor; von Dommer, Bibliothekar; Dr. von Drach, Professor; Ehrhardt, Universitätsbuchhändler; Gleim, Landgerichtsrath; Dr. Heinrici, Professor, Consistorialrath; Dr. Hermann, Professor, Rektor der Universität; Dr. Justi, Professor; J. A. Koch, Universitätsbuchdrucker; Dr. Könnecke, Archivrath; Dr. Küch; Dr. Münscher, Geheimer Regierungs-Rath; Nebelthau, Oberst a. D.; Dr. Reimer, Archivrath; Dr. Rödiger, Oberbibliothekar; Dr. Schröder, Professor; Schüler, Oberbürgermeister; Dr. Ubbelohde, Professor, Geheimer Justiz-Rath.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: F. Zwenger in Fulda, Druck und Verlag von Friedr. Scheel in Kassel.




№ 11. Kassel, 2. Juni 1890.

Das „Hessenland", Zeitschrift für hessische Geschichte und Literatur, erscheint zweimal monatlich, zu Anfang und in der Mitte jeden Monats, in dem Umfange von 1½—2 Bogen Quartformat. Der Abonnementspreis beträgt vierteljährlich 1 Mark 50 Pfg. Einzelne Nummern kosten je 30 Pfg. Anzeigen werden mit 20 Pfg. für die gespaltene Petitzeile berechnet. Auswärts kann unsere Zeitschrift durch direkte Bestellung bei der Post, oder durch den Buchhandel, auf Wunsch auch unter Streifband bezogen werden; hier in Kassel nimmt die Buchdruckerei von Friedr. Scheel, Schloßplatz 4, Bestellungen, ebenso Anzeigen an. In der Post-Zeitungsliste für das Jahr 1890 findet sich das „Hessenland" eingetragen unter Nr. 2772.



# Doloras.

Wenn sanft ich schlummre, weckt mich nicht!
Ich sehe ja ihr Angesicht
Nur noch im Traum. —
Sie kommt zu mir im Sternenlicht
Und was sie leise zu mir spricht,
Ich hör' es kaum. —
Seid stille, — sonst versteh' ich's nicht.

Wohl hat die Lippe nichts gesagt,
Doch hat Dein Aug' zu mir gesprochen,
Und was Dein Mund so stolz versagt,
Das hat Dein Blick so süß versprochen.

Komm an mein Herz, — wein' nicht dabei, —
Und laß die Menschen draußen keifen: —
Wenn Zwei sich lieben, wie wir Zwei,
Das kann die Welt doch nicht begreifen.

Das Kraut, das meine Leiden heilt,
Nicht diese Wälder mögen's bergen —
Es wächst nur wo die Liebste weilt,
In meiner Heimath blauen Bergen.

Jüngst sah ich der Madonna Bild
Im düstern Dom, in goldnem Rahmen,
Und ward von Inbrunst so erfüllt,
Daß ich sie rief mit Deinem Namen.

Wie haben sie, Dich endlos quälend,
Mit Deinem Schmerz getrieben Spott, —
— Und dennoch — unser ganzes Elend,
Das kennst nur Du — und ich — und Gott.

Seit jenem Tage, da Du lachend
Den höchsten Wunsch mir hast verneint',
Und Du Dich von mir wandtest — lachend,
Seit jenem Tag' — hab' ich geweint.

Tehnantepes, im März 1890.

Ricardo Jordan.



# Albrecht Christian Ludwig von Bardeleben.

## Kurfürstlich Hessischer Generallieutenant.

### 1777—1856.

Ein Erinnerungsblatt von C. v. Stamford.

(Fortsetzung.)

### VIII. Außer Dienst und doch im Dienste. 1818--1821.

In einem früheren Abschnitte ist der Antheil berührt worden, welchen der Kurprinz an der Wiedererrichtung des Heeres genommen hatte; sein Einfluß reichte nicht hin, um manches nicht mehr Zeitgemäße zu beseitigen und dafür das in den vielen Kriegen dieser Periode bewährte Neue einzuführen. Der hessische Krieger mußte, gewissermaßen als Symbol des Abgelebten, auf seiner Kehrseite den Zopf tragen, welchen man in Europa nirgends mehr finden mochte. Bardeleben äußert in einem Briefe „ich habe den hessischen Dienst, der in seinem gegenwärtigen schlaftrunkenen Zustande für einen Soldaten nichts Anziehendes hatte, verlassen. . . .“ Der Thronerbe erkannte die Fehler, welche zumeist Folge des Mangels eines durchdachten und wohldurchgeführten Systemes waren, er bereitete den Umschwung vor, welcher mit Antritt seiner Regierung erfolgen sollte; als Gehilfen hierbei hatte er Bardeleben gewählt, obwohl dieser bescheiden einwendete, er besitze nicht die erforderliche Schärfe des Geistes.

Eine Instruktion vom 1. Mai 1818 schrieb ihm in 23 Punkten das eingehende Studium der Armee Preußens in ihren inneren und äußeren Einrichtungen vor, zu welchem Zwecke er sich zunächst nach Berlin zu begeben hatte und mit Beglaubigungsschreiben bei dem Kriegsminister General von Boyen, einem Gehilfen Scharnhorst's, versehen wurde. Dieser sagte dem hessischen Offizier bereitwillig jede Auskunft zu und beauftragte den Major von Eichler vom Kriegsministerium, wöchentlich einige Stunden mit Bardeleben zu arbeiten; der Minister äußerte, wie erfreulich es Sr. Majestät und dem preußischen Staate sein müsse, wenn die benachbarten, von jeher befreundeten Staaten nach gleichen Grundsätzen zu handeln geneigt wären.

Das große Entgegenkommen General von Boyen's wird noch durch den Umstand in ein helleres Licht gesetzt, daß der nicht eigentlich offiziell beglaubigte, außer Dienst befindliche Offizier (v. Bardeleben unterzeichnete in seinen Schriftstücken „. . . vormals Major in kurhessischen Diensten“) in bürgerlicher Kleidung überall zugelassen wurde. Der Kurprinz gab ihm in der Ansicht, daß es vortheilhafter für sein Auftreten sein würde, anheim, bei dem Kurfürsten um die Erlaubniß zum Tragen der Uniform nachzusuchen. Bardeleben erkannte an, daß im Allgemeinen die Uniform seine Dienstgeschäfte begünstigen würde; dann bemerkte er aber, daß die Einfachheit der hessischen Uniform, welche keine Abzeichen für den Offizier habe, ihm nicht förderlich sein werde „man wird mich allenfalls für einen Militärwundarzt oder Kriegskommissar halten“, setzte er hinzu. Wir dürfen vielleicht auch vermuthen, was er nicht sagt, nämlich, daß er Scheu trug, in Berlin mit einem Zopfe sich zu zeigen.

Nach einem Aufenthalte von nur wenigen Wochen in Berlin sprach Bardeleben doch als Ergebniß seiner „für das Einzelne noch zu kurzen Beobachtung“ aus, daß „ein schöner, ein herrlicher, vielversprechender hoher Eifer in der Preußischen Armee herrsche, der durch ununterbrochene Aufmerksamkeit auf Alles, selbst das gering Scheinende, was auf den Dienst, Thätigkeit, Ordnung, Bildung und Geist Beziehung hat, von Sr. Majestät dem Könige, dem Kriegsminister und den Generalen in steter Lebendigkeit erhalten werde . . . Nebst Eifer wird Sittlichkeit als unnachlässige Eigenschaft eines Offiziers betrachtet . . . Man ist auf alle nur mögliche Weise bedacht, die wissenschaftliche Ausbildung der Offiziere, besonders durch die Kriegsschule (heute die Kriegs-Akademie) zu einem hohen Grad der Vollkommenheit zu bringen. Doch wird keineswegs der Werth Derjenigen verkannt,

welche durch Dienstkenntniß und Thätigkeit das Mangelnde der wissenschaftlichen Ausbildung zu ersetzen sich bemühen, überhaupt hat der regsame Praktiker, wenn er im Sinne der Gesetze arbeitet, keine Zurücksetzung zu fürchten und wird sogar stets dem bloßen Theoretiker vorgezogen . . . Der Offizier soll denkend seinen Beruf in dem großen Uhrwerk der neuen Kriegsverfassung erfüllen, die ein ganzes Volk zu Kriegern ausbilden will . . . Leider ist noch hier wie überall dem stehenden Heere die Landwehr ein Gegenstand, über den es sich weit erhaben fühlt." Dies leitet ihn dahin, vorzuschlagen, man könne das stehende Heer „Landwehr 1. Klasse" benennen, wobei Alles sonst wie seither belassen würde; „denn oft wirkt der leere Name mehr, als die Sache selbst . . ." Die sämmtlichen Gesetze und Vorschriften, auf welchen die preußische Kriegsverfassung beruhte, fügte Bardeleben seinen Berichten bei; die Kriegsartikel findet er noch nicht zu der wünschenswerthen Vollkommenheit gediehen, er sagt „Gesetze, welche Strafen, wie Verbrennen, Rädern von unten oder von oben bestimmen, die nicht mehr stattfinden, verfehlen ihren Zweck*) . . ." „Vorzüglich zeitgemäß glänzt der Grundsatz, diejenigen Gemeinen eine Zeitlang von dem Korps zu entfernen und eine eigene Strafsektion bilden zu lassen, bei welchen gewöhnliche Strafen nichts fruchten, sowie, daß Jedem der Rücktritt ins Korps versagt bleibt, der ein grobes Verbrechen begangen hat . . ." Auf das schärfste spricht Bardeleben sich gegen Stockschläge aus, welche den Krieger entehrten — in Kurhessen herrschte noch der Stock. Bei der Kriegsschule bemerkt Bardeleben, „man wendet durchaus keine Mittel an, die Offiziere zum pünktlichen Besuche der Lehrstunden anzuhalten, sondern will es aus einem sehr richtigen Gesichtspunkte ganz ihrem eigenen Ermessen überlassen, indem das Höhere einer Wissenschaft sich nicht erzwingen läßt, sondern aus eigenem Trieb und innerer Lust betrieben werden muß, wenn goldene Früchte der Lohn sein sollen . . ."

*) Bei Hervorhebung des Satzes, daß die für bestimmte Vergehen angedrohten Strafen auch vollzogen werden müßten, erwähnt Bardeleben Folgendes: In dem Feldzuge der Kurhessen von 1815 gab Generallieutenant Engelhard den Befehl, daß Alle, welche während des Feldzuges desertirten, unausbleiblich erschossen werden sollten. Dieser Befehl mußte allen Soldaten bekannt gemacht, dann von einem Jeden unterschrieben werden, damit Entschuldigung der Unwissenheit nicht vorkommen könne. Einige Tage nachher desertirten mehrere Soldaten, sie wurden ertappt und ihre Strafe war sehr gelind, später desertirte noch Mancher. Die nicht unbedeutende Desertion im Jahre 1814 entstand nur aus zu großer Nachsicht . . . Ich erlebte in meinem Bataillon den Fall, daß ein Füsilier Stichdienoth in 3 Jahren fünfmal desertirte, worunter zweimal vor dem Feinde während des Gefechtes . . .

Warme bewundernde Anerkennung des Geistes der preußischen Armee trübte doch nicht den Blick für Mängel und das so wenig Jahre nach den gewaltigen Kriegen um das Bestehen des Staates schon wieder wuchernde Paradewesen. So tadelt Bardeleben den Anzug des Soldaten; auf dem Wirbel balancire er den zu engen Tschako, der nicht einmal den Kopf gegen Regen schütze, die engen, anschließenden Beinkleider mit den Gamaschen in einem Stück seien ebenso unbequem, als die im Sommer zu tragenden weißen für den Soldaten kostspielig, da bei der Beschmutzung der Gamaschen gleich das ganze Beinkleid gewaschen werden müsse u. A. Als besonderer Uebelstand wird die Vergeudung der Zeit und der Kraft hervorgehoben, welche bei Paraden und anderen großen Uebungen stattfindet; zu einer vom Könige für 9 Uhr Vormittags befohlenen Parade fand Bardeleben die Linien bereits um ³/₄ 7 Uhr aufgestellt, die Truppen waren um 5 Uhr ausgerückt!

Den Uebungen der Truppen wohnte er vielfach bei und die Herbstmanöver gaben ihm Gelegenheit zu eingehender Beobachtung des Auftretens der verschiedenen Waffengattungen. Ueber die Infanterie hören wir „Alles was in Kolonne oder geschlossener Linie ausgeführt wurde, war vollkommen gut, allein das Tirailliren war unsicher und steif, bei keinem der Manöver war hierin einige Umsicht und Gewandtheit zu bemerken — freilich stehen darin sämmtliche teutsche Armeen noch weit hinter den Franzosen zurück". Ueber die Reiterei heißt es „ihre Aufstellung entspricht nicht immer den neueren Grundsätzen der Kriegskunst, wonach zwar eine Kavaleriemasse an schicklichen Punkten oder als Reserve aufgestellt sein soll, aber nie die Infanterie in der Ebene sich ganz ohne Reiterei befinden darf. Bei einem Manöver bestrafte der Feind diesen Fehler . . .". Von der dritten Hauptwaffe sagt Bardeleben. „Die Artillerie benutzte das Terrain besonders gut und geschickt, nur wurde auf das genaue Richten der Geschütze trotz aller Vorschrift selten die nöthige Aufmerksamkeit verwendet, wodurch zu leicht Knallen statt Treffen entsteht, wie bei den Tirailleuren . .". Ungeachtet der hier herausgehobenen und anderer von unserem Berichterstatter bemerkten Fehler spricht er aus „diese Manöver sind vom größten Nutzen, um so mehr da die Fehler in der Stille gerügt werden*) . . . ." und

*) Anders ist dies in der heutigen Zeit; nach dem Grundsatze „Ich bin groß und Du bist klein" hält der Vorgesetzte die „Kritik", oft in schonungsloser Weise, in Gegenwart der Untergebenen des Kritisirten. Allerdings wirkt das heutige Verfahren günstiger auf die angestrebte Verjüngung der Armee ein, als jene alte Art und Weise.

eine seiner Beobachtungen „er habe während der ganzen Uebungszeit keinen betrunkenen Soldaten gesehen" entlockt ihm den Seufzer, „welches man bei den guten Hessen, selbst bei eifrigstem Entgegenwirken nur zu oft sieht". Hier dürfen wir indessen zur Ehrenrettung der Hessen uns erinnern, daß Bardeleben in Berlin wohl nur oder doch vorzugsweise Gardetruppen, ausgesuchte Mannschaft, sah, welche unter den Augen ihres Kriegsherrn unausgesetzt erzogen wurden und ihre Uebungen abhielten. Für die damaligen Anschauungen in Preußens höchsten Kreisen ist eine Mittheilung Bardelebens an seinen Gebieter vom 4. August bezeichnend; danach stünde eine königliche Verordnung über allgemeine Bewaffnung der Nation baldig bevor. Wie der Abgesandte hinzufügt, wären viele Stimmen gegen diese Einrichtung, da sie leicht Gewaltthaten und Unruhen im Gefolge haben könne. Der König mußte der Sache geneigt sein, also zu seinem Volke Vertrauen hegen, da die Verhandlungen so weit vorgeschritten waren; die Verordnung, von welcher Bardeleben nur durch Zufall höchst vertraulich Kenntniß erlangt hatte, erschien nicht.

In dieser Zeit anstrengender Thätigkeit, unausgesetzter geistiger Anspannung stellte sich bei unserem Freunde eine merkwürdige Erscheinung ein; er wurde von Todesahnungen erfaßt. Nach Aufzeichnungen, welche für die Seinigen bestimmt waren, hatten ihn finstere Vorstellungen überkommen, weil er der Fremdherrschaft gedient hatte; „wie war es möglich, wirft Bardeleben sich selbst vor, die Schlacht bei Leipzig in französischen Reihen zu fechten! Gott, du allein hast meinen schrecklichen inneren Kampf gesehen zwischen Vaterlandsliebe und einem den Fremden geschworenen Eide!" Wer, für den der Eid noch Heiligkeit besitzt, wird nicht mit Theilnahme der inneren Kämpfe eines edeln Menschen gedenken, und wir dürfen annehmen, daß in jener Zeit viele deutsche Männer in ähnlicher Lage sich befunden haben. Vielleicht findet sich die Erklärung dafür, daß gerade damals Bardelebens Gemüth so verdüstert wurde, in den ihn umgebenden Verhältnissen. Kräftig pulsirte das Leben in der Armee, welche eine neue Zeit, die hergestellte Wehrhaftigkeit der Nation, verkörperte, trotz ihrer Großthaten aber nicht unter ihrem Ruhme ausruhte, sondern „rastlos strebte, wie keine andere Armee". Die bürgerlichen Kreise der Hauptstadt standen dem Heere in dem Hochgefühle der Liebe zu ihrem Vaterlande nicht nach — Alle waren noch erfüllt von dem Gedanken, welch' tiefe Demüthigung, welch' schreckliche Prüfungen ihr Staat zu ertragen gehabt hatte. Da mag wohl in dem ehemals westphälischen Offizier der Vorwurf sich geregt haben „Du standest auf feindlicher Seite!" Von selbstquälerischen Betrachtungen zu Todesahnungen ist es aber bei Menschen von unseres Bardelebens Gemüthsart nur ein Schritt, auch drückte ein Krankheitszustand ihn nieder, mit welchem er am 29. August seine, wie er meinte, nicht genügende Thätigkeit gegen den Kurprinzen entschuldigte, nachdem körperlich und geistig die Genesung eingetreten war. Von wahrer schlichter Frömmigkeit beseelt, fühlte er sich in Gottes Schutz; dessen gedachte er in dieser Zeit, wie er ihn im russischen Feldzuge, in den Schlachten von 1813, dann so ersichtlich an jenem 25. Juli 1814 bei Merle behütet hatte, als er gegen seine Gewohnheit seine Brieftasche in die Brust der Uniform steckte — und das Granatstück gerade auf diese Stelle schlug. Unter den Persönlichkeiten, zu welchen Bardeleben in Beziehung kam, war es der Schriftsteller Franz Horn, dessen Wesen und Charakter ihn vor Allen anzogen; eine bis zu Horns Tode währende Freundschaft verband beide Männer hinfort. Auch mit dem Dichter Friedrich Baron de la Motte Fouqué war er in freundliche Beziehung getreten. Die Berührung mit vielen ausgezeichneten Offizieren, Beamten und sonst hervorragenden Männern, die frische, noch aus der großen Zeit der Befreiungskriege durch das geistige Leben wehende Luft, regten den in enge heimathliche Verhältnisse Verstrickten an; neben dem eingehenden Studium der Armee beschäftigte er sich mit noch manch' anderen Dingen, an welchen sein Geist Antheil nahm.

Nach fast sechsmonatlichem Aufenthalte in der Hauptstadt Preußens verließ Bardeleben dieselbe am 6. November, bereichert durch eine Fülle von Erfahrungen und Kenntnissen, gereift an Einsicht in militärischen, wie in sonstigen Dingen; er hegte die Ueberzeugung, die er auch aussprach, „Kurhessen müsse in eigenem, wie im deutschen Interesse sich fest an Preußen schließen — ja, sich anklammern".

Frau Conradine lebte seit 1817 mit den Kindern bei ihrer Mutter in Soest, wieder einmal nach langer Trennung sah sie den Gatten zu sich zurückkehren. Während der 6 Kriege, in die sie ihn hatte hinausziehen lassen müssen, hatte er das Gefühl der fast ununterbrochenen Gefahr Leibes und Lebens gar nicht, wie er denn der bekümmerten Frau aus dem Feldzuge in Schlesien 1813 schrieb „Unkraut vergeht nicht", und nun in der friedlichen Sendung hatten den kräftigen 40 jährigen Mann Todesahnungen überkommen, seltsame Erscheinung der Menschennatur!

Aber das war überwunden, im trauten

Kreise der Seinigen und ihm näher Stehender trug Bardeleben sein otium cum dignitate. Diese Zeit der Freiheit war ihm nicht die Gelegenheit, zu ruhen und zu genießen — sein reger Geist, seine warme Theilnahme an allen Erscheinungen im Leben der menschlichen Gesellschaft sahen die verstattete Muße als einen Fingerzeig an, in seinen Kenntnissen manches nachzuholen, was in der Jugend, wie später im stürmischen Kriegerleben versäumt worden war. Er trieb Studien militärischer und allgemein wissenschaftlicher Art, wir dürfen die Jahre 1819 und 1820 als besonders bedeutsam für die Vollendung des Charakters und Wesens unseres Freundes ansehen; aus der Stille eines Landstädtchens blickte er in das Getriebe der großen Welt, welche sich neu einzurichten strebte, ein hochinteressantes Schauspiel für ihn. Er lebte auf einem Boden, welcher seit zwei Jahrhunderten preußisch war und wo er sich selbst heimisch fühlte; wir wissen, wie sehr er sein hessisches Vaterland liebte, so konnte er frohen Muthes in die Zukunft blicken, von welcher er für Hessen durch den Kurprinzen Wilhelm die Entwickelung zum Bessern hoffen mußte.

Diese Zukunft brach an, als Kurfürst Wilhelm I. in der Frühe des 27. Februars 1821 die Augen schloß.

(Fortsetzung folgt.)

---

# Erinnerungen an den Marburger Volksdichter Dietrich Weintraut.

Von E. Mentzel.

(Fortsetzung.)

Nicht alle lyrischen Gedichte Dietrich Weintrauts stehen auf gleicher Höhe, manche tragen das Gepräge flüchtigen Entstehens, andere sind nicht vollendet genug in der Form, aber gerade die schönsten, zu denen ich auch das Gedicht „Mein Vaterhaus“ *) zähle, sind wie aus einem Guß und machen einen durchaus harmonischen Eindruck. Man merkt, daß diese Lieder aus der Seele geflossen sind, wie frisches Quellwasser aus dem Innern der Erde und denkt gar nicht an irgend welche Mühewaltung des Dichters. Gerade dieser harmlose ungetrübte Genuß ist aber das beste Zeichen ächten Kunstwerthes. Denn es ist eine alte ästhetische Regel, daß wir ein Kunstwerk um so höher schätzen müssen, je weniger dasselbe die mit seinem Entstehen und Werden verbundene Arbeit erkennen läßt. Könnten wir an den antiken Göttergestalten noch die Spuren des Meißels erkennen, mit dem der Künstler den Kampf gegen den widerspenstigen Marmor unternahm, so würden wir nicht den Eindruck eines in freier Schönheit dastehenden Gebildes empfangen, sondern an den mühseligen Schaffensprozeß erinnert und um

*) Das Gedicht ist enthalten in „Erinnerungen an Marburg und seine Umgebung“. (Marburg bei Joh. Aug. Koch 1857.) Dies Büchlein enthält 18 Gesänge, die sich an Marburgs denkwürdigste Gebäude und an einige berühmte Orte in der Nähe anschließen. Weil Weintrauts Lieder im Ganzen wenig bekannt sind, füge ich dies Gedicht hier an.

Mein Vaterhaus.

Du kleines Haus im schönen Thal erbaut,
Nach dem mein Aug' mit hoher Wonne schaut,
Dein Giebel ist gebeugt vom Sturm der Zeit:
Dir Vaterhaus sei dieses Lied geweiht!

Das düstre Stübchen in dem Erdgeschoß,
Wo manche frohe Stunde mir verfloß,
Dies stille Stübchen, niedrig, eng und klein,
Schloß einst mein Liebstes auf der Erde ein.

Du edle Mutter, noch seh' ich dein Bild,
Dein Augenpaar, so freundlich und so mild!
Es war dein ganzes Leben ein Gebet —
Noch ist's dein Geist, der liebend mich umweht.

Es steht im Lenz der Baum so blüthenweiß,
Den ich gepflanzt als schwaches zartes Reis,
In seinem Schatten, anmuthsvoll und kühl,
Treibt meine Enkelschaar ihr frohes Spiel.

Du schöner Bach, der um den Garten fließt,
Mein Jugendfreund, auch du sei mir gegrüßt,
Wie manchen Krebs, wie manchen zarten Fisch
Gabst du mir einst auf meinen kleinen Tisch!

Du alter Weidenbaum am Arm der Lahn,
Du bot'st mir manchen Zweig zur Flöte an,
Noch wiegst du deine Krone in dem Wind,
So groß und stark sah ich dich schon als Kind.

Doch wende ich noch einmal meinen Blick
Auf dich, du liebes Vaterhaus, zurück,
Dich drückt und beugt nun auch der Jahre Last,
Ich war in dir auf kurze Zeit nur Gast.

In deinem Flur stand schon gar mancher Sarg,
Der einen Gast aus deinen Räumen barg.
Mir wird's nicht besser wie den Vätern geh'n,
In deinem Flur wird auch mein Sarg bald steh'n! —

jeden harmlosen Genuß gebracht werden. Und was von den plastischen Werken der alten und neuen Meister gilt, das gilt auch von den poetischen Schöpfungen, von dem kleinsten Gedichte, wenn es überhaupt irgendwelchen Anspruch auf Kunstwerth erheben darf.

Wie ich schon oben sagte, sind Weintrauts lyrische Poesien meines Erachtens nach sämmtlich Gelegenheitsgedichte im höheren Sinne gewesen. Aber auch als wirklicher Gelegenheitsdichter leistete er höchst Bemerkenswerthes. So lange er in den kräftigen Mannesjahren und auf der Höhe seiner dichterischen Leistungen stand, ist wohl in Marburg und im Hessenlande kein freud- oder leidvolles Ereigniß vorübergegangen, ohne daß die Saiten seiner Leier einen poetischen Nachhall dafür gefunden hätten. Und es ist geradezu erstaunlich, wie er immer wieder neue Bilder und Gedanken findet, um in dem Vorübergehenden den dauernden Kern zu entdecken und die Thatsachen poetisch zu verklären. In Weintraut lebte ein mächtiger Gestaltungstrieb, der Kraft genug besaß, jede Anregung von außen sofort schöpferisch umzubilden und mit glücklichem Geschick poetisch zu fassen. Wenn Goethe irgendwo den ächten Dichter mit dem guten Boden vergleicht, der Regen und Sonne aufsaugt, so viel er kann, aber dafür auch im Stande ist, stets neue Gräser und Blumen hervorzubringen, so trifft dieser Ausspruch bei Dietrich Weintraut gewiß in jeder Weise zu.

Die besten Gelegenheitsgedichte des Marburger Volksdichters sind wohl diejenigen, die er zu dem Marburger Sängerfeste am 19. 20. und 21. Juli 1845 geschrieben hat. Sie wurden später von Weintraut in einem „Gedenkbüchlein" vereinigt, welches er den Gesangvereinen von Kassel, Friedberg und Herborn widmete.

Die hohe veredelnde Bedeutung des Gesanges für Geist und Herz, die einigende Macht der Töne in dem zerrissenen deutschen Vaterlande hat Weintraut in diesen Liedern mit Wärme und zündender Begeisterung besungen. Welchen Eindruck dieselben hervorgebracht haben müssen, das habe ich Jahrzehnte später noch oft an meinem verstorbenen Vater gemerkt. Als junger Mann gehörte dieser 1845 zum Comité des Sängerfestes und hatte als Mitglied des „Liedervereins" jenes tiefpoetische Lied mitgesungen, das Weintraut für eine Wanderung der Sänger nach Spiegelslust gedichtet und das ein Herr Bang komponirt hatte. Wie das Marburger Sängerfest überhaupt zu den glanzvollsten Erinnerungen gehört, die in jener Zeit junge Männer und Frauen in ihr späteres Leben mit hinüber nahmen, so dachten auch meine Eltern, die damals Brautleute wurden, stets nur mit großer Freude an diese schönen Tage zurück. Immer kam bei solchen Gelegenheiten auch auf Weintraut die Rede, dessen Gedichte Vater und Mutter fast auswendig wußten.

Es waren auch komische Episteln unter den zum Sängerfeste verfaßten Liedern, wie z. B. „Der Empfang", in denen der Dichter einige Begebenheiten theils mit feiner Satire, theils in humorvoller Weise behandelt hat. In das Verständniß dieser poetischen Leistungen wurde ich dann durch die Mittheilungen der Eltern immer bereitwilligst eingeführt. —

Mein Vater besaß das „Gedenkbüchlein" an das Marburger Sängerfest, weshalb ich schon als kleines Mädchen Gelegenheit hatte, dasselbe zu lesen. Ein Gedicht machte vor allen einen so tiefen Eindruck auf mich, daß ich es sofort auswendig lernte. Da ich dieses Lied heute zu denjenigen Leistungen Weintrauts zähle, in denen sich seine individuelle Art, die Ereignisse aufzufassen und poetisch zu verherrlichen, treulich wiederspiegelt, so will ich dasselbe hier folgen lassen:

### In der Lindenallee.

Als Knabe stand ich hier an diesen Linden,
Es zogen nordwärts schwere Kriegeswettern.
Ich hörte Donner, sah die Blitze zünden,
Hört' Trommeln wirbeln und Trompeten schmettern.

Sah Frankreichs Adler hier vorüberziehen,
In seinen Krallen blut'ge Lorbeerreiser,
Ich hörte hohe Siegesmelodien
Und Götterhymnen auf den großen Kaiser. —

In Schneegefilden schlafen die Kohorten,
Der Zeitstrom schlug darüber manche Welle.
Der Knabe ist schon längst ein Mann geworden
Und steht nun wieder auf der alten Stelle.

Die alten Linden grünen noch wie immer,
Ein milder Zephyr säuselt in den Blättern.
Seh' wieder Fahnen durch die Bäume schimmern,
Hör' Trommeln wirbeln und Trompeten schmettern.

Und näher rückt der Zug mit Roß und Wagen,
Die Linden beugen grüßend ihre Kronen;
Die Friedensfahne wird vorangetragen,
Das sind sie nicht, die alten Legionen!

Sind nicht die alten todesmuth'gen Streiter,
Die Heldenschaaren kehren nicht mehr wieder;
Doch eine Garde ist es froh und heiter
Und ihre Waffen sind die deutschen Lieder. —

Erobernd ziehen sie durch manche Städte
Im festen Bund mit Liebe, Lied und Leben,
Sie schießen Bresche oft, nur im Quartette,
Und manche Veste muß sich übergeben.

Am Hof von Engeland da gibt's ein Drängen
Der Zug macht Halt und schließet seine Glieder;
Sie grüßen ihn mit hohen Festgesängen,
An seinen Lorbeern klebt kein Blut der Brüder. —

Wenn ich heute in Weintrauts Gedichten blättere, dann fallen mir viele schöne Jugenderinnerungen ein, die mir werthvoller sind, als das Meiste, was mir das spätere Leben zutrug. Ein kleines Erlebniß darf ich hier nicht vergessen zu erzählen, weil es zugleich den Beweis liefert, daß Weintrauts Poesien auf volksthümliche Marburger Persönlichkeiten die höchsten Kunstwirkungen ausübten. Dann und wann besuchte ich eine alte Jungfer, die sich redlich ernährte und dabei ein recht warmes Bildungsstreben besaß. Alles, was von Büchern in ihr Bereich kam, das las sie Abends, oft sogar in der Nacht beim Mondenschein, um das Licht zu sparen. Die Poesie stand bei dem alten Mädchen in besonderer Gunst, aber da man in jener Zeit die deutschen Klassiker noch nicht so leicht erwerben konnte, wie heutzutage, waren die Werke Schillers, Goethes und anderer großen Dichter der Vereinsamten unbekannt geblieben. Um so fester suchte sie sich diejenigen Gedichte einzuprägen, die, wie es mir schien, in ihren jungen Jahren edle Gefühle in ihrem Herzen geweckt hatten. Diese waren so zu sagen der Schmuck ihrer Tage, die still und in strenger Hingabe an einen wenig einbringenden Beruf verflossen. Als ich einmal zu der alten Jungfer kam, zeigte sie mir mit einem seligen Lächeln ein Päckchen vergriffener Broschüren, die sie mit großer Innigkeit als ihr Eigenthum bezeichnete. Es waren Dichtungen Dietrich Weintrauts, von denen sie gerade die Lieder zum Marburger Sängerfeste bei der Arbeit eben wieder neu ihrem Gedächtnisse eingeprägt hatte. Als ich ihr darauf, so viel ich mich erinnere, mit feuriger Betonung das Gedicht „In der Lindenallee" auffagte, nahm sie mich beim letzten Vers in die Arme und sagte gerührt: „Ach, das ist doch zu schön, das hat der liebe Gott selbst dem Weintraut eingegeben". — Wie oft habe ich an dieses schlichte, aber zutreffende Urtheil schon gedacht, wenn ich beim Lesen von Besprechungen merkte, wie sehr sich manchmal berufene Kritiker abmühen, um mit rechtem Worte die Eigenart oder die Leistungen einer schöpferischen Natur zu bezeichnen.

(Fortsetzung folgt.)



# Aus dem alten Kassel.

## I. Der Altstädter Marktplatz zur Zeit der Regierung Wilhelms II. 1821—1831.

Von W. Rogge-Ludwig.

Wie dem Geschlechte der Blätter ergeht's auch unserem Geschlechte.
Hin zur Erde die Blätter zerstreut der Wind, doch andere
An dem grünen Strauch aufsprossen bei Frühlings Erwachen.
Also der Menschen Geschlecht, das eine entsteht, das andere verschwindet.

Diese Verse Altvater Homers kommen mir immer in Sinn, wenn ich mich einmal wieder in Gedanken an die Stätte zurückversetze, an der ich vor 60 und mehr Jahren meine Knabenjahre verlebt habe — an den Altstädter Marktplatz. Von allen meinen damaligen Spielgenossen ist keiner mehr am Leben und vor einigen Monaten ist auch der letzte Mitbewohner des Platzes zu meiner Knabenzeit, mit dem ich noch gar manchmal Erinnerungen an meine so glücklich verlebten Kinderjahre austauschen konnte, in hohem Greisenalter zur ewigen Ruhe eingegangen. Alle Häuser des Platzes sind seit den zwanziger Jahren, mit Ausnahme eines einzigen, des Engelhardschen, früher den Kaufleuten Sattler und Ludwig jun. gehörigen Hauses, in das Eigenthum anderer Familien übergegangen und ein großer Theil der damals hier seßhaft gewesenen Familien ist ausgestorben und keine Träger ihres Namens mehr vorhanden. Nicht ohne Wehmuth kann ich ihrer als der letzte männliche Sproß einer mehr als hundert Jahre hier ansäßig gewesenen Familie gedenken. „Also der Menschen Geschlecht, das eine entsteht, das andere verschwindet".

An dem Platze selbst und den daran liegenden Häusern hat sich dagegen in den 60 Jahren wenig verändert, nur vier Neubauten haben hier stattgefunden, und bemerkenswerth ist nur der im Jahre 1837 erfolgte Abbruch des Rathhauses, da hierdurch der Platz selbst viel von seiner früheren Bedeutung verlor. Das älteste Rathhaus der Stadt war an der Ecke der Marktgasse gelegen, wo sich jetzt das an Stelle des im Jahre 1880 abgebrannten früher Bäcker Sinning'schen Hauses erbaute Haus des Kaufmanns Lorenz befindet. Nach Erbauung des neuen Rathhauses diente es als Fleisch- und Weckeschirne bis zu

seinem im Jahre 1837 erfolgten Abbruch. In der Kasseler Polizey- und Kommerzienzeitung wird es noch am Ende des vorigen Jahrhunderts das alte Rathhaus genannt. Der Bau des neuen Rathhauses wurde im Jahre 1408 begonnen, nachdem bereits seit 1404 ein Theil desselben, die sgn. Stadtwage erbaut war. Es war dies ein nach dem Markt zu gelegener sehr hoher gewölbter Raum, zu dem eine große breite Treppe führte. „Wage" wurde der sehr ausgedehnte Raum genannt, weil hier in früheren Jahrhunderten bis zur Errichtung des Packhofs die ein- und ausgeführten Waaren behufs Besteuerung gewogen wurden. Er wurde alsdann an einen Spezereihändler vermiethet, der hier einen Laden errichtete.

Für uns Jungen war er ein sehr beliebter Ort, da er mit den vielen hier aufgestellten Fässern und Kisten einen vortrefflichen Platz zum Versteckenspielen abgab.

Unter der Wage befand sich der unterste Stadtkeller, so genannt im Gegensatz zu dem auf dem St. Martinsplatz im Tuchhause befindlichen obersten Stadtkeller. Zu ihm stieg man vom Markte aus auf einer breiten Treppe hinab. Während hier in den ersten Jahrhunderten nach der Erbauung des Rathhauses die Bürger ihre großen Feste feierten, so ein im Jahre 1426 am 16. Juli ihnen vom Landgrafen Ludwig I. gegebenes Fest, diente der ansehnliche Raum in der letzten Zeit zu einer Bier- und Schnapskneipe geringster Art. An die Zeit Ludwig I. erinnerte dort noch an einem Pfeiler die Inschrift mit vergoldeten Buchstaben auf einer eisernen Platte, wonach dieser Landgraf den Bürgern hier im Jahre 1443 zur Feier des Fangs von 398 Lächsen in der Fulda ein Festmahl gegeben hatte.

In dem sehr großen, mit den Bildern der hessischen Landgrafen, von Philipp dem Großmüthigen an, geschmückten Saal, hielt der Magistrat seine Sitzungen und fanden hier alle das Interesse der Bürger betreffenden Verhandlungen statt. Auf der großen, nach der Wage führenden Treppe wurden in früherer Zeit die Gesetze verkündet.

Noch bis zum Abbruch des Hauses, so namentlich im Jahre 1830, war der Marktplatz der Sammelplatz der Bürgerschaft bei allen sie berührenden ernsten und freudigen Ereignissen. Bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts wurde hier auch der sogn. Rahmen aufgeschlagen. Darüber schreibt Krieger in seiner im Jahre 1803 erschienenen Beschreibung Kassels: „Hier wird auch der sogn. Rahmen aufgeschlagen und innerhalb desselben peinliches Gericht von Richter, Beisitzern und Schöppen nach altem Gebrauch gehalten. Nachdem geschieht die Vollziehung des Urtheils entweder auf dem Marktplatz selbst oder bei dem außerhalb der Stadt vor dem Leipziger Thore liegenden Hochgericht." An die alte Zeit erinnerte auch das am Rathhause an der Ecke der Fischgasse an einer Kette hängende für die zum Pranger Verurtheilten bestimmt gewesene Halseisen, das wir Jungen uns zum Scherz noch zuweilen um den Hals legten.

Wie überall, so war von jeher auch in Kassel der Markt der Hauptmittelpunkt des Handels und Verkehrs und war es auch noch in der hier in Rede stehenden Zeit der Hauptsitz der Großhändler, Spediteure, und größeren Kaufmannsgeschäfte. An keinem anderen Platze der Stadt war der Straßenverkehr auch nur annähernd ein so reger und lebhafter, wie hier, denn er war der Durchgangspunkt aller von und nach den verschiedenen Seiten in der Stadt ein- und ausgehenden Waaren, wovon die große Menge der täglich den Platz passirenden Frachtwagen Kunde gab. Dasselbe war auch der Fall mit den für die Stadt bestimmten Waaren, da diese sämmtlich auf dem am Ende der Schlagd gelegenen Packhof gebracht werden mußten, um hier gewogen und versteuert zu werden. Die Menge der zu diesem Zwecke da lagernden Waaren war eine so bedeutende, daß zu ihrer Bewachung von der Garnison eine ständige Wache auf dem Packhofe gestellt wurde. Das Hin- und Herbringen der verschiedenartigsten Gegenstände geschah auf eine zur Wohlthat der dabei benutzten Pferde jetzt längst außer Gebrauch gekommenen Art und Weise. Die Waaren wurden nämlich wegen der Bequemlichkeit des Aufladens auf eine sogn. Schleife, zwei lange durch Stricke verbundene, unten glatte, etwa handhohe Holzstücke, gebracht und diese von Pferden gezogen. Bei trockenem Wetter hatte das seine große Schwierigkeit und ging deshalb immer ein Mann nebenher, der den zu nehmenden Weg erst mit Wasser begoß.

Da die bedeutenderen Geschäfte sich auf dem Markte und dessen nächster Nähe befanden, so hatten auf dem Platze auch immer eine größere Anzahl Tagelöhner ihren ständigen Aufenthalt, die sogn. Sonnenbrüder, auch wohl Schlagdlümmel genannt. Mit den zu ihren in der Nähe stehenden Schiebekarren gehörigen Bandelieren unter dem Arm standen sie immer bereit, ihnen von den Gewerbtreibenden zu ertheilende Aufträge in Empfang zu nehmen. Da ihnen hinlängliche Muße dazu geboten war, so waren sie, wie nicht minder die auf der westlichen Seite des Platzes ihren ständigen Sitz habenden Hökerweiber, die schärfsten Beobachter und Kritiker von allem, was da vorging. Einen Hauptspaß gab es immer für die Sonnenbrüder, wenn ein bäuerlicher Brautzug vorüberkam, da sie dem Braut-

wagen und den ihn begleitenden Reitern Seile vorhielten, die dann der Bräutigam erst durch Spenden des immer reichlich mitgeführten Branntweins beseitigte.

Fast täglich zog auch ein größerer Trupp Handwerksgenossen vorüber, die einem fremd gewordenen Gesellen bis zum Siechenhof das Geleit gaben, um dort den Abschiedstrunk mit ihm zu nehmen, oder eine Handwerkergilde zog in feierlichem Aufzuge mit ihren Emblemen bei Verlegung ihrer Herberge über den Platz.

Einen meist recht kläglichen Anblick boten die im Sommer sehr häufigen Durchzüge der Auswanderer, die neben den mit ihrer Familie und geringen Habseligkeiten beladenen Wagen und Karren auf ihrem Wege nach Münden einherschritten, um von da aus den Weg zu Wasser nach dem gelobten Lande der Freiheit anzutreten.

An einem Tage in der Woche erschienen auch regelmäßig im Sommer und Winter in ihren kurzen Kragenmänteln die Partimschüler, an anderen Orten Currendschüler und von Luther, der selbst ein solcher war, Parthekenhengste genannt um unter Leitung eines Lehrers, vor den Häusern Choräle und geistliche Lieder zu singen, nach deren Beendigung einer von ihnen mit einer Büchse in das Haus ging, um für sie milde Gaben einzusammeln. Auf Bestellung sangen sie auch bei Beerdigungen vor dem Trauerhause Choräle. An musikalischen Genüssen fehlte es den Marktbewohnern damals überhaupt nicht. Tagtäglich erschienen dort die beiden Orgelspieler Wettlaufer und sangen mit ihren Gattinnen die schönsten neuen Lieder, zuweilen auch Arien und Duette aus neuen Opern. Auch am späten Abend erschien hier der ältere Wettlaufer noch zuweilen, spielte dann aber ernstere Weisen, ohne Gesangbegleitung. Um diese Zeit stellte auch häufig der Puppenspieler Meth sein Schattenspiel vor dem Ihléeschen jetzt Weberschen Hause auf, die vorgeführten Bilder mit dem Gesang schöner Verse begleitend, nachdem er Tags über die Kinder mit seinem Puppenspiel trotz ihres sich stets gleich bleibenden Inhalts immer wieder von neuem erfreut hatte. Einen eigenartigen musikalischen Genuß boten auch in der Neujahrsnacht die Postillone, wenn sie, damals noch in großer Anzahl, vor dem Gasthause zum Helm auf ihren Posthörnern ihre Lieder „Schöne Laurentia mein, wann werden wir wieder beisammen sein“ und dergl. zum Besten gaben. Sie standen mit den Gastwirthen in einem besonderen Verhältniß, da sie bei den zahlreichen Extrapostfahrten oft Gelegenheit hatten, den Reisenden einen Gasthof auf ein ihnen vom Besitzer in Aussicht gestelltes Trinkgeld hin zu empfehlen.

(Schluß folgt.)



# Mephistopheles und Gretchen.

## Ein Maskenscherz.

Von M. Herbert.

Es ist Faschingszeit. Die Schaufenster stehen voll toller, bunter Bilder, überall blitzen dem Vorübergehenden goldene Borden, große gläserne Brillanten, messingener Flitterbehang, Hermelin von Watte und leuchtender grellfarbiger Baumwollatlas in die Augen. Jeder, der 60 bis 100 Mark oder auch nur 30 übrig hat, kann wenigstens einmal im Jahre sein, wozu die Laune ihn treibt — ein König — ein Held — ein Narr —, natürlich etwas, wozu er im Leben nicht die mindeste Anlage hat und von dem er am himmelweitesten entfernt ist, denn Prinz Karneval stellt Alles auf den Kopf — zumeist die Gedanken.

Herr Louis Wassermann steht hinter dem Ladentisch und verkauft mit devotem Lächeln und unter verbrauchten Redensarten den hübschen, bunten Kram, welcher das Aeußere der Frauen annoch von dem der Männer unterscheidet. Er ist Kommis in dem großen, beliebten Putzgeschäft der Firma „Müller und Schmidt“ und kann seinen Kunden erzählen, daß soeben „die Frau Herzogin von Braganza — oder die Fürstin von Wittgenstein“ vorgefahren seien. Er versichert jeder Dame, daß dasjenige, das zu kaufen sie sich nicht gut entschließen kann, sie entzückend kleiden werde und daß die Prinzessin von So und So gar nichts Anderes möge. Er ist ungeheuer dienstfertig und weiß immer, wen er vor sich hat, er liest im Gesicht der Leute, wie weit ihr Portemonnaie reicht. Er ist ein guter Verkäufer etwas verlegener Gegenstände — auch wegen seiner Orang-Utang-Arme ist er vom ganzen Personal sehr geschätzt, da er die entlegensten Kartons damit in greifbare Nähe bringt.

In der Karnevalszeit kommt er sich vor wie ein Buch mit sieben Siegeln, denn er könnte

viel verrathen — wenn er nicht so charakterfest und großartig angelegt wäre und viel vornehmer dächte, als man es gewöhnlich hinter einem neunzehnjährigen Verkäufer von Putzartikeln sucht.

Er weiß die Geheimnisse (d. h. die Maskenballgeheimnisse) der höchsten Damenwelt, denn er hat viel Kombinationsgabe und konstruirt sich mit Leichtigkeit allerhand zusammen.

Er weiß z. B., daß die Gräfin S. als Marguerite auf dem morgen Abend stattfindenden Subskriptionsmaskenball im Königlichen Theater erscheinen wird — sie kann sich ja nicht ausschließen, denn sie ist die Tochter des Theaterintendanten. Ihr Kammermädchen hat heute gelb und weißen Atlas geholt und eine ganze Schachtel voll französischer Margueriten. Die junge Gräfin mit den großen, dunkeln Augen und der geschmeidigen Figur muß „pyramidal" aussehen in diesem Anzuge, denkt Louis.

Herr Louis Wassermann stammt aus einer phantasiereichen Familie, die sogar einen mißrathenen Dichter aufzuweisen hat. Er ist eben neunzehn Jahre alt und verliebt sich noch auf gut Glück — ohne irgend welche Intentionen — er gehört zu den Astronomen, welche auf dem Rücken liegend nach den Sternen gucken — etwas Abstrakteres — Ungefährlicheres giebt es nicht.

Tagüber kann er seiner Gedankenleidenschaft wenig fröhnen, denn das geht fortwährend: Herr Louis, die rothen Kamellien — bitte etwas plötzlich. — Herr Louis — stehen Sie doch nicht da — als sei Ihnen die Petersilie verhagelt — geben Sie mir lieber von ganz da oben die Apricot-Spitze à Meter 40 Pfennig. — Herr Louis — den billigsten Federbesatz, die grünen Vogelbälge, die Goldborden, die Käfer — die Litzen, die Nadeln, die Maiblumen! Herr Louis — wo sind die schwarzen Damen-Herrenhüte?

Den mattblauen — den grellrothen Nonpareil — den Atlas merveilleux. Alle neune, da liegt die ganze Bescheerung! Können Sie nicht noch einige Schachteln herunterwerfen?

Es giebt nichts Boshafteres, Schlechtgelaunteres als Ladenmädchen, die einen jungen Verkäufer hin- und herhetzen — Louis wußte oft nicht, wo ihm der Kopf stand — aber Nachts — ja Nachts! Da neigt sich aus goldgewirktem Tüll und Spitzengewändern mit Bouquets à 10 Mark verziert, das weiße Antlitz der kleinen Gräfin S. über ihn und sie flüstert:

„Gern gäb' ich Rang und Reichthum hin für Dich und Deine Liebe! Was liegt mir an dem langweiligen Kürassierlieutenant von Zepgen — was an dem dicken Husarenoberst, die meine ständigen Begleiter sind? Du bist's, Louis Wassermann, Du nur allein."

Die hoffnungsloseste, unmöglichste Liebe scheint Leuten vom Schlage Wassermanns entschieden die herrlichste.

Es wäre Louis niemals eingefallen sich in seines Gleichen zu verlieben. Da kännte man ihn schlecht — solcher Prosa wäre er nicht fähig. Er hält sich für eine „innerlich adelige Natur" — er glaubt an seine „ungewöhnliche Zukunft" und will in der „Alltäglichkeit" nicht untergehen.

Wenn er verstohlener Weise im Vorüberfliegen einen Blick in die Deckenspiegel des Ladens wirft, möchte er sich eine Kußhand zuwerfen, so unwiderstehlich kommt er sich in dem blauen Shlips vor, so distinguirt erscheint ihm die überschlanke Gestalt, an welcher die mager und blauroth unter den Gummimanschetten hervorbaumelnden Hände nicht festgewachsen scheinen, so interessant die papierene Nase im unentwickelten Gesicht.

Selbstredend wird er morgen nach Geschäftsschluß den Maskenball besuchen. Er hat sich eine Einlaßkarte à dreizehn Mark „erworben", welche „überall" hin berechtigt, sogar zu einem Zuschauerplatz in der ersten Rangloge, denn was Louis Wassermann einmal thut, thut er ganz.

Seit er diese Karte in der Westentasche trägt und sein Namen eingeschrieben ist, in die Reihe der Ersten und Glänzendsten im Lande, kommt eine Art stillen Größenwahns über Louis, und dieser Wahn hat die Eigenschaft keinem zu schaden, als dem unglücklichen Besitzer, dessen Geld er in vielen Fällen schnell an den Mann bringt.

Louis Wassermanns höchster Wunsch in Bezug auf den Besitz irdischer Güter ist ein Brillantring — so wie er am kleinen Finger seines Prinzipals blitzt — allein von der Unerreichbarkeit dieses Kleinods ist er überzeugter, als von der Hoffnungslosigkeit seiner Liebe. Als er nun am Tage vor dem Maskenball mit dem Reitstöckchen fuchtelnd à la Grand-Seigneur durch die Straßen geht, fällt ihm eine Annonce in die Augen, welche Talmi-Brillant-Ringe à sechs Mark empfiehlt — Repräsentiren einen Werth von 6000 Mark."

Louis hat sechs Mark bei Seite gelegt, um seiner Mutter eine neue Kapuze zu kaufen — er läßt den Vorsatz fahren und kauft den Ring. — Morgen — auf dem Maskenball wird das Kleinod ihm ein bedeutendes Ansehen geben — denkt er, und die junge Gräfin wird sich weit lieber mit ihm unterhalten. Denn sehen und sprechen will er sie um jeden Preis.

Hoch gepriesen sei Prinz Karneval, der solche Möglichkeiten bietet — o humane Erfindung der Subskriptionsbälle, auf denen die Bewohner moderner Olympe unter die Staubgeborenen sich mischen.

„Rathe mir eine vornehme Maske!“ hat Louis zu seinem Bruder in Mercurio, dem kleinen blonden Buchhalter in den karrirten Hosen — gesagt — „sehr vornehm muß sie sein und interessant machen“.

„Am interessantesten ist der Teufel,“ sagt der kleine Buchhalter, welcher stets oben auf dem Drehsessel sitzt, als ob er nicht wieder herunter könnte und ein rothes, gutmüthiges Apfelgesicht hat. „Ja, der Teufel soll den Weibern furchtbar gefährlich sein! Du — mach' einen Teufel!“

„Einen Teufel!“ ruft Wassermann? „Nein, wenn ich mich dazu hergebe, mache ich auch gleich — den Teufel.

Er ist Feuer und Flamme für die teuflische Idee und leiht sich eine Uniform aus grellrothem Zitzkattun, auf welchem zappelnde Kröten und grinsende, zungenherausstreckende Teufelfratzen gedruckt sind „damit man auch über seine Absicht nicht im Zweifel ist“. Wiewohl er der Wirklichkeit auf diese Weise wenig genug entspricht, kommt er sich doch sehr teufelmäßig vor und fürchtet sich bei der Anprobe fast vor sich selbst.

Als ihm jedoch Windelweich, der Buchhalter, versichert, daß das Absonderlichste Frauenherzen am gefährlichsten sei, versöhnt er sich mit seinem Aussehen und sagt beruhigend zu sich: „Nun, kleine Kinder kommen ja nicht hin!“

In der Hinterstube, deren Fenster auf den trostlosen, schmutzigen Stadthof gingen, saßen unter den Augen der gestrengen Direktrice etwa zwanzig junge Mädchen und machten Blumen — Blumen, die ohne Duft und Thau erwuchsen und das Sonnenlicht nie sehen — Blumen aus Sammet, Seide, Leinewand und Papier — bunte schreiende und sanfte, farbenmatte, bestimmt die glänzenden Haare, die reizenden Schultern und rauschenden Schleppen schöner und häßlicher Frauen der großen Welt zu zieren. Unter den Arbeiterinnen sitzt als die geschickteste — ein kleines Mädchen — dünn, blaß — könnte hübsch sein, wenn sie bessere Nahrung hätte.

Das Gesichtchen ist schmal, die Augen haben rothe Ränder und doch strahlen sie in Uebermuth und Schelmerei. Jugendlust will ihr Recht.

Das junge Mädchen ist die Tochter eines Gerichtsdieners, eines braven, ordentlichen Mannes und die Kousine von Louis Wassermann. Louis und Fränzchen sind zusammen aufgewachsen; er protegirt sie und zugleich ist sie seine Vertraute. Louis als Kommis dünkt sich natürlich tausendmal vornehmer als die kleine Blumenmacherin und es scheint ihm eine große Herablassung zu sein, daß er sie Abends nach Hause geleitet. Der gute Junge ist naiv wie ein Kind, er muß stets Jemanden haben, dem er sein Herz erschließt und Fränzchen kennt zu ihrer stillschweigenden Belustigung die schwärmerische Neigung des Vetters.

Am Abend vor dem Maskenball weiß er sich vor überschwenglichem Glücke der Erwartung nicht zu fassen. „Fränzchen — ich besuche den Subskriptionsball!“ sagt er und überhört ganz, daß das Mädchen freudestrahlend ruft: „Ich auch! Die Direktrice, welche plötzlich Trauer bekam, hat mir ihr Billet geschenkt und ihr Kostüm geliehen.“

„Nun werde ich sie sehen!“ ruft Louis — „die Fee — die Loreley — meinen unerreichbaren Stern — die schöne Gräfin! Sie kommt als Marguerite — heute Morgen forderte ihre Kammerjungfer Blumen aus der Pappschachtel Nr. 4.“

„Junge, Du bist toll geworden“, sagte das vernünftige Fränzchen — „eine Gräfin mischt sich nicht in das Treiben“.

„Das muß ich besser wissen“ — meinte Louis — und in seiner verwegenen Einbildung fügte er hinzu. — „Längst schien es mir, als habe die Gräfin meine verehrende Bewunderung bemerkt! Wie freundlich und huldvoll sah sie mich immer an — vielleicht ließ sie die Margueriten gerade bei mir holen — um mir ein Zeichen zu geben, wie sie erscheinen werde. — Fränzchen — ich bin der Glücklichste aller Sterblichen.

Das junge Mädchen glaubte, ihr armer Vetter sei verrückt geworden, aber plötzlich ging ein diabolischer Gedanke durch ihr Köpfchen und sie lachte so langanhaltend, daß sie kein Wort mehr wechselten, ehe sie vor Fränzchens Thür standen.

„Amüsire Dich gut, Louis“, sagte das junge Mädchen. Und Louis ging, ohne einen weiteren Gedanken an das einfältige Ding zu verschwenden nach Hause und träumte von der schönen Gräfin und lag in seiner Phantasie wie der Esel in Titania's Armen.

(Schluß folgt.)

## Vorüber.

Was singen die Vöglein im Hage, —
Es klingt so wunderlich,
Bald tönt es wie Lust, bald wie Klage, —
Ich glaub', sie verspotten mich.

Ich bin hinausgezogen
Und lag're im grünen Revier,
Die Baumeswipfel wogen
In erster Maienzier.

Die Sonnenstrahlen säumen
Die Blätter mit goldnem Rand,
Da läßt sich's herrlich träumen,
Da wird die Sorge gebannt.

Nun kommt ihr Elfen, zu kosen,
Wie ihr es vor Zeiten gethan,
Bestreut mit Lilien und Rosen
Ringsum den heimlichen Plan.

Und du, o Schönste von Allen,
Die einst Herrn Oluf geküßt,
Auch ich sah dein Goldhaar wallen, —
Wo weilst du zu dieser Frist? —

Doch wie ich auch schau' und schaue,
Nichts regt sich in der Rund,
Es feiert stumm die Aue —
Ist's nicht die rechte Stund?

Da hör' ich die Vöglein singen:
„Wohl ist es die rechte Stund",
Die Elfen aber schlingen
Den Reigen dort drüben im Grund.

Da liegt ein blonder Knabe,
Den küssen sie auf der Stell',
Du aber, wanke zum Grabe,
Was hoffst du noch, alter Gesell'? —

**W. Bennecke.**

---

## Veilchen.

Veilchen, Veilchen, süßes Veilchen,
O, wie lieb' ich dich so sehr,
Für den Gatten, mir so theuern,
Wand' ich dich zum letzten Strauß.

Als er krank auf seinem Lager
Einst in tiefem Schlummer lag,
Streut' ich ihm die duft'gen Veilchen
Wehmuthsvoll auf Stirn und Hand.

Glücklich lächelte die Lippe,
Als sein treuer Blick mich traf
„Ach die süßen, duft'gen Veilchen"
Sprach er. „Gattin, habe Dank".

Und zum allerletzten Male
Hast du schmerzlich mich erfreut,
Als ich dem geliebten Todten
Dich zum Abschiedsgruße gab.

Homburg v. d. Höhe **E. v. H.**

---

## Die Rähleng.[1]

(Schwälmer Mundart.)

Die Rähleng seng[2])
Ee lostig Chor.
See senge schweng[3])
J Dich ö Rohr[4])
Dos quakt ö quackt
So schie im Dackt[5]). —

Bos lachst dü do![6])
Märk der dos Deng:
Gött lehrt see's so:
Seng Schiller seng
Die Freesch, ö nü,
Ehr Freesch, sengt zü.[7])

**Kurt Nuhn.**

---

# Aus alter und neuer Zeit.

## Skizzen aus der hessischen Kriegsgeschichte.

Von Freiherrn Maximilian von Ditfurth,
weiland kurfürstlich hessischer Hauptmann.

VII.

Vertheidigung des Kirchhofs zu Frankenberg durch den hessischen Hauptmann Lange. Als nach der Schlacht bei Wilhelmsthal die französische Hauptarmee in Hessen sich auf die Defensive beschränkt sah, hatte zur Verstärkung derselben Ende Juli 1762 der Prinz von Condé sich vom Niederrhein über Herborn gegen Gießen hin in Bewegung gesetzt.

Gleichfalls war auch der Erbprinz von Braunschweig über Meschede und Corbach gegen Marburg vorgerückt und hatte am 2. August bei Oberweimar ein Lager bezogen, von wo aus er mit der Hauptarmee der Verbündeten, deren rechter Flügel bei Gudensberg lagerte, Verbindung anknüpfte.

---

1) Röhlinge = Frösche. 2) sind. 3) Sie singen schnell. 4) In Teich und Rohr. 5) schön im Takt. 6) Was lachst du da! 7) Merk dir das Ding: Gott lehrt sie es so; seine Schüler sind die Frösche, und nun, ihr Frösche, singt weiter.

Da er jedoch auf dem Marsche dahin durch die leichten Völker des Condéschen Korps unter dem Brigadier de Conflans mehrfach beunruhigt worden war, so hatte er schon am 31. Juli zur Deckung seiner rückwärtigen Kommunikationen zu Battenberg und Frankenberg, kleine Detachements mit dem Auftrage zurückgelassen, sich nach Befund der Oertlichkeiten, so gut als möglich daselbst zur Vertheidigung einzurichten. In Folge dessen hatte der zu Frankenberg mit 100 Mann Infanterie, 12 Reitern und 2 Geschützen zurückgelassene hessische Hauptmann Lange, sich auf dem dortigen Kirchhof, welcher mit einer Mauer umgeben war, festgesetzt und denselben noch weiteres durch eine Palissadirung nach Möglichkeit in vertheidigungsfähigen Stand gesetzt.

Sei es nun, daß die Wiedereinberufung jener Detachements, in Folge des Umstandes in Vergessenheit gerathen war, daß der Erbprinz sich am 6. August persönlich nach dem Hauptquartier des Herzogs von Braunschweig begeben hatte, um mit solchem über Verschiedenes Rücksprache zu nehmen, während dem, dessen Truppenkorps nach Homberg an der Ohm marschirte und hier, Front gegen Grünberg, eine Stellung nahm um das dahin vorgerückte Condésche Korps in Schach zu halten, oder lag auch jetzt noch die Beibehaltung dieser Posten in Absicht, dieselben verblieben trotzdem nach wie vor an jenen Orten.

Der Brigadier de Conflans sich dieses zu Nutze machend, griff daher, nachdem er zuvor einige Verstärkungen an sich gezogen hatte, schon am 8. August den Posten zu Battenberg an und zwang das dortige aus 60 Mann Infanterie und 12 Reitern zusammengesetzte Detachement sich nach rühmlich geleisteten Widerstande gefangen zu geben.

Hierauf rückte er am 10. August vor Frankenberg. Die kleine auf dem dortigen Kirchhofe verschanzte Schaar, leistete aber den hartnäckigsten Widerstand. Angefeuert durch das rühmliche Beispiel ihres Befehlshabers, des Hauptmanns Lange, wurden alle Sturmangriffe abgeschlagen und dem aus nächster Nähe von beherrschenden Punkten gegen diese Stellung unterhaltenen feindlichen Geschützfeuer, beinahe 48 Stunden lang Stand gehalten. Erst als die Kirchhofsmauer sowie die Palissadirung gänzlich in Trümmer zusammengeschossen war, zog sich die Besatzung in die durch das feindliche Feuer ebenfalls schon ziemlich stark beschädigte Kirche zurück. Als schießlich aber auch äußerster Munitionsmangel bei der Besatzung sich bemerkbar machte, gab Hauptmann Lange den wiederholt an ihn gerichteten Aufforderungen, sich zu ergeben, endlich Gehör, und zwar hauptsächlich, da bei dem Nichtvorhandensein von Wasser die Mannschaft die Qualen des Durstes nicht mehr länger ertragen konnte.

Der von der Besatzung bethätigte Muth fand auch Seitens des Feindes, alle Anerkennung und es ehrte die Sieger nicht am wenigsten, daß sie sich sehr eifrig bewiesen die von dem langen Kampfe erschöpften Besiegten, vor Allem aufs freundlichste durch Speise und Trank zu erfrischen.

## VIII.

Auf Vorposten bei Grüningen 1762. Ende August 1762 sahen sich die bei Homberg an der Ohm postirten Franzosen unter dem Prinzen von Condé genöthigt, dem Vordringen der von Kirchhain und Alsfeld herkommenden Korps des Erbprinzen von Braunschweig und des Generals von Luckner zu weichen und nahmen ihren Rückzug über Grünberg nach Gießen.

Da jedoch die diesseitigen leichten Truppen bereits schon nach dieser Gegend hin streiften, so schlug der Prinz von Condé am 24. August von Lich aus die Richtung auf Grüningen ein, wo er am Abend auf den dortigen Höhen dergestalt eine Lagerstellung nahm, daß die daselbst das Gelände durchziehende Landwehr derselben im Rücken lag; der Erbprinz von Braunschweig aber, welcher ihm hierbei auf dem Fuße gefolgt war, lagerte ihm gegenüber bei Eberstadt auf dem s. g. Pfaffenfelde. Am anderen Morgen, den 25. August, lief von *sämmtlichen* Vorposten der Verbündeten *übereinstimmend* die Meldung ein, daß die Franzosen während der Nacht nur noch zum Schein die Wachtfeuer unterhalten, dagegen ihren Rückzug in der Richtung auf Friedberg fortgesetzt und nur noch einige wenige leichte Truppen hinter jener Landwehr zurückgelassen hätten. Der Erbprinz, welcher in Folge jener Meldungen beabsichtigte, auf den Höhen jenseits von Grüningen ein Lager zu beziehen, sendete jedoch um sich von der Wahrheit jener Meldungen der Vorposten erst noch besser zu vergewissern, einen Ingenieur-Offizier, unter einer Bedeckung leichter Truppen, gegen jene Landwehr vor, um solche genau auszukundschaften. Sei es nun, daß dieser Offizier nicht weit genug vorging, oder unter dem Einfluße der vorgefaßten Meinung, *der Feind habe seinen Abzug genommen*, verschiedene auf das Gegentheil weisende Merkmale nicht genug würdigte, auch er berichtete: daß überall — außer ganz unbedeutenden Parteien leichter Truppen, — vom Feinde weit und breit nichts wahrzunehmen sei. Auch auf dem Lagerplatze, welchen der Feind während der Nacht innegehabt, wären nur einige — mit Plünderung zurückgelassenen Gepäckes beschäftigte — Nachzügler angetroffen worden. Demgemäß befahl denn auch der Erbprinz das Lager abzubrechen und in mehreren Kolonnen die Grüninger Höhe hinaufzurücken. Zwar ging jeder dieser Kolonnen eine Abtheilung leichter Truppen als Vorhut voran, doch scheint es daß auch diese auf dem verlassenen Lagerplatz des Feindes angelangt, sich hier zu lange mit

Auffuchung zurückgelassenen Gepäckes aufhielten und es versäumten, gegen die, etwa auf Kanonenschußweite, davon entfernte Landwehr vorzugehen und solche zu besetzen.

Als daher die Spitzen der Kolonnen die Höhe erreicht und sich jener Landwehr auf gute Schußweite genähert hatten, sahen sie sich von daher plötzlich höchst überraschend mit einem mörderischen Geschützfeuer begrüßt.

Der Feind hatte nämlich während der Nacht allerdings seine Lagerstellung vom vorigen Abend verlassen, sich aber nur hinter jene 10—12 Fuß hohe, ihn den Blicken der Verbündeten gänzlich entziehenden Landwehr (ein altes auch unter dem Namen des Pfahlgrabens bekanntes Römerwerk) zurückgezogen, und hier sämmtliches Geschütz in sehr vortheilhafter Weise aufgestellt, auch um die Verbündeten noch mehr zu täuschen, auf dem alten Lagerplatz absichtlich einige Bagage zurückgelassen.

Zwar ließ der Erbprinz, um das feindliche Feuer zu erwidern, ebenfalls Geschütz auf die Höhe vorbringen, da jedoch dieses wegen des steilen Hanges nur mühesam und vereinzelt geschehen konnte, so gelang es dem Feinde unschwer, wo solches zum Vorschein kam, das Feuer des seinigen dagegen in überlegener Weise zu konzentriren und es zu demontiren.

Namentlich wurden in dieser Weise 3 hessische Geschütze gänzlich zusammengeschossen und auch der Hauptmann Eitel und Lieutenant Hansen der hessischen Artillerie getödtet, sowie noch zwei Offiziere verwundet. Nachdem die Kanonade in dieser Weise eine Zeit lang fortgedauert und der Erbprinz von Braunschweig sich überzeugt hatte, daß die feindliche Stellung nur mit großen Opfern erzwungen werden könnte, gab er Befehl den Rückzug anzutreten und nahm hierauf hinter der Wetter bei Kloster Arensburg eine Stellung ein.

Die unzureichende Auskundschaftung des Geländes und die unrichtigen Meldungen, waren schuld daran, daß das Korps des Erbprinzen einen ziemlich bedeutenden Verlust erlitten hatte. Derselbe belief sich auf mehr als 100 Getödtete und Verwundete, deren Mehrzahl der hessischen Artillerie und dem Regiment Erbprinz (nachh. 1. Batl. Kurfürst) angehörten. Von letzterem Regiment war namentlich der Hauptmann von Hanstein schwer verwundet worden. Ebenso mußten die demontirten 3 hessischen Regimentsgeschütze, weil deren Räder und Lafetten gänzlich zerschmettert worden waren, zurückgelassen werden.

---

**Ein Gedankenleser vor mehr als hundert Jahren in Kassel.** Im Jahre 1777 hatten die Bewohner Kassels Gelegenheit, die Künste des berühmtesten Zauberers des vorigen Jahrhunderts bewundern zu können. In der Fürstlich Hessen-Kasselischen „Staats- und Gelehrte-Zeitung“ kündigte der im Jahre 1758 und 59 in dem gelehrten englischen Magazine „angerühmte“ Amerikaner Jakob Philadelphia denen Liebhabern mathematisch-physikalischer Künste und dem geehrten Publika überhaupt an, daß er am 3. und 8. Februar im großen Saale des neuen Posthauses am Königsplatze seine den menschlichen Verstand fast übersteigende Geschicklichkeit, welche er auf seinen Reisen durch alle vier Welttheile erlernt habe, aus freier Hand mit einer ungesehenen Genauigkeit und Geschwindigkeit vorzuzeigen, die Ehre haben werde. Der Preis des Billets, ein Thaler, war für damalige Zeit ein sehr hoher, er wurde aber von Philadelphia in seiner Ankündigung dadurch gerechtfertigt, daß er die hohe Gnade gehabt habe, seine Künste nicht ohne Beifall an den Höfen von England, Frankreich, Rußland, Oesterreich und auch in Konstantinopel dem Groß-Sultan vorzuzeigen.

Der im Anfang des vorigen Jahrhunderts in Philadelphia von jüdischen Eltern geborene Zauberkünstler hatte bei seinem Uebertritt zum Christenthum den Namen seiner Vaterstadt angenommen und verstand sich auf eine seinem Vaterlande noch jetzt würdige Reklame, indem er dafür gesorgt hatte, daß die unglaublichsten Kunststücke von ihm verbreitet waren, so u. a. daß er in ein und derselben Minute durch sämmtliche Thore Berlins nach Meldung der Thorwachen hinausgefahren sei. Viel wirksamer, als solche Erzählungen aber war die Ankündigung von vier seiner Zauberkünste, welche noch niemals gesehen waren und auch nach ihm niemals gesehen worden sind.

Diese Stücke waren:

1) Nimmt der Künstler Sand von vier verschiedenen Farben, schüttet solches zusammen in ein steinernes Gefäß, gießt Wasser darauf und rüttelt alles durcheinander, alsdann greift er eine Hand voll Sand von derjenigen Farbe heraus, welche die Gesellschaft verlangt, ohne daß ein einziges Sandkorn von einer andern Farbe darunter ist.

2) Nimmt er eine Medaille, welche ihm von einer Person in der Gesellschaft gegeben wird, die von jedermann besehen und gezeichnet werden kann, ladet selbige in eine Muskete und schießt sie aus dem Fenster. Alsdann läßt er einen von seinen Vögeln fliegen, welcher die Medaille wieder holen muß.

3) Hat der Künstler eine mathematische Uhr, setzt selbige auf den Tisch, alsdann entfernt sich die Gesellschaft und stellt ihre Uhren auf welche Stunde ein jeder von ihnen beliebt. Wenn solches geschehen, so wird die mathematische Uhr einem jeden nach der Reihe anzeigen, auf welche Stunde und Minute seine Uhr gestellt ist.

4) Kann einer von der Gesellschaft einen Brief schreiben, mit der Dinte, die ein jeder selbst mitgebracht hat, wie auf dem Papier, welches ihm gefällt. Darnach wird selbiger Brief verbrannt und die Asche dem Künstler in ein anderes Zimmer geschickt, woselbsten er sich während der Zeit aufgehalten hat. Aus der Asche dieses Briefes wird er alsdann den Inhalt desselben wieder hervorbringen und ihn auf ein anderes Papier bekannt machen.

Diese wunderbaren physikalischen Stücke konnten aber nach der Ankündigung wegen der großen Kosten, die sie verursachten, nur dann vorgeführt werden, wenn durch Subskription zuvor 300 Thaler aufkämen oder von 60 Personen jeder wenigstens ein Louisd'or bezahle. In Kassel fanden sich solche nicht und an anderen Orten war es wohl auch nicht der Fall gewesen, da Philadelphia sie sonst gewiß angegeben und sich nicht auf die Angabe beschränkt haben würde, daß sie in „London-Magazine“ vom Jahre 1758 und 59 angezeigt seien.

Der weltberühmte Zauberkünstler hatte, bevor er nach Kassel kam, in Göttingen seine Künste vorgeführt und sie in gleicher Weise, wie in Kassel angezeigt.

Dort hatte der als großer Physiker, Humorist und Satiriker berühmte Lichtenberg den in der Ankündigung der 4 Stücke liegenden Schwindel in folgender Weise persiflirt. (B. 3 seiner Schriften.)

Am 7. Januar 1777 zeigt der weltberühmte Zauberer Philadelphus Philadelphia, den schon Cardanus in seinem Buche de natura supernaturali den von Himmel und Hölle Beneideten nennt, an, daß er mit der ordinairen Post in Göttingen angekommen sei, obgleich es ihm ein Leichtes gewesen, durch die Luft zu kommen; er sei derselbe, der im Jahre 1482 in Venedig einen Knaul Bindfaden in die Luft schmiß und daran in die Luft kletterte, bis man ihn nicht mehr sehen konnte.

Mit dem 9. Januar wird er seine Einthaler-Kunststücke auf dem Kaufhause dem Publiko öffentlich-heimlich vorlegen bis er zu den 500 Louisd'orstücken komme, die ohne Prahlerei zu reden, das Wunderbare selbst übertreffen, ja, so zu sagen, schlechterdings unmöglich sind.

Von dem Alltagsstückchen zu einem Thaler giebt er einige an, die nicht sowohl die besten, als vielmehr die, die sich mit den wenigsten Worten fassen lassen, z. B.

1) Nimmt er, ohne aus der Stube zu gehen, den Wetterhahn von der Jakobikirche ab und setzt ihn auf die Johanniskirche und setzt sie nach einigen Minuten wieder an die frühere Stelle. (NB. Alles ohne Magnet durch die bloße Geschwindigkeit.)

2) Läßt er sich eine Holzaxt bringen und schlägt damit einen Herrn vor den Kopf, daß er wie todt zur Erde fällt. Auf der Erde versetzt er ihm den zweiten Streich, da dann der Herr so gesund wie vorher aufsteht und gemeiniglich fragt, was das für eine Musik sei.

3) Er zieht 3 bis 4 Damen die Zähne sanft aus, läßt sie in einem Beutel von der Gesellschaft sorgfältig durcheinanderschütteln, ladet sie alsdann in ein kleines Feldstück und feuert sie besagten Damen an die Köpfe, da dann jede ihre Zähne rein und weiß wieder hat.

4) Nimmt er alle Uhren, Ringe und Juwelen der Anwesenden, auch baares Geld, wenn es verlangt wird, und stellt jedem einen Schein aus, wirft darauf Alles in einen Koffer und reist damit nach Kassel. Nach acht Tagen zerreißt jede Person ihren Schein, und sowie der Riß durch ist, sind Uhren, Ringe und Juwelen wieder da. Mit diesem Stück hat er sich viel Geld verdient.

NB. Diese Woche noch im Kaufhaus, künftig aber in freier Luft über dem Marktbrunnen. Denn wer nichts bezahlt, sieht nichts.

W. R.-L.

---

## Aus Heimath und Fremde.

Am 18. Mai fand in programmgemäßer Weise das Einweihungsfest des Aussichtsthurmes auf dem Hohen Gras, jenem herrlichen Punkte des schönen Habichtswaldes, statt. Die Betheiligung war außerordentlich groß, sie zählte nach vielen Tausenden, und die Feier gestaltete sich zu einem wahren Volksfeste, das den schönsten Verlauf nahm. Der Vorsitzende des Niederhessischen Touristen-Vereins Professor Dr. K. Zuschlag hielt die Weiherede, die, nach Form und Inhalt gleich vortrefflich, begeisterte Aufnahme fand. Durch die Errichtung dieses Aussichtsthurmes hat sich der Kasseler Touristen-Verein ein großes Verdienst erworben, das in ganz Hessen volle Anerkennung gefunden hat.

---

Am 22. Mai feierte der Leihhaus-Inspektor Georg Opper zu Fulda sein fünfzigjähriges Dienstjubiläum. Dieser officiellen Feier war bereits eine mehr private am 1. März vorausgegangen. Der berufstreue, pflichteifrige Beamte erfreut sich nicht nur bei seiner vorgesetzten Behörde, der Landes-Direktion zu Kassel, der Hochschätzung, auch bei seinen Mitbürgern ist er in Folge seines freundlichen und gefälligen Entgegenkommens allgemein beliebt. So konnte es denn auch nicht fehlen, daß ihm bei seiner Jubelfeier reichliche Ehrungen zu Theil wurden. Der Herr Landes-Direktor sandte ihm ein Glückwunschschreiben mit einer kostbaren, dem Jubilare in Anerkennung seiner verdienstvollen Amtsthätigkeit ge-

widmeten goldenen Dose. Zahlreiche Ehrengaben waren dem Jubilare schon bei der Feier am 1. März von Freunden und Bekannten gespendet worden. — Georg Opper ist am 19. November 1818 zu Kirchhain geboren, er widmete sich nach dem Besuche des Marburger Gymnasiums dem Steuerfache, trat dann zu der Verwaltung des Leihhauses in Hanau über und wurde 1871 als Leihhaus-Inspektor nach Fulda versetzt. Ueberall, wo er bis jetzt gewirkt, hat er sich eine große Anzahl von Freunden erworben und das beste Andenken hinterlassen. Georg Opper ist der Schwiegersohn des s. Z. rühmlichst bekannten Pädagogen Pfarrers Bang von Goßfelden, der mit den Brüdern Grimm, seinen „lieben Gevattern“, sowie mit Savigny und den anderen literarischen Größen unseres Hessenlandes zu jener Zeit in sehr intimen Beziehungen stand. Wir werden hierauf bei anderer Gelegenheit zurückkommen. — Dem Jubilare rufen wir ein herzliches ad multos annos zu. —

---

Soeben erschien in Berlin bei F. Fontane eine neue Dichtung unseres geschätzten Landsmannes Julius W. Braun unter dem Titel „Das Kartell. Sociales Drama in vier Aufzügen.“ Wir kommen auf dieses neue Werk des beliebten Dichters eingehend zurück.

---

Universitätsnachrichten. Gerichtsassessor Dr. Ludwig Laß von Kassel hat sich in der juristischen Fakultät der Universität Marburg als Privatdocent für Privatrecht und Civilprozeß habilitirt. — Nach vorläufiger Feststellung sind in diesem Sommersemester an der Universität Marburg etwa 950 Studenten immatrikulirt. — Das Marburger Korps Teutonia feiert in diesem Sommersemester vom 30. Juli bis 1. August sein 65 jähriges Stiftungsfest. — Der Licentiat Link in der theologischen Fakultät zu Marburg hat einen Ruf als außerordentlicher Professor nach Königsberg erhalten. — In der Pfingstwoche feierte zu Marburg der Wirkliche Geheime Rath Dr. jur. Georg Wilhelm Wetzell sein fünfzigjähriges Doktorjubiläum. Derselbe ist am 23. Januar 1815 zu Hofgeismar geboren, habilitirte sich 1840 als Privatdocent in der juristischen Fakultät zu Marburg, las hauptsächlich über Pandekten und Civilprozeß, wurde in verhältnißmäßig kurzer Zeit zum außerordentlichen und ordentlichen Professor befördert und erhielt 1851 einen ehrenvollen Ruf an die Universität zu Rostock, den er annahm. In großherzoglich Meklenburgischen Diensten war er dann später Minister und trat vor einigen Jahren in den Ruhestand. Er lebte von dieser Zeit an wieder in Rostock. Von seinen Schriften sind „Der Römische Vindikationsprozeß“ (1845) und „System des ordentlichen Civilprozesses“, welches letztere Werk drei Auflagen erlebte, hervorzuheben. Dr. Wetzell war in Marburg bei den Studenten ein sehr beliebter Professor. Erwähnen wollen wir noch, daß er 1850 bei dem Unionsparlamente in Gotha die Stelle des kurhessischen Bevollmächtigten versah.

---

## Briefkasten.

Wegen absoluten Mangels an Raum mußten verschiedene Artikel zurückgestellt werden. Wir bitten die geehrten Einsender das zu entschuldigen.

K. N. Kassel. Wir werden uns genau nach Ihrem Wunsche richten. Freundlichsten Gruß und besten Dank.

G. E. Kassel. H. F. Witzenhausen. C. K. Bergen. Entschuldigen Sie, daß noch keine Antwort erfolgt ist. Das Versäumte wird in den nächsten Tagen nachgeholt werden.

G. Th. D. Marburg. Besten Dank für Ihre Zusendungen und freundlichsten Gruß Ihres alten Schülers.

O. O. Marburg. W. K. Kassel. Unbrauchbar. Senden Sie Besseres.

K. M. Berlin. Das „Hessenland“ dürfte vorläufig kaum Gelegenheit haben, sich mit der naturalistischen Schule zu befassen.

Ph. K. Wetzlar. Herzlich willkommen.

---



---

**Zum Abonnement auf das 3. Quartal c. unserer Zeitschrift „Hessenland“ laden ergebenst ein**

Kassel, im Juni 1890. **Redaktion und Verlag.**

---

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: F. Zwenger in Fulda, Druck und Verlag von Friedr. Scheel in Kassel




№ 12. Kassel, 16. Juni 1890.

Das „Hessenland“, Zeitschrift für hessische Geschichte und Literatur, erscheint zweimal monatlich, zu Anfang und in der Mitte jeden Monats, in dem Umfange von 1½—2 Bogen Quartformat. Der Abonnementspreis beträgt vierteljährlich 1 Mark 50 Pfg. Einzelne Nummern kosten je 30 Pfg. Anzeigen werden mit 20 Pfg. für die gespaltene Petitzeile berechnet. Auswärts kann unsere Zeitschrift durch direkte Bestellung bei der Post, oder durch den Buchhandel, auf Wunsch auch unter Streifband bezogen werden; hier in Kassel nimmt die Buchdruckerei von Friedr. Scheel, Schloßplatz 4, Bestellungen, ebenso Anzeigen an. In der Post-Zeitungsliste für das Jahr 1890 findet sich das „Hessenland“ eingetragen unter Nr. 2772.



# Frühling.

Der Frühling lockt in's Freie
Nach langer Winterhaft
Mit lust'gem Vogelschreie
Zu froher Wanderschaft.
Er will den Weg uns weisen
In's grüne Land so weit —
Zu wandern und zu reisen
Ist just die rechte Zeit.

Durch lichte Buchenhallen
Geht unser rascher Gang,
Da lassen wir erschallen
Helljauchzend manchen Sang.
Soll nicht das Lied gelingen,
Da rings es lenzt und mait?
Zu jubeln und zu singen
Ist just die rechte Zeit.

Und wegemüde kehren
Wir in die Schenken ein,
Schon harrt in kühlem Ehren
Auf uns der güldne Wein.
So laßt im Glase blinken
Das Naß, das uns gedeiht —
Zu schlürfen und zu trinken
Ist just die rechte Zeit.

Schön Annlies ist voll Bangen
— Sie hätt' es gern vertuscht —
Da ich sie hab' umfangen,
Aus meinem Arm gehuscht.
Schön Annlies, du wirst müssen,
Komm her und sei gescheidt —
Zu herzen und zu küssen
Ist just die rechte Zeit.

D. Saul.



# Rhön und Spessart, die kleine Vendée.

## 1796.

Von F. Zwenger.

Am 5. April 1795 hatte Preußen mit Frankreich den Separatfrieden von Basel abgeschlossen. Dieser unselige Vertrag, dem nachträglich auch Hannover und Hessen-Kassel beitraten, mit seiner von Ostfriesland anfangenden, durch Westfalen, Franken, Sachsen bis nach Schlesien gehenden Demarkationslinie, gab nicht nur das linke Rheinufer den Franzosen preis, er riß auch die nördliche Hälfte Deutschlands von der südlichen los, lähmte die Thätigkeit und die Kraft Preußens auf lange Jahre hinaus und vernichtete die Einheit der Nation. Für den einen in der Demarkationslinie einbegriffenen nördlichen Theil Deutschlands war die Neutralität ausgesprochen, der andere Theil hatte jetzt den schweren Kampf gegen die durch ihre Siege übermüthig gewordenen Franzosen allein auszustreiten. Das Jahr 1796 sollte ihn entscheiden. Oesterreichs Hauptmacht in Deutschland wurde von Erzherzog Karl befehligt. — Die Franzosen stellten ihm am Niederrhein den General Jourdan mit der Sambre- und Maasarmee, am Oberrhein den General Moreau mit der Rhein- und Moselarmee entgegen, die mit dem gewohnten französischen Ungestüm angriffen und immer tiefer in Deutschland eindrangen. Jourdan rückte von dem Rhein nach dem Main, durch Franken nach der Oberpfalz, hier aber sollte sich sein Geschick erfüllen.

Am 24. August 1796 hatte Erzherzog Karl nach seiner Vereinigung mit dem kaiserlichen General von Wartensleben, den Kommandirenden der französischen Sambre- und Maasarmee General Jourdan bei Amberg auf das Haupt geschlagen. Jourdan mußte sich zurückziehen, und sein Rückzug wurde zur Flucht durch dieselben Gauen, welche er wenige Wochen zuvor als Sieger durchzogen hatte. Ein Feind war gegen ihn aufgestanden, fürchterlicher und gefährlicher noch als die Soldaten des Erzherzogs — die Bauern, das Volk. Einst, es waren noch keine sechs Wochen her, hatte Jourdan beim Beginne des Feldzuges eine prunkhafte Proklamation erlassen, „Krieg den Palästen, Friede den Hütten“ hatte wieder wie im Jahre 1792 die Parole gelautet, aber wie hatten die Franzosen ihr Wort gehalten?!

Es ist wahr, bei ihrem Einzuge in Franken kam ihnen vielfach unter den Einwohnern eine günstige Stimmung entgegen. Man traute den Versicherungen der Jourdan'schen Proklamation, aber nur zu bald sollten die Vertrauensseligen eines Anderen belehrt und aus Freunden die erbittertsten Feinde dieser Neufranken werden.

„Die vielfältigen Siege der Armeen der französischen Republik“ — so lautet die Proklamation Jourdans, des Generals en chef der französischen Sambre- und Maasarmee an die Bewohner des rechten Rheinufers vom 11. Messidor (Erntemonat) im Jahre 4 der französischen Republik (1796) — „das Geschrei der vom Kriege ermüdeten Völker, der nichts als Ruin und Verheerung für sie mit sich führt, die rührende Stimme der Menschheit, welche ohne Aufhören wiederholt, daß es Zeit ist, den Strömen Bluts Einhalt zu thun, die eure Felder überschwemmen; nichts kann das verhärtete Herz eurer Souveräne rühren, nichts ist im Stande, sie zu bewegen, einen Frieden zu verlangen, welcher die Ruhe und das Glück von ganz Europa bestimmen muß. Wohlan denn! da doch noch Blut vergossen werden, da man den Krieg unter ihre Augen bringen muß, um sie alle seine Schrecknisse sehen zu lassen, so werden die französischen Armeen in Deutschland einrücken. Allein täuschet euch deswegen nicht, friedsame Bewohner dieser unglücklichen Gegenden! Ihr seid es nicht, die wir zerstören wollen, wie man euch fälschlich zu bereden sucht, blos um euch gegen uns zu bewaffnen. Ihr werdet ohne Zweifel von der Anwesenheit der Armeen, so immer unvermeidliche Uebel mit sich führt, zu leiden haben, allein fürchtet nicht, daß wir an euch die Grausamkeiten und Greuel rächen, unter welchen die Bewohner unserer Grenzen erlagen, als der Kriegsschauplatz sich dahin gezogen hatte. Euer Eigenthum soll nicht verwüstet werden, ihr werdet euer Eigenthum nicht in Flammen auf-

gehen sehen. Bleibet daher an euren Heerden, nehmet keinen Antheil an den kriegerischen Begebenheiten und ihr könnt darauf rechnen, bei allen Chefs der Armee, die ich kommandire, Schutz zu finden.“ — Und Artikel 1 dieser Proklamation lautet: „Den Generalen, Ober- und Unteroffizieren ist aufgetragen, die strengste Disziplin unter den Truppen zu handhaben, die sie kommandiren: sie werden nach der Strenge des Gesetzes jedes Individuum richten und strafen lassen, welches sich erlaubt zu plündern, oder die Bewohner der Länder zu mißhandeln, durch welche die Armee ziehen wird.“

Allerdings mordeten und brannten die Franzosen nicht so viel als vor hundert Jahren in der Pfalz, aber sie raubten um so mehr und übten die scheußlichsten Mißhandlungen besonders an den Frauenzimmern und den Kirchen. Ihre viehische Unzucht überstieg jeden Glauben und ebenso ihre Kunst, den Leuten mit List und Gewalt den letzten Pfennig abzupressen. Bei der damals in Frankreich bestehenden großen Finanznoth erhielt der französische Soldat oft Monate lang keinen Sold und war deshalb ausschließlich darauf angewiesen, sich seinen Unterhalt durch Plünderung zu verschaffen. Es ist erklärlich, daß dieser Zustand bei der Zuchtlosigkeit der Soldaten zu den ärgsten Ausschreitungen führte. Wie Rudel hungriger Wölfe verbreiteten sie sich über Stadt und Land, was sich fortschleppen ließ, wurde mitgenommen, was niet- und nagellos war, zerschlagen und unbrauchbar gemacht. In unsinniger Zerstörungswuth wurden am Rhein und in Franken die Fässer mit Wein zertrümmert, das Vieh, welches man nicht mit sich führen konnte, getödtet, die Bewohner auf Herausgabe angeblich versteckter Gelder gequält, die Frauen geschändet. Die französischen Generale selbst schrieben nach Paris, die Räubereien seien allgemein, die Soldaten ohne jede Zucht, und wenn die Offiziere den Unmenschlichkeiten entgegentreten wollten, werde auf sie geschossen. An allen Orten waren von den Franzosen die größten Brandschatzungen ausgeschrieben und wenn solche nicht gezahlt werden konnten, Geiseln mit fortgeschleppt worden. Kurz unendlicher Jammer und Elend bezeichneten allenthalben die Spuren der Franzosen in Deutschland. Kann es da Wunder nehmen, daß in den Gegenden, in welchen die Franzosen so unmenschlich gehaust, in Franken, in der Rhön, im Spessart, im Odenwald, das Volk sich erhob und Rache übte für die Greuelthaten, die der Franzmann an ihm begangen?

Einzelne interessante Bilder aus dem Guerillakriege, wie er von der Bevölkerung der Rhön und des Spessart gegen die Franzosen gefochten wurde, unsern Lesern vorzuführen, ist der Zweck unseres Artikels. —

Jourdan hatte sich noch einmal auf seiner Flucht nach der Schlacht von Amberg, bei Würzburg gesetzt. Aber auch hier wurde er am 3. September 1796 vom kaiserlichen General Werneck geschlagen und erlitt einen Verlust von 6000 Todten und 2000 Gefangenen. Tags darauf rückte Erzherzog Karl in Würzburg ein. Der Stift-Hauger Kapitular Jenum erzählt in seinem ungedruckten Tagebuche über die französische Invasion von 1796 eine hübsche Anekdote, die wir hier nicht verschweigen wollen. „Lange vor der Ankunft des Erzherzogs Karl hatten sich auch die sämmtlichen würzburgischen Offiziere mit dem General von Ambotten an der Spitze, auf dem Hofplatze aufgestellt. Als aber Ambotten von der k. k. Vorhut erfahren, daß der Erzherzog auf die Festung reiten würde, ging dieser General nach Hause und die übrigen Offiziere gingen auseinander. Zufälliger Weise aber gingen vier würzburgische Offiziere, Major Seuffert, Rittmeister von Schott, Platzlieutenant Rauch und Adjutant Geitler aus eignem Antriebe auf die Festung. Kaum war Erzherzog Karl abgesessen und sah die fürstlichen Offiziere mit abgezogenen Hüten Front machen, ging er höflich, den Hut ziehend, auf sie zu und fragte einen derselben: „Sind Sie der Festungskommandant von hier?“ Auf diese Frage streckte sich der angeredete Offizier so viel als möglich und antwortete mit aller Geistesgegenwart und vollem Anstand ganz kurz, aber schön: „Ihr Durchlaucht Nee!“

Jourdans Rückzugslinie ging nach der Schlacht von Würzburg durch die Rhön und den Spessart an die Lahn. Am 4. September ging er bei Hammelburg über die fränkische Saale; der Train und die Bagage zogen auf der Straße nach Fulda fort. Am 5. September ging der Marsch nach Brückenau. Am 6. September setzte die Sambre- und Maasarmee bei Schlüchtern über die Kinzig und postirte sich hinter dieselbe. Dieser fluchtähnliche Rückzug ging so rasch, daß nur eine von dem verfolgenden Liechtenstein'schen Korps vorgeschobene Reiterabtheilung von Koburg-Dragoner zuweilen den Feind erreichte und ihm Gefangene abnahm. Umsomehr aber machten die Bauern der Rhön den Franzosen zu schaffen und um so größere Verluste hatten diese von jenen zu erleiden.

General en chef der französischen Sambre- und Maasarmee war, wie bereits gemeldet, Jourdan. Ihm beigegeben war General Kleber, der auch zeitweilig, während einer Erkrankung Jourdans das Kommando führte. General Ernouf war Chef des Generalstabs, die einzelnen Divisionen kommandirten die Generale Lefèbre,

Colland, Championnet, Bernadotte, die Reserve-Reiterei kommandirte General Bonneau. Allen diesen Männern rühmte man die republikanischen Tugenden der Uneigennützigkeit, Einfachheit und Mäßigkeit im Leben nach. Bei Kleber mag dies unter allen Umständen zugetroffen haben. Wie es aber bei Jourdan damit bestellt war, darüber geben wohl folgende Vorkommnisse Aufschluß. In Sulzbach mußten dem Obergeneral alsbald nach seinem Einzuge 200 Bouteillen Wein, 100 Pfd. Rindfleisch, 50 Pfd. Hammelfleisch, 150 Pfd. Kalbfleisch, ein großes Faß Bier, 100 Pfd. weißes Brod, 25 Pfd. Butter und Schmalz, 20 Pfd. Kaffee, 20 Pfd. Zucker und eine große Quantität Mehl, Reis, Rosinen, Citronen, Eier, Schinken, Gänse, Enten, Hühner und dergl. mehr in das Schloß, in welchem er abgestiegen war, für seinen eigenen Bedarf und den seines Gefolges geliefert werden. Um aber auch alles zu haben, was nur immer zu einer glänzenden Tafel eines an Einfachheit gewöhnten Generals erforderlich war, mußten noch 66 Bestecke, 120 Servietten, 6 Tischtücher und 6 Pfund Wachslichter in seine Wohnung gebracht werden. Ein sächsischer Offizier, welcher Geschäfte im französischen Hauptquartiere hatte, das sich damals in Hersbruck befand, schreibt: „Man hatte mir den General Jourdan als ein Muster der Mäßigkeit, als einen wahren Spartaner geschildert, um so größer war mein Erstaunen, eine mit Gebratenem aller Art, mit Geröstetem, mit Krebsen und Fischen besetzte Frühstückstafel zu finden. Wein war im Ueberfluß da; mehrere Dutzend Flaschen des trefflichsten Rheinweins, symmetrisch aufgestellt, dienten dem Burgunder und spanischen Weine zur Einfassung, — und diese große Zurüstungen waren keineswegs überflüssig, denn wenn die Franzosen uns Deutschen vorgeworfen haben, daß wir immer guten Tisch und Wein lieben, kann ich versichern, daß diese Herrn sich völlig in Deutschland naturalisirt haben." An dieses opulente Frühstück schloß sich das noch üppigere Mittagessen an. „Man setzte sich zur Tafel", schreibt jener sächsische Offizier weiter, „wo ich meinen Platz zwischen dem General Jourdan und Ernouf bekam. Ich sage Ihnen nichts von der Pracht unseres Mittagsessens; ich habe schon zu viel von dem Frühstück gesprochen, und Sie können leicht daraus schließen, daß man uns keine Rumford'sche Suppe vorsetzte, sondern daß selbst ein Leckermaul hier volle Befriedigung fand. Ich will damit keineswegs die französischen Generale tadeln, daß sie einen guten Tisch führen; ich würde nie über diesen Gegenstand gesprochen haben, wären nicht so schreiende Widersprüche zwischen der wirklichen Lebensweise dieser Eroberer und den pomphaften Lobpreisungen aufgestellt, welche die Journalisten und Zeitungsschreiber von ihrer Mäßigkeit und Uneigennützigkeit machen. Von der ersten haben Sie schon eine Schilderung bekommen; in Hinsicht der Uneigennützigkeit aber muß ich bemerken, daß der General sehr schönes Tischgeschirr, auch einiges Silbergeschirr hatte, auf dem sich Namenzüge und Wappen fanden, die nicht von republikanischer Hand eingegraben waren, sondern bewiesen, daß die Stücke vorher irgend einem Reichsfürsten oder Prälaten gehört hatten."

Ein anderer französischer General, dem in einem bereits eingeschlossenen Orte 15, sage fünfzehn Gerichte aufgetragen wurden, ließ seinen Koch kommen, um ihn wegen der schlechten Bewirthung zur Rede zu stellen. Auf die Antwort, daß durchaus nichts mehr aufzutreiben gewesen sei, entließ er denselben mit dem Bescheide, daß wenn er noch einmal so schlecht bewirthet würde, er ihn selbst wolle frikassiren lassen!

Vergebens erinnerte man sich noch immer in Deutschland des Wahlspruches, mit welchem Custine anfangs, als geharnischter Vertheidiger der Menschenrechte nach Deutschland gezogen war: „Krieg den Palästen, Friede den Hütten!" denn gerade die Hütten waren es, die von des Krieges Geisel zuerst und am schrecklichsten heimgesucht wurden. Das Betragen des französischen Kriegers stand zum großen Theile in dem auffallendsten Widerspruche mit den Grundsätzen, für die er zu fechten vorgab. Denn ohne Unterschied verübte er an Personen Gewaltthätigkeiten und verletzte dabei ohne Schonung die heiligen Rechte der Menschheit, wie an dem wohlhabenden Städtebewohner, so an dem ärmsten Landmann. Dieser war aber noch weit übeler daran als jener, denn in Städten gewann man meist aus öffentlichen Mitteln den kommandirenden Offizier, daß er den Gewaltthätigkeiten der Soldaten vorbeugte, während der Landmann denselben vollständig preisgegeben blieb, da er nicht die Mittel besaß, sich in gleicher Weise zu schützen.

Diese französischen Soldaten war recht eigentlich Söhne jener alten Gallier, die, nachdem sie die Alpen überstiegen hatten und gegen Rom heranstürmten, den Abgesandten der nachmaligen Hauptstadt der ganzen Welt erklärten: „Das Recht liege in den Waffen, und den Tapferen gehöre Alles."*) Was der Dichter Logau im 30jährigen Kriege gesungen hat, wird hier, wie der Historiker Possell in seinen „Europäischen Annalen, Jahrgang 1796 schreibt, mit einemmal wieder modern:

---

*) Galli se in armis ius ferre et omnium virorum fortium esse, ferociter dicebant. Liv. hist. V. 36.

„Gehet hin in alle Welt, und lehret alle Völker!
Gehet hin in alle Welt, und leeret alle Völker!
Der Teufel heischet dies, und jenes Christus; doch
Nichts mehr gilt Christi Spruch, des Teufels übt
man noch.“

Den deutschen Landmann hatte erst nur Schrecken gelähmt, aber bald trat Ingrimm an dessen Stelle; er fing an, die unermeßliche Bauernmasse um sich her und dagegen die französischen Soldaten zu zählen, die ihn so gehudelt und geplündert hatten, und Rache ist süß.

(Fortsetzung folgt.)

---

# Erinnerungen an den Marburger Volksdichter Dietrich Weintraut.

Von E. Mentzel.

(Fortsetzung.)

Die Sängerfestgedichte machten Weintraut auch in anderen hessischen Städten bekannt. Vielleicht waren dieselben sogar die Veranlassung, daß er zu Ludwig Spohr in freundschaftliche Beziehungen trat, der bekanntlich seit 1822 Hofkapellmeister in Kassel war. Wie mir der Sohn Dietrich Weintrauts mittheilt, lud Spohr den Volksdichter mehrmals zu sich nach Kassel ein und veranstaltete sogar ihm zu Ehren eine musikalische Aufführung. Dietrich Weintraut unterhielt auch einen Briefwechsel mit Spohr, der jedenfalls werthvollen Aufschluß über die Bestrebungen der beiden Männer und ihr Verhältniß zu einander geben dürfte. Die Familie des Dichters ist noch im Besitze dieser und anderer werthvollen Briefe, deren Veröffentlichung ich mir, falls die jetzigen Eigenthümer ihre Genehmigung nicht versagen, für später als Ergänzung zu dieser Skizze vorbehalten habe.

Daß zwei Männer wie Spohr und Weintraut sich gegenseitig anzogen, ist leicht begreiflich. Nicht nur, weil ihr erster Entwickelungsgang den gemeinsamen Zug des Kampfes mit den bestehenden Verhältnissen aufweist, sondern auch, weil beide wirklich ächte Künstlernaturen waren, deren ganze Richtung nach dem Erreichen edler idealer Ziele drängte. Spohr, der trotz seines Weltruhmes ein schlichter schmuckloser Mann geblieben war, hatte ohne Zweifel tiefes Verständniß und vollste Würdigung für einen einfachen Bürger, der zwar nicht kühn, wie er selbst, sein Talent zum Kompaß für die Lebensfahrt gewählt hatte, aber mit Hilfe desselben aus dem Bildungskreise seiner Standesgenossen hinaus und auf eine freie geistige Höhe gestiegen war. Sicher erquickte sich auch der große Tondichter an der herzinnigen Freude, welche dem Volksdichter die Musik machte. Weintraut besaß ein angeborenes Verständniß für das wirklich Schöne in dieser Kunst und suchte dasselbe zu genießen, wo sich ihm nur die Gelegenheit dazu bot. An dieser Stelle möchte ich auch erwähnen, daß Weintraut ein ungemein wohlklingendes volltönendes Organ hatte. Ganz sicher machte dasselbe, wie auf viele andere Menschen, auch auf Spohr einen angenehmen Eindruck. Außerdem mag es das Band zwischen beiden Männern noch fester gewoben haben, daß sie, wenn auch auf verschiedenen Gebieten, Lyriker von bedeutender Innerlichkeit waren. Spohr's Schwerpunkt lag aber wohl auf formalem Gebiete, während Weintrauts Gedichte mehr durch die Frische der Gedanken und Empfindungen imponiren. Beide Männer bewegen sich aber durchaus in den Grenzen ihrer Subjektivität und treten in ihren Kunstleistungen nur selten über diese hinaus.

Ein ehrendes Zeugniß für den Marburger Volksdichter ist es ohne Zweifel, daß er auch mit anderen berühmten Personen im Briefwechsel stand. Weintrauts poetische Begabung muß also in der That groß genug gewesen sein, um bedeutende Menschen so anzuziehen, daß sie in geistigen Verkehr mit dem schlichten Manne aus dem Volke traten.

Ob Weintraut auch von Seiten der damaligen Universitätsprofessoren die rechte Anerkennung fand, kann ich nicht sagen*). Doch scheint Professor A. F. C. Vilmar dem Dichter freundlich gesonnen gewesen zu sein. Als Anhalt für diese Vermuthung dient mir die Thatsache, daß ich die beiden Männer mehrmals im Laufe der Jahre miteinander gehen sah. Meistens begegneten sie mir in der Lindenallee am sogenannten Kämpfrasen, wo meine Großmutter einen Garten hatte. Da Vilmar

*) Nach Mittheilungen von Weintrauts Sohn war das Verhältniß des Dichters zu verschiedenen Marburger Professoren ein sehr gutes. Besonders förderten Weintraut die Professoren Justi, Henke, Wenderoth und Wiegand.

und Weintraut höchst interessante Persönlichkeiten für mich waren, beobachtete ich beide immer sehr genau. Weintraut hörte meistens andächtig zu und ging mit auf dem Rücken verschränkten Armen neben dem berühmten Literaturkenner her, der seinerseits meist sehr lebhaft und feurig sprach und einen gelben Stock mit silbernem Knopf manchmal in hastiger Bewegung von einer Hand in die andere gleiten ließ.

Einmal, als ich in Gemeinschaft mit unserer Handarbeitslehrerin und einer Anzahl Mitschülerinnen einen Spaziergang auf das sogenannte Hansenhaus bei Marburg gemacht hatte und erst spät nach Hause ging, schritten Vilmar und Weintraut unmittelbar vor uns her. Es war ein schöner sternenheller Sommerabend, ein Himmelslichtchen funkelte heller und freudiger als das andere. Beide Männer unterhielten sich über die „große himmlische Illumination" und sprachen so laut und eifrig miteinander, daß ich Manches von ihrem Gespräche verstand und mir für immer fest einprägte. Vilmar wußte in hinreißender Weise seine Gedanken zum Ausdruck zu bringen, besonders, wenn es galt, die Herrlichkeit der Werke Gottes zu preisen. Den Zauber, der von seinem Wesen ausging, den habe ich damals so recht gespürt, ohne daß der bedeutende Mann eine Ahnung davon hatte. Wenn ich später oft hörte, Personen, die gegen Vilmar eingenommen waren, seien nach der ersten Begegnung mit ihm vollständig umgewandelt gewesen, so habe ich das gut begreifen können. Auch Weintraut stand an jenem Abend ganz und gar in dem Banne der gewaltigen Persönlichkeit. Noch sehe ich sein Auge bewundernd auf Vilmar gerichtet, der sich seinerseits so in seinen Gegenstand vertieft hatte, daß ihn Weintraut dann und wann darauf aufmerksam machen mußte, den im Wege liegenden Steinen auszuweichen.

Von den bedeutenden Persönlichkeiten Marburgs habe ich auch oft den noch nicht lange verstorbenen Generalsuperintendenten und verdienstvollen hessischen Forscher Wilhelm Kolbe bei Weintraut gesehen. Der letztere war ein eifriger Anhänger des ausgezeichneten Kanzelredners, dessen von aufrichtiger Frömmigkeit getragenen und gehaltvollen Predigten auf empfängliche Gemüther den tiefsten Eindruck machen mußten. Weintraut hat viele religiöse Gedichte geschrieben, und ich glaube mich bei deren Erwähnung nicht einem Irrthume hinzugeben, wenn ich die Vermuthung ausspreche, daß ihm zu den meisten Kolbe's hinreißende Reden die Anregung geboten haben. Unter den Gedichten aus dem Nachlasse Dietrich Weintrauts befindet sich eins über den Richter Jephta, der bekanntlich nach dem Siege über die Ammoniter gelobt, Gott für den geschenkten Sieg das zu opfern, was ihm bei seiner Rückkehr vor seiner Hausthüre zuerst begegnen würde. Es war dies sein einziges Kind, seine bereits erwachsene Tochter. Die Art und Weise, wie Weintraut diesen Stoff behandelte, erinnerte mich lebhaft an einen Vortrag über Jephta, den der damalige Pfarrer Kolbe in einer Bibelstunde hielt. Begründen kann ich meine Ansicht weiter nicht, aber ich bin fest überzeugt, daß Kolbe in den letzten Jahrzehnten von Weintrauts Leben den bedeutendsten Einfluß auf dessen geistige Bestrebungen ausübte.

So weit ich aus eigenen Erlebnissen und Anschauungen urtheilen kann, habe ich nun noch eine hochstehende, feingebildete Dame zu nennen, die das Talent des Volksdichters schätzte und ihn durch eingehendes Verständniß zu fördern suchte. Es war dies die alte Frau Geheimeräthin von Heusinger, eine schöngeistige Frau von feiner literarischer Bildung. In ihr lebte das edle Bedürfniß, aufstrebende Talente, wo sie dieselben auch entdecken mochte, freundlichst zu unterstützen. Sie fragte nichts nach Stand und Rang und lud sogar bürgerliche Persönlichkeiten in ihre Gesellschaften, wenn dieselben auf künstlerischem oder geistigem Gebiete irgend welche Fähigkeiten an den Tag legten. Wer das Leben in Marburg zu jener Zeit kennt und sich einmal wieder recht deutlich die Schranke vergegenwärtigt, welche die sogenannten Vornehmen von den Bürgersleuten trennte, der wird zugeben, daß zu einer solchen Handlungsweise recht viel Muth und Geistesfreiheit gehörte.

Bei ihren trefflichen Geistesgaben besaß Frau Geheimeräthin von Heusinger auch einen großen Wohlthätigkeitssinn, der sich in ihrer warmen Fürsorge für die verschiedenen Armenanstalten Marburgs unermüdlich bethätigte. Da Dietrich Weintraut Vorsteher des Gotteshauses und der beiden Siechenhäuser war, bot sich für die edle Frau oft Gelegenheit, den Dichter näher kennen zu lernen. Und diese öfteren Zusammenkünfte scheinen nur dazu beigetragen zu haben, um den einfachen Mann in ihrer Würdigung noch höher zu stellen. Frau Geheimeräthin von Heusinger verehrte und schätzte Weintraut bis an seinen Tod und erwies ihm, wie man mir erzählte, noch auf seinem Sterbebette sinnige und erhebende Aufmerksamkeiten. Bei Frau von Heusinger, an die auch ich nur mit herzlicher Dankbarkeit und Verehrung zurückdenken kann, traf ich auch einmal den Dichter, der gerade im Begriff war, sich wieder zu entfernen. Die gute Frau, die immer bereit war, aufzumuntern, wo es nur ging, sagte ihm einige freundliche Worte über mich, worauf

er mich ganz erstaunt ansah, mir die Hand reichte und mir Einiges sagte, was mir stets unvergeßlich bleiben wird. Damals war ich ungefähr siebzehn Jahre alt, welcher Umstand wohl die Veranlassung wurde, daß die Frau Geheimeräthin und Herr Weintraut sich noch kurz über die Jugend unterhielten, die nirgends Hindernisse sähe und in glücklicher Harmlosigkeit an die Erfüllung ihrer Ideale glaube. Mein Blick ruhte während dessen auf einem Oelbilde, durch dessen Florüberhang ich die Gestalt eines reizenden Mädchens erkannte. „Ja, ich war auch einmal jung wie Sie", sagte die liebenswürdige Frau, die meinem Blick gefolgt war und die Hülle von dem Bilde entfernte. Mir entfloh ein lautes „Ah!", aber wenn mich auch das wunderschöne Antlitz mit den schwarzen, feurigen Augen entzückte, so mußte ich doch Herrn Weintraut beistimmen, der da meinte, man könne in der Frau Geheimeräthin das junge Mädchen im Bilde heute noch recht gut erkennen.

Das alte Haus, wo Frau von Heusinger gegenüber der Südseite der St. Elisabethenkirche und des darangrenzenden ehemaligen Todtenhofes wohnte, ist seit ein paar Jahren verschwunden, aber nie kann ich den Weg hier entlang gehen, ohne an jene und an manche andere Stunde dankbar zurückzudenken. So fest haften Jugenderinnerungen, besonders, wenn sie mit edlen, interessanten Persönlichkeiten verknüpft sind.

Seit unserer Begegnung bei Frau Geheimerath von Heusinger grüßte mich Herr Weintraut immer sehr artig. Doch habe ich leider nur noch einmal im Leben ein paar flüchtige Worte mit ihm sprechen können. Es war etwa ein Jahr später bei Gelegenheit eines Festessens, das den Pfründnern des Gotteshauses und der beiden Siechen an einem schönen Sommertage auf dem freien Platze neben der sogenannten oberen Sieche gegeben wurde. Woher ich das Recht nahm, dort zu erscheinen, kann ich mir nicht mehr erinnern, aber ich weiß noch, daß ich hauptsächlich Weintrauts wegen hinging. Endlich hoffte ich, dort einmal Gelegenheit zu finden, ungestört und gründlich mit dem Manne reden zu können, dessen Leben und Streben mich, so lange ich denken konnte, warm interessirt und in Gedanken viel beschäftigt hatte.

Als das Essen vorbei war, bei dem ich und ein anderes junges Mädchen den alten Leuten die Speisen aufwarteten, wurde aber meine heiß ersehnte Hoffnung durch die Dazwischenkunft eines Marburger Geistlichen leider zu Schanden gemacht. Herr Weintraut, dessen freundliches Entgegenkommen mir großen Muth einflößte, wurde von nun an zu meinem heimlichen Kummer vollständig durch den Herrn Pfarrer an anderen Unterhaltungen verhindert. So nahm mir der Zufall die Stütze wieder aus der Hand, an die ich ein verbindendes Band zwischen dem Dichter und mir hätte anknüpfen können. Hätte sich damals mein Wunsch erfüllt, dann wäre ich zweifellos heute im Stande, gründlicher über den begabten Mann berichten zu können, als ich es jetzt ohne tieferen Einblick in sein Leben vermag. —

Außer der Frau Geheimeräthin von Heusinger kannte ich noch eine geistig bedeutende Marburger Dame, die Weintrauts Talent sehr hoch stellte. Aber ich weiß nicht, ob der Dichter jemals mit derselben in Berührung gekommen ist. Ich spreche hier von Frau Doktor Justi, geb. Kuchenbecker, die unter dem Pseudonym Junia Romana Anfangs der vierziger Jahre zwei Romane „Genrebilder" und „Das Wildhaus" erscheinen ließ. Die ungemein geistvolle alte Dame, die ich das Glück hatte, oft in ihrem Heim in der Rittergasse*) als Kind und als junges Mädchen besuchen zu dürfen, machte mich mit manchen literarischen Erzeugnissen bekannt und brachte eines Mittags, als wir lange über Dingelstedts berühmtes Gedicht „Osterwort" unsere Gedanken ausgetauscht hatten, auch das Gespräch auf Dietrich Weintraut. Ganz genau erinnere ich mich noch, mit welcher Achtung die hochgebildete Frau von dem angeborenen schöpferischen Vermögen des schlichten Volksdichters sprach. Sie verglich ihn sogar mit Hans Sachs und meinte, daß Weintrauts naiver frischer Ton, den er in manchen Gedichten anschlage, sie schon oft an den berühmten Nürnberger erinnert habe. Weintraut besitze auch dessen witzige volksthümliche Schalkhaftigkeit, aber es sei ihm ein viel lebhafteres Naturgefühl eigen, als es Hans Sachs jemals besessen habe. Frau Doktor Justi sprach von zwei Gedichten Weintrauts, von einem Liede über die Marbach bei Marburg und dem schönen Gedichte „Wildungens Grab" **) und meinte, daß

*) Das aus einem Hintergebäude und zwei nach der Straße gehenden Seitenflügeln bestehende Gebäude liegt gegenüber dem lutherischen Pfarrhause.

**) Weil Weintrauts Gedichte nur noch selten zu haben sind, lasse ich das Gedicht hier folgen:

Wildungens Grab.

Unter hohen Weimuthskiefern, unter Edeltannen, Rüstern,
Die mit Nachviolenranken in dem Abendstrahle flüstern,
An der selbstgewählten Stelle, unter selbstgepflanzten Bäumen
Schläft ein liebevoller Sänger, seinen Todestraum zu träumen.
Wo er oft im Leben ruhte, wollt' er auch im Tode ruhen,
Schläft sich's doch im Rasenhügel wie in stolzen Marmortruhen.
Die Natur, des Sängers Freundin, weiß des Freundes Grab zu hüten,
Denn mit jedem neuen Lenze schmückt sie es mit frischen Blüthen,

derselbe ein ächter Dichter sei, merke man am meisten daran, wie er Naturgegenstände behandle. Er beschreibe nicht, suche auch nicht lange nach gewählten Worten, aber er belebe das Kleinste durch seine schlichte und doch kraftvolle Darstellung. Auch wisse er den einfachsten Dingen seelische Vertiefung zu geben und, wenn auch einmal die Form nicht ganz vollendet sei, durch ungesuchte Ursprünglichkeit zu wirken. Nur eins hatte Frau Doktor Justi an dem poetischen Lohgerber auszusetzen. Sie meinte, er müsse sich durch die kleinbürgerlichen Verhältnisse nicht von einem höheren Aufschwung seines Talentes abhalten lassen, dürfe auch nicht so viel Gelegenheitsgedichte schreiben und „seinen guten Wein nicht schoppenweise an Leute verzapfen, die den Werth davon gar nicht zu schätzen wüßten“. Dieser Ausspruch machte einen so großen Eindruck auf mich, daß sich jedes Wort der geistvollen Frau unverwischbar meinem Gedächtnisse einprägte.

(Schluß folgt.)

Und des Dichters Lieblingsbäume streu'n darauf die Blüthenflocken
Und dazu das Festgeläute läuten schöne Blumenglocken. —
Wenn im Herbst die Blumen welken, gelb sich färben Hain und Hecke,
Deckt Natur den stillen Hügel freundlich zu mit weißer Decke.
Wenn die goldne Abendsonne hier im Westen ist versunken,
Streut der Mond auf diesen Hügel seine hellen Silberfunken.
Durch das grüne Laubgeflechte strahlen dann die ew'gen Sterne,
O, in diesem schönen Haine weil ich an dem Abend gerne!
Stille herrscht dann um den Hügel, ihn umlagert süßer Friede,
Wenn des Mondes Silberschimmer glänzt um's Grab der Pyramide.
Fernher hör' ich Glockentöne, die zur Abendruh' erschallen,
Freunde, nach dem schönen Haine laßt uns oft noch heiter wallen.

Das Grab befindet sich im sogenannten Forstgarten am Cappeler Berge bei Marburg. Der hier bestattete Sänger ist der 1822 verstorbene Dr. Karl Ludwig Eberhard Heinrich Friedrich von Wildungen. Er war Kurhess. Oberforstmeister und nach seiner Biographie in „Strieders hess. Gelehrten-Gesch.“ B. 17, S. 53 und B. 18, S. 515 auch ein poetisch hochbegabter Mann. Wildungen war innig befreundet mit dem Professor der Rechte Eduard Platner (geb. 30. August 1786), welcher nach dem Tode des Oberforstmeisters täglich dessen Grab besuchte. Bei diesen im Sommer und Winter regelmäßig gemachten Gängen pflegte Professor Platner in der liebenswürdigsten Weise alle Kinder zu begrüßen, die ihm begegneten oder vor den Thüren der Häuser saßen. Die freundliche Erscheinung dieses in meiner Kindheit bereits schneeweißen Mannes ist mir unvergeßlich und ebenso unvergeßlich die herzliche Art, die er oft bei kurzen Gesprächen mit anderen Kindern und mir an den Tag legte.



# Aus dem alten Kassel.

## I. Der Altstädter Marktplatz zur Zeit der Regierung Wilhelms II. 1821—1831.

Von W. Rogge-Ludwig.

(Schluß.)

Seit der Zeit haben gar viele Sitten und Gebräuche, die man auf dem Platze beobachten konnte, längst ihr Ende gefunden, namentlich solche der Juden. Eine eigenthümliche Erscheinung boten noch viele von ihnen in ihrer aus lange verschwundener Zeit beibehaltenen Kleidertracht auf ihrem Wege nach der damals am Töpfenmarkt gelegenen Synagoge. Da sah man noch alte ehrwürdige Gestalten in Kniehosen, weißen Strümpfen und Schnallenschuhen, den Kopf bedeckt mit einem mächtigen, tief hinten in den Nacken quer gesetzten Dreimaster. Während die Männer bei den verschiedensten Veranlassungen, z. B. beim Essen, ihr Haupt nach beibehaltener orientalischer Sitte nicht unbedeckt lassen durften, war den Frauen streng geboten, nichts von ihrem Hauptthaar sehen zu lassen. Da es ihnen bei der Trauung abgeschnitten wurde, trugen sie alsdann beim Gottesdienst eine große mit Gold und Silber durchwirkte und mit Spitzen besetzte Haube, die um den ganzen Kopf herum einen steifen Besatz von gefaltetem Battist hatte. Das jetzt wieder aus der Mode gekommene Haubentragen nach ihrer Verheirathung hatte auch bei den Christenfrauen Eingang gefunden. Daher die Redensart: „unter die Haube kommen“. Das Herannahen einer Judenleiche wurde immer schon vorher dadurch angekündigt, daß sich eine größere Anzahl Judenfrauen auf dem Markte einfand, um sie da zu erwarten. Wenn sie vorüber war, gingen sie an den dort befindlichen Brunnen, um sich die Hände zu waschen, weil der Todte als etwas Unreines betrachtet wurde. Die Leichenbegängnisse der Juden zeichneten sich schon damals gegenüber denen der Christen durch ihre große Einfachheit aus; die des Reichen unterschied sich von der des Armen nur durch das größere Gefolge. Bei diesem herrschte aber so

wenig Ordnung, daß man von einem feierlichen Aufzug irgend welcher Art, der nicht gehörig geordnet daher kam, zu sagen pflegte, es ging dabei her, wie bei einer Judenleiche. Die Leichenfolge war nach jüdischem Begriff eine Gott wohlgefällige Handlung und hatte jeder Jude die Pflicht, wenn ihm die Leiche eines Glaubensgenossen begegnete, sie eine Strecke weit zu begleiten. Auch die christlichen Beerdigungen waren noch weit entfernt von dem jetzt dabei getriebenen Aufwand. Bei bürgerlichen waren bei Meidung polizeilicher Strafe außer dem Wagen für den Pfarrer nur zwei Wagen für das Gefolge gestattet und Blumen und Kränze wurden nur bei Jungfrauen und unverheirathet gestorbenen jungen Männern verwendet. Die jetzt übliche Verwendung einer großen Anzahl Wagen war schon durch die damals sehr geringe Anzahl von Miethkutschen ausgeschlossen. Bei der Nähe des Todtenhofs waren die Leichen in der Regel Fußleichen, bei denen auch der Pfarrer dem von den sogen. Leichenkandidaten getragenen Sarg voranschritt.

Zur Erheiterung der Marktbewohner und der sich da aufhaltenden Personen dienten die sehr oft hier erscheinenden Stadtoriginale, die noch in stattlicher Anzahl vorhanden waren, namentlich das am Platze wohnende Ludemännchen, ein kleines, in einem seinen Jahren nicht entsprechenden Aufputz gar komisch auftretendes altes Jüngferchen. Der Darsteller des Papageno hatte sie auch einmal bei einer Aufführung der Zauberflöte auf die Bühne gebracht, indem er beim Anblick der als altes Weib auftretenden Papagena ausrief: „Ei, da ist ja das Ludemännchen", mußte dafür aber 24 Stunden Arrest auf der sog. Goldkammer, dem im Rathhause befindlichen Bürgergefängniß, verbüßen.

Zu diesen Stadtoriginalen gehörte ferner der tolle Girdel (Kördel), der täglich beim Aufziehen der Wachtparade barhäuptig, den Hals wegen eines starken Kropfes mit einem dicken Wolltuch bedeckt, neben dem Tambourmajor einherschritt und häufig in der Aue die Bäume der Affenallee, als wären es eine Reihe aufmarschirter Soldaten, zu Fuß abgaloppirte.

Nicht minder originelle Persönlichkeiten waren der Bruder Kördel's, der Willewommbombomm, der Schuder, der Kalmen, stets einen Pack Bücher zum Verkauf vor sich auf der Brust tragend und wegen seiner Schnupftabaksnase von den Jungen mit dem Rufe „Kalmen, gieb mir 'ne Prise" verfolgt, sodann der eben so brave und ehrliche, als komische Kaufunger Bote, der Linsenschmecker, der seinen Namen davon hatte, daß er einmal in den an die Wiese vor dem Leipziger Thore befindlichen Wassertümpel, den sog. Linsenteich, gefallen war.

Eines hochachtbaren, in seiner Art leider längst ausgestorbenen Originals des Marktplatzes, des länger als 50 Jahre im Geschäft des Bilderkrämers Mangold thätig gewesenen Commis Wiemer, habe ich bei anderer Gelegenheit in diesen Blättern (Jahrgang 1887 S. 317) ausführlicher gedacht.

Viele Jahre sind seitdem vorübergegangen und noch sind es sehr wenige, die sich dieser Persönlichkeiten zu erinnern vermögen, größer ist aber die Anzahl derer, die noch den letzten Repräsentanten dieser Stadtoriginale, den nun auch seit einem Menschenalter im Grabe ruhenden „Kohlenkeßler" gekannt haben. Von ihm ist ein wohlgetroffenes Abbild seiner schlauen, etwas zigeunerartigen Physiognomie in dem Bilde, „der Spatenstich der Friedrich Wilhelms Nordbahn bei Guxhagen" der Nachwelt erhalten geblieben. Auch er hatte den Hauptsitz seiner Thätigkeit, Vermittlung des Verkaufs der von Helsa und Kaufungen eingefahrenen Kohlen, auf dem Marktplatze. Als dessen Bewohner erfreute ich mich seiner genaueren Bekanntschaft und habe ihm auf sein Begehren manchen Groschen auf Nimmerwiedersehen geborgt. Von seinem Bruder, einem sehr achtbaren Dorfschullehrer, wußte er sich häufig Geld durch die Drohung zu verschaffen, er sage sonst, daß er sein Bruder sei. Von seinen schlauen Streichen bei den Kohlenhändeln wußte man viel zu erzählen. Eines Tages erschien er mit einem Guckkasten auf dem Rücken und kündigte an, daß gegen Zahlung von zwei Hellern darin ein Kohlenbergwerk und Paris bei Nacht zu sehen sei. Die Jungen, die darauf hineinfielen, sahen dann eine Glanzkohle und ein Stück schwarzes Papier. Großes Erstaunen erregte einst an einem ersten Pfingsttag Nachmittag sein Erscheinen unter der Menschenmenge in der Restauration der Karlsaue. Stolz schritt er da im Cylinder und feinen Anzug, den ihm ein als Humorist bekannter Maler verschafft hatte, aber barfuß einher. — Die Zeit ist ernster geworden und gehören solche Originale ebenso, wie die mit ihnen getriebenen Späße für immer der Vergangenheit an.

Für die Marktbewohner war in der hier in Rede stehenden Zeit an den Pfingsttagen schon der Festsonnabend ein großer Festtag, da an keinem anderen Tage des Jahres hier ein so reges Leben herrschte und der Schaulust soviel geboten wurde. Mit dem frühesten Morgen bedeckte sich der Platz, der mit dem am Westende der Stadt gelegenen Königsplatz darin noch keinen wesentlichen Konkurrenten hatte, mit den

Erzeugnissen der Gartenkultur und Nachmittags erfreute man sich an dem Zuströmen der Fremden, die in allerhand, in fast ununterbrochener Reihe sich folgenden Wagen, Extrapostchaisen, Lohnkutschen, Leiterwagen, vom Leipziger Thore her in die Stadt einfuhren. Viele hunderte Göttinger Studenten zogen zu Wagen, zu Pferd oder auch zu Fuß vorüber und ließen da häufig schon ihrem Uebermuth die Zügel schießen. Dieser Belebung des Platzes und seinem Handelsverkehr hat in den vierziger Jahren die Anlegung der Eisenbahn im Westende der Stadt und ihre Ausbreitung, vornehmlich nach dieser Richtung hin, ein Ende gemacht. Seit dem Jahre 1828 ist die Einwohnerzahl von 25,763 auf jetzt 70,000 gestiegen. Wie sehr der Marktplatz seitdem seine Bedeutung als Hauptsitz des Handels verloren hat, ergiebt sich schon aus einer Vergleichung der jetzt dort vorhandenen Läden in ihrer einfach gebliebenen Einrichtung mit der an Zahl und Eleganz immer mehr steigenden im oberen und westlichen Theil der Stadt. In den zwanziger Jahren war die Stadt im Westen noch vom Todtenthor an bis zum Königsthor von der Stadtmauer begrenzt und befand sich außerhalb derselben nur eine kleine Anzahl Häuser. Diese Mauer hatte nur zwei Ausgänge, den einen am Ende der Kölnischen Allee, welche sich bis zu den jetzt hier befindlichen Häusern Nr. 2 und 4, bis zum Eingang der Mauerstraße, wo sich das Wachthaus befand, erstreckte, und den anderen nothdürftigen Ausgang hatte Wilhelm II. dadurch hergestellt, daß er am Ende der Wilhelmsstraße bei der Garde-du-Corps-Kaserne im Frühjahr 1826 ein Loch, welches mit einer Thür versehen wurde, in die Stadtmauer brechen ließ.

In der oberen Königsstraße, einschließlich des Königsplatzes, befanden sich damals nur zwei Läden, der eines Spiegel- und Glaswaarengeschäfts dem Theater gegenüber und der Kümmel'sche Specereiwaarenladen an derselben Stelle, wo er sich jetzt noch befindet. Auf der Oberneustadt war überhaupt kein Ladengeschäft von irgend welcher Bedeutung. Die Verlegung der Geschäfte aus der Unterstadt in diesen Stadttheil war bis zur immer weiteren Ausbreitung der Stadt nach Westen anfangs eine sehr geringe, zumal ein derartiger Versuch zweier Kaufleute sehr zu ihrem Nachtheil ausgefallen war.

Seit den 60 Jahren ist die Stadt Kassel nicht nur in Beziehung auf Handel und Verkehr eine ganz andere geworden. Otto Bähr giebt in seinem Buche „Eine Stadt vor 60 Jahren“, vortreffliche Auskunft darüber, in welchem Maße sich hier wie überall im deutschen Reich ein gänzlicher Umschwung in allen wirthschaftlichen und socialen Verhältnissen vollzogen hat, während diese Skizze nur die seitdem eingetretene Veränderung auf einem bestimmten Platze und in begrenzter Richtung zum Gegenstand hatte.

# Mephistopheles und Gretchen.

## Ein Maskenscherz.

Von M. Herbert.

(Schluß.)

Endlich rollen vor den großen Spiegelscheiben die Schaltern rasselnd nieder — der Laden wird geschlossen — und Louis Wassermann darf in das rothe habit fahren, einmal im Leben ein Teufel sein und den ersten Maskenball mitmachen.

Bis jetzt ist er wenig genug in seine Rolle eingelebt — er hat eine dunkele Erinnerung an eine Osteraufführung von Goethes Faust, in welcher ein höchst widerwärtiger, hinkender Mephistopheles vorkommt, allein im Ganzen ist ihm glücklicherweise der Charakter der Rolle recht fremd. Seine Gedanken sind zu sehr von dem Margueritenanzug in Anspruch genommen. Heimlich hat er aus dem Pappkasten Nr. 4, aus welchem Gräfin S. die Blumen bezog, eine gestohlen. Unschuldig und verwundert guckt sie aus dem Knopfloch des rothen, gedruckten Kattundominos.

In fremder Herrlichkeit strahlen heute Abend die schon etwas verbrauchten, wohlbekannten Räume des Königlichen Schauspielhauses. Orchester und Parterre sind mit der Bühne gleich gemacht worden, um einen einzigen großen Saal zu erzielen. An den Portalen stehen stilvoll gekleidete Hellebardiere und üppige Pflanzengruppen, ragende Palmenwedel schmücken die Aufgänge zur Fürstenloge, von wo aus das bunte Völkchen der Schauspieler, das heute Abend eine große Rolle spielt, das Publikum durch seine tollen, übermüthigen

Scherze entzückt. Die Späße und lustigen Einfälle fliegen über die Menge hinweg in die Funken jubelnden Gelächters zerspringend.

Rings in den ersten Ranglogen sitzen die Schönheiten der Aristokratie, der hohen Büreaukratie und der Finanz, welche zu vornehm sind, unter das tolle, drängende Gewühl sich zu mischen.

Der rothe Domino von schwerem, glänzenden Atlas, das weißgepuderte Haar der Rococozeit, die blitzenden Augen und feinen Lippen unter der schwarzen Halbmaske bei den Damen — bei den Herren das Kostüm Louis quinze — das zarte, gelbliche Spitzenjabot, der reichgestickte Tressenrock — die seidenen Kniestrümpfe und Schnallenschuhe — spielen hier die Hauptrolle. Wohl zeigt sich auch dazwischen ein Kostüm nach einem Portrait Rembrandt's oder van Dyck's — durch Abwechselung die Reihe belebend — aber der eigentliche Uebermuth und der jähe Kontrast des Kostümes bewegen sich drunten im Saale, wo die Blumenelfen, Feen, Geister, Amoretten, Pucks, Titanien, die Postillone, Zigeuner, Aegypterinnen, Japanesen und Chinesen, Türkinnen und Griechinnen, die Ritter, Vagabunden und Bauern ihr internationales Treiben führen.

Die Vertreter von historischen Personen, die Klowns und großen Generäle — laufen nebeneinander her, sie schreiben einander gegenseitig in die Hände, schauen sich an wie die wilden Thiere und wissen mit nordischer Ungelenkigkeit nicht recht, was sie mit dem vom Süden erfundenen Amüsement anfangen sollen.

Mitten in dem Gewühle eingekeilt steht ein rother Teufel in jammervollster Verlegenheit, denn im Saale befinden sich nicht weniger als sieben Margueriten, alle ausgeziert mit den gelben Blüthen aus der Pappschachtel Nr. 4, alle klein, zierlich, graziös — jede könnte eine Gräfin sein, jede seine Gräfin.

Aber welche Mühe es kostet, auch nur eine davon zu fangen! Dieser Maskenball ist das rechte Bild des Lebens. Man sucht unter tausend Masken die eine wahre, und wenn man sie erreicht zu haben meint, stellen sich wieder grinsende Ungeheuer dazwischen. Uebrigens ist der rothe Teufel — so wenig er auch — nach der Art eines Menschen, dessen Gedanken eingenommen sind, selbst provoziert — von tausend Anfechtungen umstellt. Besonders den kleinen Damen vom Ballet, welche alle als Wickelkinder in weißen Einbündchen herumlaufen, scheint er gefährlich. Alle hängen sich an ihn, streicheln seine Wangen, klettern an ihm in die Höhe, fragen: ob es in der Hölle wohl heiß sei und was dergleichen Leichtfertigkeiten mehr sind.

Endlich hat Louis solch' ein kleines „Gänseblümchen" gefangen und da es vor seiner teuflischen Maske sehr erschrocken thut, imponirt es dem jungen Mann. „Deinen Arm, schöne Maske!" bittet er verbindlich und reicht seinen in einem rechten Winkel gekrümmten Ellenbogen gefahrdrohend hin. Dabei schaut er mit einem Siegerblick nach dem Brillantring, den er auf den rothen Handschuhen trägt.

Aber Margueritchen verkriecht sich unter den Mantel eines alten Reiters, seines Kavaliers und sagt mit einer Stimme, die Louis noch nie gehört: „Ich fürchte mich vor Dir!"

Der rothe Teufel zieht sich ärgerlich zurück und steuert nach der zweiten Marguerite, welche eben echt aristokratisch nachlässig und wie es scheint vereinsamt auf einem Sessel ausruht.

Diese Marguerite hat entschieden etwas mehr Chic und Weltgewandtheit, als Gänseblümchen Nr. 1. Sie schiebt mit graziöser Leichtigkeit ihren Arm zwischen den des Pseudoteufels und tanzt neben ihm her, als hätte sie Quecksilber in den Füßchen — sie wartet gar nicht darauf, daß er ihr den Hof macht, sondern drückt den Arm des Louis Wassermann so zärtlich an sich, trampelt so ungenirt auf seinen Stiefeln herum, daß es selbst einem Pferdefuß unbequem und einem Teufel unheimlich werden muß.

Unhöflich macht er sich von ihr frei — seine neunzehnjährige Menschenkenntniß sagt ihm, daß es die Gräfin S. gewiß nicht ist.

Wieder wandert er weiter, einsam und ruhelos wie Ahasver, unzufrieden wie Tantalus — zwischen Königinnen der Nacht, Turandots, schiefbeinigen Pagen und rothhaarigen Don Juans — zwischen bohnenstangenartigen Walküren und grimmen, struppigen von Tronje-Hagen — zwischen Banden aus Kamerun und höllisch grinsenden Australnegern.

Plötzlich schnellt ein zierlicher Finger die Blume an seiner Brust ein wenig empor und eine silberne Stimme fragt: „Ritter — Tod oder Teufel — warum trägst Du mein Zeichen?"

Ein allerliebstes Margueritchen steht vor ihm — einen Kranz von Margueriten aus der Pappschachtel Nr. 4 auf dem Köpfchen. Eine unabweisbare Ahnung sagt dem herzklopfenden Louis, daß es „diese" ist. Doch er faßt sich und stottert:

„Gnä — gnädigste Gräfin — sind Sie es?"

„Ja, ich bin's," engegnet sie wohlgemuth. — „O Louis, glauben Sie — Ihre schwärmerische Neigung sei mir verborgen geblieben? Längst schon sah ich Ihr liebeglühendes Herz durch Ihre Weste funkeln!"

Louis fühlt sich durch diesen banalen Scherz entschieden gekränkt — allein einer jungen und

auch einer alten Gräfin ist er geneigt viel zu verzeihen.

„Mir ist vor Glück wirklich ganz schwindlig", ächzt er, „mir ist, als befände ich mich oben in der Keule des Herkules und sähe ganz Kassel und Umgegend in bengalischer Beleuchtung."

„Na", lacht sie gutmüthig, „Sei ein bischen vernünftig! Stellen wir uns dort in die Française und dann 'rin in's Vergnügen."

Der Grazie ihrer Bewegungen nach — müßte es die Gräfin sein — nur die Sprache — die Ausdrucksweise — aber auch Gräfinnen benehmen sich zuweilen burschikos — Louis weiß das aus Romanen in „Ueber Land und Meer".

In der Française richtet er, durch seine innere Verzückung gehindert, den Touren zu folgen, eine heillose Verwirrung an und Margueritchen hat ihre liebe Noth, den teuflischen Ritter wenigstens einigermaßen an der Seite zu behalten.

„Die verfluchten französischen Kommando's!" sagt er kleinlaut.

„O", meint sie, „ein Teufel versteht doch jede Sprache."

Nach der glücklich überstandenen Française schlendern sie wieder Arm in Arm durch das Menschengewoge — nur federleicht berührt sie ihn — ach — und auch er wagt ihren schönen Arm nicht näher an sich heranzuziehen.

„Nun muß ich aber fort," lispelt sie.

„Entzückende Gräfin — eine Ihrer Margueriten". —

„Ja", lacht sie schelmisch, „gieb mir dafür Deinen Brillantring, den Du auf dem rothen Handschuh trägst — es ist ja doch blos Talmigold — das sieht man."

Louis wird dunkelroth vor Scham — allein ritterlich erfüllt er ihr Begehr.

„Beim nächsten Wiedersehen — Austausch," flüstert sie zärtlich und verschwindet.

Für Louis hatte der Maskenball jeden Sinn verloren — und da er überdies Zahnweh hatte, begab er sich noch vor der Demaskirung heim. —

Am nächsten Morgen herrschte zwischen dem Personal des großen Putzgeschäfts eine geheimnißvolle Aufregung und diese erreichte einen unheimlichen Grad, als Herr Wassermann mit rother Nase und verbundener Wange, einen großen Wattefetzen im Ohr, auf dem Plan erschien.

„Meine unterthänigste Gratulation zu Ihrer demnächst mit der Grafin S. stattfindenden Verlobung!" schrie der Buchhalter Windelweich von seinem Drehstuhl herunter — und knixend erschien im Kreise der Blumenmacherinnen die kleine Kousine und gab dem bebenden Louis den Brillantring. —

„Ach, Du warst es!" sagte Louis, — „Du meinst wohl, ich hätte Dich nicht erkannt? Na, ich bin auch nicht von gestern!" —

## Aus alter und neuer Zeit.

**Johann Friedrich Schannat.** Seltsam, die Lebensgeschichte des bekanntesten unter allen Fuldaer Historikern, der sich mit der Geschichte Fulda's in ihren verschiedenartigsten Zweigen beschäftigt hat, dem wir viele mächtige Folianten über dieselbe verdanken, den wir überall und allentwegen citirt finden, wo es sich um Fuldaische Geschichte handelt, ist fast gänzlich unbekannt geblieben. Wir wissen wohl, zu welcher Zeit Johann Friedrich Schannat in Fulda gelebt und wann er seine Werke geschrieben hat, auch daß er ein Geistlicher gewesen ist, das ist aber auch so ziemlich alles, was bis jetzt zur Kenntniß selbst derjenigen gelangt ist, denen die Fuldaer Geschichte und die Lebensverhältnisse hervorragender Fuldaer Gelehrter doch sonst nichts weniger fremd sind. Da ist es denn nun freudig zu begrüßen, daß in dem neuesten, so eben erschienenen Hefte des ausgezeichneten, von der historischen Kommission bei der Königl. Akademie der Wissenschaften in München herausgegebenen Werkes „Allgemeine Deutsche Biographie," Band XXX. 4. und 5. Heft, Leipzig bei Duncker und Humblot, wenigstens eine kurze Biographie Schannat's enthalten ist. Auf Grundlage derselben bringen wir folgende Angaben, die, so dürftig sie auch sein mögen, für einen großen Theil der Leser unserer Zeitschrift doch nicht ohne Interesse sein dürften.

Johann Friedrich Schannat ist am 23. August 1683 zu Luxemburg als Sohn eines fränkischen Arztes, der sich dort niedergelassen hatte, geboren. Zu Löwen studirte J. F. Schannat die Rechtswissenschaft und schon im Alter von 22 Jahren war er Advokat in Mecheln. Nebenbei beschäftigte er sich mit historischen Studien und der Erfolg, welchen sein geschichtliches Erstlingswerk „Histoire du comte de Mansfeld", Luxemburg 1707, hatte, bestimmte ihn, sich vollständig derselben zu widmen. Um dies besser durchführen zu können, entschloß er sich, Geistlicher zu werden. Vom Fürstabte von Fulda Constantin von Buttlar erhielt er den Auftrag, die Geschichte dieses Hochstiftes zu schreiben und wurde dann zum fürstlichen Historiographen und Bibliothekar in Fulda ernannt. Diese Stelle bekleidete er wohl auch noch unter dem Nachfolger Constantins, dem Fürstabte Adolf von Dalberg, dem Begründer der Fuldaer Universität. Hiernach erhielt er vom Kurfüsten und

Fürsterzbischof von Trier und dem Fürstbischof von Worms gleiche Aufträge wie früher vom Fürstabte von Fulda. Im Jahre 1735 sandte ihn der Erzbischof von Prag, Graf von Manderscheid, nach Rom, um für seine Conciliensammlung und sonstige Studien sich Material zu verschaffen. Auf der Rückreise ereilte ihn zu Heidelberg am 6. März 1739 plötzlich der Tod. Schannat hat eine überaus fruchtbare schriftstellerische Thätigkeit entfaltet, und stand er auch seinem Vorgänger in der Fuldaischen Geschichtsschreibung, dem Jesuiten Christoph Brower, der zu Anfang des 17. Jahrhunderts in Fulda lebte und 1612 sein Antiquitates Fuldenses herausgab, an Gediegenheit, Gründlichkeit nnd absoluter Zuverlässigkeit nach, so ist doch neben seinem Fleiße ganz besonders hervorzuheben, daß seine Studien und die darauf fußenden historischen Arbeiten außerordentlich umfassender Natur waren. Wir führen hier von seinen Werken, die speciell die Fuldaische Geschichte zum Gegenstande haben, an: Corpus Traditionum Fuldensium, Lipsiae 1724, Fol.; Dioecesis Fuldensis cum annexa sua Hierarchia etc.; Francofurti 1727, Fol.; Fuldischer Lehnhof sive de Clientela Fuldensi beneficiaria nobili et equestri tractatus historico-iuridicus, Lipsiae 1729, Fol.; Vindiciae Archivi Fuldensis, 1729, Fol. (gegen die Angriffe von J. C. Eckhardt und J. G. Estor gerichtet); Historia Fuldensis mit dem Codex Probationum, Lipsiae 1729. Fol. Seine übrigen Werke, die wir hier füglich übergehen können, betreffen die Geschichte des Bisthums Worms, die Conciliengeschichte ꝛc. ꝛc. — Wir verfehlen nicht, hier die Hoffnung auszusprechen, daß sich früher oder später ein berufener landsmännischer Historiker mit dem Leben und Wirken Schannat's in Fulda eingehender beschäftigen möge.

F. Z.

---

General von Fransecky, ein geborener Oberhesse. Der am 21. Mai d. J. zu Wiesbaden verstorbene General von Fransecky hat sich als Truppenführer, wie auch als Schriftsteller auf dem Gebiete der Kriegswissenschaft einen hochberühmten Namen gemacht. Im Jahre 1825, achtzehn Jahre alt, in das preußische Heer eingetreten, machte er 1848 den Feldzug in Schleswig als Generalstabsoffizier Wrangels mit. In den fünfziger Jahren wurden unter seiner Leitung und Mitarbeit verschiedene werthvolle Werke in der kriegswissenschaftlichen Abtheilung des Großen Generalstabes geschaffen. Nachdem er sodann 1860—64 die oldenburgisch-hanseatische Brigade befehligt hatte, wurde ihm das Kommando der 7. Division (Magdeburg) übertragen. An der Spitze dieser Truppe errang er in der Schlacht von Königgrätz unverwelkliche Lorbeern. Seiner zähen Vertheidigung des Waldes von Benateck, wo seine Division zu einem Viertel durch das mörderische Feuer der Oesterreicher kampfunfähig gemacht wurde, war es vornehmlich zu verdanken, daß das kronprinzliche Heer noch rechtzeitig die feindliche Flanke zu treffen im Stande war. Ebenso bedeckte sich Fransecky mit hohem Ruhme in der Schlacht von Gravelotte. Hier ging er mit dem 2. (Pommerschen) Armee-Korps, das von Pont à Mousson über Gorze einen 16—18 stündigen Marsch zurückgelegt hatte, durch die tiefe Schlucht von Mance vor und nahm die Höhen in unwiderstehlichem, entscheidenden Ansturme. An seinem Korps zogen am 29. Oktober die kriegsgefangenen Kaisergarden aus Metz vorüber. Am 2. Dezember warf Fransecky, dem das Kommando über die zwischen Seine und Marne vereinigten Truppen übertragen war, den Feind aus den eroberten Dörfern Champigny und Brie wider heraus. Im folgenden Monate ging er auf dem rechten Flügel der Süd-Armee gegen das Heer Bourbakis vor, das er von der Verbindung mit dem Süden abschnitt und auf Schweizer Gebiet drängte. Nach dem Friedensschlusse erhielt er das Kommando des 15. Armee-Korps (Straßburg). Gleichzeitig wurde er zum Chef des 5. pommerschen Inf.-Reg. Nr. 42 ernannt; der deutsche Reichstag ehrte seine hohen Verdienste durch eine Dotation von 150,000 Thalern. Im Jahre 1879 zum Gouverneur von Berlin ernannt, erbat er 1882 den Abschied aus seiner ruhmreichen kriegerischen Laufbahn. Seit Januar d. J. war er in ärztlicher Behandlung wegen eines schweren Herzleidens in Wiesbaden. Am 21. Mai, Abends 10 Uhr, erlöste ihn der Tod von seinen überaus heftigen Schmerzen; ein zahlreiches Trauergeleite und eine stattliche Leichenparade erwiesen dem verewigten Helden die letzten kriegerischen Ehren. Er ruhe in Frieden! —

Besonders in der Altmark und in Pommern, deren Söhne Fransecky zu siegreichem Kampfe geführt, genoß derselbe eine außerordentliche Popularität. In der kleinsten Bauernhütte kann man allda sein Bild finden.

Weniger bekannt dagegen, selbst in unserem engern Vaterlande, ist, daß dieser verdiente General in Oberhessen, zu Gedern im Vogelsberge, geboren ist. Nachstehend theilen wir den im Kirchenbuch der Pfarrei Gedern enthaltenen Geburtseintrag mit:

„„(Suppl: Geboren)

1807 am 16. Nov. Eduard Friedrich v. Fransky, des Königl. Preußischen Hauptmanns bei dem Dragoner-Regiment v. Wobeser, Herrn Ernst v. Fransky*) und Frauen Charlotten, einer geborenen v. Preuschen, 5tes eheliches Kind. Getauft am 24 eiusd. Pathen waren: 1. Herr Friedrich Preuschen, Regierungsrath dahier und 2) dessen Demoiselle Schwester Louise Preuschen, des seel. Herrn Geheimeraths Preuschen älteste ehel. Tochter.““

*) Die Schreibung „Fransky“ mag wohl daher kommen daß, da die Geburtseinträge damals noch nicht vom Vater unterschrieben wurden, der Geistliche den Namen nach der Aussprache desselben (mit kurzem „e“) einschrieb.

Nach überlieferter Mittheilung (durch eine in hohem Alter 1872 verstorbenen Frau von Zanthier, welche die Familie Fransecky sehr wohl gekannt hat) lebten die Eltern des verstorbenen Generals in sehr bedrängten Vermögensverhältnissen; in Gedern wohnten sie nur vorübergehend. Die Mutter Charlotte geb. v. Preuschen, die Tochter eines hessischen Beamten in Friedberg, gehörte einer noch jetzt blühenden hessischen Familie an.

Die Akten der Bürgermeisterei Gedern enthalten noch ein Dankschreiben des verewigten Generals an seine Landsleute, das ein im Jahre 1870 nach erkämpftem Siege übersandtes Begrüßungs- und Glückwunsch-Schreiben des Ortsvorstandes von Gedern erwiederte. —

Laubach im Mai 1890.

**Dr. August Röschen.**

---

Salomonisches Urtheil eines wetterauer Reichsgrafen im vorigen Jahrhundert. Die Reichsgrafschaft Solms-Laubach in der Wetterau (bestehend aus dem Städtchen Laubach, 10 Dörfern und 3 Höfen) wurde von 1738—84 vom Grafen Christian August regiert, dessen zahlreiche, nützliche Verordnungen zeigen, wie sehr derselbe sich eine thatkräftige Ausübung seiner Regierungsgewalt angelegen sein ließ. Besonderes Interesse bietet eine Resolution vom 16. Febr. 1747, die hier nach der Ortschronik der Pfarrei Gonterskirchen, S. 11—12, mitgetheilt sei. Der dasige Pfarrer G. war in zahlreiche Streitigkeiten mit seiner Gemeinde verwickelt. Wenn ihm auch von letzterer niedrige Gehässigkeit und Rohheit entgegengebracht wurde, so trug er doch auch durch sein unwürdiges Benehmen, durch seine leidenschaftliche Ungeduld, Gleißnerei und Hinterlist das Seinige bei. Derselbe Pfarrer hatte auch viele ungehörige Zänkereien mit seinem Schulmeister. Wiederholte Warnungen fruchteten nichts. Eines Sonntags schalt der Pfarrer von der Kanzel herab den Schulmeister aus geringfügiger Veranlassung überlaut. Da resolvierte der Graf, der Pfarrer solle zur Strafe acht Tage lang statt des Schulmeisters Schule halten und den künftigen Sonntag auch in der Kirche des Schulmeisters Stelle (Orgelspiel u. s. w.) versehen, statt seiner aber der Konrektor zu Laubach (ein Theologe, der die erste Lehrerstelle an der Stadtschule bekleidete) auf des Pfarrers Kosten die Predigt halten. Ließe er sich auch dieses nicht zur Warnung dienen, so solle er suspendirt werden. —

**Dr. A. R.**

---

Theodor Wachtel's Abgang vom Hoftheater in Kassel.*) Das Theater in Kassel, welches unter der Regierung des Kurfürsten Wilhelm II. in den Jahren 1821 bis 1830 zu den angesehensten Deutschlands gehörte, da es zu dieser Zeit Künstler, wie Karl Seydelmann, Ludwig Loewe, Gerstäcker, Wild, Sabine Heinefetter u. a. zu seinen Mitgliedern zählte, war bis dahin unter der Regierung des sparsamen Wilhelm I. ein vom Hofe nur mit geringer Zubuße bedachtes Privattheater unter der Direktion des Schauspielers Feige und des Kapellmeisters Guhr gewesen. Kurz vor dem Tode Wilhelm I. und der darauf erfolgten Erhebung des Theaters zum Hoftheater waren zwischen den beiden Direktoren Differenzen eingetreten, welche Guhr veranlaßten, seine Stelle niederzulegen und die ihm angebotene Stelle des Kapellmeisters in Frankfurt a/M. anzunehmen. Dabei spielte er seinem früheren Kollegen noch einen argen Streich.

Zu den talentvollsten jüngeren Mitgliedern des Kasseler Theaters gehörte damals der später durch seine längere Wirksamkeit am Hoftheater in Braunschweig und sein intimeres Verhältniß zum Herzog Karl bekannt gewordene Schauspieler Größer. Bei ihm hatte Guhr eine treffliche Tenorstimme entdeckt und sich große Mühe gegeben, ihn zu einem tüchtigen Tenoristen auszubilden. Da er seine Mühe belohnt sah, veranlaßte er Größer, seine Entlassung zu nehmen und ihm nach Frankfurt zu folgen. Dem trat aber Feige, der ein so brauchbares Mitglied nicht entbehren wollte, entschieden entgegen. Größer sah sich daher, um seine und Guhr's Absicht zu erreichen, zu einer List genöthigt, die dann auch den beabsichtigten Erfolg erzielte. Er meldete sich krank, hütete längere Zeit das Bett und simulirte so geschickt einen Bluthusten, daß der Theaterarzt die Erklärung abgab, es sei bei ihm eine so hochgradige Körperschwäche eingetreten, daß für alle Zukunft nur noch wenig Aussicht auf sein Wiederauftreten vorhanden sei. Einige Tage, nachdem ihm in Folge dessen die Entlassung ertheilt war, trat er frisch und gesund sein Engagement in Frankfurt an.

Als der sonst so kluge und umsichtige Feige dies hörte, war er in hohem Grade über den ihm gespielten Streich empört und erließ zur Verhütung eines ähnlichen Vorkommnisses folgenden für die damaligen Verhältnisse der dramatischen Künstler bezeichnenden Nachtrag zu den Theatergesetzen:

„Obgleich es zur Ehre des Schauspielerstandes äußerst selten der Fall ist, daß ein Individuum es wagt, längere Zeit hindurch mittelst einer verstellten Krankheit sich von der Erfüllung seiner Pflicht zu dispensiren, so lehrt doch die Erfahrung, daß unmoralische, sittenlose Subjekte da, wo sie die Direktion entweder absichtlich in Verlegenheit setzen oder eine augenblickliche Aufhebung ihrer Contraktsverhältnisse erzwingen wollen, sich nicht entblödet haben, selbst erfahrene Aerzte durch einen hohen Grad der Verstellung und durch Anwendung niedriger, entehrender Hülfsmittel eine Zeit lang zu täuschen. Für dergleichen

---

*) Nach den hinterlassenen Aufzeichnungen der Schauspielerin Henriette Schmidt, der Kollegin Wachtel's.

schamlose Heuchler ist, insofern starke und deutliche Anzeigen existiren, die eine solche unmoralische Handlungsweise vermuthen lassen, die Verfügung getroffen worden, daß sie auf geschehene Anzeige der Direktion von Seiten der Polizeibehörde aus ihrem Logis hinweg in ein anständiges Zimmer gebracht und von geprüften, ihnen aber unbekannten Leuten bedient und verpflegt werden, um hinter die Wahrheit zu kommen. Der aufgedeckte Betrug wird sodann außer der polizeilichen Ahndung mit dem Abzug der Hälfte der Gage geahndet werden und soll außer der Auflösung ihres Contrakts eine öffentliche Bekanntmachung ihrer Handlungsweise in den gelesensten Blättern ihre Strafe sein."

Viele Jahre gingen vorüber, ohne daß ein Fall dieser Art eintrat und erst vierzig Jahre später, als Feige schon lange im Grabe ruhte, fand die Bestimmung ihre erste Anwendung und zwar in einer höchst komischen Weise bei keinem geringeren als Theodor Wachtel.

Dieser war kurz nach Beginn seiner so glänzend verlaufenen Bühnenlaufbahn in den Jahren 1858 und 59 als erster Tenor gleichzeitig mit seiner nachherigen Gattin, der Ballettänzerin Wachter, am Kasseler Hoftheater in Engagement, letztere erhielt aber wegen eines sehr heftigen Rencontres auf der Probe mit dem damaligen Balletmeister Ambrogio ihre sofortige Entlassung.

Ueber diese seiner Ansicht nach ungerechtfertigte Gewaltthätigkeit war Wachtel so entrüstet, daß er beschloß, die Bühne in Kassel nicht wieder zu betreten. Zunächst erklärte er, seine Partie in der auf den folgenden Tag angesetzten Oper „Czar und Zimmermann" wegen Heiserkeit nicht singen zu können, es wurde ihm aber, da ihn der Theaterarzt für vollständig gesund und durchaus nicht heiser erklärte, das Auftreten bei Meidung hoher Geldstrafe aufgegeben. Dem fügte er sich dann auch anscheinend. Er betrat die Bühne, deutete dann aber, als er den Gesang beginnen sollte, achselzuckend auf seine Kehle, verbeugte sich vor dem Publikum und verließ die Bühne. Die Intendanz hatte so etwas vorausgesehen, und den Tenoristen Erber in Kostüm zum Ersatz bereit gehalten, so daß nach einer kurzen Pause die Vorstellung ihren Fortgang nehmen konnte. Da nun der Theaterarzt auf seinem Gutachten beharrte, hielt man die Anwendung der oben angegebenen gesetzlichen Bestimmung auf den vorliegenden Fall für anwendbar und ersuchte demgemäß die Polizei, zwei dazu geeignete Männer in die Wohnung Wachtels alsbald zu beordern, um ihn dort zu überwachen und an dem Verlassen seiner Wohnung zu hindern. In rücksichtsvoller Weise hatte man von seiner Ueberführung in ein anderes Lokal Abstand genommen.

Als die Requisition auf dem Polizeibüreau anlangte, waren dort gerade zwei sehr handfeste Männer, welche in der Regel zur Bewachung Irrsinniger, die noch in ihren Wohnungen verpflegt wurden, anwesend. Diese hielt der diensthuende Polizeikommissar zu dem verlangten Zwecke geeignet und sandte sie, ohne ihnen weiter die Veranlassung dazu anzugeben, mit der Weisung in die Wohnung Wachtels ab, ihn dort zu bedienen, zu überwachen und am Ausgehen zu verhindern.

Bei dem Eintreffen dieser Männer in der Wohnung Wachtels ereignete sich nun nach seiner eignen später gemachten Mittheilung folgende komische Scene:

Wachtel fragt, höchst erstaunt über das Eindringen dieser Männer in seine Wohnung, „mit wem habe ich die Ehre?" worauf einer derselben antwortet: „Wir sind die Wächter von Tollgewordenen und hierher geschickt, um Sie zu bewachen und zu bedienen."

Als Wachtel ganz außer sich über diese Eröffnung im Zimmer hin und hergeht, fassen ihn die beiden Männer und halten ihn fest, lassen sich daran auch durch seine Erklärungen, Bitten und Betheuerungen nicht hindern, bis glücklicherweise der Theaterarzt dazu kommt und das Mißverständniß aufklärt.

Länger aber als acht Tage, konnte der gottbegnadete Sänger diese Bewachung nicht ertragen, er meldete sich von seiner Heiserkeit geheilt und zum Wiederauftreten bereit.

Dieses fand in einer Partie statt, in welcher er immer am meisten die Kasseler Kunstfreunde entzückt hatte, als Melchthal in der Oper „Tell" und seine vor seinem Auftreten gemachte Aeußerung „das soll den Kasselanern noch lange in die Ohren klingen" ging vollständig in Erfüllung. Es war hier sein letztes Auftreten. Gleich darauf verließ er, ohne das Ende seines Engagements abzuwarten, heimlich die Stadt, in der ihm nach seiner Ansicht eine so ungerechte, üble Behandlung widerfahren war!

Als er dann etwa zehn Jahre später wieder in Kassel auf der Höhe seiner Kunst stehend erschien, um als Gast an dem Königlichen Theater in seinen berühmtesten Rollen aufzutreten, zeigte der ihm vom Publikum zutheil gewordene enthusiastische Empfang die allgemeine Freude, sich einmal wieder an seiner unvergleichlichen Stimme ergötzen zu können.

**W. Rogge-Ludwig.**

---

K a s s e l, 1. Juni. Am gestrigen Nachmittage waren die Straßen der Stadt vom Rondel am Wilhelmshöher Thore an bis zum Todtenhofe von dichten Menschenmengen gefüllt, welche gekommen waren, noch einen Blick auf den Sarg des gütigsten Helfers der Armen, des allezeit hülfsbereiten ärztlichen Beschützers, des A u g e n a r z t e s D r. m e d. R e i n h a r d G l ä ß n e r zu thun. Der Verein der Aerzte Kassels und zahlreiche andere gaben dem Entschlafenen das Geleite zu seiner letzten Ruhestätte. Mit hunderten von Kränzen und Palmenzweigen hatte die Liebe Derer, welche ihm nahe standen, und seiner Patienten, den Sarg geschmückt. — Nur Wenige dürfte es

geben, welche, ohne Feinde zu haben, durch ihre Güte, durch ihr großes vielseitiges Wissen, durch ihre gänzliche Uneigennützigkeit den Kranken aller Stände, vom Geringsten bis zum Höchsten, so nahe gestanden haben, wie der Entschlafene. Wie häufig ist er hinauf gestiegen in die Dachkammern armer Leute, wie sorgte er für sie, und gab aus eigenen Mitteln, um ihnen weiter zu helfen. Von den Operationen und Sprechstunden erschöpft, eilte er, ohne seiner eigenen schwachen Gesundheit zu gedenken, in vielen Fällen drei mal täglich, in die entlegensten Gassen zu den Aermsten der Stadt, um zu helfen. Gar Mancher wurde von ihm dem Elende entrissen, und verdankt ihm seine jetzige bessere Lebensstellung. Wie unsäglich viel Elend hat er gemildert. Wenn er bei seinen Freunden und Bekannten um Hülfe für seine Armen bat, so that freudig ein Jeder, was in seinen Kräften stand. Von den Aermsten bis zu den Reichsten eilte er, unermüdlich thätig umher, um überall Hülfe zu spenden und Trost zu bringen. Nun ist Alles vorbei. Wohl war sein Tod schmerzlos, aber für die Armen, und für die, welche ihm nahe standen, ist dieser Verlust unersetzlich groß.
-r.

---

Von Landesbibliothekar Dr. Ed. Lohmeyer ist ein „Verzeichniß neuer hessischer Literatur“ zusammengestellt und im Druck veröffentlicht worden. Dasselbe dürfte allen Freunden hessischer Literatur ein willkommener Führer sein. Dasselbe enthält die literarischen Erscheinungen des Jahres 1889 möglichst vollständig. Es haben nicht nur selbstständige Werke, Broschüren u. s. w. Aufnahme gefunden, sondern auch große Aufsätze, welche Hessisches betreffen, und in Zeitschriften verstreut sind. In einem einleitenden Worte gibt der Verfasser dem Danke für die ihm von verschiedenen Seiten zu Theil gewordene Unterstützung und zugleich dem Wunsche nach der Mitwirkung Vieler Ausdruck, um in den alljährlich erscheinenden Verzeichnissen Vollständigkeit zu erreichen.
(C. A. Z.)

---

Universitätsnachrichten. Nach dem für das gegenwärtige Sommersemester ausgegebenen Verzeichnisse des Personals und der Studierenden der Universität Marburg beträgt die Zahl der immatrikulirten Studenten 941, außer diesen haben noch 62 nicht immatrikulationsfähige die Erlaubniß zum Hören der Vorlesungen erhalten, so daß sich die Gesammtzahl der Berechtigten zum Besuche der Vorlesungen auf 1003 stellt. Von den immatrikulirten 770 Preußen gehören der theologischen Fakultät an 169, der juristischen 125, der medicinischen 227, der philosophischen 249. Von immatrikulirten Nichtpreußen gehören 138 den übrigen Reichsländern an, wovon 22 der theologischen, 14 der juristischen, 40 der medicinischen, 62 der philosophischen Fakultät. Aus Oesterreich sind 3, Frankreich 2, Großbritannien 6, Niederlanden 1, Oesterreich-Ungarn 5, Rußland 4, Schweiz 5, Afrika 1, Amerika 6 anwesend. (O. Z.) — In diesem Semester beträgt in Gießen die Zahl der immatrikulirten Studierenden 590. Davon entfallen auf die medicinische Fakultät 118 (wozu noch 40 Studierende der Thierheilkunde und 9 der Zahnheilkunde kommen), auf die theologische Fakultät 106 und auf die juristische 96. — Der ordentliche Professor Dr. G. von der Ropp in Gießen folgt zu Michaelis einem Rufe an die Universität Breslau als ordentlicher Professor der mittleren und neueren Geschichte.

---

Hinsichtlich der Verse „Doloras“ von Ricardo Jordan in Tehnantepes in Mexico, welche wir an Stelle des Leitgedichtes in der vorigen Nummer veröffentlichten, bemerken wir nachträglich, daß dieselben nicht als ein Gedicht zu betrachten sind, sondern daß jede Strophe für sich besteht und unabhängig von den anderen ist, daß aber der schmerzliche Zug allen gemeinschaftlich ist, daher die vom spanischen Dichter Campoamor für diese Schmerzenslieder geschaffene Bezeichnung „Doloras“. Vergl. darüber „Hessenland“, Jahrgang 1889, Nummer 12.

---

## Briefkasten.

Th. K. Regensburg. Die Sendung ist sehr erwünscht gekommen. Näheres brieflich.

C. Pr. Wächtersbach. Gedicht erhalten. Besten Dank und freundlichsten Gruß.

R. R. Borken. „Wittekind und der Köhler“ folgt in nächster Nummer. Wir bitten die Verzögerung zu entschuldigen.

H. H. Marburg. Ist für das „Hessenland“ nicht geeignet.

C. W. Kassel. Wird benutzt.

A. R. Laubach. Wie Sie sehen, gleich benutzt. Empfangen Sie unseren besten Dank.

A. T. Wien. Herzlichen Glückwunsch.

Herrn Franz Hagemeyer in New-York besten Dank für die sehr erfreuliche Mittheilung und wiederholt bethätigte Theilnahme an unserer Zeitschrift.

---

**Zum Abonnement auf das 3. Quartal c. unserer Zeitschrift „Hessenland“ laden ergebenst ein**

**Kassel**, im Juni 1890. **Redaktion und Verlag.**

---

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: F. Zwenger in Fulda, Druck und Verlag von Friedr. Scheel in Kassel.




№ 13. Kassel, 1. Juli 1890.

Das „Hessenland", Zeitschrift für hessische Geschichte und Literatur, erscheint zweimal monatlich, zu Anfang und in der Mitte jeden Monats, in dem Umfange von 1½—2 Bogen Quartformat. Der Abonnementspreis beträgt vierteljährlich 1 Mark 50 Pfg. Einzelne Nummern kosten je 30 Pfg. Anzeigen werden mit 20 Pfg. für die gespaltene Petitzeile berechnet. Auswärts kann unsere Zeitschrift durch direkte Bestellung bei der Post, oder durch den Buchhandel, auf Wunsch auch unter Streifband bezogen werden; hier in Kassel nimmt die Buchdruckerei von Friedr. Scheel, Schloßplatz 4, Bestellungen, ebenso Anzeigen an. In der Post-Zeitungsliste für das Jahr 1890 findet sich das „Hessenland" eingetragen unter Nr. 2772.



# Hessen.

Ob Hess' Dein Fürst, ob Preuß' Dein Herr —
Ich lieb' Dich wen'ger nicht, noch mehr —
Ich liebe Dich um Deinetwillen.
Um Deiner Wälder ernste Pracht,
Die keusche Stille ihrer Nacht —
Um ihrer Gründe sonn'gen Frieden.
Um Deiner Hügel fröhl'che Reih'n,
Um Deiner Bäche Plauderei'n —
Um Deiner Flüsse ernstes Rauschen,
Um jeden Uferweg im Thal —
Um gold'nes Feld — um Haide kahl —
Um jede Stätte heil'ger Sagen.
Um jeden Menschen, der noch Dein
In alter Sitte streng und rein —
Um Deiner Dörfer blonde Kinder.
Und, o ich weiß, Du liebst mich auch,
Um Stirn und Herz Dein kühler Hauch,
Dein milder Blick will mir's vertrauen.
Du selber kennst ja Schmerz und Weh,
Kennst Armuth, Hunger — Frost und Schnee,
Kennst langen Winter, langes Sehnen.
Daß oft nach mir die Schwermuth greift?
Ich bin an Deiner Brust gereift —
Halb Kind des Leid's — und halb der Freude.

M. Herbert.





# Rhön und Spessart, die kleine Vendée.

## 1796.

Von F. Zwenger.

(Fortsetzung.)

Wir übergehen die Kontributionen, welche die Franzosen einzelnen Kreisen und Städten auferlegten. In denselben spielte außer Naturalleistungen und dem baaren Gelde, dessen Forderung sich meist auf Millionen erstreckte, die Lieferung von Hemden, Schuhen, Stiefeln, Gamaschen eine Hauptrolle, denn mit diesen Gegenständen waren die Soldaten nur sehr mangelhaft versehen und man hätte sie ebenso als Sansbottes wie als Sonsculottes bezeichnen können.

Man hat vielfach dem Obergeneral Jourdan den Verfall der Kriegszucht in der Sambre- und Maasarmee zum Vorwurfe gemacht. Es mag daran etwas Wahres sein. Großen Schaden richtete aber das Heer von Employés, Kommissarien, Lieferanten an, welche als amtliche Blutegel das eroberte Land aussaugten, während für die Soldaten und Offiziere meist nur elendiglich gesorgt war. Das Elend der letzteren mag man nach dem einzigen Umstande beurtheilen, daß eines Lieutenants Monatssold, die Assignaten in baares Geld umgesetzt, zu jener Zeit, wie in dem „Rheinischen Antiquarius" von Chr. von Stramberg zu lesen ist, zu jener Zeit nicht völlig 3 Livres oder 18 gute Groschen betrug. Die Noth zwang sonach diese Offiziere zu jenen Erpressungen und Plünderungen, unter welchen die Landbevölkerung Frankens so entsetzlich zu leiden hatte.

Schon gleich nach der Schlacht von Amberg am 24. August 1796 hatte sich das Landvolk der Oberpfalz gegen die Franzosen erhoben, und der Volksaufstand nahm zu von Tag zu Tag, von Ort zu Ort, je weiter Jourdan auf seinem fluchtähnlichen Rückzuge nach Franken kam. Tief fühlte Jourdan jetzt alle Beschwerlichkeiten und Schrecknisse eines Rückzuges in einem feindlichen Lande, in welchem das Volk mit dem ihm verfolgenden kaiserlichen Heere gemeinsame Sache machte. In den Bauern, welche aller Schliche kundig waren, fanden die Franzosen noch weit furchtbarere Feinde, als in den österreichischen Kriegern, denn kein Pardon war von dem Bauer zu hoffen, den zugleich Gewinnsucht und Rachgier spornte und dem „einen Welschen kalt zu machen" noch ein verdienstliches Werk schien. Um ihre auf solche Art erschlagenen Brüder zu rächen, brannte die französische Armee im Bambergischen mehrere Dörfer ab, aber die Wuth der Landleute ward dadurch nur um so mehr gereizt. Wie durch eine allgemeine Verabredung schienen die Bauern hinter und neben und vor Jourdans Armeen in Masse zur Rache aufgestanden zu sein. Ganze Gemeinden hatten sich mit Flinten, mit Sensen, Heugabeln, Mistgabeln, Dreschflegeln bewaffnet, sie überfielen die zerstreuten Haufen der Feinde, und wehe den Franzosen, welche in die Hände der Bauern geriethen.

Verhältnißmäßig am wenigsten schlimm erging es den Franzosen noch im Main- und Baunachgrund. Daselbst begnügten sich die Einwohner größtentheils damit, daß sie sich bei Annäherung eines französischen Korps in Bewaffnungsstand setzten und dann mit demselben einen förmlichen Waffenstillstand errichteten, welcher ohngefähr folgenden lakonischen Inhalts war:

„Bauer nit kripp, nit schieß, nit hau, nit stech;
Franzos nit kripp, nit hau, nit schieß, nit stech."

War ein solcher Vertrag geschlossen, so wurde er heilig gehalten, den Franzosen die nöthigen Bedürfnisse verschafft, und sie zogen, von dem bewaffneten Volke stets beobachtet, ganz friedlich weiter.

Man will behaupten, daß schon auf dem Hinmarsch die einzelnen dem Hauptkorps nachziehenden Truppen mit großem Mißtrauen erfüllt gewesen wären, auch oft bei den Landleuten nicht eher Speise und Trank zu sich genommen hätten, bis sie Einheimische davon kosten sahen.

Auf dem Rückzug aber stieg dieses Mißtrauen bis zu dem höchsten Grad von Aengstlichkeit. Hörten sie in einem Pfarrdorfe zur Kirche läuten, so schickten sie Jemand ab, welcher dann nach ihrer sonderbaren kauderwelschen Sprache fragen mußte:

„Franzos Bim — Bim?“ — Ob nemlich gegen sie Sturm geläutet werde. Hieß es dann: Nein, nit Franzos, sondern Kirch, Bim — Bim, so zogen sie ruhig weiter.*) —

Als die Franzosen in den Streu- und Saalgrund einrückten, bekam der Volkskrieg eine andere Gestalt. Hier hatte sich der muthige Doktor Ignaz Reder von Mellrichstadt an die Spitze der Bauern gestellt, stieß aber bei Herschfeld auf ein überlegenes französisches Korps. Er büßte seinen patriotischen Enthusiasmus mit dem Tode; er fiel von feindlicher Kugel getroffen, nachdem ihn seine Mitstreiter schmählich verlassen hatten. Sein Fürst, Georg Karl Franz von Fechenbach, der letzte Fürstbischof von Würzburg, ließ demselben im April 1799 zu Herschfeld bei Neustadt an der Saale ein Denkmal mit folgender Inschrift errichten:

„Hier ruht Ignaz Reder, ehemaliger Physikus zu Neustadt a/S., wurde geboren zu Mellrichstadt 1746, starb am 30. August 1796 bei dem feindlichen Rückzuge der Neufranken den schönen Tod fürs Vaterland. Ein Mann von Geist und Wissenschaft, ein guter Christ, Menschenfreund und wohlthätiger Arzt, wirkte im Stillen als eifriger Weiser, in Gefahren zeigte er Muth und Entschlossenheit als teutscher Mann. 1770 bei der Epidemie rettete er vielen das Leben. Er fiel zwischen Heustreu und Herschfeld durch zwei feindliche Kugeln. Dankbar segnet die Asche dieses biederen Franken sein Vaterland. Zum Beweise setzte dieses Denkmal sein Fürst.“ —

Wir betrachten es nicht als unsere Aufgabe, eine eingehende Schilderung der Grausamkeiten und Greuelthaten, welche die Franzosen und Rhönbauern gegen einander verübten, der raffinirten Martern, die sie sich gegenseitig bereiteten, wie Ohrenabschneiden, Augenausstechen u. s. w., zu entwerfen, wir wollen hier nur noch erwähnen, daß die gefürchtetste Waffe der Rhönbauern die Mistgabel war. Die Franzosen sagten denn auch: „Bauer viel schlimm, gibt er drei Stich', hab' ich neun Loch“!

Ein paar Episoden aus jenem Guerillakriege, der sich über die Rhön bis in die Nähe von Fulda erstreckte, werden unseren Lesern nicht unwillkommen sein, zumal in denselben ehemals wenigstens in Fulda, wohl bekannte Namen und Persönlichkeiten vorkommen.

Waren einige junge fulder Musiker, die es sich nicht nehmen ließen, in ein französisches Regiment als Hoboisten eingetreten. Sie machten den Feldzug in der Sambre- und Maasarmee unter Jourdan mit. Einer von denselben gehörte zu jener Abtheilung, welche ihren Rückzug nach Fulda zu angetreten hatte. Bei Wüstensachsen wurde ein Theil derselben von den Bauern gefangen genommen, unter ihnen auch unser fulder Landsmann. Man wollte ihm gleich den anderen den Garaus machen. Er flehte um sein Leben, das rührte die Bauern nicht, er sagte, daß er gar kein Franzose, daß er ein Deutscher, ein fulder Landeskind sei, man zuckte die Achseln, er redete das schönste „Fuldisch“ in seinem „reinsten Idiome“, half nichts, bis sich endlich der Rädelsführer der Bauern seiner erbarmte und ihn aufforderte, wenn er doch ein Fuldaer sein wolle, so möge er bekannte Persönlichkeiten und Lokalitäten Fulda's angeben. Rasch nannte er nun den „schwarzen Mann“, das „schwarze Krämers“, das „Besels Joxe“ das Nonnenloch*) u. s. w. Er war gerettet. Alsbald erkannten ihn die Rhönbauern für einen Original-Fuldaer und entließen ihn nach seiner „Heimath.“ Oft noch hat unser fulder Landsmann dieses Ereignisses als einer der schwersten Stunden seines Lebens gedacht, wir selbst haben ihn dasselbe in dem Wirtshause zu Bronzell, das früher häufig von Fuldaern besucht wurde, erzählen hören. Es war Franz Karl Riehl, der Lehrer der französischen Sprache am fuldaer Gymnasium, welcher in der Mitte der 40er Jahre dahier verstorben ist. —

Der Generalstabschef Ernouf entging nur mit Mühe der Rache der Landleute. Er hatte sich mit dem Generalstabe, mit allen Chefs und Employés der Heeresverwaltung u. s. w., unter einer nicht starken Bedeckung, nach Neustadt zurückgezogen. Plötzlich überfiel ihn hier, mitten in der Nacht, ein Schwarm Bauern. Ein Theil von Ernouf's Begleitung wurde niedergemacht, mehrere, deren Erhaltung wichtiger erschien, wurden als Gefangene fortgeschleppt; alle aber rein ausgeplündert. Ernouf selbst konnte nur mit genauer Noth und mit einer geringen Anzahl von Offizieren und Beamten sich durch die Flucht retten, nachdem er noch zuvor ein eben bei ihm eingetroffenes Schreiben des Direktoriums zu Paris an seinen Obergeneral Jourdan in Stücke zerrissen und verschluckt hatte, um es nicht in die Hände der Feinde kommen zu lassen. Ernouf galt für einen der humansten Generale der Jourdan'schen Armee, der die Plünderungen der Soldaten verabscheute und für seine Person wenigstens möglichste Schonung der Bevölkerung in Feindesland angedeihen ließ. Freilich war es nicht vergessen worden, daß die von ihm bei dem Einzuge der

*) Vergl. „Die Franzosen in Franken“ von Graf Soden, pag. 220 sqq. und „Die Rhöngegend in historischer Beziehung“ von Dr. Justus Schneider, pag. 58 sqq.

*) Volksthümliche Bezeichnungen für damals in Fulda bestandene Geschäftshäuser.

Sambre- und Maasarmee in Franken am 20. Thermidor des vierten Jahres der Republik (7. August 1796) mit den fränkischen Kreisständen zu Würzburg feierlichst stipulirte Uebereinkunft, durch welche gegen eine Kontribution von 8 Millionen Livres allen Bürgern Frankens, welche sich der Armee nicht feindlich zeigten, Sicherheit der Person, Schutz des Eigenthums und Achtung der Religionsgebräuche versprochen war, einige Tage später aus nichtigen Gründen für ungiltig erklärt wurde, und daß General Ernouf es gerade war, welcher aus dem Hauptquartier zu Büchenbach am 24. Thermidor (11. August) den fränkischen Kreisständen die Anzeige von der Ungiltigkeit der doch von ihm selbst abgeschlossenen Uebereinkunft gemacht hatte. —

Am 4. September waren die Franzosen in Hammelburg eingerückt. Eine Abtheilung der Bernadotteschen Division hatte den fuldaer Ort Untererthal halb abgebrannt und 11 Einwohner erschlagen. Die Erbitterung der dortigen Landleute war grenzenlos; alle Franzosen, welche in ihre Hände fielen, wurden unter grausamen Martern niedergemacht. Ein gleiches Loos stand dem General Bernadotte bevor und nur der edelmüthigen Menschenfreundlichkeit eines biedern Landwirthes, Wankel mit Namen, hatte er seine Rettung zu verdanken. Dieser, von Jugend auf mit der Gegend vollständig vertraut, brachte ihn im Bauernanzuge unerkannt durch die Banden und dann auf Jagd- und Schleichwegen in eine weniger gefährdete Gegend. Bernadotte hat die muthige That Wankels nicht vergessen. Zwanzig Jahre später, als er, der vormalige französische General und seit dem 4. August 1810 erwählter Kronprinz von Schweden, nach dem am 5. Februar 1818 erfolgten Tode Karls XIII. als König den schwedischen Thron bestiegen hatte, richtete er an seinen Lebensretter einen eigenhändigen Dankbrief, in welchem er demselben als Zeichen seines Dankes einen schwedischen Orden, oder, nach Wahl, eine höhere Geldsumme anbot. Wankel wählte den Orden, der ihm auch alsbald verliehen wurde, und so sah man denn noch in den 30er Jahren den sonst so schlichten Landwirth, geziert mit dem Ritterkreuze des Wasa-Ordens, in Hammelburg einherstolzieren.

An vielen Plätzen, welche die Franzosen auf ihrem Rückzuge berührten, mußten sie Kanonen zurücklassen. So auch in dem fuldaischen bei Brückenau gelegenen Dorfe Oberleichtersbach, wo damals der Benediktinerpater und geistliche Rath Urban Thomas Landdechant war. Eine der dort verlorenen Kanonen kam, wie erzählt wird, später in den Besitz des vor einigen Jahren in Fulda verstorbenen Hospitalpfarrers Adam Ney und paradierte, als derselbe noch Pfarrer in Eichenzell war, vor dem dortigen ehemals fürstlichen Jagdschlößchen, seiner Pfarrwohnung. Auch Kanonen haben ihre Erlebnisse und manche heitere Anekdote, die man vormals in Fulda sich zu erzählen pflegte, knüpfte sich gerade an dieses einstige Mordinstrument der Franzosen, das aber auf dem Pfarrhofe zu Eichenzell und anderwärts, beispielsweise in Weyhers zu Landrichter König's Zeiten, nur friedlichen Zwecken diente.

An demselben Tage, an welchem Divisionsgeneral Lefèbvre mit der Vorhut in Ebersbach und Oberleichtersbach eingerückt war, am 5. September, kam der Obergeneral Jourdan nach Brückenau. Da sollte in dem benachbarten Dorfe Römershag die Familie Weikard schweres Unglück treffen. Die dortigen Einwohner wollten mit den Bauern aus der Nachbarschaft die Franzosen nicht über die Brücke durchziehen lassen. Ein dienstloser Jägerbursch erschoß einen Offizier vor seiner Truppe, Bauern rissen einige Chasseurs von den Pferden, tödteten und plünderten sie. Einige Bauern drangen in das Weikard'sche Nebenhaus und schossen auf die Franzosen. Diese schossen wieder in das Weikard'sche Wohnhaus. Der alte Weikard, der Vater des berühmten Arztes Dr. M. A. Weikard, suchte die wüthenden Bauern zurückzuhalten und zu beschwichtigen, da seine Ermahnungen aber vergeblich waren, so flüchtete er sich, als das gegenseitige Schießen immer stärker wurde, in seinen Garten. Die Franzosen drangen wüthend in den Ort, plünderten und mordeten, ließen bei dem alten Weikard allen Wein in den Keller laufen, fanden ihn selbst in dem Garten und tödteten ihn. Sein Schwiegersohn, J. W. Mackenrodt, der Amtmann im Orte war, wurde zwischen Reitern nach Brückenau fortgeschleppt zum General Jourdan, und nur dem Flehen und den Thränen seiner Tochter und seiner eigenen Herzhaftigkeit verdankte er es, daß er von einem schimpflichen Tode gerettet wurde. „Diese betrübte Nachricht von der Ermordung meines Vaters", schreibt Dr. M. A. Weikard, früher fürstbischöflich fuldaischer Leibarzt, später Hofarzt der Kaiserin Katharina II. von Rußland, der damals in Heilbronn verweilte, in seinen Denkwürdigkeiten, „hat mir lange keine ruhige Nacht gelassen. Mein Vater war nahe an achtzig Jahren und noch kraftvoll, so daß wir Geschwister uns oft schmeichelten, in ihm noch einen Greis von hundert Jahren zu sehen, sagte mir doch mein Bedienter, als ich aus Rußland 1783 kam: Ihr Vater ist ja noch jünger als Sie."

(Fortsetzung folgt.)

# Erinnerungen an den Marburger Volksdichter Dietrich Weintraut.

Von E. Mentzel.

(Schluß.)

Da ich aus eigner Erfahrung weiß, welch einen schweren Kampf es kostet, mit Verhältnissen, deren volle Berechtigung man anerkennen muß, um eines höheren Zieles willen zu brechen, so sei es ferne von mir über Weintrauts Verharren in dem einmal ihm vorgezeichneten Lebensgleise ein Urtheil zu fällen. Um so weniger möchte ich dies thun, als der gottergebene glaubensstarke Mann, wie ich schon früher sagte, sicher nie nach Höherem trachtete, als das war, was ihm der Lenker des Lebens zugedacht hatte. Aber in dem einen Punkte möchte ich Frau Doktor Justi unbedingt Recht geben, daß Weintraut in der That zu viel edle Kraft für das Abfassen von Gelegenheitsgedichten hingab. Ich denke dabei nicht an solche poetischen Gaben, die, wie die früher erwähnten Lieder zum Marburger Sängerfeste, immer noch einen allgemeinen Werth haben, ich meine vielmehr solche Gedichte, in denen er theils ernst, theils komisch Familienereignisse bei Freunden und Bekannten besingt. In dieser Beziehung scheinen starke Anforderungen an ihn herangetreten zu sein, die ihm ohne Zweifel manches stille Martyrium auferlegten. Einige solcher Gedichte, die ich schon vor Jahren las, machten mir denn auch einen gequälten Eindruck. Weintrauts Muse hatte ohne Zweifel das Gedicht verzogen und unsanft in die Leier gegriffen, als sie das sechste glückliche Wochenbett der ehrsamen Frau So und So oder andere Familienereignisse von ähnlicher Tragweite besingen mußte.

Doch verlangt die Gerechtigkeit, hier eines derartigen Gelegenheitsgedichtes zu gedenken, das seiner Zeit recht viel Aufsehen erregte und wirklich die wärmste Anerkennung verdiente.

Es mag ungefähr ein Menschenalter her sein, da feierte der alte Bleicher Dietrich auf der Weide seine goldene Hochzeit. Man nennt jene kleine Insel „die Weide", welche von zwei Armen der sich bald wieder vereinigenden Lahn gebildet wird und dem sogenannten Kämpfrasen gerade gegenüber liegt. Auf dieser Insel, die zu jener Zeit theils Bleichplatz, theils Gartenland war, befand sich auch die Schwimmanstalt, deren Beaufsichtigung in Weintrauts Händen lag*). Diese Thätigkeit brachte ihn jedenfalls häufig mit dem alten Ehepaare in Berührung, das in einem kleinen hüttenartigen Häuschen auf der Weide sein arbeitsreiches Leben verbrachte. Das Gedicht zur goldenen Hochzeit dieser einfachen treuherzigen Menschen gehört mit zu den schönsten und volksthümlichsten, die Weintraut geschaffen hat. Da alle Familien, die auf der Weide bleichten, Theil an dem seltenen Feste nahmen, wurde das ziemlich umfangreiche Gedicht auch gedruckt und an Freunde abgegeben. Meine Mutter erhielt auch ein Exemplar, das ich mir alsbald aneignete, um die Verse auswendig zu lernen. Das Exemplar ist mir durch Verleihen längst abhanden gekommen, aber das Gedicht haftet zum größten Theile noch fest in meinem Gedächtniß. Weintraut hatte den ganzen, oft durch Ueberschwemmungen der Lahn recht bewegten Lebensgang des alten Paares dargestellt und in humoristischer Weise den Punkt beleuchtet, daß die goldene Braut aus Pirmasens stammte, wo die bekannten Pirmasenser Schuhe angefertigt wurden.

Trotz dieses trefflichen und herzlich gemeinten Gedichtes halte ich an meinem Urtheil über Weintrauts Gelegenheitspoesieen fest. Wie oft habe ich schon gedacht, welche Früchte hätte der Weinstock tragen können, wenn sein ganzer Saft in die Traube und nicht theils in das Laub gedrungen wäre! Denn ein gottbegnadetes Talent war Weintraut, wenn der Wahrheit zur Ehre hier auch nochmals betont werden soll, daß manche seiner Gedichte in der Form große Mängel zeigen und in der Darstellung des Inhalts augenfällige Härten und Schroffheiten aufweisen.

Es ist mir nicht bekannt, ob der demüthige Sinn Weintrauts jemals den Gedanken in ihm aufkommen ließ, seine ganze Kraft für eine hohe Aufgabe in der Poesie einsetzen zu mögen, aber

*) Wie mir mein verehrter Landsmann, der Geigenvirtuose Friedrich Wilhelm Dietz aus Marburg, jetzt wohnhaft in Frankfurt, erzählt, hatte er beim Besuch der Schwimmanstalt oft Gelegenheit, sich mit Weintraut zu unterhalten. F. W. Dietz, der zu Spohrs besten Schülern zählt, erstaunte sich bei diesen Gelegenheiten oft, wie anregend und fesselnd Weintraut über die Musik und andere Künste zu sprechen wußte. Der Volksdichter sagte dem jungen Manne auch, wie gern er auf dem schönen Plätzchen weile und wie manche Anregung er hier zum Dichten gefunden habe. Durch einen Zufall gelangte ich kürzlich in den Besitz eines Gedichtes von Weintraut über „die Schwimmanstalt zu Marburg", das allerdings den schlagenden Beweis dafür liefert, welche glückliche Stunden er hier in Gottes freier Natur verlebte. Scherzhaft und doch tief poetisch besingt er die Vorzüge des Marburger Bades.

Eins glaube ich behaupten zu dürfen, daß er redlich und unaufhaltsam an sich gearbeitet hat, um seine angeborenen Gaben durch gewissenhafte Studien zu läutern und zu vertiefen.

In seinem Nachlasse befindet sich ein kleines Gedicht „der Reimschmied“ betitelt. Weil sein Inhalt den Beweis dafür liefert, daß Weintraut sein Talent an den Werken größerer Meister geschult, aber doch nicht als lebenausfüllende Gabe, sondern nur als Schmuck des Daseins aufgefaßt hat, möchte ich das Gedicht hierhersetzen:

„Ich wollt einmal ein Reimschmied sein
Und machte Verse groß und klein,
Da fand ich denn nach vieler Müh'
Sie waren ohne Poesie.

Jetzt las ich Schiller, Göthe, Kleist,
Da merkt ich erst, was Dichten heißt:
Da steckt ich meine Verse ein
Und wollt' hinfort kein Reimschmied sein.

Doch ein bekanntes Sprichwort spricht:
Die Elster läßt das Hüpfen nicht,
Ein Fuhrmann, ist er noch so alt,
Hört gern, wenn seine Peitsche knallt.

So halt ich denn mein Steckenpferd
Jetzt wieder meiner Liebe werth;
Ich singe nicht für große Herrn,
Doch hören's meine Freunde gern“.

Das Büchlein, dem dies poetische Bekenntniß entnommen wurde, enthält mehrere Gedichte, die bezeugen, daß sich Weintraut sehr ernsthaft mit allen neu auftauchenden Fragen der Wissenschaft beschäftigte. Wie die Epistel über „die Entstehung des Menschengeschlechtes“ beweist, hat ihm Darwins Abstammungstheorie und Büchners bekannte Schrift „Kraft und Stoff“ (Frankfurt 1855) viele sorgenvolle Gedanken bereitet. Diese Schrift, deren Zweck es bekanntlich war, die bisherige theologisch-philosophische Weltanschauung auf Grund moderner Naturerkenntniß umzugestalten, schien dem wahrhaft frommen Manne den Kampf mit allem aufzunehmen, was den Menschen bisher für heilig gegolten. Weintraut macht seiner Entrüstung in dem obengenannten Gedichte höchst witzig Luft und fragt immer wieder, woher denn das Höchste, des Menschen Geist, eigentlich herstamme! Eine Probe aus dieser Epistel möchte ich zur besseren Charakteristik von des Dichters Eigenart doch hierhersetzen:

„O, begrüßt mit Jubelschrei
Diese neu entdeckten Bahnen:
Aus dem feinsten Affenei
Stammen unsre großen Ahnen!
Von den Affen schwarzer Art
Stammen ganz gewiß die Neger
Von den Affen, braun behaart,
Stammen die Huronenjäger.
Doch ein gelber Affenmann
Trug nach Osten seine Fahne,
Und ein weißer Pavian
War der erste unsrer Ahnen!
Sind ein gar zu liebes Vieh
Diese Basen, diese Vettern,
Am possirlichsten sind sie,
Wenn sie auf die Bäume klettern“
u. s. w.

Sehr viel Humor und treuherzige Schalkhaftigkeit brachte Weintraut auch in den Gedichten zum Ausdruck, die komische Begebenheiten im kleinbürgerlichen Leben Marburgs schildern. Diese Poesieen sind meist in Marburger Mundart geschrieben und liefern den Beweis, welches große plastische Talent Weintraut besaß. Aus dem Kleinsten wußte er etwas zu machen und in jedem Ereigniß mit instinktiver Treffsicherheit den poetischen Kern herauszufinden. Aber auch hier wagt er sich — wenigstens soweit mir bekannt — nie an größere epische Ausgestaltungen. Die Sonne der Poesie spiegelt sich bei ihm immer im Thautropfen, obgleich er ihr, da er eine reiche, nie versiegende Quelle in seinem Herzen besaß, eine ganz andere Fläche hätte zum Spiegeln darbieten können.

Die Poesie, welche Weintraut durch ein langes Leben lang in Schmerz und Freude begleitet und ihm als Schmuck seiner Tage gegolten hatte, verließ ihn auch in der letzten schweren Zeit seines Daseins nicht. Wie ein guter Hausgeist tritt sie an sein Krankenlager und vertreibt ihm bange Stunden durch ihren milden versöhnenden Einfluß. Kurz vordem der alte Dichter das Zeitliche segnete, steckten ihm die Seinen einen Birkenzweig über sein Bett, der ihn zu seinem letzten Gedichte anregte. Da dasselbe ein beredtes Zeugniß seines reich quellenden und selbst im schwersten körperlichen Leiden nicht versiegenden Naturgefühls ist, will ich es hier bis auf den etwas trüben Schluß folgen lassen:

„Du Birkenzweig voll Duft und Glanz,
Wer ließ den Weg dich zu mir finden,
Als solltest du mir einen Kranz
Um meine welken Schläfe winden!

Die schönsten Grüße aus dem Wald
Kann ich auf deinen Blättern lesen,
Es ist mein liebster Aufenthalt
So lange doch der Wald gewesen!

Entfernt vom wüsten Stadtgewühl,
Im Schatten hoher Fichtenbäume,
Gelagert auf den Moosespfühl,
Da träumt' ich meine schönsten Träume!

So lag ich oft im stillen Thal
In Phantasien tief versunken,
Bis daß der Sonne letzter Strahl
Blitzt durch's Gezweig wie lichte Funken.

Wenn kaum der erste Frühlingshauch
Zog über Thäler, über Höhen,
Dann rief schon der Wachholderstrauch:
Willst, Schwester, du nicht auferstehen?

Dann war die Birke schnell bereit,
(Die Eiche schlummerte noch lange)
Und schmückt ihr silbergraues Kleid
Mit einem grünen Ueberhange“ u. s. w.

Nur wenig kann ich über Weintrauts äußeren Lebensgang berichten. Er verheirathete sich als Fünfundzwanzigjähriger 1823 mit Margarethe Kolbe, die aus Weidenhausen stammte, wie der Dichter selbst. Weintrauts Ehe war eine sehr glückliche und kinderreiche. Mehrere Söhne wuchsen dem Vater heran, die das Gewerbe, welches der letztere in der zweiten Hälfte seines Lebens nicht mehr betrieb, wieder aufnahmen und Lohgerber wurden. Am 8. Juli 1870, also kurz vor Beginn des deutsch-französischen Feldzuges ist Weintraut glaubensfreudig gestorben. Leider hat er also die große weltumgestaltende Epoche nicht mehr erlebt, die auch seiner in Liedern oft geäußerten Sehnsucht nach einem einigen deutschen Vaterlande Erfüllung gebracht hätte.

Auf dem kleinen Weidenhäuser Friedhofe, unfern des alten Kirchleins und im Angesicht der Berge, die er so oft bestiegen und besungen, hat der schlichte Volksdichter seine letzte Ruhestätte gefunden. Die Vaterstadt ehrte bis jetzt sein Andenken dadurch, daß sie einer Eiche auf einer Anhöhe unweit Weidenhausen, wo der Dichter oft im Leben die herrliche Aussicht auf die Stadt und die jenseitigen Höhen genoß, den Namen „Weintrautseiche“ gab. Da es für das werdende Geschlecht nichts Anregenderes geben dürfte, als die Erinnerung an solche volksthümliche Personen, die bei aller Schlichtheit des Wesens ihre natürlichen Anlagen mit eisernem Fleiß bis zu schöner Höhe ausbildeten, so findet man vielleicht auch noch die Gelegenheit, in irgend einer Weise augenfälliger die Verdienste des begabten Volkssängers den Marburgern, besonders aber der Jugend in's Gedächtniß zu rufen.

Ein schönes Denkmal für Weintraut wäre eine neue ausgewählte Ausgabe seiner Gedichte, der die Biographie des Dichters nicht fehlen dürfte. Eine solche könnte sich zugleich zu einem kulturellen Bilde hessischen Bürgerlebens von dem Beginne des Jahrhunderts bis zur Gründung des deutschen Reiches ausgestalten lassen.

Meine Absicht war es nicht, das Bild des Dichters in ganzer Figur zu malen, ich wollte nur eine flüchtige Bleistiftskizze seiner Dichterphysiognomie geben. Was ich hier geboten habe, könnte also nur von einem Kundigeren verwendet werden, der Weintrauts ganzes Leben mit seinen sonnigen und düsteren Wegen, mit allen Käfern und Spinnen und den Mäusen im Grunde überschaut. Ich bin nur der Lerche gefolgt, die über seinem Acker singend gen Himmel stieg und habe versucht, das Echo derselben in anderen Gemüthern zu schildern. Daß ich dabei den Erinnerungsmalen meiner eignen Kindheit und ersten Jugendzeit nachgehen mußte, ist selbstverständlich, weil ich dem Dichter nicht nahe stand und sein Bild nur nach den Eindrücken schildern konnte, die sein Leben und Streben auf mich und Andere machte. Wenn ich also in dieser Skizze oft von mir selbst sprach, so geschah es nur, um die Erinnerung an eine markvolle volksthümliche Persönlichkeit Marburgs wieder aufzufrischen und mir die Berechtigung zu erwerben, diesen Immortellenkranz auf das Grab des Volkssängers niederzulegen.



## Wittekind und der Köhler.

Brausend durch des Osning's Wälder
Zieht der Sturm und beugt die Eichen,
Sachsenlandes Riesensöhne,
Daß sie sich zur Erde neigen.

Reitet mit dem wilden Heere
Wuodan durch die dunklen Lüfte,
Hetzt der Alte mit der Meute
Durch des Wald's geheime Klüfte?

Tief versteckt an stillem Orte,
Heimlich in der Wälder Mitte,
Liegt den Felsenquell zur Seite
Eines Köhlers kleine Hütte.

Lauschend auf des Waldes Stimme
Bei des Kienspan's matter Flamme
Schnitzt den Jagdspeer sich der Alte
Aus der Esche schlankem Stamme.

Ihm zur Seite kniet sein Knabe,
Aus des Marder's zähem Darme
Dreht zur Armbrust er die Sehne
Mit der Jugend flinkem Arme.

Spärlich wechselnd fließt die Rede
Zwischen beiden nur und träge —
Horch, da klingt es her vom Walde,
An der Pforte rasche Schläge.

„Wohl ein Wandrer" – spricht der Alte —
„Der den rechten Pfad vermieden,
Geh und öffne schnell die Thüre,
Daß wir hier ihm Obdach bieten!"

Durch der Pforte engen Rahmen
Trat, den Abendgruß erzeigend,
Reckenhaften Bau's ein Fremdling,
Unter's nied're Dach sich beugend.

Schultermächtig, stolzen Wuchses,
Eine Wolfsschur hüllt die Glieder,
Von der Hüfte bis zur Ferse
Reicht das breite Schwert ihm nieder.

„Freund im Wald, ein schützend Obdach"
— Spricht er — „Ich von Euch erbitte!"
Drauf der Köhler: „Gern gewähr ich's
Euch nach alter Sachsensitte."

Zu dem Herd, am Ehrenplatze
Heißt den Fremdling er sich setzen
Rüstet schnell dann einen Imbiß,
Ihn mit Speis und Trank zu letzen.

Von dem Bär, dem jüngst erlegten,
Und dem Meth, dem selbstgebrauten,
Bringt er gastlich ihm zum Mahle,
Und dem Brot, dem selbstgebacknen.

Streng des Gastes Schweigen ehrend
Nach der Väter heil'ger Sitte,
Fragt er nicht nach Stand nach Namen,
Bis er selbst ihm Auskunft biete.

Und des Herdes schwache Gluten
Facht er an mit neuen Scheiten;
Schickt sich dann, dem stummen Gaste
Weiche Ruh'statt zu bereiten.

Da fährt jach empor der Fremde
Von des Herdes warmen Sitze,
Zornumwölkt die hohe Stirne,
Seine Augen sprühen Blitze.

Auf der Wand getünchte Fläche
Lodernd seine Blicke fallen,
Wo des Kreuzes grelle Flammen
Hell ein Kruzifix bestrahlen.

„Seid auch Ihr — so ruft er bebend —
Seid auch Ihr dem Gott verfallen,
Den der Franken Priester lehren,
Dem der Franken Lieder schallen?"

„Habt auch Ihr der Sachsen Göttern,
Thor und Wuodan abgeschworen
Und den Väteren zum Trotze
Euch den fremden Gott erkoren?"

„Ist denn in des Landes Herze
Schon das fremde Gift gedrungen,
Wird in Sachsen's tiefsten Wäldern
Schon das Kyrie gesungen?"

„Ha, ich wollt es nimmer glauben,
Was man jüngsten mir bekannte,
Soll ich nun mit eig'nen Augen
Seh'n des eig'nen Volkes Schande?"

„Sehen, wie der fremde Glaube
Mir die Tapfern macht zu Feigen,
Helden wandelt mir zu Weibern,
Wenn sie vor dem Kreuz sich beugen?"

„Doch die alten Götter leben
Und sie sandten Euch Verderben;
Wißt, ich bin der Sachsen Herzog
Wittekind, und Ihr müßt sterben!" —

Und des Schwertes breite Klinge
Reißt er jählings aus der Scheide,
Daß den Frevlern es den Frechen
Seiner Götter Rache deute.

Doch, warum läßt niedersinken
Er das Schwert, noch kaum entblößet,
Sachsenherzog hast Du je noch
Deinen Schwur nicht eingelöset?

Drohend stand die Hand am Speere,
Dort der Köhler, jach zum Streite,
Einen Feuerbrand als Waffe
Stand sein Knabe ihm zur Seite.

„Sachsenherzog wollt Euch hüten,
Ich auch weiß den Speer zu schwingen,
Frei wie Ihr bin ich geboren
Und ich lasse mich nicht zwingen."

„Gast seid Ihr in meiner Hütte,
Brecht Ihr mir des Hauses Frieden,
Ihr seid's, der da Sitte schändet,
Sachsenherzog wollt Euch hüten!"

„Rieft zum Trotz dem Frankenkaiser
Euer Volk Ihr auf zum Streite,
Stets noch folgt ich Eu'rem Rufe
Oftmals focht ich Euch zur Seite."

„Wollt für's Vaterland zu streiten
Einstmals Ihr mein Liebstes haben,
Weiß er erst das Schwert zu führen,
Sende ich Euch meinen Knaben."

„Ob zum Weibe ich geworden,
Traun, das mögt Ihr selbst Euch fragen,
Ungern rühm' ich mich der Wunden
Die die Franken mir geschlagen."

„Einen aber sollt Ihr nimmer
Schmähen und ich will's nicht dulden,
Den, der einst am Kreuz gehangen,
Dem wir größ're Ehre schulden."

„Wollt Ihr selbst dem wahren Gott
Weiter noch den Dienst versagen,
Und den alten Göttern dienen,
Herzog, bitter muß ich's klagen."

„Eines aber mögt Ihr wissen,
Glaubt, es kommt aus treuem Munde,
Ihr auch sollt dem Kreuz Euch beugen,
Herzog Euch auch kommt die Stunde."

„Nimmer hilft Euch Euer Trotzen,
Nimmer hilft Euch Euer Wehren,
Größer als der Frankenkaiser
Ist der Eine, den wir ehren."

„Trügen mich nicht meine Augen,
Herzog, wollt Euch nicht belügen,
Tief schon regt sich's Euch im Herzen,
Endlich wird er dennoch siegen." —

Und der Herzog senkt die Stirne,
Und er wendet sich zum Scheiden,
Auf dem Waldpfad hört er schallen
Noch das Kyrie der Beiden.

Hat der Alte wahr gesprochen? —
Ob er Schweigen bot dem Munde,
Tief doch klingt es ihm im Herzen:
„Dir auch Herzog kommt die Stunde!"

**R. Ritter.**

---

# Aus alter und neuer Zeit.

## Skizzen aus der hessischen Kriegsgeschichte.

Von Freiherrn Maximilian von Ditfurth, weiland kurfürstlich hessischem Hauptmann.

### IX.

Fehlerhafte Anordnung bei dem Anmarsche der englisch-hessischen Truppen zum Angriffe der Stellung bei White Plains im Feldzuge von 1776 in Amerika.

Um die bei White Plains, in einem verschanzten Lager stehende Armee des Generals Washington aus dem Felde zu schlagen und womöglich vom Hudson und der in dieser Richtung hinführenden Croton-Brücke abzuschneiden und in das — damals noch gänzlich unwirthbare, zwischen dem Croton River und Fisch Kill belegene Hochland zurückzuwerfen, sollte nämlich zunächst gegen den rechten Flügel dieser Stellung ein umfassender Angriff unternommen werden. Zu diesem Zwecke schlug die englisch-hessische Armee von Kingsbridge aus den hierzu geeignetsten Weg ein.

Da der kommandirende englische General Lord Howe außer der Anordnung, daß die hessische Infanterie, gleich der englischen, stets auf 2 Glieder rangiren sollte, auch noch — ein für allemal — bestimmt hatte, daß in allen Fällen des Zusammenwirkens englischer und hessischer Truppen, letztere auf dem linken Flügel zu stehen kommen sollten, so war auch dem das hessische Korps kommandirenden General-Lieutenant von Heister, bezüglich jenes auf die feindliche Stellung bei White Plains zu unternehmenden Angriffes, die entsprechende Weisung ertheilt worden, den feindlichen rechten Flügel zu umgehen, in die Flanke zu fassen und von der Croton-Brücke abzuschneiden. Obgleich es sich hiernach von selber verstand, daß demgemäß die hessischen Truppen die Spitze der Kolonnen bilden mußten, hatte Lord Howe aber dessen ungeachtet die Armee nicht links, sondern rechts abmarschiren lassen, dergestalt, daß unmittelbar hinter den — die Vorhut bildenden hessischen Jägern und englischen Schützen, 8 Bataillons englischer Infanterie, diesen die Artillerie, dieser 6 Eskadrons englischer Dragoner und dann erst, obschon solche doch den ersten Angriff thun sollte, die hessische Infanterie folgte. Da nun zudem der eingeschlagene meist durch Wald führende Weg von sehr schlechter Beschaffenheit und so eng war, daß nur zwei Mann hoch (in Reihen) marschirt werden konnte, auch die englische Infanterie, besonders aber die englischen Dragoner — weil Niemand hierauf achtete — nicht ordenlich aufschlossen, so konnte es nicht fehlen, daß die Marschlinie sich allmählich immer mehr verlängerte und zuletzt eine Ausdehnung von mehr als einer deutschen Meile einnahm.

So geschah es denn, daß als die Vorhut auf die feindlichen Vorposten stieß und solche hinter ihre Verschanzungen zurücktrieb, zwar die, die Spitze der Kolonne bildende englische Infanterie nach und nach sich bataillonsweise rechts aus der Kolonne herauszog und gegenüber des linken Flügels und des Centrums der feindlichen Stellung in Schlachtordnung formirte, die hessische Infanterie aber sich zur Zeit noch weit rückwärts befand; zumal die unmittelbar vor ihr marschirende englische Reiterei, über alle Gebühr weit auseinander gekommen war, weil sie, wie schon erwähnt, theils überhaupt nicht gehörig aufschloß, theils auch in Folge der häufigen, durch die ihr vormarschirende Artillerie erzeugten Stockungen, an einer stetigen Fortsetzung ihres Marsches noch besonders behindert

worden war. Obgleich nun die hessische Infanterie umsomehr Alles aufbot, um ebenwohl so schnell als nur immer möglich vorwärts zu kommen, da sie durch von Lord Howe abgesandte Adjutanten, wiederholt zur größten Eile angespornt wurde, so dauerte es aber doch fast zwei Stunden, ehe und bevor es ihr möglich war, sich gegenüber des rechten Flügels des Feindes in Schlachtordnung formiren zu können. Denn zu allem Unglück hatten sich auch noch in einer nicht zu umgehenden Wegeenge einige Geschütze und Munitionswagen festgefahren und dadurch das Weiterkommen dermaßen versperrt, daß die hessischen Bataillons, nur mit Mühe und Gefahr, einzeln und Mann für Mann hier vorbei zu passiren vermochten.

Als endlich die hessischen Bataillons, obgleich die Mannschaft aufs Aeußerste abgetrieben und zum Theil noch ganz außer Athem auch ihrer Seits ebenfalls zum Angriff antrat, erfolgte plötzlich der Befehl — Kehrt zu machen und eine Strecke weit sich zurückzuziehen, was umso beklagenswerther war, als trotz aller bisherigen — durch die zweckwidrigen Anordnungen des Generals Howe veranlaßten Verzögerungen, Dank dem noch viel größeren Ungeschick des Feindes im wesentlichen doch noch nichts versäumt worden war und somit bei der bewährten Tapferkeit der hessischen Truppen an dem vollen Erfolg des Angriffes nicht zu zweifeln stand.

In der That scheint dieses Zurückziehen der hessischen Truppen lediglich durch ein noch weiteres — vollends höchst beklagenswerthes Mißverständniß veranlaßt worden zu sein.

Wegen völliger Unkunde der deutschen Sprache im englischen und der Unkunde der englischen Sprache im hessischen Hauptquartier, war man nämlich übereingekommen, daß alle an das hessische Korps ergehende Befehle in französischer Sprache abgefaßt werden sollten.

Da man aber beiderseitig dieser Sprache nur sehr wenig mächtig war, so geschah es nicht selten, daß namentlich die englischen Adjutanten und Ordonanz-Offiziere, zumal bei ihrer mangelhaften Aussprache des Französischen, oft ganz und gar unverständliche Botschaften ausrichteten.

Allem Vermuthen nach dürfte ein solches Vorkommniß auch hierbei stattgefunden haben. Zum wenigsten deutet hierauf der Umstand hin, daß während einerseits General-Lieutenant von Heister — ein sehr ehrenhafter, tüchtiger Soldat — laut seinen Unmuth äußerte, daß er durch höhere Befehle mißgünstiger Weise behindert worden wäre, den bereits schon begonnenen Angriff, dessen Erfolg nicht zu bezweifeln gewesen sei, fortzusetzen, man andererseits im englischen Lager die Hessen beschuldigte, zu spät gekommen und nicht geneigt, noch auch im Stande gewesen zu sein, anzugreifen, um die Niederlage des Feindes zu entscheiden. Ja General Howe selber, (ein sonst sehr ehrenhafter Charakter) scheute sich nicht, als er über seine Kriegsführung vom Parlament zur Verantwortung gezogen wurde — wenn auch in verblümter Weise — zu verstehen zu geben, daß wenn dem Feinde bei dieser Gelegenheit nicht mehr Abbruch geschehen sei, hieran nicht er, sondern lediglich das räthselhafte Benehmen des hessischen Korps und dessen Kommandeurs die Schuld habe. Trotz solcher Mißverhältnisse waren die Feldzüge in Amerika für die hessischen Truppen aber doch eine ganz vortreffliche Schule des kleinen Krieges, so daß sehr bald, selbst die weltberühmte List und Schlauheit der mit den amerikanischen Insurgenten verbündeten Indianer, an der Sorgsamkeit und Pünktlichkeit, mit welcher die Hessen den Sicherungsdienst versahen, vielfach zu Schanden ward.

---

## Ein unbekannter Marburger Druck.

Kürzlich stieß ich zufällig in der hiesigen Großherzoglichen Hofbibliothek auf einen Strieder unbekannt gebliebenen Marburger Druck, der ein deutsches Reimwerk eines hessischen Autors enthält, und auch von einem Hessen herausgegeben worden ist.

Der Titel lautet:

Fürsten Spiegel,
Nicht allein Fürstmässigen, und allen Obrigkeyten, Sondern auch allen eyntzelen Personen sehr nützlich zuläsen.
Gestellt durch den Vesten und Hochgelehrten (säliger gedechtniß) Sebastianum Schencken, Weilandt des Durchleuchtigen Hochgebornen Fürsten und Herren, Herrn Henrich (Hochlöblicher Gedechtniß) Hertzogen zu Meckelburgk, etc Raht und Cantzler, und ytzund zum Ersten und Neuwen an Tag geben, wie es nach seinem Säligen Todt gefunden.

*

Getruckt zu Marpurgk bey
Andreas Kolben zum Kleeblat im
jar M.D.LXIIII.

Es ist ein Octavheft von 35 Blättern in gleichzeitiger Pergamentdecke, ohne Seitenzahlen, nur mit Signaturen versehen

Der Herausgeber war, laut Widmung d. d. Treysa bei Ziegenhain am 12. November 1563, M. Johannes Ulifer, Pfarrherr zu Treysa, der das Manuskript von dem Bruder des Verfassers, dem hessischen Rath und Hauptmann der Festung und Grafschaft Ziegenhain, Reinhart Schenck, zur Prüfung erhalten hatte.

Der Fürstenspiegel besteht aus paarweise gereimten Zeilen, größtentheils Citate aus der klassischen Literatur,

vermischt mit oft praktischen und treuherzigen Rathschlägen.

Die letzten drei Seiten werden von einem lateinischen Gedichte: „Ad vere nobilem D. Guilhelmum Adolphum a Dornberg, cerui montanae arcis*) dominum, patronum suum gratiosum“ eingenommen, verfaßt von „Excellentiae tuae fidelis cliens P. P. P. L.“ Das letzte Blatt ist stark angefressen.

Der Verfasser, Magister Sebastian Schenck, findet sich 1517 und 18 als geschworener Schreiber und Secretär des Marburger Hofgerichts, seit 1521 als Sekretär des Herzogs Heinrich von Mecklenburg, des Oheims Landgraf Philipps; wurde von ihm im selben Jahre auf die Pfarrei St. Petri zu Rostock präsentirt, später zum Propst zu Güstrow befördert und häufig zu Staatsgeschäften verwendet. Er starb am 4. Mai 1546 und liegt zu Güstrow begraben. Da sein Vater, Johann Schenck zu Borken, ein unehelicher, erst durch Trauung auf dem Todtenbette mit einer Hörigen legitimierter Sohn des Henne Schenk zu Schweinsberg war, so hatte Sebastian, so wenig wie sein Bruder und seine Vettern, keinen Theil an den Schenk'schen Lehn- und Stammgütern.

Der oben erwähnte jüngere Bruder Sebastians, Reinhart Schenck (geb. 1500, gest. 1574), war bekanntlich einer der angesehensten Diener Landgraf Philipps. Er fand als Obervorsteher der hessischen Hospitäler seine Grabstätte in der Hainer Klosterkirche, wo sein gut gearbeitetes Grabmal noch erhalten ist.

Darmstadt, Juni 1890.

Dr. Gustav Frhr. Schenk zu Schweinsberg.

*) Burg Herzberg.

---

## Aus Heimath und Fremde.

Am 20. Juni starb zu Stuttgart Dr. Feodor Löwe, der gemüthvolle Dichter, der als treuer Mitarbeiter, Freund und Gönner unserer Zeitschrift „Hessenland“ derselben von ihrem Beginne an nahe gestanden hat. Seine letzten poetischen Gaben hat er wohl unserer Zeitschrift zugewandt. Geboren am 5. Juli 1816 zu Kassel, Sohn des berühmten Schauspielers Ferdinand Löwe, widmete er sich selbst der dramatischen Kunst und hat sich als Regisseur des Stuttgarter Hoftheaters einen gefeierten Namen erworben. Er war ein denkender Künstler, der sich in jede Rolle vertiefte und sie sich zu eigen machte. Seine Gedichte sind von tadelloser Form und hohem Wohllaut. Seinem Heimathlande Hessen hat er sein Leben lang die treueste Anhänglichkeit bewahrt. Tief empfunden ist sein der „Heimath“ gewidmetes Gedicht, welches er in Nummer 1 des „Hessenlandes“, Jahrg. 1887, veröffentlichte und das mit den Versen schloß:

Und ward mir auch, Dir fremd und fern,
Den Herd zu bau'n vom Glück geschenkt,
Doch denk' ich Deiner oft und gern,
So wie ein Sohn der Mutter denkt.

O Hessenland, mein Heimathland,
Dem Herzen nah, dem Blicke weit,
Gott halte über Dich die Hand —
Und sei gesegnet alle Zeit. —

Nekrolog folgt in nächster Nummer.

---

Der Vorstand des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde in Kassel hat soeben das Programm für die vom 14. bis 16. Juli in Fulda stattfindende Jahresversammlung veröffentlicht. Wir entnehmen demselben folgende Punkte: Am 14. Juli, 6 Uhr Abends: Sitzung des Gesammtvorstandes im Gasthofe zum Kurfürsten, hiernach geselliges Beisammensein im Bürgerverein; am 15. Juli, 9 Uhr Vormittags: Hauptversammlung im rothen Saale des Orangeriegebäudes; Vortrag des Dr. J. Schneider über „Die Ritterburgen im Gebiete des ehemaligen Hochstiftes Fulda“; Vortrag des Bauraths Hoffmann über „Bauten im Karolingerstile in und bei Fulda“. Hierauf Frühstückspause; um 1 Uhr Besichtigung der Sehenswürdigkeiten Fulda's; um 3 Uhr Festessen im weißen Saale des Orangeriegebäudes, nach demselben Gang in die Umgebung der Stadt, zum Schluß des Tages: Abendtrunk im Kaisersaale. Am 16. Juli, 8 Uhr Vormittags: Abfahrt mittelst Parthiewagen vom Gasthofe zum Kurfürsten aus nach Schloß Bieberstein bezw. nach der Milseburg.

---

Am 15. Juni unternahmen Mitglieder des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde einen Ausflug nach der Mader Haide und auf den Lamsberg. Bibliothekar Dr. H. Brunner hielt bei dieser Gelegenheit einen Vortrag über die geschichtliche Bedeutung der Mader Haide, der beifälligst aufgenommen wurde. Redner trat dafür ein, daß die Malstätte erhalten bleibe, und nicht, wie es heiße, der Gemeinde Maden zum Steinbruch überwiesen werde.

Zur Feier des 450jährigen Jubiläums der Buchdruckerkunst haben die Buchdrucker Kassels eine Ausstellung älterer und neuerer Druckwerke in der Gewerbehalle veranstaltet, welche am 22. Juni eröffnet wurde und bis zum 6. Juli dauern wird. Buchdruckereibesitzer Ph. Döll hielt die Festrede. In anziehender übersichtlicher Weise entwarf er ein Bild der geschichtlichen Entwickelung der Buchdruckerkunst in Kassel, von dem ersten daselbst unter dem Landgrafen Moritz dem Gelehrten 1597 von Wilhelm Wessel gedruckten

Buche, bis auf unsere Tage. An die Eröffnungsfeier reihten sich solenner Frühschoppen im Hanusch'schen Saale und Nachmittags ebendaselbst Konzert, Festgesänge mit Orchesterbegleitung ꝛc. und Ball. Das Fest nahm den schönsten Verlauf. — Ueber die Kasseler Ausstellung selbst werden wir später berichten.

---

Die Eröffnung der vom Marburger Zweigverein des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde im Rittersaale des Schlosses in Marburg zur Feier des 450. Geburtstages der Erfindung der Buchdruckerkunst veranstaltete Ausstellung von hessischen Druckwerken ist vom 24. Juni auf den 29. Juni verlegt worden. Wir werden auch über diese Ausstellung, welche eine sehr reichhaltige zu werden verspricht, einen besonderen Bericht bringen.

---

P. Karl Braun S. J. Unser berühmter hessischer Landsmann und ehemalige Schüler des Fuldaer Gymnasiums, der einst zu den Füßen des großen Secchi seine physikalischen und astronomischen Studien machte, dann als Direktor der Haynald'schen Sternwarte in Kalocsa thätig war nnd sich jetzt zu Mariaschein in Böhmen seines wohlverdienten Otiums cum dignitate erfreut, hat bekanntlich ein sensationelles, im vorigen Jahre im Verlage der Aschendorff'schen Buchhandlung zu Münster erschienenes Buch „Ueber Kosmogonie“ geschrieben und es interessirt Sie darum wohl zu hören, wie ein hervorragender Physiker und Meteorologe, Dr. J. M. Pernter, in einer im „Vaterland“ erschienenen Artikel-Serie über das Buch urtheilt.

Nach Dr. Pernter's Zeugniß bietet das Braun'sche Buch unter dem bescheidenen Titel, den es an der Stirne trägt, alles und zwar in vollendeter Weise, was man von einer Geschichte der Welt — nicht der Menschheit — sondern des Kosmos, erwarten kann. Das Buch beruht auf eingehendem, gründlichem und zugleich kritischem Quellenstudium und ist durchweg, wie ich mich persönlich überzeugen konnte, in edler und anziehender Sprache geschrieben. Der Verfasser bewährt sich nicht blos als gewandter Mathematiker, Physiker und Astronom, sondern auch als scharfsinniger Philosoph. Es wird wenige Gelehrte geben, meint Dr. Pernter, welche mit den nöthigen Kenntnissen für die Geschichtschreibung des Weltalles so vollkommen ausgerüstet sind, wie unser Pater Karl Braun. Und nicht blos unser Recensent des „Vaterlands“ urtheilt so. Auch das Urtheil des Direktors der Berliner Sternwarte, des Professors Förster, der sich nur, wie ich hier beiläufig bemerken will, ein wenig an dem Wunderglauben des katholischen Priesters stößt, geht im Wesentlichen auf ganz dasselbe hinaus. Der Berliner Gelehrte schreibt nämlich in dem ersten astronomischen Fachorgane, in der Vierteljahrsschrift für die astronomische Gesellschaft, über Brauns Buch, wie folgt: „Der Verfasser ist den Astronomen aus einer früheren praktischen astronomischen Thätigkeit, zuletzt in Ungarn, als ein sinnreicher, wohlerfahrener Forscher, von mancherlei originellen Gedanken bekannt, und auch das vorliegende Buch läßt Eigenschaften derselben Art, neben einer ungewöhnlichen schriftstellerischen Begabung erkennen.“ Ferner hebt Direktor Förster „die Stetigkeit und maßvolle Unterscheidungsgabe für das Gesunde und Wesentliche, mit welcher Karl Braun die Dinge behandelt“, rühmend hervor.

Auch noch Folgendes möge hier aus dem Urtheile Försters eine Stelle finden: „Im Wesentlichen beruht Brauns Darstellung der Kosmogonie auf der soliden Grundlage der Hypothesen von Kant und Laplace, welche jedoch in durchaus sinnreicher und zutreffender Weise, gemäß der Erweiterung unserer Kenntniß der Thatsachen, vervollständigt werden.“

Ich kann es mir aber nicht versagen, aus dem eigenen Urtheile Dr. Pernter's wenigstens auch noch die folgenden kurzen Sätze hier anzugliedern: „Die Kosmogonie von Braun, von der auch schon Mr. Holden, der bekannte Direktor der berühmten Bick-Sternwarte in Amerika, eine Uebersetzung ins Englische angesagt, hat einen vollen Erfolg aufzuweisen. Die ersten Fachblätter der Astronomen haben sie zustimmend und lobend besprochen, populärnaturwissenschaftliche Zeitschriften empfehlen sie ihren Lesern. Es ist P. Braun nicht nur glänzend gelungen, das Laplace'sche System durch seine Verbesserungen zu retten, er hat in vielen Punkten der Wissenschaft Neues geboten; sein Buch bedeutet in vielen Richtungen einen Fortschritt.“

Seien wir also stolz auf unseren Landsmann. Hoffen und wünschen wir aber auch, daß er sich seines so herrlichen Erfolges erfreuen möge noch ad multos annos.

**A. Trabert.**

---

## Briefkasten.

Dr. O. G. Hildesheim. Zu unserem lebhaften Bedauern mußten wir Ihren Artikel, für welchen wir Ihnen unseren verbindlichsten Dank abstatten, für die nächste Nummer zurückstellen.

K. Sch. Stuttgart. Für Ihr freundliches Entgegenkommen sind wir Ihnen zu aufrichtigem Danke verbunden. Genehmigen Sie unseren landsmännischen Gruß.

A. T. Wien. Besten Dank und freundlichsten Gruß.

J. L. u. F. G. Kassel. Aufnahme erfolgt in nächster Nummer. Wir bitten die Verzögerung zu entschuldigen.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: F. Zwenger in Fulda, Druck und Verlag von Friedr. Scheel in Kassel.




№ 14. Kassel, 15. Juli 1890.

Das „Hessenland“, Zeitschrift für hessische Geschichte und Literatur, erscheint zweimal monatlich, zu Anfang und in der Mitte jeden Monats, in dem Umfange von 1½—2 Bogen Quartformat. Der Abonnementspreis beträgt vierteljährlich 1 Mark 50 Pfg. Einzelne Nummern kosten je 30 Pfg. Anzeigen werden mit 20 Pfg. für die gespaltene Petitzeile berechnet. Auswärts kann unsere Zeitschrift durch direkte Bestellung bei der Post, oder durch den Buchhandel, auf Wunsch auch unter Streifband bezogen werden; hier in Kassel nimmt die Buchdruckerei von Friedr. Scheel, Schloßplatz 4, Bestellungen, ebenso Anzeigen an. In der Post-Zeitungsliste für das Jahr 1890 findet sich das „Hessenland“ eingetragen unter Nr. 2772.



# Helgoland.

Das Meer! Ich ruh im Dünensand.
Es kommt gerollt wie flüssig Erz
Und seiner Wogen grauer Brand
Haucht Etwas mir wie Trost in's Herz.

Ja Trost! die weite wilde Fluth,
Indeß sie tobt, befreit sie mich
Von jammervoller Sorgenbrut
Und von dem armen eiteln Ich.

Die Welle, die sich bäumend hebt,
Dünkt mir ein Stück von mir zu sein;
Es ist die Qual, von mir erlebt,
Für mich so groß, der Welt so klein.

Sie hebt sich bäumend und ich seh'
Sie sinken in die Meeresflur:
So stirbt des Herzens eignes Weh
Im großen Leid der Kreatur.

D. Saul.



# Albrecht Christian Ludwig von Bardeleben.

## Kurfürstlich Hessischer Generallieutenant.

### 1777—1856.

Ein Erinnerungsblatt von C. v. Stamford.

(Fortsetzung.)

### IX. Unter Kurfürst Wilhelm II. 1821—1830.*)

Der Held unserer Erzählung erhielt unvorbereitet durch eine Staffette die Botschaft des Hinscheidens seines alten Landesfürsten, zugleich die Weisung, sich dem nun regierenden Herrn vorzustellen. In den ersten Tagen des März 1821 begab er sich nach Kassel und wurde von Kurfürst Wilhelm II. ernst, aber sehr gnädig empfangen. Ausführlich ließ Wilhelm sich über seine Absichten in Bezug des Militärs aus und daß er nach dem Muster Preußens vorgehen wolle. Als Bardeleben seine bereits aus Berlin berichtete Ansicht über die Unzweckmäßigkeit der Bekleidung des preußischen Soldaten aussprach, ging der Fürst nicht hierauf ein. Noch weniger sagte letzterem die Meinung zu, welche Bardeleben betreffs der Truppenstärke seinen Berichten gemäß wiederholte; er hatte vorgeschlagen, entsprechend dem Verhältnisse in Preußen, wo auf 100,000 Bewohner damals 1 Bataillon, sodann angemessene Reiterei, Geschütz u. A. gerechnet wurden, für Kurhessen mit 600,000 Bewohnern $5\frac{1}{2}$ Bataillone und die weiter zugehörigen Truppen mit preußischer höherer Dienststärke aufzustellen. Jetzt ging er bis zu $8\frac{1}{2}$ Bataillonen als dem alleräußersten „wenn Kurhessen etwas mehr als eine bloße Miliz halten wolle“. Diese Aeußerung wurde noch weniger gnädig aufgenommen, als 1818 in den Berichten, und der Kurfürst fragte, was denn Hessen in der politischen Wagschale mit $8\frac{1}{2}$ Bataillonen gelten würde? Der Gefragte konnte hierbei ein Lächeln nicht unterdrücken und wurde entlassen. Doch kam schon am folgenden Tage seine Ernennung zum Mitgliede einer Reglements-Kommission, sowie der Examinations-Kommission; auf die Organisation des Korps erhielt er keinen Einfluß.

Und dennoch scheint die Auseinandersetzung Eindruck gemacht zu haben. Kurfürst Wilhelm hatte die Absicht geäußert, 3 Bataillone Garde, 12 Bataillone Linieninfanterie und 13 Schwadronen Reiterei zu organisiren, was kaum eine Verminderung von den seitherigen 17 Bataillonen und 10 Schwadronen bedeutete und von Bardeleben als eine für Hessen ganz unverhältnißmäßige Kriegsmacht bezeichnet wurde. In der Folge wurden dann 12 Bataillone und 9 Schwadronen gebildet.

Das Regiment Landgraf Karl erhielt die Bezeichnung 3. Linieninfanterie-Regiment, der Kurfürst ernannte Bardeleben zum Oberstlieutenant in diesem seinem alten Regimente und er erhielt das aus einigen Truppentheilen neu zu bildende Füsilierbataillon. Am 30. April begab er sich nach Hersfeld, wo das Bataillon zusammentreten und künftig stehen sollte. Die Neubildung des kurhessischen Korps trat am 1. Mai ins Leben.

---

*) Zu dem Artikel dieses Aufsatzes in Nr. 10 des „Hessenlandes“ S. 134 ist unter **) eine Bemerkung gemacht worden, welche zu Zweifeln Anlaß gegeben hat. Sie rührt nicht von mir her, wie durch nähere Prüfung Jedem klar werden muß. Die Redaktion des Hessenlandes hat dieselbe zugesetzt, ohne dieses Umstandes zu erwähnen. Ob die in dem Fulda des J. 1816 durch Herrn von Bardeleben gemachte Beobachtung durch die erwähnte Bemerkung „sachlich richtig gestellt ist“, möge der Leser entscheiden, welcher Herrn von Bardeleben höchstwahrscheinlich unter die in der Bemerkung zugegebenen „rühmlichen Ausnahmen“ von den kurhessischen Beamten und Offizieren rechnen wird. Der Verfasser.

Vorstehende Erklärung des Herrn Verfassers ist, soweit sie in den Grenzen der Berichtigung bleibt, vollständig zutreffend. Die angezogene Anmerkung in Nr. 10 des „Hessenlandes“ war lediglich eine redaktionelle. Leider ist es, wohl in Folge eines Versehens des Setzers, unterblieben, derselben die Unterschrift „Die Redaktion“ hinzuzufügen. Wir selbst hielten es für überflüssig, eine Berichtigung in der darauf folgenden Nummer vorzunehmen, da es aus der Form sowohl wie aus dem Inhalte deutlich ersichtbar war, daß die fragliche Anmerkung nicht von dem hochgeschätzten Herrn Verfasser des Aufsatzes herrühren, sondern nur von der Redaktion ausgehen konnte. Im Uebrigen halten wir unsere dort gegebene sachliche Erklärung selbstverständlich nach jeder Richtung hin aufrecht. Die Redaktion.

Das ersehnte Ziel war erreicht und in ernster Hingebung widmete sich Bardeleben der Thätigkeit in seinem Dienste; über diese Zeit findet sich in seinen Aufzeichnungen: „zweckmäßige Einrichtungen, die von einer Ahnung des Höheren zeigten, traten an's Licht, und ich muß gestehen, daß ich zuweilen überrascht wurde, wenn Anordnungen erschienen, die ein neues geistiges Leben dem Militär zu verheißen schienen. Mit freudigem Sinn sah man allenthalben Thätigkeit, und schöne Hoffnungen belebten die niedergebeugten Gemüther . . .“. Aber auch beklagt er, daß die Beseitigung des „auf falsche Grundsätze gebauten“ Rekrutirungsgesetzes, sowie der Erlaß eines Pensionsgesetzes nicht erreicht werden konnten; „alle Vorlagen für letzteres wurden nicht berücksichtigt, denn deren Genehmigung hätte ja die Willkür beschränkt“. Bardeleben fügt hinzu, „dem Vertrauen auf Gewährung angemessener Ruhegehalte für die dienstunfähig gewordenen Offiziere wurde in der Folge größtentheils entsprochen, die Armee durfte zufrieden sein, wenn auf der Bahn so fortgeschritten wurde, wie sie begonnen war“.

Da die Soldaten jener Zeit noch 16 Jahre, manche weit länger in dem Heere dienten, dabei das zu Erlernende einfacher und wenig umfangreich, verglichen mit der Ausbildung des Mannes der Gegenwart, war, nahm der Dienst auch die Offiziere weit weniger in Anspruch. So fand sich Muße zu anderer Beschäftigung. Der Kommandeur sah es gern, daß seine Offiziere nicht lediglich mit Erfüllung ihres Dienstes alles gethan zu haben glaubten, was man von ihnen beanspruchen könne. Mit der Bewohnerschaft der gewerbfleißigen Stadt bestand ein gutes Verhältniß. Was Bardeleben einst in Fulda in patriotischem Sinne betrieben, das nahm er jetzt zur Hebung und feineren Gestaltung der Geselligkeit vor — er begründete ein Liebhabertheater. Er selbst übernahm mehrfach Rollen, sodaß seine Offiziere, die jüngeren zumal, einen Sporn erhielten, die Bretter zu betreten. Das ungezwungene Verhandeln, welches die Aufführung der Stücke nothwendig machte, fand vielfach im Bardeleben'schen Hause statt; hier war es Sitte, daß um 6 Uhr Abends die Familie sich in des Vaters Zimmer zum Thee versammelte, öfters fanden sich Offiziere, Bekannte dazu ein und jedem Raucher wurde eine Pfeife gewährt*), eine altväterlich freundliche, bescheidene Geselligkeit.

Hersfeld bot durch das Lehrerkollegium seines alten tüchtigen Gymnasiums und durch andere Männer von Bildung dem militärischer Ausschließlichkeit abholden Bardeleben die Gelegenheit zu förderndem, geistigem Verkehre; auch in dieser engen Umgebung erweiterte sich der Kreis der ihm ähnlich gestimmten Menschen, mit denen er in Verbindung blieb.

Doch es mußte geschieden sein, als er am 21. Dezember 1827 zum Kommandeur des 2. Infanterieregiments ernannt wurde, dessen Stabsquartier Hanau war, wo die beiden Musketierbataillone standen. Fast siebenzehn Jahre hatte er in der Stellung eines Bataillonskommandeurs zugebracht, doch hatte er sie mit 33 Jahren erreicht gehabt und weniger als 14 Jahre für die unteren Offiziersgrade gebraucht. Er hatte kurz zuvor das fünfzigste Lebensjahr vollendet, fühlte sich noch kräftig und ging mit Lust und Eifer an die von seinem Kriegsherrn ihm gestellte größere Aufgabe. Schon bald hatte der neue Kommandeur das Vertrauen, die Liebe und Hingebung seiner Untergebenen gewonnen. So konnte der Wortführer der jungen Offiziere bei der Feier des 21. November 1828 in seiner Ansprache dem Führer zurufen: „Ja, als Ihre Söhne möchten wir uns stets so gerne betrachten, die wir . . . ein Leben erst beginnen, dessen höherer Werth uns klar wird, wenn wir hinaufblicken an dem, was in des Lebens reinsten Formen sich bewegte, entwickelte und jetzt als Vorbild des Ruhmes und der Ehre da vor uns steht . . .“.

Ein echt soldatisches Streben belebte das Regiment. Noch unter dem Vorgänger Bardelebens, dem Obersten von Borck, war die neue Kunst des Bajonetfechtens eingeführt worden, welche der Premierlieutenant André**) in Dresden sich angeeignet hatte und eifrig den Offizieren wie den Unteroffizieren des Regiments beibrachte, von welchen sie auf die Mannschaft übertragen wurde. So wie das Bajonettiren den Körper kräftigte und biegsam machte, waren Gewandtheit und Kraft wieder Bedingungen dafür; es ergab sich die Nothwendigkeit, die

---

*) Der zweite Sohn des Hauses, Julius, hat aus diesen Jahren verzeichnet, er habe als Knabe mitunter zuhören dürfen, seine Mutter und die Schwestern seien dann und wann dem Qualme der Pfeifen entronnen, um ihre Augen zu erfrischen. (Cigarren hatte man damals noch nicht). Bei besonders ihn in Anspruch nehmenden Gesprächen habe er wohl den Gehorsam verweigert, als er habe schlafen gehen sollen, bis er zuletzt „mit roher Gewalt“ zu Bette geschafft worden sei.

*) Johann André wurde 1832 in das Regiment Leibgarde versetzt. Die Aufmerksamkeit des Kurprinzen-Mitregenten wurde auf das Bajonettiren gelenkt, eine Anzahl von André ausgebildeter Unteroffiziere des 2. Infanterieregiments wurde dem Kurprinzen von André im Bajonetfechten vorgestellt, worauf dieses in der Leibgarde und den übrigen Infanteriekorps, außer dem 2. Infanterieregiment, eingeführt wurde. André wurde später zum Flügeladjutanten ernannt und unter den Namen von Hohenfels in den Adelstand erhoben.

Einübung der Rekruten, welche seither die bereits vielfach mit ungelenkem Körper Eintretenden, meistens Bauernsöhne, durch das steife Exerciren noch hölzerner zu machen strebte, zweckmäßiger einzurichten. Bardeleben erkannte, wie wir früher sahen, das bewegliche Moment in dem französischen Soldaten sehr an, er suchte in seinen schwerfälligeren Hessen mehr Gewandtheit und Rührigkeit zu erwecken. Daher begannen mit den Rekruten alsbald gymnastische Uebungen, — das Wort Turnen war anrüchig und noch viele Jahre später verpönt — des Vormittags wie des Nachmittags je eine halbe Stunde.

Am 28. Juli 1829, dem Geburtstag des Kurfürsten, erfolgte Bardelebens Beförderung zum Obersten. Die Geselligkeit seines gastlichen Hauses umfaßte hier, entsprechend der höheren Stellung, einen größeren Kreis, vor Allem liebte der Oberst den Verkehr seiner Offiziere in seinem Hause.

Das Jahr 1830 war herangekommen, die Julirevolution in Frankreich trieb ihren Wogenschlag durch Europa hin und Kurhessen wurde mit ergriffen. Die Lage in dieser Zeit anzudeuten, wie sie Bardeleben erschien, mögen einige Bruchstücke aus einem bald danach niedergeschriebenen Aufsatze dienen. Da heißt es: „ . . Willkür, geheime Polizei, Geldburst, strenge Mauth und der mächtige Einfluß einer herrschsüchtigen Frau drückten schwer auf das ohnehin belastete und mühevolle Leben des Volkes . . . Mangel an Handelsverkehr, Gewerblosigkeit, Versiechen aller Hilfsquellen . . . die Staatsdiener in ihrem Wirkungskreise aus dem Kabinet bevormundet und beschränkt, die gegebenen Befehle nach Laune ausgelegt . . . das Ministerium eine Null — die Provinzialregierungen ohnmächtige Zwischenbehörden, die ohne Kabinetsbeschluß nicht über mehr als 10 Gulden verfügen und keinen Pedell anstellen konnten . . . “. Ueber die Justiz, die Polizei, die Finanzkammern u. A. werden Streiflichter geworfen, welche nicht erfreuen. „Von Unterstützung der Wissenschaften und Kunst, des Ackerbaues, der Industrie und Gewerbe, war niemals auch nur die Rede“, lesen wir und vom Militär „es hatte im ersten Regierungsjahre des Kurfürsten sich mancher Verbesserungen zu erfreuen gehabt, aber die Kleingeisterei führte es bald auf den früheren Standpunkt der Nichtentwickelung seiner herrlichen Elemente zurück; geistige Ruhe und ewige Plage des peinlichen Garnison- und Gamaschendienstes . . . Mangel der Subalternoffiziere, stete und absichtliche Kompromittirung der höheren Offiziere. Das höchst mangelhafte Rekrutirungsgesetz ließ 6 Städte, alle Schriftsässigen und alle Wohlhabenden vom Dienste frei, dessen Last allein auf die ärmere Klasse gewälzt wurde, die am wenigsten Interesse an der inneren und äußeren Sicherheit des Staates hat . . .“. Der Kurfürst war am 18. Juli abgereist, hatte dem „ohnehin so fest eingeschnürten Ministerium keine genügende Vollmacht ertheilt, alle laufenden Geschäfte suspendirt und verfügt, daß nur die wichtigsten und unaufschiebbaren Sachen ihm zur Entscheidung nachgeschickt würden“. In Karlsbad erkrankte er schwer; gerade in diese Zeit, als die Regierungsmaschine träge einen unmerklichen Gang noch zeigte, traf der Feuerbrand der Geister. „Es geschah demnach auch gar nichts, um der drohenden Gefahr vorzubeugen, keine Stimme der Staatsregierung ließ sich vernehmen, kein beruhigendes Wort der Provinzialregierung ward öffentlich ausgesprochen und so lösten sich alle Bande gesellschaftlicher Ordnung . . . “. Die Stellung des Truppenbefehlshabers wurde äußerst schwierig. Er hatte zum Vorgesetzten den Kommandanten von Hanau, Generalmajor von Dalwigk, welcher alt und ohne Willenskraft, auch stets außerhalb des Heeres verwendet gewesen war. Das Regiment bezog seinen Ersatz aus dem Hanauischen, sodaß nahe und zahlreiche Beziehungen der Mannschaft in Stadt und Land bestanden. Der Oberst beantragte bei dem General-Kriegsdepartement das Einziehen der Beurlaubten, er bat um Instruktion für sein Verhalten, um Munition, er stellte die Nothwendigkeit vor, eine mobile Kolonne aus allen Waffen in der Provinz Hanau auftreten zu lassen, er bat um offizielle Mittheilung über den Zustand der Dinge in Kassel, über welchen sehr beunruhigende Nachrichten umgingen, wiederholte in Privatschreiben an den Chef, seinen alten Freund Cochenhausen, alle diese Gesuche — Schweigen von dort überließ ihn eigenem Entschlusse.

Die Verjagung des Herzogs Karl von Braunschweig am 7. September schreckte doch das Ministerium von Kassel so sehr, daß es auf eigene Verantwortung hin es wagte, die Einziehung der Beurlaubten aller Regimenter anzuordnen; doch fehlte nun eine Hauptsache: ein Oberbefehlshaber, auch geschah nichts weiter. Der Kurfürst kehrte am 12. September nach Kassel zurück, mit ihm Oberst Müldner, sein Generaladjutant, und es konnten Entscheidungen getroffen werden.

Bardeleben hatte dem Direktor der Regierung zu Hanau vorgeschlagen, die vornehmsten Bürger zu bewaffnen — der erwiderte, eine solche Maßregel würde die größte Verantwortung nach sich ziehen, weil derlei frühere Bewaffnungen durch allerhöchste Verfügung ein für allemal aufgehoben seien. Doch versuchte der Oberst es

noch einmal, indem er unter außerordentlichen Zeitumständen auch außerordentliche Maßnahmen als zulässig erklärte, auch wurde nun wirklich am 22. September die Einleitung getroffen.

Kurfürst Wilhelm hatte die Einberufung der althessischen Landstände auf den 15. Oktober verordnet; dies hielt in Hanau noch den Ausbruch der Gewaltthätigkeiten zurück, aber man sandte eine Abordnung nach Kassel, um auch die Einberufung von Vertretern des Hanauischen u. A. zu erwirken. Am 24. September kehrte sie zurück, zum Unglücke des Abends, und da sie nicht die Aufhebung der Mauth erreicht hatte, brach der Sturm los.

Volkshaufen verwüsteten das Licentamt und das Zollhaus, stürzten sich dann in die Judengasse auf die Häuser zweier „Schutzjuden", plünderten und zerstörten. Die beiden Bataillone rückten im Alarm aus und trieben die Massen auseinander, erst um 2 Uhr Nachts war die Ruhe hergestellt. Allein am folgenden Tage zerstörte ein Haufe Gesindels das Zollhaus auf der Mainkur — ein Hohn für die Behörden wie für die Truppen. An eben diesem Tage trat die neue Bürgergarde zum ersten male auf (unter welcher man die Hauptkrawaller vom 24. gesehen haben wollte), befehligt von dem Fabrikanten Rößler. Mit ihm vereinbarte Bardeleben das gemeinsame Auftreten und hatte die Genugthuung, daß dieses Verfahren auch von dem am 22. Oktober erlassenen Aufruhrgesetze vorgeschrieben wurde. Der Kommandant, welcher mehr den Rathschlägen seiner Freunde vom Civil folgte, die überall Truppen haben wollten, als den Militärs, klebte noch an der veralteten Ansicht, „Alles decken zu wollen", während der Oberst davon ausging, sein Regiment zusammenzuhalten, um an bedrohten Punkten kräftig auftreten zu können. Es wurde ihm später die Absicht untergelegt, er habe gar nicht den Aufruhr des 24. unterdrücken wollen, sonst hätte er u. A. dem alten und schwachen Generale das Kommando abnehmen müssen. Ueber diese Vorwürfe, welche er nur belächeln konnte, legte er sich selbst Rechenschaft ab: „mit den Anordnungen Dalwigk's am 24. war ich bis auf einzelne verwirrte Befehle einverstanden, es wäre Alles gerade so geschehen, wenn ich den General des Kommando's entsetzt, also ein militärisches Verbrechen begangen hätte, nur der empörende Exzeß in der Judengasse wäre vielleicht durch die von mir vorgeschlagene Anordnung verhindert worden; daß ich nicht meine Truppen mit dem Bajonet in dichte Volksmassen sich habe stürzen lassen, wie mir angemuthet wurde, gereicht mir stets zur Genugthuung — es brauchte nicht Blut zu fließen!"

Das Regiment wurde von vielen Seiten bearbeitet, um die Soldaten ihrer Pflicht abwendig zu machen, der Kommandeur äußerte in der Hinsicht gegen Müldner „das Regiment war einen Augenblick nicht in guter Laune, doch ging dies rasch vorüber, der ruhige, zutrauliche Blick der Leute war an diesem Tage verschwunden". Er hielt es nicht für gerathen, Abtheilungen seines Regimentes in die Provinz zu entsenden, wo ihre Väter, Brüder und Verwandten die Empörer waren, lehnte wiederholt das Verlangen der Provinzialregierung wie des Kommandanten, Kompagnien zu detachiren, ab, behielt aber die eigentlichen Beweggründe für sich.

Um so mehr erschien ihm ein Truppenwechsel nothwendig, um seine Bataillone aus dem Boden der Heimath loszureißen, er beantragte daher bei dem Generaladjutanten, ein anderes Regiment nach Hanau zu ziehen. Sein früherer Vorschlag einer mobilen Kolonne für das Hanauische zielte eben dahin.

Der Kurprinz Friedrich Wilhelm erschien Abends des angsterfüllten 27. September in Hanau und beschwichtigte in persönlicher Ansprache die Gemüther, wobei er u. A. die Zusage ertheilte, daß die verhaßte Mauth nicht wieder errichtet werden solle. Bardeleben war mit dieser Sendung vollkommen einverstanden und regte am 1. Oktober bei Müldner an „der Kurprinz müsse mit Instruktionen versehen in Hanau bleiben, die Verhältnisse seien hier außerordentlich verwickelt, eine Regierung scheine nicht vorhanden . . ." Doch noch an demselben Tage traf die Ernennung von 2 Regierungskommissaren ein, darunter Dalwigk; Bardeleben berichtet, „es habe in Hanau bösen Eindruck gemacht, weil der Kurprinz dadurch sehr bloßgestellt werde, auch von Zweien nichts zu erwarten sei." Der Graf von Wächtersbach hatte in Hanau Beistand gegen seine empörten Unterthanen gesucht, dann, als man ihn nach Kassel verwies, am Bundestage Lärm geschlagen. Der stellte dann am 30. September an den Kurprinzen das Verlangen, Bundestruppen in Hanau aufzunehmen; nach der Vorstellung des in dieser Zeit besonnen thätigen Obergerichtsdirektors von Motz (später bis 1848 Finanzminister) und da Bardeleben dafür eintrat, mit eigener Kraft der Unruhen Herr werden zu können, wurde alsbald dem hessischen Bundestagsgesandten eröffnet, daß er die Folgen dieser Maßregel zu verantworten habe und daß fremde Hilfe nicht nöthig sei; an Baierns alte Gelüste nach dem Hanauischen denkend, schrieb Bardeleben damals „glücklich ist der Besitzer„. Die Baiern kamen nicht, Friedrich Wilhelm verließ am 1. Oktober Hanau.

Um die Lage des Befehlshabers Angesichts der sehr unruhigen Bevölkerung ermessen zu können, muß man wissen, daß das Regiment sich ohne scharfe Patronen befand; er hatte zeitig in Kassel darum gebeten, dreimal den General von Cochenhausen „privatim erinnert", erhielt aber weder Patronen noch Antwort und äußert am 2. Oktober gegen Müldner „zum Glücke habe ich wenigstens 8 Patronen pro Mann anschaffen können".*) Auch wurde er nicht von allen Offizieren kräftig und in seinem Geiste unterstützt, während er Alles aufbot, die Mannschaft bei ihrer Pflicht zu erhalten; wir hören die Klage „von den 12 Kapitäns sind nur 5 feldtauglich, von den Premierlieutenants sind 3 felduntauglich", an einer anderen Stelle den Stoßseufzer „42jährige Secondlieutenants, 46jährige Premierlieutenants und 56jährige Kapitäns sind schwer zu impulsiren!" — Er selbst zählte 53 Jahre. — Als der Befehl zum Abmarsche des Regimentes eintraf, erregte er bei Soldaten wie bei Bürgern großes Aufsehen und Mißvergnügen; er wurde von den Soldaten als Strafe empfunden, Bardeleben bedauerte daher, daß für das Regiment kein beruhigendes Wort in der allerhöchsten Ordre enthalten gewesen sei. Allein es war eine Maßregel der Zweckmäßigkeit und der Kommandeur und seine Truppe durften sich auch ferner der Zufriedenheit und Gnade ihres Kriegsherrn erfreuen.

Bardeleben erblickte die beste Humanität in der Herrschaft von Ordnung und Gesetz, unablässig betrieb er bei Müldner kräftigere Maßregeln; unmittelbar vor seinem Abzuge von Hanau schrieb er, 3. Oktober, an jenen „die Niedersetzung von drei außerordentlichen Kriegsgerichten zu Kassel, Ziegenhain und Hanau, vor denen die Mordbrenner und Meuterer gerichtet würden, würde gewiß zweckmäßig sein. Aber auch drei kommandirende Offiziere müßten ernannt werden, mit Vollmacht, ihre Truppen nach Umständen auf ihre Verantwortung frei bewegen zu können".

Der Abmarsch des 1. Bataillons war auf den 4. Oktober Nachmittags bestimmt worden; Bardeleben begab sich um 6 Uhr früh in die Kaserne, alarmirte das Bataillon und führte es aus der Stadt, auf diese Weise Unliebsames vermeidend; das zweite ließ er am 5. früh 7 Uhr abrücken, lobt das Verhalten des Regiments, obwohl die Leute sehr niedergeschlagen gewesen seien. Er selbst überlieferte seinen Posten dem Obersten von Lepel, welcher zwei Bataillone des 2. Infanterieregiments heranführte. Am 4. Oktober ritt er dessen 1., am 5. dessen 2. Bataillone entgegen und hatte seine Freude an der Ordnung und dem schönen Aeußern seines alten Regimentes, besonders hob er das Bataillon des Majors von Berlepsch gegen Müldner hervor, „obwohl das 1. schönere Leute habe". Eine Abordnung der Bürger von Hanau sprach dem Obersten des scheidenden Regimentes das Bedauern über dessen Abmarsch aus.

(Fortsetzung folgt.)

*) Die mobile Kolonne, welche 6 Tage nach dem Abmarsche des Regimentes eintraf, führte den verlangten Patronenvorrath mit sich.



# Rhön und Spessart, die kleine Vendée.

## 1796.

Von F. Zwenger.

(Fortsetzung.)

Wir greifen um einige Tage zurück. Die erste Expedition der Rhönbauern war auf Kissingen gerichtet, wo damals ein französischer Lieutenant mit 50 Chasseurs lag. Nachts erbrachen die Bauern die Stadtthore, rückten in Kissingen ein, plünderten die Franzosen und nahmen diejenigen, die sich nicht durch die Flucht retten konnten, gefangen. Durch die reiche Beute noch mehr lüstern und durch ihr Waffenglück dreister geworden, wagten sich die Bauern aus der bergigen Gegend in die Ebene. Am 28. August trafen über Kronungen und Maibach Verstärkungen von Landleuten ein und nun attakirten sie die französische Einquartierung von Geldersheim, wo es Blut und Beute setzte. Von da zogen sie nach Niederwern, und mit Trommeln versehen, entschlossen sie sich, auf Schweinfurt selbst los zu gehen und ließen dies die Stadt, in welcher nur eine schwache französische Besatzung lag, voraus wissen.

Da traf in Niederwern zufällig der auf einer Reise nach seinen Stammgütern in Franken begriffene fuldaische Geheimrath und Oberamtmann zu Fürsteneck, Burghaun und Haselstein, Ferdinand

Freiherr von Münster ein. Derselbe versuchte die Bauern von ihrem Vorhaben abzubringen und zu beschwichtigen. Ein Theil der Bauern gab auch seinen Vorstellungen Gehör, ein anderer dagegen, halsstarrigeren Sinnes, drang vorwärts, mußte aber retiriren, als ein mittlerweile eingetroffenes Kommando französischer Infanterie und Kavallerie anrückte. Die wüthenden Dragoner hieben alles nieder, was ihnen in den Weg kam. Dabei verunglückten viele Dutzende unbetheiligter Leute, während sich die Rhönbauern über Oberwern, Kronungen, Poppenhausen unter beständiger Verfolgung der Franzosen, und mit dem Verluste manches Waffenbruders, in ihre Heimath zurückzogen. Den Freiherrn von Münster, zu dem sich ein Haufe mit ihm zugleich aus Schweinfurt in ihre Ortschaften zurückkehrender, friedlich gesinnter Bauern gesellt hatte, ereilten auf der Anhöhe an der Wern einige Chasseurs, welche diese zahlreiche Eskorte für eine Abtheilung flüchtiger Bewaffneter, und den Freiherrn selbst für den Anführer derselben halten mochten; nur seine Fertigkeit in der französischen Sprache und seine gute Suade rettete in dem Augenblicke, als zwei Chasseurs ihm den Kopf zu spalten drohten, ihn und den Haufen seiner erschrockenen und dankbaren Begleiter. Weniger Glück hatte der Pfarrer Feghelm zu Niederwern. Ihn beschuldigten die Franzosen des Einverständnisses mit den Bauern, weil derselbe deren groben Forderungen von Brod einigermaßen befriedigt hatte; sie mißhandelten ihn auf das Schrecklichste und führten ihn gefangen nach Schweinfurt, wo er aber von dem französischen Kommandanten, der sich von seiner Unschuld überzeugte, bald wieder auf freien Fuß gesetzt wurde.

Unglücklicher fiel der blutige Tag für einen wackeren und ebenso schuldlosen Einwohner des Dorfes Niederwern aus. Derselbe befand sich auf dem Kirchthurme, als die Franzosen anrückten. Er wurde bemerkt und wegen seiner Stellung für einen gefährlichen Spion gehalten. Die Reiter eilten mit verhängten Zügeln gegen die Kirche, versetzten dem Schulmeister und Schulzen gefährliche Hiebe, und Heusinger, so hieß der junge Mann, der merken mochte, daß es auf ihn abgesehen sei, suchte sich durch einen Sprung über die Kirchenmauer zu retten, wurde aber gleich eingeholt und niedergehauen. Er schwamm im Blute; man wollte ihn in ein Haus bringen, aber das wurde von den Franzosen verwehrt. Endlich ersah ihn ein Infanterieoffizier, der grausam genug war, ganz langsam mit dem Degen den unglücklichen Menschen zu durchbohren, der gleichwohl noch 21 Stunden unter unsäglichen Schmerzen zu leiden hatte, bis er verschied. Einen Pendant zu dieser barbarischen Handlung des französischen Infanterieoffiziers bildete das mitleidlose grausame Verfahren eines Bauern gegen einen verwundeten französischen Infanteristen. Unfern einer Mühle hatte ein österreichischer Husar den Infanteristen eingeholt. Dieser bat um Pardon. Der Oesterreicher schenkte dem Franzosen zwar das Leben, hieb ihm aber die Flechsen an beiden Füßen durch, so daß dieser nur mit Mühe auf den Händen zu einer nahen Straße kriechen konnte und daselbst liegen blieb. Hier fand ihn ein Bauer, der freilich Tags zuvor von jenem arg mißhandelt und geplündert worden war. Der Eifer überwältigte den Bauern dermaßen, daß er unter Verleugnung aller Menschlichkeit den Franzosen über eine steinerne Brücke in die Tiefe hinabstürzte und denselben mit kleinen spitzigen Steinen zu Tode warf.

Wenden wir uns nach dieser Abschweifung wieder dem Kampfe in der fuldaer Gegend zu. In Sannerz war damals der berühmte Gelehrte Freiherr Karl von Piesport Propst. Derselbe hatte sich 1776 auf diese Probstei, die kleinste und jüngste des Fürstenthums Fulda zurückgezogen, nachdem er eine lange Reihe von Jahren als Professor der Philosophie und Theologie an der Universität zu Fulda gewirkt, als Superior dem Benediktinerkonvente vorgestanden hatte und seinem Fürsten, dem hochsinnigen Heinrich VIII. von Bibra, ein treuer und einsichtsvoller Berather gewesen war. Aber nicht nur ein berühmter Gelehrter und Staatsmann war Karl von Piesport, er war auch ein vortrefflicher Landwirth. Er hatte in hohem Grade Antheil an dem Aufschwunge, den das fuldaer Land unter der Regierung des Fürstbischofs Heinrich von Bibra in landwirthschaftlicher Beziehung nahm und die Einführung des Kleebaues daselbst war u. a. sein Werk. Selbstthätig griff er in die Bewirthschaftung seines propsteilichen Gutes in Sannerz ein, und bald sollte sich dasselbe zu einem Mustergute gestalten. Nachdem er bereits das 80. Lebensjahr überschritten, faßte er den Entschluß, sich nach seinem thatenreichen Leben der wohlverdienten Ruhe hinzugeben, doch sie sollte ihm noch nicht beschieden sein. Auch er hatte von den Franzosen auf ihrem Rückzuge schweres Mißgeschick zu erleiden.

Auf der Landesbibliothek zu Fulda befindet sich ein Manuskript, in welchem der Jäger des Freiherrn von Piesport, Heinrich Wiegand, in schlichter ergreifender Weise die Drangsale schildert, welchen dieser würdige Priester persönlich ausgesetzt war. Er mußte flüchtig gehen und noch glücklich konnte er sich preisen, als er eine Schutzstätte bei dem Oberförster Adolf Koch, dem Vater des nachmaligen Marburger Professors Christian Heinrich Koch, in dem benachbarten

hessischen und demgemäß neutralen Dorfe Sterbfritz fand. Sein Gut Sannerz wurde auf das greulichste verwüstet, einzelne Scenen sind grauenerregend, und nur schwer hielt es, nach Abzug der Franzosen sich nur einigermaßen dort wieder wohnlich einzurichten. Das Gottvertrauen hatte aber den frommen Prälaten zu keiner Stunde verlassen.

Auch im Spessart war wie in Franken und auf der Rhön der fürchterlichste Schlag, der die fliehenden Franzosen treffen konnte, der Aufstand, der bewaffnete Aufstand, gegen dieselben, als Folge ihrer schändlichen Handlungen.

„Das sind des Himmels furchtbare Gerichte."

Schon ehe Erzherzog Karl auf seinem Siegeszuge Würzburg befreit hatte; also schon vor dem 3. September, hatte sich im Spessart ein kleines Heer bewaffneter Bauern gebildet, welches die Verbindung zwischen Jourdan und General Marceau, (der vor Mainz stand) hemmte. Wie bei Hammelburg ein ehemaliger hessischer Dragonerkorporal, namens Bayer, die Landleute organisirt und geführt hatte, so standen hier zwei Forstmänner, der Jäger Franz Witt und der Revierförster Peter Albert, an der Spitze der Bauern. Viele Tage vor der Schlacht von Würzburg getraute sich kein Franzose mehr von Würzburg aus durch den Spessart zu gehen, denn in demselben wurden sowohl hin als herwärts Soldaten erschossen. Wenn eine Kolonne u. s. f. an den Rhein gehen sollte, wurde sie durch den Irdenberger Wald auf Bischofsheim zu gesendet. Aber zu Ende August getrauten sich die Franzosen auch nicht mehr durch diesen Wald zu gehen, da einige von ihnen daselbst ebenfalls theils getödtet theils verwundet worden waren. Alles, was von den Franzosen von Würzburg aus an den Rhein geschickt wurde, mußte jetzt über Wertheim, aber ganz dem Maine nach, gehen.

Die französische Armee, gedrängt von dem sie verfolgenden österreichischen Heere, wurde im Spessart durch den sich erhebenden Landsturm schwer geängstigt. General Marceau, Kommandant der französischen Streitkräfte am Rhein, hatte früher schon sich veranlaßt gesehen, eine Halbbrigade Infanterie und zwei Schwadronen abzusenden, um den Spessart von den Aufständischen zu reinigen. Vergebliche, undankbare Mühe! Die „kleine Vendée", wie die Franzosen die Rhön und den Spessart nannten, war nicht zu besiegen, der Aufstand nicht zu unterdrücken. Jeder Erfolg spornte die Landbevölkerung zu neuen Unternehmungen. Sie nahmen in der Gegend von Freudenberg die Schiffe weg, auf welchen die Würzburger Artillerie von den Franzosen weggebracht werden sollte, ebenso 30 schwerbeladenen Wagen, und thaten den Feinden Schaden, wo sie nur konnten. Rache zu nehmen, zog ein Corps Franzosen mit Geschütz aus Aschaffenburg bis Obernburg. Aber 10,000 Bauern beschlossen, den Franzosen Stand zu halten und rückten von Miltenberg an, worauf die Franzosen für gut fanden, sich zurückzuziehen.

Am 5. September rückte Erzherzog Karl in zwei Kolonnen von Zell nach Aschaffenburg. Bei Bessenbach kam es am folgenden Tage zu einem Treffen, an welchem auch das Spessarter Bauernheer theilnahm. Ohne Zeitverlust fiel Alles über die Franzosen her. Die französische Reiterei wurde von der überlegenen österreichischen sofort in die Flucht geschlagen, die Infanterie aus einander geworfen. In wilder Flucht wurden die Geschlagenen von den Oesterreichern und den Spessartern auf Aschaffenburg getrieben. Bei dieser Gelegenheit schlug der kurmainzische Revierförster Peter Albert in Waldaschaff dem österreichischen Befehlshaber vor, ihm eine Abtheilung Schützen anzuvertrauen, um der Hauptarmee voran, von der Seite in die Stadt zu kommen und so den Feind aus Aschaffenburg zu verjagen.

Albert führte die ihm zugewiesenen Truppen durch die Fasanerie und das Schönthal über den Agathikirchhof in die Stadt. Es entspann sich sofort ein heftiger Straßenkampf, die Franzosen wurden nunmehr von allen Seiten angegriffen und schließlich bis nach Leider zurückgeworfen. Zahlreiche Todte, insbesondere am Schloßplatze, bedeckten die Straßen der Stadt. Der „Rheinische Antiquarius" (II. Abtheilung, 7ter Bd. pag. 208 ff.) berichtet über dieses Treffen bei Aschaffenburg wie folgt:

„Von allen Seiten bedrängt, bestanden die Franzosen gleichwohl noch eine Reihe blutiger Straßengefechte, doch wurde ihnen zuletzt das Feuer der kaiserlichen und spessarter Schützen, die hier gleichsam zu einem Wettstreit berufen, allzu überlegen, sie nahmen Reißaus, theils durch den Main, denn die Brücke war der großen Zahl der Fliehenden zu eng geworden, theils an dem Kapuzinerfelsen vorbei, allwo mancher noch ertappt ward. Auch über der Brücke und am Schönbusch gab es noch viele Todte, Blessirte und Gefangene, dagegen wurde der Kanonikus v. Mayerhofen von einem Franzosen so schwer mit Säbelhieben verletzt, daß er bald darauf starb.

„Es gab noch einen ängstlichen Moment, als urplötzlich den Jubel des Volkes übertäubte der französische Marsch. Die fröhliche Menge stäubte auseinander, abermals eine Invasion befürchtend und nicht bemerkend, daß die Trommeln die Retraite wirbelten. Es kamen an die 300 Grenadiere, die zu Gefangenen gemacht, auf dem

Marktplatz das Gewehr strecken mußten. In der gewonnenen Stadt ritt Erzherzog Karl ein und um ihn drängten sich bewaffnete Bauern ohne Zahl, alle mehr oder weniger beladen mit dem Feinde abgenommenen Trophäen, die einen französische Hüte aufgestülpt, die anderen französische Kamaschen an den Beinen, die Meisten französische Gewehre, Säbel und Patrontaschen führend. Sogar eine vollständige Musikbande, den Schellenbaum nicht vergessen, hatten die Bauern sich zugelegt, also Zeugniß gebend von dem ungeheuern, dem Feinde beigebrachten Verlust.

„Zur Mitte der Stadt gelangt, betrachtete der Erzherzog mit Wohlgefallen die improvisirten Waffenbrüder, dann richtete er an sie Worte des feurigsten Dankes, mit der Ermahnung schließend, daß sie jetzt, nachdem erreicht das große Ziel, gesichert die Befreiung von Deutschland, zu ihren Feldarbeiten zurückkehren möchten. Und es nahm das Wort ein ältlicher Bauersmann des würdigsten Ansehens, sprechend: „Gnädiger Herr, damit ist es nicht genug, zu Ende muß gespielt werden das Spiel, auf daß wir Ruhe gewinnen für immerdar."

Der Antiquarius fügt an diese Erzählung die gewiß zutreffende Bemerkung: „Warum ist dem ehrlichen, verständigen Spessarter nicht geglaubt, den aufgelösten Banden der Franzosen nicht nachgelaufen worden, — unerläßlich ist, sind sie einmal zum Laufen gebracht, das Nachlaufen — über den Rhein über die Maas, zur Oise und Seine!"

(Fortsetzung folgt.)

# Die Codices Bonifatiani in der Landesbibliothek zu Fulda.

Von A. von Keitz.

Die Landesbibliothek zu Fulda ist reich an alten werthvollen Handschriften, deren kostbarste Kleinode die drei Codices Bonifatiani bilden, die früher dem Domschatz angehörten und dort als theure Reliquien des Apostels der Deutschen aufbewahrt wurden, auf Anordnung des Stifters der am 1. Mai 1778 eröffneten Fuldaer Landesbibliothek, des Fürstbischofs Heinrich VIII. von Bibra, aber an diese gegen einen Revers abgegeben wurden und hier den Besuchern auf Wunsch bereitwilligst vorgezeigt werden. Und welcher fremde Besucher der Fuldaer Landesbibliothek, deren Zahl im Sommer und selbst im Winter eine erhebliche ist, fragte nicht zuerst nach den Bonifatiusbüchern und widmete denselben nicht die sorgfältigste Aufmerksamkeit? Die Codices Bonifatiani wurden bis vor wenigen Jahren zum besseren Schutze in einem eigenen verschlossenen mit einem Glasthürchen versehenen Holzschränkchen in den darin angebrachten Fächern aufbewahrt, gegenwärtig befinden sie sich in einem verschlossenen Glaskasten des neu aufgestellten, geschnitzten Schautisches im sog. Cimeliensaale des Bibliothekgebäudes. Sie bestehen aus der Evangelienharmonie des Bischofs Viktor von Capua, bekannt unter dem Namen „Codex Fuldensis", gr. Oktav, in römischer Uncialschrift; einem Theile aus den Kirchenvätern, Briefe der Päpste, das nicäanische Glaubensbekenntniß u. s. w. enthaltendem Buche, kl. Folio, in langobardischer Schrift, welches die langobardische Königstochter Ragyndrudis dem hl. Bonifatius auf dessen dritter Romreise zum Geschenke machte, und dessen sich derselbe bei seiner Ermordung am 5. Juni 755 bei Dokkum in Friesland als Schild bedient haben soll, und schließlich einem Evangelienbuche in angelsächsischer Kursivschrift, kl. Oktav, das zum großen Theile von Bonifatius selbst geschrieben sein soll. Die Hauptverehrung wird dem an zweiter Stelle angeführten Codex gewidmet, trägt derselbe doch noch die Spuren der Wuth der Mörder des Heiligen in den Schwerthieben, mit welchen das Buch durchhauen ist und will man doch an demselben Blutflecken des Märtyrers entdeckt haben. Der seinem Inhalte nach werthvollste Codex ist die zuerst genannte Viktorinische Evangelienharmonie, die von dem Fuldaer Historiker Schannat an bis auf die neueste Zeit den Gegenstand des eifrigsten Studiums namhafter Gelehrter gebildet hat und über welche der im vorigen Jahre verstorbene Marburger Professor der Theologie Dr. Ernst Ranke ein größeres Werk unter dem Titel „Codex Fuldensis. Novum Testamentum latine interprete Hieronymo ex manuscripto Victoris Capuani edidit, prolegomenis introduxit, commentariis adornavit Ernestus Ranke. Marburgi et Lipsiae MDCCCLXVIII" veröffentlicht hat.

Wenn ich es unternehme, hier zunächst eine kurze Schilderung dieses berühmten Codex, wenigstens nach seinen äußeren Merkmalen, zu entwerfen, so bestimmt mich dazu das Interesse, welches demselben gerade in neuerer Zeit ganz besonders dargebracht wird; wer sich über die wissenschaftliche Bedeutung des Viktorinischen

Codex unterrichten will, den verweise ich auf das eben erwähnte Werk Ranke's. In einem zweiten Artikel werde ich mich mit den beiden anderen Bonifatiusbüchern beschäftigen.

Der Codex des Bischofs von Capua stammt aus dem VII. Jahrhundert, er soll vom Papst Zacharias (?) dem Apostel der Deutschen zum Geschenk gemacht worden sein. Nachstehend lasse ich seinen Inhalt nach dem von mir angefertigten Kataloge der Fuldaer Landesbibliothek (Manuskriptenband) folgen.

Harmonia quatuor Evangelistarum cum reliquis novi Testamenti et Praefatio Victoris episcopi Capuae. Auf Fol. 2a steht jedoch von einer anderen Hand: „In nomine Patris et Filii et Spiritus Sancti Incipit Praefatio Victoris Episcopi Capuae."

Schema sequentium Tabularum, worunter sich von anderer Hand jedoch fälschlich findet „ubi est Marcus Johannes".

Decem Tabulae harmonicae.

Harmonia quatuor Evangelistarum mit einer Praefatio in 172 Versen,

welche die Summa von ebenso vielen folgenden Kapiteln oder Paragraphen, in welche die Evangelienharmonie getheilt ist, enthalten.

Tabula indicans lectiones in Ecclesia recitari solitas, besonders aus den Briefen des hl. Paulus, und auf das ganze Kirchenjahr vertheilt.

Praefatio seu Argumentum omnium S. Pauli epistolarum. Die Briefe sind nach der Vulgata geordnet, außer, daß nach dem 1. und 2. ad Thessalonicenses jener ad Colossenses und auf diesen der apokryphische ad Laodicenses folgt. Uebrigens sind diese Briefe, ebenso wie die kanonischen, nicht nach Episteln, sondern nach vorstehender Tafel in einzelne Lektionen getheilt, wovon die ersten Worte hie und da mit Zinnober gemalt sind.

Quibus locis singuli Apostoli iaceant. Unter diesem Titel werden nicht allein die Begräbnißorte der Apostel und Evangelisten, sondern auch anderer Heiligen zur Zeit des Bischofs von Capua aufgeführt. Unrichtig aber ist die Randbemerkung eines Späteren: „Hic habetur, ubi tempore Sancti Bonifacii fuerunt corpora Apostolorum".

Biographia S. Lucae, seu Praefatio Actuum Apostolorum.

Actus nicht, wie gewöhnlich in 28, sondern 74 Kapitel getheilt, mit dem Titel: „Incipit ipsa epistola". Am Schlusse steht von Victor eigenhändig bemerkt: + Victor Famulus Christi et ejus gratia Episcopus Capuae legi Sexto nonas Maji die indictione nona quinque post consulatum Basilii urbis conditae.

„Incipiunt epistolae canonicae cum prologo: sequitur „Alius prologus" cum XX Capitulis, in quae divisa est „Epistola S. Jacobi ad dispersos". Diesen Brief hat eine spätere Hand in sächsischer Kursivschrift am Rand mit vielen kurzen Erklärungen versehen, welche jedoch Schannat für zu unbedeutend hielt, als daß er sie in seinem Werke Dioecesis et Hierarchia Fuldensis pag. 70 hätte anführen mögen.

Epistola S. Petri ad Gentes I in XX Kapiteln.

Epistola S. Petri II. cum XI summariis.

Incipiunt breves Epistolae S. Joannis, in XX Kapiteln.

Epistola prima, hierin fehlt aber versus 7, cap. V.

Breves ejusdem Epistolae secundae im V cap.

Epistola secunda.

Epistola tertia, ebenfalls in V. Kapiteln, deren Inhalts-Verzeichnisse dem Briefe vorausgehen.

Breves epistolae Judae VII. — Ejusdem Epistola. —

Prologus Apocalypsis S. Joannis, Amen. Hierunter steht die eigenhändige Unterschrift Bischof Victors, wie unter den Actus Apostolorum und anderwärts, besonders unter den Epistolae, welchen derselbe zu Anfang + F. (Christi Famulus) und am Ende: Legi oder „legi meum +" zugefügt hat, doch ist sie großentheils so verwischt und entstellt, daß man außer Folgendem nichts weiter entziffern kann: „+ Victor famulus Christi et ejus gratia Episcopus Capuae legi, et apud . . . . . indictione nona . . . . . legi indictione decima die pridie iduum Aprilis".

Auf der letzten Seite stehen

Versus Damasi in beatum Paulum Apostolum, qui incipiunt:

„Jam dudum Saulus procerum praecepta secutus"

und an deren Schlusse es heißt: Finiuntur versus Damasi Episcopi urbis Romae.

Die schöne römische Uncialschrift ist durch den ganzen Codex dieselbe, aber einfach und ohne Verzierungen auf das feinste weiße Pergament ausgeführt. Die Höhe des c. 600 Seiten zählenden Codex beträgt 29,5 Ctm., die Breite 14 Ctm. und die Dicke 11 Ctm. Der rohe Holzband ist mit rothem, jedoch schon auf dem oberen Deckel fast ganz abgeriebenem Leder überzogen, während die Ecken und Seiten durch silberne Messingplatten und Klammern geschützt sind. Der obere Deckel hat noch auf einem Pergamentblättchen in gothischer Schrift die Aufschrift in Abbreviaturen: „Sanctus Bonifacius praesenti libro functus est dum vixit". (Schluß f.)

(Schluß f.)

## Wein-Ballade.

„Nun, Pater Kellermeister,
Den Wanderstab in die Hand,
Und pilgern gen Johannisberg
Nach unserem Rebenland.
Selbst will ich prüfen die Trauben
Bevor es ans Keltern geht,
Auf daß des herrlichen Tropfens Geist
Im Keller mit Ehren besteht.“

So lautet des Abtes von Fulda
Hausväterlicher Beschluß,
Dann schnalzt er und flüstert in den Bart:
Nutrimentum spiritus. —
Der Kellermeister indessen
Zieht mainwärts zum grünen Rhein
Und sackt der Reben goldene Frucht
Dem Abte zur Probe ein.

Doch als er, heimwärts wandernd.
Zur Rast dann nach Steinau kam,
Da fand er beim Ochsenwirth einen Trunk,
Der ganz gefangen ihn nahm;
Dort trank er zwei volle Wochen
Die duftig perlende Fluth,
Denn größer und größer wurde sein Durst
Und die zu löschende Gluth.

So traf er endlich in Fulda
Weinseligster Laune ein,
Und hörte, daß am Johannisberg
Verfault nun die Trauben sei'n.
Der Abt fuhr heiligen Zornes
Und grimmig den Zecher an,
Doch der, weinmuthig und listig zugleich,
Dann halb im Rausche begann:

„Herr Abt, es sind Kirche und Keller
Verschieden wie Himmel und Erd',
In dem Einen mögt Ihr wohl Meister sein,
Doch das And're ist meiner werth.
Nun dacht' ich: je länger in Steinau,
Desto besser gedeiht der Wein;
Laßt also keltern, was faul Ihr glaubt,
Und ein Göttertrank muß es sein“.

Und sieh, als im nächsten Maimond
Dann ankam Faß um Faß,
Da sagte der Abt: „Beim Himmel, ich trank
Noch nie solch' göttliches Naß!
He, Bruder Kellermeister,
Es sei Dir ein Trunk gebracht,
Dein Steinauer Durst hat unseren Wein
Zum König der Weine gemacht.

„Und wer im Rhein=Paradiese
Je schlürft diesen Göttertrank,
Der zoll' dem Erfinder des Spätherbst=Weins
Beim Becher ehrlichen Dank;
Statt einer Flasche zu wenig,
Trinkt lieber ein paar zu viel,
So ehrt man bei Schloß Johannisberg
Des launigen Zufalls Spiel!“

Karl Preser.

---

## Dombilder.

### I.

### Im Dome zu Fulda.

Im bunt gemalten Fensterbogen ein süßes Jung=fraun Angesicht.
Von draußen — strömend, flutend, zitternd des Abends Gold, des Himmels Licht.
In trübem Zweifel auf den Steinen ein sünden=reiches Menschenkind.
Auf jenen Steinen, die das Denkmal der Heiligen und Starken sind.
Da tönen süße Lobgesänge sich hebend aus der Bischofs=Gruft.
Fromm wie das Lied der ersten Christen, das aus den Katakomben ruft.
Noch ist's das freudige Bekenntnis, das überall geschrieben steht.
Der Glauben an das Dasein Gottes, der um die hohen Säulen weht.
O Liebe, Friede, Freude, Gnade! Ihr sieget über Noth und Tod,
Erkennend lieg' ich Dir zu Füßen: o Du mein Herr, o Du mein Gott!

### II.

### Beim Grabmal eines mittelalterlichen Paares.

Wie still im Sarkophag' sie schlafen,
Die einst sich Lipp' auf Lipp' geküßt!
Des Todesengels Pfeile trafen,
Des Lebens Schulden sind verbüßt.
Es falten steinern sich die Hände
Auf jeder nun beruh'gten Brust.
Nur lebend scheint — als ob sich's wände
Das Thier, auf dem die Sohle fußt.
Schwer gleiten der Gewänder Falten
Verhüllend nieder bis zum Zeh.
Wie ernst und ruhig — wie gehalten —
Die einst gekannt so Lieb' wie Weh!
Der Fenster bunte Lichter gleiten
Belebend um ihr stumm Gesicht. —
Des heut'gen Tages Menschen schreiten
Vorüber — und sie hören's nicht.

### III.

### Confirmata est super nos misericordia.

Da wo des Schiffes Säulen mächtig ragen,
Wo stolz die Bogen das Gewölbe tragen —
Und rings in Bildnerei die Kirche spricht,

Wo aus den Steinen von vergang'nen Tagen
Ein nimmerschlummernder Gedanke bricht —
Hab' ich vor's Angesicht die Hand geschlagen
Ein fremder Wand'rer in der Flut am Licht.
Die Kerzen flammten rings von den Altären —
Dem höchsten Herrn, dem heiligsten zu Ehren —
Und volle Stimmen sangen den Kanon.
Mir aber schien der Andacht Glut zu wehren
Im eig'nen Herzen ein zu schriller Ton.
Kalt ließen mich die wunderbaren Lehren —
Kein Tronvasalle stand ich vor dem Tron
Denn angeschmiedet war die freie Seele
In dumpfem Zweifel und in alter Fehle
Nie sterbend ringender Erinnerung
Und das Gebet entrang sich nicht der Kehle.
O, ewig, sprach ich, bleibt das Leid mir jung
Und wie ich mich in Reu und Schmerz auch quäle
Mein Nah'n — ist dennoch hier Entheiligung,
Da fiel mein Auge auf das tief gebeugte
Haupt des Erlösers mild mir zugewandt
An jener Gruppe Achtermanns, die zeugte
Von deutscher Tiefe in der Welschen Land —
Und in das Auge trat mir sanfte Feuchte.
Du bist so groß! Mein irrender Verstand
War's, der von dir die müde Seele scheuchte
Du bist so groß — was wir uns nicht vergeben —
Vergiebst Du doch — Du willst uns zu Dir heben
Stark im Verständniß grenzenloser Huld.
Du dringst so tief. Du kennst das arme Leben
In jeder Spalte seiner Sündenschuld —
Du brauchst die Decken spähend nicht zu heben —
O Herr der Stummen, König der Geduld.
Und also denkend hob die matten Augen
Ich zagend auf. Sah Opferduft verrauchen
Hoch am Gewölb und sah — o Gott — ich sah —
Auf blauem Band nur eine Antwort tauchen.
Aus Zweifelsnot ich las: Confirmata —
Wie Gottes Atem fühlt' ich's mich durchhauchen
Est super nos misericordia! —

**M. Herbert.**

---

# Aus alter und neuer Zeit.

## Skizzen aus der hessischen Kriegsgeschichte.

Von Freiherrn Maximilian von Ditfurth, weiland kurfürstlich hessischem Hauptmann.

X.

Ueberraschender Anfall der Amerikaner auf zwei englische Grenadier-Bataillone am Abend der Schlacht am Brandewyn (11. Sept. 1777) im amerikanischen Kriege.

Als am Abend nach der Schlacht am Brandewyn, welche für die Amerikaner sehr nachtheilig ausgefallen war, einige Abtheilungen des englisch-hessischen Heeres in den nächst belegenen Ortschaften Kantonirungs-Quartiere bezogen, war der englische Oberst Morton so unvorsichtig mit den ihm unterstellten beiden englischen Grenadier-Bataillonen sich ohne alle und jede Sicherheitsmaßregel nach dem ihm bestimmten Kantonirungs-Quartier in Bewegung zu setzen. Als dieses von einer auf ihrem Rückzuge wahrscheinlich sich verspätet habenden Abtheilung Amerikaner bemerkt wurde, versäumten diese nicht, dem Obersten Morton alsbald einen Hinterhalt zu legen.

Glücklicher Weise hatte jedoch der hessische Hauptmann Ewald von einer entfernten Anhöhe aus, sowohl den sorglosen Marsch jener englischen Bataillone als die Maßnahmen jener amerikanischen Abtheilung noch zeitig entdeckt. In Folge dessen veranlaßte er, daß dem Obersten Morton nicht nur eiligst eine Warnung, sondern auch Unterstützung nachgesendet wurde. Obgleich erstere ihn nicht mehr zeitig genug zu erreichen vermochte, um ihn vor allem Verlust zu bewahren, gelang es dagegen doch wenigstens der nachgeschickten Verstärkung, wobei sich auch hessische Jäger befanden, das bereits entsponnene Gefecht, welches in Folge der Ueberraschung der sorglos marschierenden Kolonne der Engländer außerdem nothwendig einen sehr nachtheiligen Ausgang für dieselben hätte nehmen müssen, doch noch zum Gegentheile umzuwandeln.

XI.

Anstrengungen und Entbehrungen der hessischen Truppen im Feldzuge von 1776 in Amerika.

Als die Vorhut der englisch-hessischen Armee im Dezember 1776 aus der Gegend von New-York gegen Philadelphia vorrückte, waren alle Brücken über die in jener Gegend sehr zahlreichen Gewässer von den Amerikanern zerstört worden. Die jener Vorhut zugetheilten hessischen Jäger und Grenadiere sahen sich daher genöthigt, trotz der herrschenden kalten Witterung, mehrmals des Tages die Gewässer zu durchwaten, wobei der Mannschaft das eisig-kalte Wasser oft bis unter die Arme reichte, und dann Nachts, ohne Mäntel und Zelte, nur unter dem ärmlichen Schutze ihrer dünnen, wollenen Lagerdecken, auf dem blanken Schnee zu biwakiren. Obgleich sie, da auch sämmtlicher Proviant mitgeführt werden mußte, dabei nicht selten den bittersten Mangel zu leiden hatten, zeigten sie aber doch stets die willigste und freudigste Hingebung und pflegten sie — zumal wenn nur irgendwie sich Aussicht zeigte, den vor ihnen unablässig zurückweichenden Feind, doch wohl noch möglicher Weise erreichen und angreifen zu können — oft weite Strecken im halben Laufschritte zurückzulegen und mit lautem Jubel die Gewässer zu durchwaten.

XII.

Versäumniß einer Vorhut auf einem Nachtmarsche bei With Marsh 1777.

Während eines in der Nacht vom 4. zum 5. Dezember

1777 von der englisch-hessischen Armee aus der Gegend von Philadelphia gegen die amerikanische Stellung bei With Marsh unternommenen Nachtmarsches, war u. a. auch der hessische Brigade-Adjutant-Lieutenant von Heister — von dem die Vorhut führenden englischen General Lord Cornwallis, mit einer Meldung an das der Vorhut auf dem Fuße nachfolgende Hauptkorps zurückgesendet worden.

Nahm es den Lieutenant von Heister schon Wunder, nachdem er sich seines Auftrags entledigt — und wieder zur Vorhut hin auf den Weg begeben hatte, selbige, trotzdem er sehr gut beritten war und in vollem Galopp dahin sprengte, immer noch nicht — auf dem nicht zu verfehlenden Weg den sie einzuschlagen angewiesen war, einholen zu können, so war er vollends nicht wenig erstaunt, plötzlich auf einen amerikanischen Posten zu stoßen und sich mit einem lebhaften, jedoch glücklicher Weise wirkungslosen Feuer begrüßt zu sehen.

Rasch zur Hauptkolonne zurückkehrend und den Vorfall meldend, verhinderte er zwar, daß dieselbe nicht unvorbereitet auf den Feind stieß, doch waren die Amerikaner durch diesen Vorfall allarmirt worden, sendeten Patrouillen aus und entdeckten auf diese Weise noch zeitig genug den Anmarsch des englisch-hessischen Korps, um dessen Angriffe ausweichen zu können. Dieses Alles war aber lediglich dadurch herbeigeführt worden, daß auf die Meldung der äußersten Spitze der Vorhut: „Es fände sich ein amerikanischer Posten an der Straße postirt“, Lord Cornwallis um diesen zu umgehen und geräuschlos aufzuheben, zwar sehr zweckmäßig auch den Haupttrupp der Vorhut in aller Stille hatte von der Straße abbiegen lassen, jedoch dabei versäumt hatte, an dieser Stelle einen Avisoposten zurück zu lassen, um die nachfolgende Hauptkolonne davon zu benachrichtigen oder überhaupt derselben davon Meldung zu erstatten. Derartige Verstöße gegen eine gute Marschordnung und Marschdisciplin fielen übrigens, seitens der Engländer, im Laufe des amerikanischen Krieges häufig vor und gaben öfters Anlaß, daß bereits schon so gut wie gesicherte Vortheile, ihnen gleichsam noch unter den Händen weg wieder entschlüpften, wie dieses namentlich bei dem am 28. Oktober 1776 unternommenen Angriffe auf die Stellung der Amerikaner bei White Plains der Fall gewesen war.

---

## Aus Heimath und Fremde.

— Aus Prag wird der „Frankf. Ztg.“ berichtet: Fürst Wilhelm von Hanau, der derzeitige Majoratsherr auf Hořowitz in Böhmen, hat für seinen Vater, den verstorbenen Kurfürsten Friedrich Wilhelm I. von Hessen-Kassel, von dem Wiener Bildhauer Natter ein Denkmal anfertigen lassen, welches im Schloßgarten zu Hořowitz aufgestellt und am 20. August, dem 88. Geburtstage des Verblichenen, enthüllt werden soll. Der Feierlichkeit werden Fürst Wilhelm von Hanau und seine ihm erst kürzlich angetraute Gemahlin, geborene Gräfin Lippe, sowie die Angehörigen der fürstlichen Familie und zahlreiche geladene Kasseler aus Wien und der Provinz beiwohnen.

---

Am 20. v. Mts. feierte der Geheime Staatsrath a. D. Dr. Julius Schomburg zu Weimar sein 50jähriges Doktorjubiläum, ein Fest, gelegentlich dessen ihm die juristische Fakultät zu Marburg sein Diplom erneuerte, die Juristenfakultät zu Jena einen ehrenvollen Glückwunsch sandte. Es erweckt das Erinnerungen an trübe Zeiten des Hessenlandes, da Schomburg zweimal gezwungen war aus diesem, seiner Heimath, zu scheiden. Schomburg wurde als ältester Sohn des unvergeßlichen Oberbürgermeisters Karl Schomburg zu Kassel 1817 geboren. Wie sein Vater für die selbstständige Verwaltung Kassel's gestritten und als langjähriger Präsident der hessischen Ständeversammlung sich um das Land hoch verdient gemacht hat, ist bekannt. Für den Sohn hatten diese Verdienste freilich die Folge, daß ihm 1839 nach wohlbestandener Fakultäts- und Staatsprüfung der Eintritt in den kurhessischen Staatsdienst versagt wurde; er eröffnete die lange Reihe der jungen Männer, die wegen ihres Namens überhaupt nicht oder doch nicht in der gewünschten Weise in Kurhessen Anstellung finden konnten. Die humanen Gesinnungen Herzogs Ernst I. von Gotha, des Vaters des jetzt regierenden Herzogs, verschafften Schomburg unmittelbar nach dem Tod seines nur zu früh verstorbenen Vaters 1840 die Aufnahme in den vorbereitenden Staatsdienst des Herzogthums Gotha, in dem er auch bald definitive Anstellung fand. 1848 durch das Vertrauen seiner Mitbürger wiederholt zum Landtagsabgeordneten gewählt, eröffnete sich ihm in demselben Jahre die alte Heimath, indem er durch das Märzministerium zurückberufen und bald darauf als Mitglied der Regierung (seit 1. Januar 1849 der Bezirksdirektion) und des Konsistoriums zu Kassel bestellt wurde. Als dann in Folge der Steuerverweigerung seitens der Landstände 1850 der Verfassungskampf auf der Höhe der Entwickelung angelangt war, wurde der Bezirksdirektor Sezekorn durch den damaligen „ersten Verwaltungsbeamten“ (Landrath) Wachs zu Hofgeismar ersetzt und an dessen Stelle Schomburg nach Hofgeismar geschickt. Nach seiner Stellung und bei seiner Ueberzeugungstreue konnte Schomburg dem für die Beamten entstandenen Konflikte nicht fern bleiben, und dieser konnte — die klare Forderung der eidlich beschworenen Verfassung und die Entscheidungen aller Gerichte bis in die höchsten Instanzen hinauf auf der einen, die im Widerspruch damit stehenden Befehle und An-

ordnungen der Regierung auf der anderen Seite unter Bedrängung der Beamten durch Gewalt-Maßregelungen — nur die eine Lösung finden: die Abschiednahme seitens der Beamten. Auch heute noch kann die Art und Weise, wie Schomburg bequartiert werden sollte und sich dagegen schützte, Anspruch auf Interesse machen.

Als er am zweiten Weihnachtstag durch die Gendarmerie die Meldung vom Einrücken bayerischer Truppen erhielt, gab er sofort seine Junggesellenwohnung im Gasthof auf, schaffte seine wenigen Sachen in die Wohnung eines Freundes und begab sich in sein Amtslokal zurück. Dort erschien Nachmittags ein bayerischer Lieutenant, der ihm mit dem Ausdruck persönlichen Bedauerns den Befehl des Fürsten Leiningen zeigte, wonach er sich mit seiner Abtheilung (es mögen etwa 30 Mann gewesen sein) bei Schomburg auf so lange einzuquartieren habe, bis dieser die Folgeleistung gegenüber den ihm ertheilten Befehlen nachweisen würde. Schomburg erklärte, er könne Folge nicht leisten, und müsse die Ausführung der angedrohten Maßregeln abwarten. Als ihn der Lieutenant darauf fragte, wo denn Schomburgs Wohnung sei, erwiderte dieser, er habe keine und wisse selbst nicht, wo er die Nacht zubringen solle. Der Offizier sprach unverhohlen seine Achtung vor den Männern aus, die so fest an ihrer Ueberzeugung hielten, obwohl er ja von der Sache nichts verstehe, stellte sich voll Mitgefühl die Lage der Familien dieser Männer vor und meinte schließlich, „wenn er nicht schon zu dreien im Quartier läge, möchte er Schomburg halter bei sich selber unterbringen“. Man kam zum Schluß, daß der wackere Lieutenant den Fall seinem Obersten zur Entscheidnng melden solle, und trennte sich freundschaftlichst. Der Vorfall machte auf einen Schomburg zur Unterstützung beigegebenen „gesinnungstüchtigen“, bald darauf verstorbenen Referendar einen solchen Eindruck, daß er auf den abgehenden Offizier mit der Bitte zustürzte, ihm die Hand drücken zu dürfen. Schomburg fuhr noch in der Nacht mit Extrapost nach Kassel, löste seinen dortigen Haushalt gleichfalls auf, um nicht dort einer Bequartierung ausgesetzt zu sein, und saß andern Morgens um 9 Uhr wieder am Landrathstisch zu Hofgeismar, als wenn nichts vorgefallen wäre. Da er aber erfuhr, daß man seine Verhaftung plane, erbat er am 29. Dezember 1850 seinen Abschied, der ihm am 3. Januar 1851 gewährt wurde. Im Februar 1851 erhielt er von der Hand eines lieben Freundes, des damals gefänglich eingezogenen, später in Ausübung seines Berufes auf einer Brandstelle umgekommenen Bürgermeisters Henkel, aus dem Kastell einen Zettel, daß gegen ihn ein kriegsgerichtliches Verfahren angeordnet sei, und da die Gefangenen im Kastell gewöhnlich gut unterrichtet waren, so bewog ihn dies zunächst „ins Ausland“, d. h. ins Eisenach'sche zu gehen, doch kehrte er, da sich nichts bedenkliches zeigte, nach einigen Wochen zurück. Versuche in anderen Staaten eine Stellung zu finden, schlugen längere Zeit fehl, er blieb deshalb zunächst in Kassel, wo er in den Stadtrath und den Vorstand der lutherischen Kirche gewählt wurde, und verfaßte auch die schriftliche Vertheidigung des permanenten landständischen Ausschusses vor dem Kriegsgericht, die unter dem Namen der amtlichen Vertheidiger eingereicht und später im Fischer'schen Verlag gedruckt erschien.

Endlich im Herbst desselben Jahres hatte Schomburg das Glück, durch den Minister von Watzdorff empfohlen, von dem Großherzog von Sachsen als vortragender Rath im Großherzoglich Sächsischen Ministerium Anstellung zu finden, zunächst im Finanzdepartement. Die abermalige Nothwendigkeit in Gesetze und Verhältnisse sich neu einzuarbeiten, nahm auch hier seine volle Arbeitskraft in Anspruch. Gleichwohl fallen in diese Zeit seine Studien und Vorschläge für eine Reform der Berggesetzgebung, insbesondere des Bergrechts, welche sich als bahnbrechend der ungetheilten Anerkennung der ersten Autoritäten Deutschlands und Oesterreichs in diesem Fache, mit denen er in lebhafteren Verkehr trat, zu erfreuen hatte. Es mag auf seine 1857 bei Voigt & Günther zu Leipzig erschienenen „Betrachtungen über die neuere deutsche Berggesetzgebung“ und die zahlreichen Aufsätze in Brassert und Achenbach's Zeitschrift für Bergrecht verwiesen werden.

Mit dem Jahr 1866 trat Schomburg zur Verwaltung des Innern über, zunächst als Bezirksdirektor, dann als vortragender Rath und zuletzt als Direktor im Großherzoglichen Staats-Ministerum, aus welchem er 1886 als Geheimer Staatsrath wegen Augenleidens schied.

Wohl angesehen im Lande, durch dessen Vertrauen auch hier mehrmals zum Abgeordneten gewählt, geehrt durch vielfache Beweise der Anerkennung seitens des Landesfürsten wie von außen, dürfte er sich in seinem arbeitsvollen aber befriedigenden Berufsleben glücklich fühlen und wohl sagen: „Dies verdanke ich nun doch Hassenpflug und seinen Maßregelungen.“

**Dr. H. H.**

---

Die Verehrer Franz Dingelstedt's werden sich freuen, zu vernehmen, daß das Juliheft der „Deutschen Rundschau“ wieder eine Fortsetzung des vortrefflichen Essays von Julius Rodenberg, „Franz Dingelstedt. Blätter aus seinem Nachlaß“ enthält. „Der Theaterintendant und Freiherr“ lautet die Ueberschrift des Artikels und Julius Rodenberg behandelt diesmal zunächst die Zeit der Wirksamkeit Dingelstedt's als Theaterintendant in München, 1851—1857. Dingelstedt selbst schildert diese Zeit in seinen „Münchener Bilderbogen“, trotz aller Bitterkeiten, die ihm dort widerfuhren, als die glücklichste seines Lebens. Wir bedauern, heute

nicht näher auf den hochinteressanten Inhalt dieser Fortsetzung eingehen zu können, wir werden das aber bei anderer Gelegenheit nachholen. Zunächst war es uns darum zu thun, die Leser unserer Zeitschrift auf diese Fortsetzung aufmerksam zu machen. Wie wir hören, wird Rodenbergs Essay noch zwei Fortsetzungen in Anspruch nehmen, dann aber wird derselbe zweifelsohne in Buchform erscheinen, und darf auch solcher der freundlichsten Aufnahme und des sichersten Erfolges gewiß sein.

---

Die Rede, welche der Vorsitzende des Marburger Zweigvereins des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde, Archivrath Dr. Könnecke, bei Eröffnung der Ausstellung hessischer Drucke im Rittersaale des Schlosses zu Marburg am 29. Juni gehalten hat, ist im Drucke erschienen, ebenso auch ein „Führer durch die Ausstellung“. Wir werden auf beide sehr beachtenswerthe Schriftstücke zurückkommen.

---

Es liegen uns zwei Bücher vor, deren Kenntnißnahme von Interesse für einen großen Theil der Leser unserer Zeitschrift sein wird. Das eine ist die eben erschienene 4. Auflage von Dr. Justus Schneider's (Präsident des Rhönklubs) „Rhönführer“, Würzburg bei Stahel, das andere: „Furstabt Balthasar von Dernbach und die katholische Restauration im Hochstifte Fulda 1570—1606“, von Hermann Freiherr von Egloffstein, München, bei M. Rieger 1890. Eine Besprechung dieser beiden Schriften folgt in nächster Nummer.

---

Todesfälle. Am 20. Mai verschied zu Treysa der Rechtsanwalt Justizrath Wilhelm Iffland, ein auch in weiteren Kreisen bekannter und wegen seiner Kenntnisse, seiner trefflichen Charaktereigenschaften und seiner persönlichen Liebenswürdigkeit allgemein hochgeschätzter Jurist. Heinrich Wilhelm Gotthard Friedrich Iffland war am 14. November 1821 zu Rommershausen bei Treysa als Sohn des dortigen Advokaten und Amtsschultheißen Iffland geboren. Er besuchte von 1835 bis Ostern 1842 das Gymnasium zu Kassel, widmete sich dann auf der Landesuniversität Marburg der Rechtswissenschaft. Nachdem er seine Studien beendet und die vorgeschriebenen Examina wohlbestanden hatte, trat er 1846 bei dem Obergericht zu Marburg als Referendar in den juristischen Vorbereitungsdienst. Im Jahre 1850 wurde er zum Rechtsanwalt ernannt und ließ sich als solcher zunächst in seinem Geburtsorte Rommershausen nieder, verlegte aber 1867 seinen Wohnsitz nach Treysa. Im Jahre 1884 wurde ihm der Titel „Justizrath“ verliehen. Der Verblichene war ein tüchtiger, nichts weniger als einseitiger Jurist, er war bewandert in der Literatur und erfreute sich eines schönen poetischen Talentes. Seine zahlreichen Freunde werden sein Andenken stets in Ehren halten. — Am 5. Juni starb zu Fulda nach längerem Leiden der Obergerichtsrath z. D. Gustav Adolf du Fais. Geboren am 13. Januar 1818 zu Fulda als Sohn des kurfürstlich hessischen Rechnungsprobators G. F. du Fais, besuchte er das Gymnasium zu Hanau, wohin sein Vater versetzt worden war, studierte sodann in Marburg und Heidelberg Rechtswissenschaft und praktizirte von 1840 an bei den Justizämtern zu Rotenburg und Hofgeismar. Im Jahre 1847 wurde er zum Amtsassessor in Gelnhausen ernannt und 1850 zum Obergerichtsassessor in Fulda befördert. 1852 wurde er an das Obergericht in Kassel versetzt und 1859 zum Obergerichtsrathe daselbst ernannt. 1864 wurde er wieder an das Obergericht zu Fulda versetzt und verblieb in dieser Stellung bis zur Aufhebung dieses höheren Gerichtes im Jahre 1867. du Fais, welcher einer jener Refugié-Familien entstammte, die nach Aufhebung des Ediktes von Nantes 1685 in Hessen unter Landgraf Karl eine Zufluchtsstätte gefunden hatten, war ein tüchtiger Richter und ein allzeit treuer Hesse.

Am 19. Juni starb auf seiner Besitzung Erling am Ammersee der Generallieutenant z. D. Rudolf Freiherr von der Tann-Rathsamhausen im Alter von 70 Jahren. Getreu den Traditionen seines Geschlechtes widmete er sich, nachdem er ein Handwerk erlernt und die Pagerie in München besucht hatte, dem Militärdienste. Zuerst Lieutenant im 1. bayerischen Artillerieregimente, durchlief er rasch die Offiziersgrade bis zum Kommandeur dieses Regiments. Zeitweilig war er Militärattaché in Paris und kämpfte als Volontär gegen die Kabylen in Afrika. Im deutsch-französischen Kriege von 1870 und 1871 führte er die vierte bayerische Infanteriebrigade und kämpfte mit rühmenswerther Tapferkeit in den Schlachten von Bazeilles und Orleans. Nach Beendigung des Krieges befehligte er die bayerischen Okkupationstruppen in Frankreich und wurde bei seiner Rückkehr in sein Vaterland zum Divisionsgeneral ernannt. Am 1. Mai 1873 trat er in den Dispositionsstand. Er gehörte der Tann'schen Linie zum gelben Schlosse an. Seine Leiche wurde nach der Stadt Tann an der Rhön verbracht und dort in der Familiengruft unter großer Betheiligung von Leidtragenden beigesetzt.

Am 23. Juni verschied zu Rodenberg infolge eines Schlaganfalls der Superintendent der Grafschaft Schaumburg Friedrich Julius Schmeißer, Ortspfarrer in Rodenberg. Er war ein Mann von seltener Herzensbildung, tiefem Gemüth und lauterstem Charakter. An allen geistigen Bewegungen der Nation, wie am politischen Leben hat Schmeißer bis zu seinen letzten Lebensjahren stets regen Antheil genommen. Mit ihm ist wieder einer der wenigen noch lebenden Schaumburger dahingegangen, welche

die vormärzliche Zeit bereits in voller Manneskraft durchlebt hatten. Superintendent Schmeißer hinterläßt keinen Feind. (O. Z.)

Am 30. Juni verschied zu Kassel der Gymnasial-Oberlehrer Adolf Heermann im 81. Lebensjahre. Fast 40 Jahre hat derselbe mit nur geringen Unterbrechungen am Gymnasium zu Hersfeld als Lehrer der Mathematik und Naturwissenschaften gewirkt und sich in seltenem Grade nicht nur die Liebe seiner Kollegen und Schüler, sondern auch die Hochschätzung seiner Mitbürger erworben. Heermann hatte sich nach bestandenem Maturitätsexamen zuerst der Landwirthschaft gewidmet und wandte sich erst im reiferen Mannesalter dem Studium der Mathematik und Naturwissenschaften zu. Vor wenigen Jahren trat er in den Ruhestand und lebte von da in Kassel, auch hier geehrt und geliebt von Allen, die ihm näher standen.

Am 1. Juli starb zu Leipzig der Professor der romanischen Philologie Dr. Adolf Ebert. Geboren war derselbe am 1. Juni 1820 zu Kassel, bis Ostern 1840 war er Schüler des Gymnasiums seiner Vaterstadt und studierte nach bestandenem Maturitätsexamen zu Marburg, Leipzig, Göttingen und Berlin. Im Jahre 1851 habilitirte er sich an der Universität Marburg als Docent für romanische Philologie und Literatur, wurde 1857 zum außerordentlichen Professor ernannt und 1863 als Ordinarius auf den neu errichteten Lehrstuhl für romanische Sprachwissenschaft an die Universität Leipzig berufen. Von seinen Schriften sind hervorzuheben: „Quellenforschungen aus der Geschichte Spaniens“ (Kassel 1849), „Handbuch der italienischen Nationalliteratur“ (Marburg 1850), „Entwickelungsgeschichte der französischen Tragödie, vornehmlich im 16. Jahrhundert“ (Gotha 1856), „Tertullians Verhältniß zu Minucius Felix“ (Leipzig 1868), „Allgemeine Geschichte des Mittelalters im Abendland“ (Leipzig 1874, 2 Bände). Mit Ferdinand Wolf gab er das „Jahrbuch für romanische und englische Literatur“ (Berlin, später Leipzig, 5 Bände, fortgesetzt von Lemcke bis 1875) heraus, worin von ihm u. a. erschienen: „Die englischen Mysterien (Bd. 1) und die ältesten italienischen Mysterien“ (Bd. 5). —

F. Z.

---

## Musikalisches.

Im Verlage von Chr. Lorch in Marburg erschienen soeben „Sechs Lieder für Sopran oder Tenor“ von Otto Kaletsch op. 6, von welchen uns zwei vorliegen. Die Gedichte, welche von dem unsern Lesern bekannten und von Tondichtern sehr gesuchten Edgar Kramer-Bangert sind, hat Kaletsch trefflich in Musik zu setzen verstanden. Vor allem gefällt uns Nr. 1. „Von dir, mein süßes Kind“, worin Kaletsch das Märchenhafte, den Duft des Flieders in einer träumerisch dahingleitenden Weise, welche von vollen Accorden in Triolen begleitet wird, vorzüglich wiedergibt. Auch das zweite Lied „Maiglöckchen läuten so hell und so rein“ (vergl. „Hessenland“ d. J. Nr. 9), welches den Hörer in die rechte Frühlingsstimmung versetzt, können wir ebenso warm wie Nr. 1 unsern Lesern empfehlen. Wir sind auf die weiteren Nummern gespannt.

Von den Verlegern eines anderen hessischen Tondichters, Hans H. Ruhl, gingen uns vor Kurzem zu: Konzert für Violine mit Klavier- oder Orchesterbegleitung op. 12 (erschienen in Kassel bei Hermann Ruhl), Minnesang, Ballade und Romanze für Klavier, op. 20 (erschienen in Kassel bei Hermann Ruhl) und Augusta-Viktoria-Walzer op. 50 (erschienen in Leipzig bei Karl Rühle, vorm. P. J. Tonger). Freunde guter Musik machen wir auf die Werke Ruhls aufmerksam. Besonders anziehend ist das Violinkonzert, welches auch anderen Orts viel Anerkennung gefunden hat. Die Klavierstücke sind nicht zu schwer und eignen sich ebenso gut zum Vortrage im Konzert als im Hause. Der zuletzt erschienene Walzer hat eine ansprechende Melodie und ist durchweg edel gehalten. Wir sind überzeugt, daß die Anschaffung der Werke Niemanden gereuen wird.

J. L.

---

## Briefkasten.

Dr. G. E. Kassel. Wir werden Ihrem Wunsche in nächster Nummer unserer Zeitschrift Folge leisten.

H. Ö. Menglers. Ihr interessanter Aufsatz, für den wir Ihnen sehr verbunden sind, wird, sobald es nur irgend der Raum gestattet, Aufnahme finden.

V. Tr. Rauschenberg. Sendung erhalten. Besten Dank. Würden Sie die Korrektur übernehmen?

F. Br. Berlin. Wir werden Ihre Anfrage in einer der nächsten Nummern beantworten.

Dr. A. R. Laubach. Empfangen Sie unseren verbindlichsten Dank für die Zusendung Ihrer Schrift mit der Bitte, dieselbe benutzen zu dürfen.

Dr. A. D. Elberfeld. Sie haben uns durch Ihren Brief recht erfreut. Antwort erhalten Sie brieflich. Freundlichsten Gruß.

G. Th. D. Marburg. Wird benutzt. Wir hoffen unserem alten verehrten Lehrer und Ordinarius in der Kürze persönlich begrüßen und ihm unseren Dank abstatten zu können.

---



Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: F. Zwenger in Fulda, Druck und Verlag von Friedr. Scheel in Kassel.




**№ 15.** Kassel, 2. August 1890.

Das „**Hessenland**“, Zeitschrift für hessische Geschichte und Literatur, erscheint zweimal monatlich, zu Anfang und in der Mitte jeden Monats, in dem Umfange von 1½—2 Bogen Quartformat. Der Abonnementspreis beträgt vierteljährlich 1 Mark 50 Pfg. Einzelne Nummern kosten je 30 Pfg. Anzeigen werden mit 20 Pfg. für die gespaltene Petitzeile berechnet. Auswärts kann unsere Zeitschrift durch direkte Bestellung bei der Post, oder durch den Buchhandel, auf Wunsch auch unter Streifband bezogen werden; hier in Kassel nimmt die Buchdruckerei von Friedr. Scheel, Schloßplatz 4, Bestellungen, ebenso Anzeigen an. In der Post-Zeitungsliste für das Jahr 1890 findet sich das „Hessenland“ eingetragen unter Nr. 2772.



# Herkules.

(1812.)

Beim fürstlichen Schlosse zu Eis erstarrt
Liegt stille der glitzernde Weiher,
Es schlafen die Winde, kein Tannzweig knarrt,
Der Mond webt silberne Schleier.
Hoch über dem Walde auf steinernem Feld
Ragt Herkules finster, der wachende Held,
Und es murmeln die ehernen Lippen:

„Hier, wo ich ins Felsgrab Enzeladus schloß,
Weil Zucht er und Ehre vergessen,
Nicht länger verprasse der fränkische Troß
Das Glück der geknechteten Hessen!
Ihr Räuber, und hört! Dumpf heult es herbei
Wie sterbender Krieger Verzweiflungsschrei
Aus Rußlands eisigen Feldern!“

Still wieder. — Da dringt es und klingt es herauf
Zu Herkules auf von dem Schlosse,
Da fliegt nach dem Weiher ein festlicher Hauf,
Hell klingen die Schlitten, die Rosse.
Auf dem Eis bei des Mondes vertraulichem Schein
Schlingt Herrlein und Fräulein den üppigen Reihn
Zu weichen, schmeichelnden Weisen.

Sie knixen und neigen und nicken sich zu
In Pelzen und goldigem Glanze
Und flüstern und kichern und kosen dazu
Herüber, hinüber im Kranze.
Und der König, der führt sie so lustig und kühn,
Und schmieget den Arm in lüsternem Glühn
Um die schönste der adligen Dirnen —

Da plötzlich erschallt, wie wenn Donner erkracht,
„Ich will euch!“ über den Weiher,
Und sieh! am Ufer schwingt Herkules' Macht
Die Keule zur nächtlichen Feier.
Die Herrlein und Fräulein, die packet ein Graus,
Mit Zittern und Zagen, hinweg und hinaus!
Zerstoben ist Alles zur Stunde.

Im fürstlichen Park liegt stille das Schloß,
Die Schwelger flohen von dannen.
Des Mondes wallender Schleier zerfloß,
Die dunkelen Nebel zerrannen,
Und über dem Walde auf steinernem Feld
Ragt Herkules leuchtend, der eherne Held,
Im Frühroth der siegenden Sonne.

**Gustav Eskuche.**



# Albrecht Christian Ludwig von Bardeleben.

## Kurfürstlich Hessischer Generallieutenant.

## 1777—1856.

Ein Erinnerungsblatt von C. v. Stamford.

(Fortsetzung.)

### Marburg
### 1830—1832.

Die öffentlichen Zustände in Marburg*), wo der Oberst mit dem 1. Bataillone am 6. Oktober 1830 einrückte, waren denen Hanaus in dieser Zeit gleich; allgemeine Aufregung, Unzufriedenheit mit dem Bestehenden, tägliche Ausschreitungen. „Die Behörden hatten wie dort alle Wirksamkeit verloren und nur der allgemein geachtete Regierungs-Präsident Ferdinand Carl Wilhelm Heinrich von Schenk, behielt in diesem völlig gesetzlosen Zustande durch seine Persönlichkeit einigen Einfluß auf die gärenden Gemüther" bemerkt Bardeleben im Allgemeinen und weiter „Es hat mich lange nichts so sehr und so betrübend überrascht als das wilde Treiben der Musensöhne zu Marburg während des Winters 1830—31. Von einem solchen Studentenleben wie hier in genannter Zeit hat man auf anderen Universitäten keinen Begriff." Vorgreifend sei hier erwähnt, daß der Oberst den Studirenden später doch ein anderes Zeugniß ertheilt, indem er ausspricht „was ein umsichtiger und kräftiger Proreктor vermag, davon haben wir hier im Winter von 1831—32 den schönsten Beweis erlebt, denn seit Herr Professor Endemann Proreктor ist, hat sich unter den Studirenden ein ganz anderer Geist verbreitet, wofür ihm der Staat, die Studirenden selbst, Hunderte von Familien und jeder Vaterlands- und Menschenfreund den wärmsten Dank zollen muß . . . ." Um gerecht zu sein, wird man die Jugend von 1830 mit der oft an Tollheit grenzenden Aufregung des reiferen Alters in Etwas entschuldigen müssen, zumal die Studenten in der kleinen Stadt eine sehr bedeutende Rolle spielten.

In der Provinz Oberhessen zeigte sich die Erregung an vielen Orten durch Unordnungen; in Neustadt, Kirchhain, vor Allem in Frankenberg kam es zu groben Ausschreitungen, welchen die Behörden nicht zu steuern vermochten. Von allen Seiten her riefen sie angsterfüllt nach Truppen und der Oberst hatte sich zu wehren, daß seine Bataillone nicht in Atome zerfielen. Die militairischen Rücksichten, welche dem Befehlshaber oblagen, wurden nur wenig gewürdigt und er gerieth in eine gewisse Spannung mit der Provinzialregierung: „wir warfen uns gegenseitig Anmaßung vor, als wir aber beide vor den betreffenden Ministerien uns ausgesprochen hatten, wurde das gute Vernehmen wiederhergestellt, um so leichter als nun für Oberhessen eine Kommission, bestehend aus dem Direktor der Regierung, Schönhals, dem Polizeidirektor Hast und mir als Präsidenten, für Fälle der öffentlichen Ruhe und Sicherheit ernannt wurde." Aus dem geheimen Kabinet war dem Obersten in Gemeinschaft mit dem Polizeidirektor die Organisirung des Marburger Bataillons der Bürgergarde aufgetragen worden. Er fand das unzweckmäßig, „weil er persönlich den Bürgern fremd und die öffentliche Meinung in dieser Zeit gegen das Militair sei, der Vorstand einer verhaßten Polizei aber die öffentliche Meinung nicht für sich habe." Um die Einrichtung, damit die Sache des Gesetzes zu fördern, wirkte Bardeleben mittelbar darauf hin und mit gutem Erfolge. Sogar gelang es ihm,

*) Eine Anzahl Familien von Unteroffizieren und Soldaten hatte aus Mangel an Mitteln dem Regimente nicht folgen können; die Polizei von Hanau versagte ihnen den längeren Aufenthalt, unbegreiflicherweise stimmte der Kommandant von Dalwigk dem bei und diese Familien geriethen in bittere Noth. Auf Bardelebens Vorstellung bei dem Kurfürsten unterblieb die Vertreibung, allein eine Unterstützung aus der Kriegskasse vermochte jener nicht zu erwirken. Da erinnerte er sich der Versicherung eines freundlichen Andenkens an das Regiment, welche ihm von der Bürgerabordnung beim Abzuge gegeben worden war. Sein Gesuch bei dem Magistrate von Hanau hatte den Erfolg, „daß Herr Louis Collin, der schon oft so edel für die Armen gewirkt hatte, auch für diese Familien mit Hilfe anderer edler Männer eine sehr reichliche Unterstützung für den ganzen Winter aufbrachte".

freiwillige Meldungen von Bürgern zu einer halben Schwadron Reiter am 20. Oktober melden zu können. Zum Kommandeur des Bataillons hatten die Bürger den ins geheim von Bardeleben ersehenen Obergerichtsreferendar Wilhelm von Schenk, Sohn des Präsidenten, gewählt; der Kurfürst war durchaus abgeneigt, die Wahl zu bestätigen und es bedurfte wiederholter Berichte Bardelebens, besonders über Schenks Charakter und politische Ansichten, bis der Landesherr endlich seine Bestätigung ertheilte. Der Oberst sprach über den 22jährigen aus: „dieser geistreiche junge Mann ist besonnen, freisinnig, besitzt viel Bestimmtheit des Charakters und hat überhaupt alle Eigenschaften, einst ein ausgezeichneter Mann zu werden *). Marburg hat in dieser Zeit ihm viel zu danken gehabt".

Bardeleben wirkte in militairisch-kräftigem **), dabei doch humanem Sinne auf Herstellung der Ordnung und Beruhigung der Geister hin. Die Offiziere der Bürgergarde versammelten sich den Winter über allsonntäglich um Bardeleben, welcher aus seinem Schatze von Erfahrung und Kenntniß jene für ihre neue Stellung ausstattete. Auf seine Truppen konnte er unbedingt zählen und meldete am 10. November nach dem Berichte über eine sehr stürmische Bürgerversammlung am 9. November Müldner: „das Bataillon möchte gern mal drauf schlagen"; für rasche Unternehmungen waren zwei Schwadronen Husaren, weiter eine Kompagnie Leibgarde, eine Kompagnie Jägergarde und zwei Geschütze aus Niederhessen ihm zugewiesen und ihm neben dem Befehl über die Truppen mit erweiterter Befugniß die Gensdarmerie, nebst der Polizei in Oberhessen unterstellt worden. Als gegen die Mitte des Novembers es in Frankenberg wieder gärte, seufzte er „wer wird es wagen, das Aufruhrgesetz zu verkünden? niemand, wahrscheinlich werde ich zuletzt in die Nothwendigkeit gesetzt, die Behörden als nicht vorhanden zu betrachten und das Gesetz verkünden zu lassen!" Als die Nachrichten der groben Ausschreitungen in Hanau vom 20. und 21. November eintrafen, prüfte Bardeleben das Verhalten des 3. Infanterie-Regiments und billigte es, fand aber höchst nothwendig, die Truppen im Hanauischen zu verstärken und regte wieder bei dem Generaladjutanten an, den Kurprinzen mit dem Oberbefehle dortselbst zu betrauen. Die Bürger Marburgs brachten dem Präsidenten von Schenk, welcher einen Ministerposten abgelehnt hatte, am Abende des 28. einen Fackelzug, Bardeleben bewegte sich in bürgerlicher Kleidung unter der Menge, knüpfte viele Gespräche an, und erfuhr mancherlei, war auch erstaunt über manche verständigen Ansichten, welche unbefangen gegen den Unbekannten ausgesprochen wurden. Suchte er selbst sich über die Dinge und Menschen zu unterrichten, so fand er die Art, wie das General-Kriegsdepartement sich gegen die Truppen über die in Kassel vorgefallenen Unruhen ausgesprochen hatte, nicht angemessen. Nur Wahrheit! schreibt er am 23. November an Müldner, „welcher Kommandeur wird vor der nackten Wahrheit erschrecken!"

In ganz Kurhessen wurden die Arbeiten der in Kassel tagenden Landstände, welche im Verein mit der Staatsregierung die Verfassung schaffen sollten, mit dem lebhaftesten Antheile verfolgt — viele hielten sich berufen mitzuwirken, die Versammlung in Kassel wurde mit einer Flut von Bitten, Rathschlägen 2c. überschüttet, in denen nicht lauter Goldkörner sich fanden. Unser Bardeleben, schon durch seine Stellung verpflichtet, die Erscheinungen im öffentlichen Leben zu beobachten, schenkte außerdem dem werdenden Grundgesetze des Vaterlandes ernste Theilnahme; von ihm erwartete er Besserung der Zustände, welche er einsichtsvoll erkannte — er hoffte für den Landesherrn selbst, dem er persönlich so sehr zugethan war, eine bessere Zeit durch das Ende der Willkürherrschaft, in welcher die guten Absichten meist doch verkümmerten.

Im Dezember veröffentlichte ein Advokat zwei Druckschriften an die Landstände: „im Namen der Bürger Marburgs, von den Unverständigen verschlungen, voller Unsinn und Ungeschliffenheit, daher umsomehr für ein Evangelium gehalten. Sie haben schon viel Unheil angerichtet, ich habe einige der besseren Bürger veranlaßt, entgegenzuwirken, was diese auch bereitwillig zusagten", berichtete der Oberst am 3. Januar 1831 an den Generaladjutanten.

Die von dem Kurfürsten vollzogene Verfassungsurkunde wurde am 8. Januar 1831 feierlich verkündigt; dieser Tag brachte Bardeleben unerwartet die Beförderung zum Generalmajor, zugleich mit seinem Freunde Müldner, welcher außerdem als Müldner von Mülnheim in den Adelstand erhoben wurde. Da die Truppen auf die Verfassung zu beeidigen waren, hielt Bardeleben eine Belehrung des gemeinen Mannes für erforderlich und ließ diese in seinem Befehlsbereiche in angemessener einfacher Weise ertheilen;

*) Dieses Urtheil erwies sich prophetisch. Wilhelm von Schenk hat seinem Vaterlande treue und gute Dienste geleistet, würde deren mehr haben leisten können, wenn Kurfürst Friedrich Wilhelm ihm mehr gewogen gewesen wäre.

**) Nach Veröffentlichung des Aufruhrgesetzes vom 22. Oktober sprach er gegen Müldner aus: „warum hat man das Wort „Erschießen" mit so heiliger Scheu vermieden? es wäre gewiß deutlicher gewesen als „nach Kriegsgebrauch".

hiervon gab er am 28. Januar Müldner Kenntniß. Sicher war eine solche Belehrung geeignet, unrichtige Vorstellungen bei den Soldaten zu verhüten, die plötzlich in eine der schwierigsten denkbaren Lagen versetzt waren, zwischen Fahneneid und Eid auf die Verfassung — eine unerhörte, Kurhessen allein eigenthümliche Lage. Es läßt sich nicht angeben, ob das Vorgehen des Generals von dem Kriegsherrn gebilligt und auf die übrigen Regimenter angewendet worden ist.

In der Mitte des Januar erhielt der General die Berufung nach Kassel, wobei Müldner ihm vertraulich mittheilte, er sei zum Kriegsminister bestimmt. Die seitherige höchste Militairbehörde war infolge des Inkrafttretens der Verfassung in ein Kriegsministerium umzuwandeln, dessen Vorstand eine wesentlich andere Stellung erhielt, als der des General-Kriegsdepartements; Bardeleben ging ernst mit sich darüber zu Rathe, ob er diese Stellung annehmen könne; er fand, daß wenn er auch den militairischen Angelegenheiten vielleicht vorzustehen im Stande sei, ihm doch die Kenntnisse in der höheren Staatsverwaltung und der Politik abgingen, ohne welche der Kriegsminister im Gesammtministerium und bei dem Fürsten seine Stimme nicht geltend zu machen vermöge und seine Militaireinrichtungen nicht über das Gewöhnliche sich erheben würden. Auch befand er sich im Gegensatze zu einigen Paragraphen der Verfassung und des Staatsdienstgesetzes hinsichtlich des Militairs, wodurch er ein ersprießliches Wirken nicht für zu erwarten hielt. Außer noch anderen mitredenden Umständen schreckte ihn die Nothwendigkeit ab, das Heer zu verringern, wodurch er „mit dem Kurfürsten, wie mit dem Heere zerfallen sein würde“, auch vermeinte er zu erkennen, daß das Staatsoberhaupt die Ausführung der eben ertheilten Verfassung hemme, so reiste er mit dem Entschlusse nach der Hauptstadt, abzulehnen.

Nach Besprechung mit General von Müldner „besiegte er mich endlich durch die mit Wärme gemachte Vorstellung, daß der wahre Vaterlandsfreund kein Opfer scheuen dürfe, dem Vaterlande nützlich zu sein. Ich war bereit, die Stellung unter Bedingungen anzunehmen. Es wurde unterhandelt, doch fremder Einfluß bewog den Kurfürsten nach einigen Tagen, Müldner zum Kriegsminister zu ernennen, worüber ich wahre Freude empfand. Er war ganz der Mann für den wichtigen Posten, obwohl er die Meinung der Armee, aber mit großem Unrecht, nicht ganz für sich hatte . . . in den drei Monaten, welche sein Ministerium infolge seines konstitutionellen Sinnes nur dauerte, erwarb er sich zu der schon früher besessenen Achtung die allgemeine Liebe der Armee . . .“ Bardeleben hatte wohl Recht, sich zu freuen, daß der Kelch an ihm vorüber gegangen war und Müldner, welcher lange widerstanden, ihn anzunehmen, that das wohl im Vorgefühle, etwas Unmögliches zu unternehmen. Derselbe Mann, welcher ein Jahrzehnt hindurch einen unbeschränkten Willen hatte ausführen müssen, war am wenigsten geeignet, nun plötzlich diesem Willen der Verfassung enge Schranken erträglich zu machen. Er mußte an seinem redlichen Versuche zu Grunde gehen.

Der Kurfürst erkannte Bardelebens Auftreten in Hanau wie in Marburg in schmeichelhafter Weise an, der General reiste auf seinen Posten zurück.

Die Erhebung Belgiens gegen die holländische Herrschaft nöthigte den deutschen Bund, seine Rechte auf das ihm angehörige Großherzogthum Luxemburg zu wahren, es wurde die Mobilmachung eines Theiles des Bundesheeres verfügt, zu welchem Kurhessen 4000 Mann kriegsbereit zu machen hatte. Der Befehl über dieses Truppenkorps wurde am 6. April Bardeleben übertragen, dem jüngsten der dienstthuenden Generale, da der jüngere Müldner Kriegsminister war. Sein Soldatenherz schlug erregter in dem Gedanken, noch einmal zu Felde zu ziehen und nur Eines trübte seine Freude, nämlich daß der weit ältere achtbare General Scheffer unter seine Befehle gestellt wurde, „um ihn zu kränken.“ Diese Stellung Bardelebens währte nicht lange; man hatte die Bundesbestimmung übersehen, wonach Kurhessen einen Generallieutenant für die kurhessisch-nassauische Division zu geben hatte, was nun geschah und wobei Bardeleben zum Brigadier der Infanterie ernannt wurde. Er übergab das Kommando des 2. Infanterie-Regimentes an den Oberstlieutenant von Lengerke und reiste nach Wilhelmsbad bei Hanau, wo der Kurfürst seit dem 11. März residirte, um sich bei diesem zu melden. Wilhelm äußerte, das Militair habe durch die Verfassung nichts gewonnen; als der General erwiderte, S. Königl. Hoheit habe durch deren Verleihung sich in der Geschichte ein unvergängliches Denkmal errichtet, sah der Kurfürst ihn starr an, wie es schien durch trübe Erinnerungen verdüstert und entließ den General. Auch behandelte er diesen in den folgenden Tagen mit Zurückhaltung, doch willfahrtete er der Bitte desselben, seine beiden Söhne mit ins Feld ziehen zu lassen. Als Bardeleben sich abmeldete, brachte er die Langsamkeit der Mobilmachung zur Sprache, da das Korps am 15. Mai marschiren sollte. Wilhelm legte dem Kriegsministerium diese Langsamkeit zur Last und ertheilte dem Generale den Befehl, sämmtliche zum Ausmarsche bestimmten Truppen zu inspiciren und über die Ursachen der Ver-

zögerungen zu berichten. Der heikle Auftrag war Bardeleben, welcher wußte, daß das Ministerium darüber klagte, keine Entscheidungen erlangen zu können, nicht angenehm, er suchte deshalb mittelbar sich in Kassel Kenntniß der Sachverhältnisse zu verschaffen. Bald stellte sich heraus, daß das Ministerium nicht die Schuld der Verzögerung trage und er berichtete offen in diesem Sinne an den Kurfürsten. Später erfuhr er, daß sein Bericht ungnädig aufgenommen sei, „was vorauszusehen war." Als nach fünf Monaten die Luxemburgische Angelegenheit ausgeglichen wurde, war die Mobilmachung noch nicht weiter vorgeschritten, als am 1. Mai; schon die Abwesenheit des Landesherrn von der Hauptstadt mußte erschwerend auf alle Regierungsgeschäfte einwirken, ungleich mehr noch lähmten des Kurfürsten Mißstimmung und Unentschlossenheit den Gang der Dinge, für welchen gerade in dieser Zeit guter Wille und frische Thätigkeit nothwendig gewesen wären*).

Während des Aufenthaltes des Generals in Kassel fand am 26. Mai die Weihe der Fahnen der Bürgergarde statt, an welcher er warmen Antheil nahm und durch die „schöne Hoffnungen für die Zukunft des Vaterlandes in seine Seele sich senkten." Abordnungen der Offizierskorps der Bürgerbataillone im Lande hatten der Feierlichkeit beigewohnt, ihnen gab das Kasseler Bürgeroffizierskorps am 27. Mai ein Mittagessen im König von Preußen. Unser General hatte daselbst mit Frau und Tochter Quartier genommen und speiste an Tafel mit, so auch als die Bürgeroffiziere beisammen waren. Manche Trinksprüche gebar die Stunde der Begeisterung über das Errungene, auch dem hessischen Heere erklangen die Hochrufe der Versammlung; als einziger anwesender Offizier konnte Bardeleben eine Danksagung nicht umgehen und sprach dabei aus, daß nur durch das Zusammenwirken aller Stände als Einheit des Vaterlandes Glück zu erreichen sei. Allgemeiner Beifall und brausender Zuruf lohnten den einfachen, damals offenbar noch ziemlich ungewohnten Gedanken. Der Redner ahnte nicht was für ein Element er in diesem Augenblicke in seinen Lebensgang eingeführt hatte; er war volksthümlich geworden. Er verließ am 31. Mai Kassel.

Die Dienststellung in Marburg nahm den General äußerst wenig in Anspruch. Um so mehr behielt er Muße, in seinem Sinne mittelbar auf eine Entwickelung der Dinge zum Guten hinzuarbeiten. Bei der Fahnenweihe der Bürgergarde fiel ihm eine Rolle zu, welche er nicht ganz zur Zufriedenheit der höchsten Kreise durchführte — er sollte zu viel Selbstgefühl haben durchblicken lassen — eine Ansprache bei dem Festessen, in welcher u. A. das hohe Ziel vorgesteckt wurde, den Wehrstand mit dem Bürgerthume zu verbinden, wie Preußen das zeige, erfuhr die seltsamste Auslegung mancherorten. Als Eitelkeit wurde es dem Generale angerechnet, daß eine Anzahl Offiziere des beliebten Führers Bild hatten entwerfen lassen, aber bedenklich erschien es, als sogar Viele aus der Bürgerschaft das Bild sich verschafften.

Als ein neuer Polizeidirektor für Marburg ernannt wurde, begannen wieder Zwistigkeiten mit dem Militairbefehlshaber; dieser bezeichnet jenen als ängstlich, ohne Umsicht und Entschlossenheit, sagt, er habe bei jedem Schrei der Gassenbuben die Truppen in Bewegung setzen wollen. Bardeleben hielt sich streng an das Gesetz, der Beamte suchte nicht sich mit ihm zu verständigen, nahm einen anmaßenden gebieterischen Ton an und führte über den General Beschwerde bei dem Ministerium des Innern. Erreichte er auch damit nicht das Gewünschte, so wirkten seine Klageschriften doch nachtheilig für den General beim Regenten ein. Als eine grobe Unordnung in Marburg vorgefallen war, beschied der Kommandant, weil er von der Polizei zweckmäßige Anordnungen nicht erwartete, sämmtliche Offiziere der Bürgergarde und mehrere der einflußreichsten Bürgergardisten, im Ganzen fünfzig, zu sich und stellte ihnen im Beisein seines Adjutanten André ernst und auf das eindringlichste vor, wie es eines jeden Staatsbürgers Pflicht sei, die Gesetze zu achten und jederzeit mitzuwirken, daß die öffentliche Ruhe und Ordnung erhalten würde. Alle versprachen fest dahin arbeiten zu wollen, der General versichert, daß seitdem während seines Aufenthaltes in Marburg keine Unordnungen mehr vorgekommen seien.

Die Seinigen hatte Bardeleben seit dem Mai hier alle um sich bis auf den älteren Sohn Albrecht, Premierlieutenant in einem Husarenregimente; die schöne Umgebung Marburgs, die angenehmsten geselligen Beziehungen, Einfachheit und Anspruchslosigkeit der Menschen machten der selbst einfachen, in sich glücklichen Familie

---

*) Ein Curiosum finde hier Platz. Der Kommandeur des Kurf. Kadettenkorps, Oberstlieutenant W. Ries, warnt in der Kasselschen Allgemeinen Zeitung vom 15. Mai 1831, Eltern vor der Wahl des militairischen Berufes für ihre Söhne, da der Andrang zum Kadettenkorps zu groß sei, auch vor dem Wahne, als wären junge Leute, die von der Natur oder in der Erziehung verwahrlost, immer noch zur militairischen Laufbahn geeignet.

Eine andere Bekanntmachung jener Tage wird gleichfalls Lächeln erregen: Die beiden Residenzen Berlin und München sind einander wieder näher gerückt, seit Anfang 1831 fährt wöchentlich eine neue Schnellpost zweimal von Berlin nach München in 3 Tagen 19 Stunden; eine neue Briefpost geht täglich dahin.

den Aufenthalt froh und heimisch. Das Haupt derselben war daneben eifrig thätig in dem was dem alten Krieger sozusagen ein neues verjüngtes Dasein verlieh: Die Umwandlung seines Vaterlandes aus der unumschränkten in die verfassungsmäßige Form. Nachdem er das Staatsgrundgesetz wie der Fürst und das Heer beschworen hatte, stand es für ihn unumstößlich fest, daß dieses Gesetz, sowohl von unten, wie von oben heilig zu halten sei; aus dieser Ueberzeugung machte der unter den Waffen Ergraute nimmer ein Hehl — man nannte ihn bereits den Bürgergeneral. Die Bahn seines Landesherrn ging abwärts. Kurfürst Wilhelm hatte einst mit einer Fülle der besten Absichten und Pläne für die Zukunft seines Volkes die Regierung angetreten und dennoch, welches Bild entwarf der ihm treue, ergebene Bardeleben von dem Lande nach zehn Jahren der Herrschaft Wilhelms! Die Willkür rächt sich an denen, welche sie üben und macht ihre Werke zunichte, weil das höhere Sittenprincip fehlt, durch das selbst eine Gewaltherrschaft von Bestande sein kann, wenn sie das Wohl des Ganzen im Auge behält. Mit der Aufrichtung der Verfassung schien des Fürsten Kraft und Willen gebrochen, als der Schatten des unseligen Weibes, der er Familienglück und so vieles Andere geopfert, verließ er seine treuanhängliche Hauptstadt, welche nur jenen Dämon ausstieß und ließ nach einer weiteren für das Land nachtheiligen Periode, die Zügel in die Hände seines Sohnes gleiten. Das geschah am 30. September 1831.

Der General gedachte, dem unter dem Titel eines Mitregenten die Regierung allein führenden Kurprinzen sich vorzustellen und rüstete zur Reise nach Kassel; da kommt ihm der erste Armeeerlaß des neuen Kriegsherrn vor Augen. Die ersten Worte an das Heer betrafen den Anzug der Offiziere, Bardeleben meinte, die Seele eines jungen Fürsten müsse in diesem großen Augenblicke mit Anderem als so Unbedeutendem erfüllt sein — sein Entschluß zur Reise ist verflogen. Der General war nicht wohl berathen, solch' idealen Maßstab anzulegen; er hatte in den kritischen Septembertagen des vorigen Jahres zu Hanau dem Kurprinzen, welcher sein Benehmen vollkommen billigte und ihm Vertrauen schenkte, zur Seite gestanden, war wiederholt für diesen bei Müldner eingetreten, um ihm eine einflußreiche angemessene Stellung in Hanau von dem Kurfürsten gewährt zu sehen und hatte bei seinem Aufenthalte in Kassel im Mai das Verhalten gegenüber dem Kurprinzen, welcher doch auf Einladung zu der Fahnenweihe der Bürgergarde von Fulda gekommen war, ein beleidigendes genannt. Seiner hohen Stellung gemäß hätte Bardeleben baldigst sich dem neuen Regenten nahen und den Zugang zu dessen Innerem suchen sollen.

Ein Mitglied der Ständeversammlung, Heinrich Koenig zu Hanau, hatte in einer Schrift „Leibwache und Verfassungswache“ in scharfer Weise das Heer angegriffen. Bardeleben wandte sich in einem Briefe vom 12. Oktober an Koenig gegen Mehreres seiner Schrift; sein höchstes Thema der Verschmelzung von Krieger- und Bürgerthum in dem Volke vertretend ruft er u. A. Koenig zu: „Wo bleibt die Kraft der Einheit, wenn ein ganzer Stand, der doch unbezweifelt viele achtbare Männer in sich schließt, die das Gute und Nothwendige nicht verkennen, so tief herabgewürdigt wird! Sollte es nicht vielmehr das Streben aller Vaterlandsfreunde sein, diesen isolirten Stand auf schonende Weise dem Volke wieder näher zu bringen? . . . Das Bürgerthum ist noch nicht gesichert und bei seiner Jugendfülle dürfte es nicht frei sein von Anmaßung . . .“ Koenig dankte dem von ihm hochverehrten Generale, entschuldigte Einiges in seiner Schrift und sagte „von höherem und reinerem Interesse ist es jedoch für mich, die liberale und höchst unbefangene Gesinnung und Ansicht, die sich in Ihrem Schreiben findet, anzuerkennen; es ist mir leid, daß Sie jene Zeilen nur zu vertraulichen gemacht haben und daß eine so gewichtige Stimme nicht gehört werden soll . . .“ Der General erhob indessen seine Stimme doch an geeigneter Stelle: er ließ eine Denkschrift über Einrichtung der Bürgergarde an die Ständeversammlung gelangen; darin war deren Umwandlung in der Art der preußischen Landwehr als nothwendig empfohlen. Doch fand eine so ernstgemeinte Einrichtung nur schwachen Anklang, aus den Kreisen der Bürgergarde selbst erhoben sich viele Stimmen dagegen. Zu einem anderen Volksvertreter, Sylvester Jordan, Professor in Marburg, war Bardeleben in Beziehungen getreten, welche einen freundschaftlichen Charakter annahmen. Als der Tod im Mai 1832 Jordan die Lebensgefährtin raubte, nahm der Freund an seinem bitteren Leide theil, geleitete die Entschlafene mit zum Grabe. Dieses wurde nicht vortheilhaft für ihn in den herrschenden Kreisen ausgelegt, in denen diesem Führer der liberalen Mehrheit der Ständeversammlung ein bitteres Schicksal vorbereitet wurde.

Der General hatte seit dem Aufhören der Stellung in dem für Luxemburg bestimmten Korps nur die Dienstobliegenheiten als Kommandant von Marburg, welche wenig über Null standen.

Sein letztes dienstliches Auftreten in Marburg war die Abhaltung einer Parade der Bürger-

garde am Geburtstage des Kurfürsten, 28. Juli 1832. Er wurde mit Hurrah empfangen, was ihn sehr überraschte, und richtete am Schlusse der Parade einige Worte an die Bürgergarde, durch welche er gegen das über die landständischen Verhandlungen sich zeigende Mißvergnügen zu wirken beabsichtigte. Den Wortlaut dieser Ansprache sandte er noch am selben Tage an den Kriegsminister ein. Eine höchste Ordre des Mitregenten vom 29. Juli ernannte ihn zum Kommandanten von Rinteln, den General von Müldner zu seinem Nachfolger in Marburg; eine höchste Ordre vom 30. Juli ertheilte ihm einen öffentlichen Verweis wegen Vornahme einer Inspicirung der Bürgergarde am 28. Juli. Dieses war nicht einmal der Fall gewesen und der General hatte nur das im Jahre zuvor, sowie an anderen Orten auch Stattgehabte ausgeführt. Man wollte eben ihm zu Leibe!

Eine Abschiedsfeier, an welcher die Bürgerschaft sich betheiligte, ein öffentlicher Nachruf gaben Zeugniß von der hohen Achtung und Beliebtheit, deren dieser Mann sich erfreute.

(Fortsetzung folgt.)

---

# Die Codices Bonifatiani in der Landesbibliothek zu Fulda.

Von A. von Keitz.

(Schluß.)

Die zweite Codex Bonifatianus in der Landesbibliothek zu Fulda, dessen sich der hl. Bonifatius bei seiner Ermordung durch die Friesen am 5. Juni 755 als Schild bedient haben soll, und der noch die Spuren davon in den Schwerthieben zeigt, welche das Buch spalten, ist, wie bereits in meinem ersten Artikel erwähnt, ein Geschenk der Ragyndrudis, der Tochter des Rachis, Königs der Langobarden, das diese dem Bischofe bei seiner dritten Römerreise verehrte. Dieser Codex umfaßt nach meiner Zählung 140 Blätter von geringerem Pergament. Die Schrift ist die altlangobardische mit römischer vermischt. Die Initialen, verschiedenartig gemalt, meistens roth und gelb, aus verschiedenen gedrehten Fischchen zusammengesetzt, überragen die andere ungewöhnlich große Schrift. Hier und da finden sich am Rande der Blätter kreisförmige und blumenähnliche Verzierungen im Geschmacke jener Zeit. Auf dem vorletzten Blatte dieses Codex stehen, zwar in der Schrift von dem Uebrigen abweichend, doch mit der des VIII. Jahrhunderts, in dessen erster Hälfte der Codex geschrieben ist, harmonirend, in zwei Spalten mehrere Namen. Die letzten Blätter sind besonders lädirt, wahrscheinlich aber erst in späterer Zeit, nicht vom Schwerte der Mörder, denn man sieht deutlich, wie viereckige Stücke aus dem Rande geschnitten sind, wo wahrscheinlich Spuren vom Blute des hl. Märtyrers sichtbar waren, die sich die Gläubigen als Reliquien zueigneten. Schon Mabillon (Annales Bened. Tom II. pag. 141) und Schannat (Dioecesis et Hierarchia Fuldensis pag. 71) machen auf diese Blutspuren aufmerksam und ersterer will namentlich in den rothen Streifen auf dem oberen Deckel ganz deutlich Blut erkannt haben. Der obere Deckel, welcher, wie überhaupt der ganze Band mit schwarzem oder rothbraunem Leder überzogen war, ist in vier Theile gespalten, wovon jedoch der letzte ganz fehlt, ebenso wie ein Stück von Fol. 1 und die untere Hälfte vom letzten Blatte. Alle Blätter, deren oberer Rand ungefähr 3½ Ctm. breit ist, sind oben durchhauen, doch gewöhnlich nur bis in die erste oder zweite Zeile der Schrift. Ebenso finden sich gegen das Ende unten sogar jedesmal zwei Hiebe. Drei Blätter aber daselbst hängen nur noch durch einen Pergamentstreifen mit den übrigen zusammen. Der Codex, kl. Folio, ist 29 Ctm. hoch und 19 Ctm. breit.

Der Inhalt dieses Codex besteht in Folgendem:

- Leonis Papae Epistola ad Flavianum Episcopum.
- Ejusdem epistola ad Theodorum Forojuliensem.
- Diputatio beati Cerealis Episcopi contra Maximinum Arcomonitam.
- Epistola Agnelli ad Arminium de ratione fidei.
- Libellus Fausti confessoris.
- Fides edita S. Ambrosii Episcopi de Spiritu Sancto.
- Testimonia de Patre et Filio et Spiritu Sancto, de uno Deo in Deuteronomio.
- Regula fidei catholicae facta a Nicaena.
- Regula fidei secundum CCCXVIII Patres.
- Regula fidei catholicae contra omnes haereses Hieronymi presbyteri.
- Explanatio fidei catholicae.
- S. Ambrosii de bono mortis.
- Notitia Regionum et civitatum, quibus Sanctorum Apostolorum et Evange-

listarum venerabilia corpora requiescunt.
Libri druo Synonymorum S. Isidori.
Varia nomina in forma diptichi von anderer Hand Memoria Ragyndrudis in oratione facienda his verbis in fine codicis commendatur:
„In honorem Domini nostri Jesu Christi Ego Ragyndrudis ordinavi librum istum quicumque legerit, conjuro per Deum vivum, ut pro me orare dignimini.“ —

Der dritte Codex Bonifatianus enthält die vier Evangelien in angelsächsischer Kursivschrift, doch fehlen darin hier und da einige Verse. oder zeigen eine weniger korrekte Handschrift, Der jedesmalige Anfang eines Evangeliums ist mit einem umkränzten verschiedenfarbigen (gelb, roth, grün und veilchenblau) Viereck umflossen. Die erste Zeile mit der Initiale ist bedeutend größer als die übrige Schrift und wie diese in schwarzer Farbe ausgeführt, doch finden sich zwischen den erwähnten größeren Buchstaben Stellen, welche in jenen Farben abwechseln. Auf der gegenüberstehenden Seite sehen wir, in einem ähnlich ausgeführten Vierecke, den jedesmaligen Evangelisten, doch immer in derselben Gestalt, nur durch die Beifügung des Namens unterschieden, mit gelbem Haar, veilchenblauem Gewande, im Pupurmantel mit gelben Streifen, den Schreibgriffel in der Rechten und die damals übliche Wachstafel in der Linken.

Die Evangelien folgen in der gewöhnlichen Ordnung ohne jegliche Abtheilung in den einzelnen:
Evangelium S. Matthei. Es umfaßt mit der oben beschriebenen bildlichen Darstellung 18 Seiten.
Evangelium S. Marci auf 14 Seiten.
Evangelium S. Lucae auf 18 Seiten.
Evangelium S. Johannis auf 15 Seiten.

Dieser Codex besteht sonach aus 65 Seiten. Er ist in klein Octav, beinahe in der Form eines Quadrats 12,7 Cent. hoch und 10 Cent. breit, auf geringes aber starkes Pergament geschrieben, noch vollständig und gut erhalten und soll vom hl. Bonifatius selbst geschrieben sein, was folgende Erklärung in lateinischer Goldschrift auf dem letzten Blatte bestätigen will:

Hoc evangelium S. Bonifatius martyr domini gloriosus ut nobis seniorum relatione compertum est propriis conscripsit manibus; quod etiam venerabilis abbas Huoggi obnixis precibus a rege piissimo Arnolfo impetravit et sanctae Fuldensis ecclesiae restituit.

allein die Schrift zeigt doch so bedeutende Abweichungen, daß wenigstens nicht anzunehmen ist, sie sei von einer Hand geschrieben, wie denn auch die Schlußschrift auf dem vorletzten Blatte unwiderleglich darthut: „amen deo gracias ago uidrug scribsit“. Es kann sonach nur ein Theil dieses Codex vom heiligen Bonifatius selbst geschrieben sein.

Diese drei Codices Bonifatiani bilden den größten Schatz der Fuldaer Landesbibliothek. Kein Fremder besucht dieselbe, ohne zuerst nach ihnen zu fragen. Auf ihren Besitz kann Fulda stolz sein.

---

# Die sechsundfünfzigste Jahresversammlung des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde in Fulda.

Dreizehn Jahre sind verflossen, seit der hessische Geschichtsverein zum letzten Mal in der alten Bonifatiusstadt Fulda tagte. Das damalige Fest hatte einen glänzenden Verlauf genommen und steht heute noch im besten Andenken bei allen Theilnehmern. So konnten sich denn auch die erfreulichsten Hoffnungen an die diesjährige Hauptversammlung knüpfen und sie sollten nicht getäuscht werden. Nur die Betheiligung war in diesem Jahre eine geringere als im Jahre 1877, daran mag aber die dem Feste vorausgegangene unfreundliche Witterung, dann aber auch der Umstand die Schuld tragen, daß die für dasselbe bestimmten Tage, 14.—16. Juli, nicht glücklich gewählt waren. Erst am 15. Juli beginnen bekanntlich die Gerichtsferien, den weiter von Fulda wohnenden Gerichtsbeamten war es daher benommen, sich an dem Fest zu betheiligen. Gerade von ihnen wäre aber eine recht zahlreiche Theilnahme zu erwarten gewesen. Haben doch alle jene Herren, die in den 50er und zu Anfang der 60er Jahre an dem hiesigen großen Obergerichte, zu dessen Sprengel damals nicht allein die Provinz Fulda, sondern auch die Provinz Hanau gehörten, als Referendare ihren Vorbereitungsdienst durchmachten, der Stadt Fulda eine treue Anhänglichkeit bewahrt und würde doch ein großer Theil derselben mit Freuden die Gelegenheit wahrgenommen haben, wieder einmal in der ihnen lieb gewordenen Stadt zu weilen und alte

freundliche Erinnerungen aufzufrischen. Hier war ihnen geboten, unter Leitung ausgezeichneter bewährter hessischer Richter und höherer Justizbeamten, wir wollen nur die Namen Rang, von Gehren, Stöber, Bähr, Ganslandt, Schultheis, Endemann, Kriminalgerichts-Direktor Kersting, Staatsprokurator Moeli nennen, sich praktisch tüchtig weiter zu bilden. In Fulda bestanden damals vortreffliche gesellschaftliche Verhältnisse und in vielen Beziehungen gestaltete sich für die Herren Referendare ihr hiesiger Aufenthalt wie sie selbst erklärten, zu einer angenehmen Fortsetzung ihres akademischen Lebens. Viele der damaligen Referendare des Obergerichts Fulda sind zu hohen Würden im Justizdienste gelangt, einer derselben, Herr Landgerichts-Präsident Koppen, Vertreter des Zweigvereins Hanau, gab denn auch bei dem Festmahle in einem von ihm ausgebrachten Toaste jener Anhänglichkeit an die Stadt Fulda beredten Ausdruck.

Wie es das Programm vorschrieb, fand am Nachmittage und am Abend des 14. Juli der Empfang der auswärtigen Gäste am Bahnhofe statt. Hierauf, nach 6 Uhr Nachmittags, trat der Vorstand zu seiner Hauptsitzung im Gasthofe zum Kurfürsten zusammen. Vertreten waren in derselben der Hauptverein Kassel durch die Herren Major von Stamford, Vorsitzender des Gesammtvereins, Schatzmeister Kustos Lenz und Bibliothekar Rogge-Ludwig, der Zweigverein Hanau durch die Herren Landgerichts-Präsidenten Koppen und praktischen Arzt Dr. Eisenach und der Zweigverein Fulda durch seinen Vorstand Herrn Baurath Hoffmann. Den Abend verbrachten die Festgenossen in den schönen Räumen des Bürgervereins in heiterer Geselligkeit. Am 15. Juli, dem Hauptfesttag, fand zunächst von 8—9 Uhr Morgens eine Besichtigung der hiesigen Landesbibliothek statt. Gegen halb 10 Uhr wurde dann in dem rothen Saale des prachtvollen Orangeriegebäudes die 56. Jahresversammlung des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde durch den Vorsitzenden Herrn Major C. v. Stamford eröffnet. Mit einer vortrefflichen Ansprache begrüßte Herr Oberbürgermeister F. Rang Namens der Stadt Fulda die Versammlung und hieß die geehrten Gäste herzlich willkommen. Der Herr Vorsitzende dankte für die freundliche Begrüßung und gedachte sodann des am 17. September hingeschiedenen, um die Erforschung der hessischen und speziell fuldaer Geschichte hochverdienten Professors J. Gegenbaur, des langjährigen Vorstandes des fuldaer Zweigvereins. Mit bewegten Worten forderte er die Anwesenden auf, durch Erheben von den Sitzen das Andenken des Todten zu ehren.

Es folgte nun die Berichterstattung des Schriftführers und des Schatzmeisters, welche ein erfreuliches Bild der Vereinsthätigkeit entrollte. An Stelle des durch Krankheit verhinderten Schriftführers Herrn W. Stern hatte der Bibliothekar des Vereins Herr W. Rogge-Ludwig den Geschäftsbericht übernommen. Wir entnehmen demselben, daß die Zahl der Mitglieder des hessischen Geschichtsvereins gegenwärtig 1263 beträgt. Nach dem Referate des Schatzmeisters Herrn Kustos Lenz sind die finanziellen Verhältnisse des Vereins als günstig zu bezeichnen. Einem geringen Defizit von 150 Mark, mit welchem die diesjährige Rechnung abschließt, steht die nächstjährige Einnahme von 7000 Mark gegenüber, sodaß der Verein im Stande sein wird, in diesem und den nächsten Jahren auf wissenschaftlichem Gebiete Hervorragendes zu leisten. Zur Vermehrung der Sammlung hessischer Alterthümer im Schlosse zu Marburg wurde wiederum der Betrag von 450 Mark in den Etat des nächsten Jahres eingestellt. In den geschäftlichen Mittheilungen geschah auch einer Bücherschenkung Erwähnung, welche das anwesende Mitglied Herr Major z. D. August von Baumbach von Wiesbaden dem Verein gemacht hat.

Der seitherige Vorstand des Vereins, der sich aus den sämmtlich in Kassel wohnenden Herren Major a. D. C. von Stamford, Vorsitzender, 1. Bibliothekar der Landesbibliothek Dr. E. Lohmeyer, Stellvertreter des Vorsitzenden, W. Stern, Schriftführer, Kustos A. Lenz, Schatzmeister, W. Rogge-Ludwig, Bibliothekar, und Museumsdirektor Dr. E. Pinder zusammensetzte, wurde wiedergewählt, außer Herrn Dr. Lohmeyer, der eine Wiederwahl abgelehnt hatte; an seine Stelle wurde der zweite Bibliothekar der Kasseler Landesbibliothek, Herr Dr. Hugo Brunner, zum Vorstandsmitglied und Stellvertreter des Vorsitzenden gewählt. Als Ort der nächstjährigen Versammlung wurde die Stadt Wolfhagen bestimmt.

Aus dem Publikum, irren wir nicht von Herrn Pfarrer Heldmann von Michelbach, war in Anregung gebracht worden, daß von Seiten des Vereins eine neue Bearbeitung des leider vergriffenen Werkes „die hessischen Ritterburgen" von G. Landau vorbereitet werden möge.

Nach Erledigung des geschäftlichen Theiles bestieg Herr Dr. Justus Schneider die Rednerbühne, um seinen angekündigten Vortrag über die Ritterburgen im Gebiete der ehemaligen Abtei Fulda zu halten. Er erklärte von vornherein, daß er hier blos ein Fragment liefern könne, da das von ihm gewählte Thema, zu welchem ihm die besten Quellen zu Gebote standen, zu umfangreich sei, um es in einem Vortrage vollständig zu beherrschen. Wie wir hören, wird denn auch Herr Dr. Schneider über diesen Gegenstand noch einen zweiten, den Schlußvortrag halten und dann das Ganze im Drucke erscheinen lassen. Hiernach hielt der Vorsitzende des Zweigvereins Fulda, Herr Baurath Hoffmann einen Vortrag über Bauten aus dem 9. Jahrhundert in und bei Fulda; er beschäftigte sich

in eingehender Weise mit der ersten Stiftskirche, der Michaeliskirche in Fulda, der Kirche auf dem Petersberge und der dem hl. Johannes dem Täufer und der hl. Cäcilia geweihten Stiftskirche zu Rasdorf. Wir hoffen, daß auch dieser fachmännische, wenn nicht zu sagen gelehrte Vortrag, der gleich demjenigen des Herrn Dr. Schneider mit großem Beifalle aufgenommen wurde, demnächst im Drucke erscheinen wird. Hiermit war die Tagesordnung der eigentlichen Hauptversammlung beendet. Die Betheiligung war, wenn auch keine übermäßig große, doch immer eine recht erhebliche. Auch der hochwürdigste Herr Bischof Dr. Joseph Weyland beehrte, begleitet vom Herrn Prälaten Dr. G. Komp, die Versammlung mit seiner Anwesenheit.

Es trat jetzt die Frühstückspause ein. Der Frühschoppen, echtes Münchener Augustinerbräu, wurde in dem schattigen Schloßgarten genommen und mundete vortrefflich.

Um 1 Uhr rüstete man sich zur Besichtigung der Michaeliskirche, des Domschatzes und des städtischen, vom seligen Bisthumsverweser Konrad Hahne gestifteten Museums. Hierüber, sowie über den weiteren Verlauf des schönen Festes werden wir in der nächsten Nummer berichten.

(Schluß folgt.)



# Die Lene aus dem goldenen Schwan.

Eine hessische Geschichte von M. Herbert.

„Frau Wirthin hat sie gut Bier und Wein,
Wo hat sie ihr schönes Töchterlein?"

Morgen sollte Hochzeit sein im „goldenen Schwan." Mit schwermüthig vornübergesunkenem Giebel und gefahrdrohend nach außen getretenen Wänden stand das alte, mächtige Gasthaus an der Straßenecke — ein Riese Goliath zwischen den Philistern der kleinen hilfesuchend aneinandergeklammerten Handwerkerhütten ringsum. Die eiserne Stange über der Thür hielt das himmelblaue Schild mit dem flügelschlagenden Schwanenvogel, welcher auf einem Teller Schwimmversuche machte — die Durstigen und Hungrigen lockend — weit in die Straße hinein.

Der „goldene Schwan" war ein Gasthof zweiten Ranges, aber alten Rufes. Geschäftsreisende, Agenten, Kolporteure ꝛc. verkehrten darin. In der geräumigen Bierstube saßen Morgens und Abends die ehrsamen, betuchten und unbetuchten Bürger des Städtchens. Seit Menschengedenken hatte der „goldene Schwan" sich vom Vater auf den Sohn, vom Sohn auf den Enkel vererbt und sich merkwürdiger Weise über die vierte Generation hinaus in der allgemeinen Beliebtheit gehalten. Nun schien er sich gar zu neuem Glanze aufschwingen zu wollen. Die gegenwärtige Besitzerin war eine Wittwe und besaß eine einzige Tochter. Die Tochter sollte morgen den sogenannten „schönen Nolde" freien, den Sohn eines reichen Metzgers, der lange Zeit der Oberkellner eines Gasthofes in Berlin gewesen. Bereits hatte er in dem „goldenen Schwan" eine altdeutsche Weinstube angelegt und eine fesche Kellnerin angestellt, zahllose andere Verbesserungen standen zu erwarten. Der „schöne Nolde" war ein Mann, welcher auf der Höhe der Zeit stand und dazu „jener Mann", der in dem alten, träumerischen, hinter seinen Bergen halb eingeschlafenen Hessenneste gefehlt hatte. Nur zu der Wirthin Töchterlein mochte er als Ehegatte nicht recht passen.

Die Lene war ein schlankes Mädchen von achtzehn Jahren, ein Hessenkind vom alten Schlage mit einem weich geschnittenen, bräunlichen Gesicht, scheuen Augen und einer gefährlichen Untiefe im Gemüth. Solch einer Untiefe, wie sie die still und unschuldig zwischen den Blumen und Weiden und Schilfbüscheln ihrer Ufer dahingleitenden Hessenflüsse haben — man meint — man kann überall die Sonne auf dem Geröll des flachen Bettes sehen — plötzlich aber wird das Wasser dunkel — still ruhig — und scheint kaum weiter zu fließen — dort geht es haustief hinab — die längste Ruderstange sucht vergeblich den Grund.

Braune, wellige Haare umgaben die schmale Stirn der Lene, ihre Art war sanft und nachgiebig; sie bildete das Gegentheil ihrer Mutter, einer stark unruhigen, geräuschvollen Frau, welche die große Wirthschaft in musterhafter Ordnung hielt.

Es war nach einem lauen, regnerischen Herbsttage — alle Fenster in dem Gasthofe standen offen — man hätte glauben können, der Frühling wolle wiederkehren, so mild und lösend war die Luft, aber die alten Kastanienbäume, die im Pflaster vor der Thüre wurzelten, warfen bereits nachlässig das raschelnde Laub auf die Steine und in das Bassin des mächtigen Stadtbrunnens, welches einige Schritte zur Seite rauschte und schäumte und den nimmermüden Strahl in die

Tiefe entsandte. Aus der Bierstube drang das Lachen und Reden trinkender Männer. Marianne, die fesche Kellnerin, rannte mit den gefüllten Seideln auf und nieder, ihre schwarzen Augen funkelten wie große Glasperlen, ein bunter Asterstrauß steckte coquet auf ihrer Brust. Träumerisch und allein saß Lene, die Braut, auf der grünen Bank unter den Kastanien am Brunnen. Einige Schulkinder hockten vor ihres Vaters Hausthür und sangen in langgezogenen Tönen ein altes, hessisches Kirchenlied:

„Wachet auf! ruft uns die Stimme —
Des Wächters sehr hoch von der Zinne!
Wach auf, du Stadt Jerusalem!
Von zwölf Perlen sind die Thore —
An deiner Stadt. Wir stehn im Chore
Der Engel hoch vor Gottes Thron".

Lene schauerte in sich zusammen und strich mit der Hand über die Stirn. Das „Wachet auf!" des so oft gehörten Liedes klang ihr heut' seltsam mahnend. Sie hatte ihr ganzes Leben bis heute verträumt und es ergriff sie eine Ahnung, daß das „Aufwachen" vor der Thüre stand.

„Warum schauert's dich? fragte der Ulrich Kothe, der neben ihr auf der Bank saß und an einem Blättergewinde band für das morgige Fest, „'s ist doch dein Lieblingslied".

Ulrich Kothe, allgemein „der lahme Ulrich genannt", weil er ein zu kurzes Bein und eine schiefe Schulter mit bekommen hatte, schien von der Mutter Natur dazu gezwungen, ein unnützer Kostgänger unseres Herrgott zu sein, wenigstens seine Thätigkeit auf Dinge zu richten, welche gesunde, strebsame Menschen als Nichtigkeiten betrachten und ein wenig unter die vogelfreien Gewerbe zählen. Ulrich war Kolporteur, er vertrieb schlechte Romane, für die untersten Volksschichten berechnete Zeitschriften, Traktätchen, Brandt's Schweizerpillen, den Königstrank und Pain Expeller. Er zog von Haus zu Haus und von Dorf zu Dorf, zuweilen gut aufgenommen, zuweilen vor die Thüre gejagt wie ein räudiger Hund — aber sein Gewerbe nährte seinen Mann, er ging gut gekeidet und konnte anständig schlafen, auch selber bessere Bücher lesen, als er feilbot, Bedürfnisse, welche ein in ihm lebender Tropfen vornehmen Blutes ohne fremdes Zuthun wach gehalten. Sein Vater war der mißrathene Sproß eines adeligen Geschlechts, der als Gefängnißwärter geendet und eine arme Dirne aus dem Volke geheiratet hatte. Um eine elende Summe, welche ihm von seinen Verwandten geboten wurde, hatte er seinen hochklingenden Namen und den allerdings schon etwas nach Hohn schmeckenden Titel „Baron" abgelegt, um den landläufigen Kothe zu führen. Er hätte der Welt keinen Sohn geschuldet, aber er gab ihn ihr dennoch großmüthig. Diesem Sohne war eine traurige, erste Kindheit geworden. Zwischen den öden, steilen, glatten Mauern des Gefängnißhofes hatte er gespielt. Strolche und Vagabunden — fahrendes Volk jeder Art, alte Säuferinnen, unverbesserliche Diebe — ewig rückfällige Bettler drückten dort die Gesichter an die eisernen Stäbe der Zellenfenster. Flüche und Seufzer, der ganze Jammer verlorener, verkommener Existenzen thaute wieder auf, die junge Menschenpflanze und der verschüchterte, kleine Bengel ahnte, daß es irgendwo auf Erden besser sei als hier — aber er wußte nicht wie und wo. Dann kam der Vater wegen Trunksucht vom Amte und bald darauf starben die armseligen Eltern am Typhus — sie überließen ihn wie er war dem Schicksal, das zuweilen keine gute Nährmutter ist — sie ließen ihm nur ein Erbtheil, das er ohne gefragt zu werden, antreten mußte, einen schlechten Ruf.

Kein Bürgerweib im kleinen Flecken wollte den verkrüppelten Jungen erziehen, als Gemeindekind wurde er im Armenhause groß. Man schonte weder seine Augen, noch seine Ohren, noch seine Sinne. Die Kinder der Armen sind furchtbar reich an Erfahrung. Sie wachsen auf, wissend wie das Alter. Sie müssen in die Tiefe tauchen, ohne Aussicht auf Rückkehr zur Höhe. Keiner bereitet dort dem Anderen eine Stufe zum Emporklimmen — alle fassen einander an — Genossen gleicher Hoffnungslosigkeit, Kämpfer in derselben endlosen Niederung.

Und doch blieb Ulrich keiner von den Aermsten, er lernte sich ducken und durchschlagen trotz seiner selbst, denn sein Herz war nicht zum Tragen gemacht, es lag meistens muthlos am Wege — aber er ließ es liegen und zwang seine Füße zum Weitergehen.

So wurde der Charakter des jungen Menschen zu einem seltsamen Gemisch von Großthuerei und innerlicher Verschüchterung — von keckem in's Leben Hineingehen und schmerzlichem Zurückziehen in sich selbst. Er besaß das Gemüth eines Naturkindes, welchem das Leben jene Schlauheit aufpfropfte, die den Nächsten auszieht, damit sie selbst nicht verhungert. Auch besaß Ulrich Kothe den Hang des Hessenvolkes zu einer tiefen, fast schwärmerischen Frömmigkeit — in der Schule hatte sein dürstender Geist, die überirdische, vergeistigte Lehre des Christenthums — vielleicht gerade, weil sie jeder Erfahrung seines Lebens so fern lag, mit doppelter Heftigkeit in sich aufgesogen — allein — welchen Zug seiner Umgebung — welche Einrichtung, die ihm bekannt war, konnte er mit ihr in Einklang bringen? Er schwankte zwischen Glauben und

Zweifel, er tastete unsicher umher, eine kleine, unbedeutende Existenz, welche unbewußt den gewaltigen Kampf aufgenommen hatte, in welchem die größten Geister zerschellt sind.

Zwischen Ulrich und Lene bestand eine langjährige Freundschaft. Obgleich der Junge lahm war, hatte es ihm doch nie an Muth gefehlt. Einmal hatte er die Lene gegen einen Haufen sie angreifender Buben geschützt und ein Loch im Kopfe und einen wunden Arm davongetragen. Als Belohnung für diese Heldenthat hatte die Frau Wirthin ihm das Amt des Stiefelwichsers in ihrem Gasthause angetragen — eine Ehrenstelle, mit deren Würde das Recht des Mittagsessens in der Küche zum goldenen Schwan verbunden war. Von da ab war Lene unzertrennlich geworden von dem blassen, verwachsenen Jungen, den alle Rohheit seiner Umgebung innerlich zu verrohen nicht vermocht hatte. Die Beiden führten mit einander theologische Gespräche. Beider Naturen konnten das Konkrete und Abstrakte, das ihrer Beobachtung geboten wurde, nicht in Einklang bringen. Eines Tages wohnten sie miteinander dem Begräbniß einer Schulkameradin der Lene bei. Sie standen auf dem alten baumbewachsenen, mauerumfriedeten Gottesacker, zwischen den halbeingesunkenen, verrasten Gräbern jenes Theils, der bereits wieder zu Ruhestätten neuer Gäste verwendet ward. Plötzlich schrie Lene auf, sie hatte mit dem Fuß an einen harten Gegenstand gestoßen. Ulrich bückte sich und fand den oberen Theil eines vermorschten Menschenschädels, der aus der Erde aufgewühlt, unbeachtet liegen geblieben war. Ulrich betrachtete das zerfaserte, braune Knochengewebe und warf es dann weit von dem zurückschauernden Mädchen fort.

„Und da glaube noch einer an das Wort: Auferstehung des Fleisches!“ murmelte er. Lene sah ihn scheu an und legte die Hand auf seinen Arm: „Horch!“ sagte sie. Mit seiner tönenden Stimme kündete eben der Geistliche: „Bei Gott ist kein Ding unmöglich“.

„Unser Lehrer sagt“, fuhr das Mädchen fort „man darf Gott nicht verstehen wollen, sonst kann man leicht wahnsinnig werden.“ Ulrich nickte. Er wußte, warum der Lehrer so sprach. Der Lehrer hatte eine sterbenskranke Frau und sieben hungernde Kinder. So rüttelten diese beiden jungen Menschen mit Kinderfingern an den großen Problemen des Lebens; sie rüttelten an dem Dache des Glaubens, dessen Einsturz die Schwachen begräbt. Aber das Gemüth, welches niemals gezweifelt hat, hat wohl auch niemals wirklich geliebt. Wir fragen in Angst und Besorgniß nur um jene Dinge, die uns wirklich am Herzen liegen.

Also Ulrich Kothe, der nun ein Zimmer in dem Wirtshaus zahlen und seinerseits dem kleinen Stiefelwichser ein Trinkgeld geben konnte, stand auf und hielt den fertigen Kranz prüfend in die Höhe.

„Mir ist gar nicht zu Muth, als wäre das Alles für mich“, sagte Lene — „mir ist gerade — als hielte eine Fremde Hochzeit und doch bin ich's selbst.“ Ulrich sah nieder auf ihren kolligen Scheitel und schwieg. Ihm war es nicht, als hielte eine Fremde Hochzeit — er wußte ganz genau, daß es sein Liebstes war, das morgen in den Besitz eines anderen überging. Er gehörte zu den Leuten, welchen nichts ferner liegt, als unbescheiden zu verlangen, was ihnen nicht werden kann — und doch — man kann seine Seele auch verspielen, ohne es zu wollen. Die ganze Seele des armen, jungen Menschen gehörte der reichen, schönen Wirthstochter aus dem goldenen Schwan. Er hätte alles für sie gethan, wäre für sie gestorben, hätte sich wie ein Teppich unter ihre Füße geschmiegt — aber die armen Menschen wissen in der Blindheit ihrer Vorurtheile nicht, daß die Fähigkeit zu lieben der größte Reichthum eines Menschen ist.

(Fortsetzung folgt.)

---

## Erinnerung an Wilhelm Münscher,

weiland Direktor des Gymnasiums in Hersfeld, gestorben im Jahr 1872 in Kassel.

Ihr Musen laßt mich singen, laßt mich sagen
Von einem Manne, der gewirkt, gestrebt,
In Lieb' und Treu', von Pflichtgefühl getragen
Der Jugend Bildung segensreich gelebt!
Sein freundlich Bild aus meinen Jugendtagen
Steigt wieder auf, das lieblich hat umschwebt
Mich schon so oft in ernsten, heitern Stunden,
Die mir in spätern Jahren hingeschwunden.

Du nah'st mir wieder jetzt, geliebter Schatten,
Führst mich zurück in die Vergangenheit,
Als Du in Hersfeld, dort im Land der Chatten,
Die Jugend hast gelehrt so lange Zeit;
Und ich, im Alter schon, dem lebensmatten,
Gedenke wieder Dein in Dankbarkeit,
Ich Deines Schaffens, Unterrichts auf's neue,
Ich Deiner großen Liebe, Deiner Treue.

Dich haben im Gedächtnis festgehalten
Beständig Deine Schüler weit und breit,
Gedacht an Dich, Dein liebevolles Walten
Mit Freude, Lust und Dankbarkeit.
Ihr Leben geistig, sittlich zu gestalten
Warst eifrig Du bemüht zu jeder Zeit;
Hast ihnen unermüdlich, unverdrossen
Den reichen Schatz des Alterthums erschlossen.

Welch einen geistigen Genuß gewährte
Der liebe Lehrer, wenn er vor uns stand,
Uns den Demosthenes, Horaz erklärte,
Gegeben uns zum Lesen in die Hand.
Und wie sich dann sein treuer Blick verklärte,
Wenn er besonders schöne Stellen fand!
Nicht wie ein Schulfuchs kleinlich uns zu meistern,
Verstand er seine Schüler zu begeistern.

O Glück! Es konnte damals freier walten
Ein Schuldirektor noch zu Deiner Zeit,
Sein Eigenwesen frisch und ganz entfalten,
Im Amt von Ueberbürdung noch befreit;
Noch nicht vom Schulrath ward er angehalten,
Mit der Natur, dem Geist in Widerstreit,
Schablonenhaft zu hasten und zu drängen,
Die Schüler in's Prokrustesbett zu zwängen!

Dir war die Freiheit, nach den Fähigkeiten
Den Musensohn zu bilden, noch verlieh'n;
Du hast ihn überwacht nach allen Seiten,
Ihn ernst ermahnt, den Müßiggang zu flieh'n;
Du warst bestrebt, die Jugend anzuleiten
Zu Gottesfurcht, zur Tugend zu erzieh'n,
Zum Edlen sie, zum Guten anzufeuern,
Und ihrem Leichtsinn väterlich zu steuern!

Wohlwollend, ehrlich, anspruchslos im Leben,
Dem Eigennutze fremd und hilfsbereit,
Treu dem Beruf, der Wissenschaft ergeben,
Vom Streberthume frei und Eitelkeit —
Warst Du den Schülern, ihrem Thun und Streben
Ein bleibend schönes Vorbild allezeit,
Das ihnen wie ein Stern zu Heil und Segen
Geleuchtet hat auf ihren Lebenswegen!

Vor Jahren schon bist Du dahin geschieden
In Kassel. Zwar bezeichnet uns kein Stein
Die stille Stätte, wo Du ruhst in Frieden;
Doch hast durch Treue, liebevolles Sein
Du selbst ein Denkmal Dir gesetzt hienieden,
Werthvoller als ein Kreuz, ein Leichenstein;
Im *Herzen* bei den Menschen fortzuleben
Ist doch der *schönste Lohn* für unser Streben!

**Otto Siebert.**

---

## Aus alter und neuer Zeit.

*Das Mausoleum des Kurfürsten Wilhelm II. von Hessen.* Wilhelm II., der Vater und Regierungsvorgänger des letzten hessischen Kurfürsten, wurde nach seinem im Jahre 1847 zu Frankfurt a. M. erfolgten Tode provisorisch in der Marienkirche zu Hanau beigesetzt. Hier wird er nun auch wohl für immer seine ewige Ruhestätte gefunden haben, obwohl er noch während seiner Regierung eine andere Stelle dazu bestimmt und zu ihrer Errichtung einen wahrhaft großartigen Plan entworfen hatte. Zum Platz dafür hatte er die Wilhelmshöhe gewählt, seinen Lieblingssitz, der ihm neben vielfachen Verschönerungen der Anlagen den neuen Wasserfall, sowie die Erbauung des Gasthauses, des Wachtgebäudes und des Pflanzenhauses verdankt. Dieser Plan ist aber leider unausgeführt geblieben, da er zu spät, erst kurz vor den Ereignissen des Jahres 1830, welche den kunstsinnigen Fürsten gar bald zur Niederlegung der Regierung und Entfernung ins Ausland veranlaßten, gefaßt wurde. Damit ist für Wilhelmshöhe, wie sich aus dem Folgenden ergeben wird, eine große Zierde verloren gegangen.

Die Zeichnung zu dem beabsichtigten Bau, die von dem als geschickter Zeichner bekannten Kurfürsten selbst herrührt, hat sich unter den Papieren des vor einigen Jahren verstorbenen Bauraths Regenbogen, welcher im Jahre 1830 zu Wilhelmshöhe die Stelle eines Hofbau-Inspektors bekleidete, nebst einigen von ihm dazu niedergeschriebenen Bemerkungen vorgefunden.

Diesen Aufzeichnungen entnehmen wir Folgendes: „Im Sommer 1830 kam der Kurfürst einige Tage vor seiner mit der Gräfin Reichenbach nach Wien und Karlsbad unternommenen und für ihn so verhängnißvoll gewordenen Reise eines Abends nach Tafel in mein im Erdgeschoß des Gasthofes befindliches Bureau und entwickelte mir unter Vorlegung der von ihm gemachten Zeichnung den Plan zur Errichtung eines zu seiner ewigen Ruhestätte bestimmten Mausoleums. Danach sollte dieses auf Montcheri rechts vom neuen Wasserfall in gleicher Höhe mit der Löwenburg in Form eines Tempels erbaut und rings mit Parkanlagen umgeben werden. In der Mitte des Tempels, dessen Licht von oben fällt, wird über der Gruft, in welcher der Leichnam ruht, ein marmorner Sarkophag errichtet. Der ganze Bau ist von drei Seiten mit einem eisernen Geländer umgeben, welches in jeder Seite halbzirkelförmige Ausbiegungen erhält und an deren Enden sich große Kandelaber und Fontainen befinden. An der offen gelassenen Seite führt durch ein Portal mit dorischen Säulen und vergitterter Thüre eine große, breite mit staffelförmigen Wangen versehene

Freitreppe, an deren Aufgang zwei in Marmor ausgeführte geharnischte Ritter zu Pferde Wache halten. Rechts und links vom Eingang werden zwei Thürme erbaut, deren einer zur Wohnung des Kastellans und der andere zum Wachtlokal zu dienen bestimmt ist."

**W. R.-L.**

---

Eine Anekdote aus dem Leben des letzten Kurfürsten.

Der leider zu früh heimgegangene Oberstallmeister und Flügeladjutant Hermann von Eschwege gehörte, wie sich die älteren Leser dieser Zeitschrift wohl erinnern werden, zu den Menschen, von denen man zu sagen pflegt: „Sie haben keinen Feind." Die Biederkeit seines Charakters und die Liebenswürdigkeit seines Wesens machten ihn zu einer der geachtetsten und populärsten Persönlichkeiten Kassels, auch bei denen, die politisch seine Gegner waren. Diese Eigenschaften, wie die Entschiedenheit seines Auftretens da, wo es nöthig war, erklären auch zur Genüge die einflußreiche Stellung, die sein kurfürstlicher Herr ihm gewährte. Niemals aber hat er seinen Einfluß zu Ungunsten eines Menschen benutzt, im Gegentheil that er Gutes, wo er konnte und insbesondere lag ihm das Wohl seiner Untergebenen unabläßig am Herzen. Die hübsche Art und Weise, wie er diese zu vertreten wußte, dürfte aus einer kleinen harmlosen Erzählung hervorgehen, die ich einem mir befreundeten, nun auch schon seit vielen Jahren verstorbenen Beamten des kurfürstlichen Hofes verdanke, die also wohl zweifellos den Anspruch auf Wahrheit erheben darf. Zugleich aber dürfte sie einen Beweis liefern für die Herzensgüte des Kurfürsten, die sich wohl selten verleugnet hat, wenn ihm nur eine Sache in der richtigen Weise, d. h. ehrlich und ohne Umwege, vorgelegt und vorgestellt wurde.

Eines Tages hatte bei seinem regelmäßigen Vortrage der Oberstallmeister einen Marställer, der lange Jahre treu gedient hatte, nun aber alt und gebrechlich geworden war, zur Pensionirung vorgeschlagen, der Kurfürst aber, der den Mann noch diensttauglich hielt, schlug das Gesuch ab. Eschwege sagt kein Wort, nimmt seine Papiere ruhig zusammen, behält aber die Sache fest im Auge. Nun ließ bekanntlich der Kurfürst — gewiß ein echt fürstlicher Zug — die Leibreit- und die Wagenpferde, die lange Zeit zu seinem persönlichen Gebrauche gedient hatten, niemals verkaufen, sondern, wenn sie abständig geworden waren und soweit sie nicht das Gnadenbrod in Beberbeck erhalten konnten, durch den Wasenmeister Rathemann in Bettenhausen erschießen. Bei dem nächsten Vortrag hatte Eschwege die Liste der Pferde vorzulegen, welche ausrangirt und erschossen werden sollten und wer malt das Erstaunen des Kurfürsten, als er unter den Namen der zu erschießenden Pferde auch den jenes Marställers findet. Scheinbar aufbrausend fordert er Erklärung, aber ruhig, als wenn es sich um die allernatürlichste Geschäftssache handele, sagt Eschwege: „Euer Königl. Hoheit haben die Gnade, die altgedienten Pferde todtschießen zu lassen, um sie im Alter nicht dem Elende preiszugeben und dieselbe gnädige Fürsorge, die einem Pferde zu Theil wird, darf wohl auch ein alter, treuer Diener in Anspruch nehmen." „Eschwege immer dummes Zeug", sagte der Kurfürst, der Marställer aber erhielt noch an demselben Tage eine gute Pension.

**v. S.**

---

## Aus Heimath und Fremde.

Kürzlich ist der neue Jahrgang der Zeitschrift des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde, neue Folge fünfzehnter Band (der ganzen Folge 25. Band), im Kommissionsverlage von A. Freyschmidt in Kassel erschienen und an die Mitglieder des Vereins vertheilt worden. Der uns vorliegende Band enthält folgende Aufsätze: 1) Zur Geschichte des Gerichts Viermünden und seiner Geschlechter. I. Die Vögte von Keseberg. Mit einer Stamm- und Siegel-Tafel. Von August Heldmann, Pfarrer in Michelbach. II. Die Schanzen in Hessen. Von Oskar Bug in Halbendorf bei Grottkau in Schlesien. Mit einer Karte. III. Zur Geschichte des dreißigjährigen Krieges, insbesondere des Jahres 1631. Von Hugo Brunner. IV. Aufzeichnungen des Pfarrers Johann Christoph Cuntz zu Kirchditmold aus der Zeit des siebenjährigen Krieges (1757—1762), herausgegeben von Hugo Brunner. Mit einer Karte. V. Das Damenstift Wallenstein zu Homberg unter Jérôme. Von Arthur Kleinschmidt. — Gleichzeitig gelangten noch zur Vertheilung an die Mitglieder des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde: der Jahrgang 1889 der „Mittheilungen" des Vereins, I.—IV. Vierteljahrsheft, sowie „Systematisches Inhaltsverzeichniß" zu dem von dem Verein für hessische Geschichte und Landeskunde herausgegebenen ersten 24 Bänden der Zeitschrift nebst den 20 Supplementbänden 2c., aufgestellt von W. Rogge-Ludwig, z. Z. Bibliothekar des Vereins.

---

Die s. Z. von uns angekündigte Komposition des tiefempfundenen Liedes „Wenn Du das Lied mir singst" von D. Saul ist jetzt für eine mittlere Singstimme mit Klavierbegleitung von Johann Lewalter, op. 25, I. im Verlage von Otto Kuprion zu Kassel erschienen. Ueber das Gedicht selbst brauchen wir uns weiter nicht zu verbreiten, wir haben es in Nummer 4 unserer Zeitschrift vom 15. Februar d. J. veröffentlicht und können mit Genugthuung sagen, daß es die vollste

Anerkennung aller gefunden hat, die es gelesen. Was nun die Komposition des reichbegabten Tonkünstlers Johann Lewalter anbelangt, so geben wir hier das Urtheil wieder, welches der Kunstkritiker der Kasseler Allgemeinen Zeitung über dasselbe gefällt hat 2c. Er schreibt: „Herr Lewalter hat mit seiner Komposition einen sehr glücklichen Griff gethan. Schon frühere Lieder haben gezeigt, daß seine Begabung wesentlich auf dem Gebiet des Volksmäßigen liegt, wir erinnern nur an seine meisterlich gelungene Weise zu Goethes „Ufem Bergli bin i gsässe.“ Auch hier hat er die Stimmung durchaus getroffen, die Mischung aus Wehmuth und Sehnsucht, welche den Grundton des Gedichtes bildet, spiegelt sich in der einfachen getragenen, nur von einzelnen vollen Akkorden gedeckten Weise klar und schön wieder. Diese Töne sprechen ergreifend zum Herzen — das Beste, was man von volksthümlicher Dichtung sagen kann“.

---

Am 20. Juli feierte das Zwillingspaar, Aktuar K. Chr. Friedrich Soldan und Pfarrer Friedr. Ludwig Soldan zu Großenwieden in der Grafschaft Schaumburg das Fest seines 90. Geburtstages. Aktuar Soldan war von Marburg, seinem Wohnorte, zu seinem Bruder, dem ehemaligen Pfarrer von Wittelsberg, nach Großenwieden geeilt, wo letzterer jetzt bei seinem Sohne, dem dortigen Pfarrer, lebt, um gemeinschaftlich das seltene Fest in der Familie begehen zu können. Beide Greise erfreuen sich noch vollkommener Frische des Geistes und Rüstigkeit des Körpers. Noch vor wenigen Jahren unternahmen sie gemeinschaftlich Fußtouren von mehreren Stunden und konnten damit selbst junge Männer beschämen. Aktuar Soldan, der früher häufiger und auf längere Zeit in Kassel zu verweilen pflegte, war wegen seiner Unterhaltungsgabe, seiner Schlagfertigkeit, seines treffenden Urtheils und seines nimmer versagenden Gedächtnisses bei allen, die ihn kannten, sehr beliebt und hochangesehen. Das ist ein gesegnetes Alter, dessen sich diese beiden Zwillingsbrüder erfreuen, möge es denselben noch recht lange blühen! Beiden hochgeehrten Herren bringen wir unsere herzlichsten Glückwünsche dar.

---

Universitätsnachrichten. Der Professor der Augenheilkunde und Direktor der Augenklinik, Geheimer Medizinalrath Dr. Schmidt-Rimpler in Marburg, hat einen Ruf an die Universität Göttingen erhalten und angenommen. Seit Ende der 70er Jahre ist er in Marburg thätig und zählt zu den ersten Autoritäten in seinem Specialfache. Auch in städtischen Angelegenheiten hat er schon seit Jahren eine sehr eifrige und erfolgreiche Thätigkeit entfaltet. Gegenwärtig bekleidet er das Amt des Vicebürgermeisters. Am 1. Oktober siedelt er nach Göttingen über. Man sieht ihn nur ungern von Marburg scheiden. — Der Professor der Botanik Dr. Karl Göbel in Marburg tritt demnächst eine längere Forschungsreise nach den Anden und Britisch-Guyana an. — Vom 15.—18. Juli feierte die Burschenschaft Arminia in Marburg ihr 30jähriges Stiftungsfest, an dem sich eine größere Anzahl älterer Herren betheiligte. Die Aufnahme seitens der Marburger Bürgerschaft war, wie stets bei ähnlichen Gelegenheiten, eine überaus freundliche und der Verlauf des Festes nach jeder Richtung ein sehr zufriedenstellender. — Gegenwärtig feiert das altrenommirte Marburger Corps Teutonia sein 65jähriges Stiftungsfest. Wir hoffen in der Lage zu sein, in einer der nächsten Nummern unserer Zeitschrift einen eingehenderen Bericht über diese Feier, die eine sehr glänzende zu werden verspricht, liefern zu können.

— An Stelle des an die Universität Breslau berufenen Professors Dr. Goswin Freiherr von der Ropp ist der Stadtarchivar Professor Dr. Höhlbaum in Köln an die Universität Gießen als ordentlicher Professor für mittelalterliche Geschichte berufen worden und hat den Ruf angenommen. — Am 28. Juli, Vormittags 10 Uhr, wurden die neuen Kliniken der Universität Gießen in Gegenwart des Großherzogs von Hessen-Darmstadt und des gesammten hessischen Staatsministeriums eröffnet. Zuerst hielt Herr Minister Finger eine Ansprache, die Entstehung der Bauten darlegend. Dann folgte eine Ansprache des Universitäts-Rektors Philippi und die Festrede des Professors Riegel. Um 12 Uhr wurde das Liebig-Denkmal enthüllt, ebenfalls in Gegenwart des Großherzogs. Nach einem Vortrage des Gesangvereins fiel die Hülle des Monuments, von Schaper's Meisterhand. Die Festrede des Professors A. W. Hofmann von Berlin (bekanntlich ein geborener Gießener und berühmter Schüler von Liebig) schilderte Liebig's Thätigkeit, wissenschaftliche Bedeutung und Charakter. Darauf erfolgte die Uebernahme des Denkmals durch den Bürgermeister Namens der Stadt Gießen, Schlußgesang und Gang um das Denkmal. Um 2 Uhr Mittags fand das von der Stadt den Ehrengästen gegebene Festmahl statt. (Frankf. Ztg.)

---

Todesfälle. Am 8. Juni starb zu Oberlahnstein der Realgymnasiallehrer Georg Zülch, der Vorstand des dort gegründeten Vereins für Alterthümer und eine Zeit lang Leiter der von diesem herausgegebenen Zeitschrift „Rhenus“. Das letzte Schulprogramm des dortigen Realgymnasiums enthält von ihm noch werthvolle Beiträge zur Geschichte Oberlahnsteins. Georg Zülch war am 7. März 1851 zu Melsungen als jüngster Sohn des Rektors und Pfarrers Karl Zülch geboren, und zeigte sich schon früh ungemein begabt, so daß er, erst 13 Jahre alt, 1864 in die Ober-

sekunda des Gymnasiums zu Marburg eintreten konnte. Während seiner Studienzeit in Marburg und Leipzig war er ein angesehenes Mitglied der Korps Teutonia und Lusatia. Sein Probejahr bestand er an dem Gymnasium zu Hadamar, wo er als Lehrer verblieb, bis er 1879 an das Realgymnasium zu Oberlahnstein versetzt wurde. Alle, die ihn gekannt haben, werden sich seines ungemein reichen Geistes, seiner großen Freundlichkeit im persönlichen Umgange gern erinnern. Der Tod von dreien seiner Kinder in einem Jahre, besonders des ältesten Knaben, der ganz sein Ebenbild, auch seine Hoffnung und Freude war, brach ihm das Herz und, nur 39 Jahre alt, schied er nach kurzer Krankheit viel zu früh aus dem Leben. Er ruhe in Frieden. **C. F. Z.**

Am 15. Juli starb zu Neustadt in Oberhessen der katholische Pfarrer Valentin Joseph Hoffmann. Derselbe war am 1. Februar 1810 zu Fulda geboren, besuchte das Gymnasium und Lyceum seiner Vaterstadt, studierte hiernach Theologie an der philosophisch-theologischen Lehranstalt des Priesterseminars zu Fulda, wurde am 1. März 1833 zum Priester geweiht, war dann Kaplan in Neustadt und Fritzlar, von wo er als Domkaplan nach Fulda versetzt wurde. Nachdem er in Margrethenhaun und Herolz als Pfarrer gewirkt hatte, wurde er auf Präsentation des Stadtrathes Stadtpfarrer in Volkmarsen, 1858 Pfarrer in Ungedanken und 1871 in Neustadt. Hier, wo er sein priesterliches Wirken begonnen hatte, schloß er auch dasselbe. Der Verblichene war ein würdiger Priester, ein pflichteifriger Seelsorger, der trotz seines hohen Alters und jahrelangen Siechthums sein geistliches Amt bis zu seinem Hinscheiden mit größter Gewissenhaftigkeit verwaltete. R. i. p.

In Berlin verschied unser hessischer Landsmann Dr. Otto Boersch, der in seinem Fache, der Feldmeßkunst, eine überaus ergiebige literarische Thätigkeit entfaltet und sich in der Gelehrtenwelt einen sehr geachteten Namen erworben hat. Otto Boersch war am 5. September 1817 zu Marburg als Sohn des Professors und Lehrers am Pädagogium Dr. Friedrich August Boersch geboren Er besuchte diese Anstalt und nachdem sein Vater nach Hanau versetzt worden war, das dortige Gymnasium. Nach Absolvirung des letzteren studirte er zu Marburg Mathematik und Naturwissenschaften. Hier war er Mitglied des Korps Guestphalia, ebenso beliebt wie hochgeschätzt bei seinen Kommilitonen. Von 1844 bis 1845 praktizirte er an dem Gymnasium zu Kassel, wandte sich aber dann der Feldmeßkunst zu und war bei der trigonometrischen Vermessung Kurhessens thätig. Zu Anfang der 60er Jahre wurde er zum Lehrer der praktischen Geometrie und Elementar-Mathematik an der höheren Gewerbeschule zu Kassel ernannt, in welcher Stellung er bis zu seiner Berufung nach Berlin verblieb. Ueber seine literarische Thätigkeit berichtet die „Vossische Zeitung“: Seine ersten Untersuchungen erschienen zu Anfang der sechsziger Jahre in Poggendorff's „Annalen der Physik“ und handeln von Neuerungen an Nivellirinstrumenten. 1866 gab er ebendort eine von ihm erdachte, aus einem Spektralapparat und einem Reflexionsgoniometer zusammengesetzte Meßvorrichtung bekannt. Gegen das Ende der sechsziger Jahre ging Boersch daran, in größeren selbstständigen Schriften von seinen Studien Nachricht zu geben, nachdem durch seine Uebersiedelung nach Berlin sein Wirkungskreis wesentlich erweitert worden war. Er veröffentlichte nacheinander eine „Anleitung zur Berechnung der rechtwinkligen sphärischen Koordinaten der Dreieckspunkte“ (Kassel 1868), „Tafeln für geodätische Berechnungen zwischen den geographischen Breiten von 35° und 71°“ (Kassel 1869), „Beschreibungen der Nivellir- und astronomischen Instrumente und Theodolite des Breithaupt'schen Magazins in Kassel (1871 und 1876) u. a. m. Einen wesentlichen Antheil nahm Boersch an der durch Jakob Baeyer's Betreiben veranstalteten europäischen Gradmessung, zuerst als Kommissar des Kurfürstenthums Hessen bei der 1862 veranstalteten mitteleuropäischen Gradmessung, späterhin als Mitglied des 1868 in Berlin eingerichteten geodätischen Instituts, bei welchem Boersch die Stelle eines Sektionschefs bekleidete. Im Interesse der internationalen Gradmessung fertigte Boersch auch sein letztes Werk, ein Repertorium der gesammten geodätischen Literatur, das vor Jahresfrist erschien. Zeitweilig war Boersch Professor der Geodäsie an der Berliner Gewerbeakademie. Er war einer der wenigen älteren Geodätiker von Ruf, der nicht wie Baeyer aus dem Militärstande hervorgegangen ist. Einer der drei Söhne von Boersch, Dr. Anton Boersch, wirkte neben seinem Vater an der geodätischen Anstalt in Berlin.

## Briefkasten.

O. S. Kassel. Mit unserem aufrichtigsten Danke verbinden wir die freundlichsten Grüße.

M. M. Kassel. Kann erst in der nächsten Nummer zum Abdruck gelangen. Wir bitten die Verzögerung zu entschuldigen und richten die herzlichsten Grüße an Sie und die ganze Familie.

R. Hersfeld. Sendung soeben erhalten. Ist uns recht erwünscht gekommen. Wird in der nächsten Nummer gebracht.

E. F. Z. Dambach. Wie Sie sehen, gleich benutzt. Besten Dank.

Dr. G. M. Kassel. Für gütige Zusendung besten Dank. Freundlichsten Gruß.



Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: F. Zwenger in Fulda, Druck und Verlag von Friedr. Scheel in Kassel.




№ 16. Kassel, 16. August 1890.

Das „Hessenland", Zeitschrift für hessische Geschichte und Literatur, erscheint zweimal monatlich zu Anfang und in der Mitte jeden Monats, in dem Umfange von 1½—2 Bogen Quartformat. Der Abonnementspreis beträgt vierteljährlich 1 Mark 50 Pfg. Einzelne Nummern kosten je 30 Pfg. Anzeigen werden mit 20 Pfg. für die gespaltene Petitzeile berechnet. Auswärts kann unsere Zeitschrift durch direkte Bestellung bei der Post, oder durch den Buchhandel, auf Wunsch auch unter Streifband bezogen werden; hier in Kassel nimmt die Buchdruckerei von Friedr. Scheel, Schloßplatz 4, Bestellungen, ebenso Anzeigen an. In der Post-Zeitungsliste für das Jahr 1890 findet sich das „Hessenland" eingetragen unter Nr. 2772.



## Jugend — ade!

Sie kam zu mir im leichten Kleid,
Mit Rosen, Flitter und Geschmeid.
Ihr holdes Antlitz, licht und warm
Schmiegt lächelnd sie an meinen Arm.
Sprach dann mit Augen vorwurfsvoll!
Ich weiß nicht, ob ich's sagen soll?
Und dennoch muß gesagt es sein:
„Mein Freund, ich laß' Dich jetzt allein.
Sieh her! ich war Dir wirklich gut!
Ich liebte deinen jungen Muth,
Den stolzen Gang, dein froh Gesicht!
Schriebst mir manch' zärtliches Gedicht!
Nun aber wirst Du stumm und kalt —
Das macht, mein Liebling — Du wirst alt!
Du sprichst so wenig, denkst so viel!
Rennst athemlos von Ziel zu Ziel
Und wenn ein Mensch Dir reicht die Hand,
Fragst Du nach Werth und nach Verstand!"
„So geh' denn hin!" rief ich im Zorn.
„Du Rose zeigst gar scharfen Dorn —
Wirst untreu und hast kalten Blick!"
Sie wich gedankenschnell zurück
Und schwand hinweg. Sie grüßte kaum.
Nahm mit sich Poesie und Traum.
Verschmerzt sie bald im Lebensdrang —
Tauscht and'rem Lied und tief'rem Sang.
Doch wenn manch' jungen Fant sie küßt —
Wie mir das doch am Herzen frißt.
Und ob sie noch so treulos sei
Und noch so schnell und noch so frei!
Ob Lug auch ist — was sie verhieß —
Ihr Kuß war dennoch ach — so süß —
Und heute noch — nach Jahr und Tag —
Wein' ich ihr kranken Herzens nach.

M. Herbert.



# Albrecht Christian Ludwig von Bardeleben.

## Kurfürstlich Hessischer Generallieutenant.

## 1777—1856.

Ein Erinnerungsblatt von C. v. Stamford.

(Fortsetzung.)

### Verbannung.
### 1832—1844.

Nur wenige wohl hielten dafür, daß der General lange Zeit hier zuzubringen haben werde, als er mit den Seinigen in den ersten Tagen des Septembers in Rinteln einzog; doch er selbst empfand sich als verbannt und eine andere Bedeutung hatte die Verwendung als Kommandant ohne irgend welche Streitmacht auch nicht, sie war militairisch sinnlos. Nachdem der Kommandant Morgens 8 Uhr die Meldung „Nichts Neues" des Platzmajors, eines Invaliden, entgegengenommen hatte, durfte er über den Rest seiner Zeit verfügen. Der Humor verließ unseren Freund auch hier nicht und als eines Tages seine Stütze im Dienst, ein Kapitän v. B. . . . ihm meldete, „es brennt in der Stadt", ertheilte er jenem den Befehl „Lassen Sie die Garnison ausrücken!" was den alten Soldaten nicht wenig verblüffte.

Die kleine Weserstadt vereinigte als Hauptort der Grafschaft Schaumburg mehrere höhere Behörden und andere Persönlichkeiten von Bildung und Bedeutung, der Ruf des Generals ging ihm voraus und man empfing ihn mit Zuvorkommenheit, die Bürgerschaft bezeugte ihm hohe Achtung. Bald schon fühlte er auch hier sich heimisch, die schöne Weserlandschaft gewährte ihm den Genuß, für welchen er so besonders empfänglich war, den der Natur; diese Landschaft regte dabei durch die über ihr schwebenden Erinnerungen an die furchtbaren Kämpfe der Germanen mit den Römern des alten Kriegers Antheil lebhaft an. Eine Reihe von Aufsätzen in dem in Lemgo erscheinenden „Lippe'schen Magazin" geben von Bardelebens Studien Rechenschaft. In Rinteln rief er einen litterarischen Verein ins Leben, in welchem er belehrende Vorträge hielt und dadurch Andere zu solchen anregte. Er hatte seit vielen Jahren die Gewohnheit befolgt, über Gegenstände, welche für das Allgemeine oder auch nur für ihn selbst Bedeutung hatten, schriftlich mit seinen Ansichten ins Reine zu kommen. Die politische Lage überhaupt, die in den 1830r Jahren unter scheinbarer Ruhe eine neue Zeit vorbereitete, dann die Verhältnisse seines Heimathsstaates beschäftigten Kopf und Feder des Veteranen auf das Lebhafteste; die Ueberschriften der noch vorhandenen Aufsätze lassen einen Blick darein thun, wie z. B.: Gedanken über das Hambacher Fest; Der Bundestagsbeschluß vom 8. Juni 1832; Volksgunst u. a. mehr.

Dem in Kassel durch Karl Bernhardi herausgegebenen „Verfassungsfreund", welcher in den seit dem Eintreten Hassenpflugs in die Staatsregierung immer unerquicklicher gewordenen Verhältnissen für das Recht des Landes wirkte, sandte Bardeleben Beiträge.

Seiner Ueberzeugung gemäß hielt er sich auf der Mitte; wenn er in einem Aufsatze „Meine Verbrechen" um das Jahr 1836 ausspricht: „ich war der oft so ausschweifenden Opposition des Professors Jordan durchaus abgeneigt", so schrieb er doch an Oberst von Canitz, Gesandten Preußens am kurhessischen Hofe, einen Jugendfreund, am 18. Oktober 1832: „ich weiß wohl, daß Preußen die hessische Verfassung nicht als ein liebes, sondern als ein unartiges Kind betrachtet — aber das Kind ist doch einmal in rechtsgiltiger Ehe geboren und darf, ohne eine Sünde zu begehen, nicht ermordet werden", schwermüthig fügt er hinzu „Von den preußischen Lichthöhen aus gesehen, mag Manches freilich gar wunderbar erscheinen, denn den Hessen drücken nicht unbegründete Besorgnisse, von denen der Preuße seit Jahrhunderten nichts weiß."

Der General wurde von den Städten der Grafschaft Schaumburg zu ihrem Vertreter in dem Landtage des Jahres 1833 gewählt; er nahm, nach Genehmigung des Regenten, obwohl er selbst seine Befähigung unzureichend hielt, die

Wahl an „da er doch vielleicht dem Vaterlande nützen könne." Seine Stellung war eine schwierige, die Regierung hielt dafür, daß ein hoher Offizier gar nichts anderes thun dürfe, als streng auf ihrer Seite zu stehen, die Wähler vermeinten, er habe ihre Anschauungen und Wünsche zu vertreten. Bardeleben verhielt sich seiner Ueberzeugung gemäß und da fand er sich mehrfach veranlaßt, mit der Opposition zu stimmen. Anfänglich von Regierung und Hof mit Entgegenkommen und Auszeichnung behandelt, hatte er später neue Ungnade zu erfahren. Ueber die Versammlung, in welche er am 5. Juli 1833 eintrat, verzeichnete er: „gar bald wurde ich sehr unangenehm berührt von dem so durchaus unparlamentarischen Ton, der sowohl von Seite der Landtagskommission, als von Seite der Stände in der Versammlung statt fand. Bitterkeit und Mißtrauen sprachen sich bei jeder Gelegenheit aus, nicht allein die Landtagskommission gegen die Ständeversammlung und diese gegen jene, sondern auch die Mitglieder der Kammer unter sich standen schroff einander gegenüber und viele entwickelten ihre Ideen in so unangemessener schonungsloser Sprache, daß mir in Wahrheit oft das Herz klopfte vor Besorgniß . . ." Ist das auch nur der Eindruck, welchen ein Einzelner von dem Gebahren in der Versammlung empfing, so war dieser doch ein alter schlachtenerprobter Krieger; man muß sich erinnern, daß seit einem Jahre Hassenpflug in der Staatsregierung die leitende Kraft war und dem Widerwillen seines Gebieters gegen die Verfassung durch Lahmlegung derselben mittels Deutungen und Kniffen diente, wodurch Erbitterung erzeugt werden mußte. Bedeutsam ist eine kurze Schilderung der einzelnen Mitglieder, welche indessen nur mit Nummern aufgeführt werden; die nur auf Schomburg zu beziehende sagt: „ein Mann von hoher Redlichkeit und großer Befähigung, der ein wahrhaft schönes Ziel vor Augen hatte, der aber auf dem steinigen Wege dahin bald rechts, bald links ausgleitete, weil er bald hier bald dort die Steine des Anstoßes zu umgehen suchte . . ." Jordan wurde durch Hassenpflug hartnäckig vom Eintritte in diese Versammlung abgehalten. Aus den mehrfach launigen Charakteristiken wird ersichtlich, daß Bardeleben nur eine geringe Zahl der Abgeordneten als zu ihrer wichtigen Rolle geeignet ansah, daß er namentlich bei vielen den Mangel der erforderlichen Kenntnisse bemerkte, was er bei sich selbst auch anführt. Als die Anklage gegen den Minister Hassenpflug beschlossen wurde, gab der General seine Stimme dafür ab, wiewohl ihm „die starre Kraft des Ministers eine erfreuliche Erscheinung gewesen wäre, wenn sie nur mit der Verfassung in Einklang hätte gebracht werden können und nicht sich so höhnend darüber hinausgesetzt hätte." Nach solcher Stimmgebung war Bardeleben in den herrschenden Kreisen anrüchig und als er in dem Militairausschusse einige Wünsche der Staatsregierung für das Heer nach bester Ueberzeugung nicht befürworten konnte, begegneten dem „Feinde der Armee" auch von Offizieren unzufriedene Mienen.

Abgeneigt, die noch während der Tagung dieses Landtages vorgenommene Wahl zum nächsten für seine Person anzunehmen, ließ er sich doch von Carl Wippermann, welcher selbst Wahlmann in Rinteln war, dazu bewegen und wurde auch einstimmig wiedergewählt. Als ihm jedoch vier Mitglieder des Stadtrathes von Rinteln, als Wahlmänner, verschiedene Punkte angaben, in denen sie die Thätigkeit ihres Abgeordneten zu leiten wünschten und ihn ersuchten, sie über den Gang der ständischen Verhandlungen auf dem Laufenden zu erhalten, fand er das nicht mit seinen Anschauungen über seine Stellung als Vertreter von fünf Städten vereinbarlich und er sprach den Unterzeichnern des Schriftstücks sein Befremden über dessen Inhalt aus. Die Wiederwahl lehnte er ab.

Ein so erfahrener, gemäßigter, vaterlandsliebender Mann würde in dem Kampfe jener Jahre vortheilhaft haben wirken können, wenn er die Ruhe seines angenehm dahinfließenden Lebens länger einer Thätigkeit hätte opfern wollen, mit welcher er selbst nicht zufrieden war. Kein Zweifel auch, daß seine Laufbahn in Kurhessen jetzt endgiltig abgeschlossen war.

Dem Freunde Canitz hatte er schon früher ausgesprochen „seit Antritt der Regentschaft und seit Heßberg Kriegsminister ist, bin ich durch Wort und That oft gekränkt worden", und scheint hiermit andeuten zu wollen, daß er nicht dem Kurprinzen allein das ihm Angethane zuschreibe. Er hat auch ausdrücklich aufgezeichnet, daß vielfältig seine Worte und Handlungen bei dem Fürsten falsch dargestellt worden seien, um ihn gegen Bardeleben ungeneigt zu stimmen. Daß dies so rasch gelungen war und der Regent ihm nie Gelegenheit zur Rechtfertigung gegeben hatte, kränkte ihn auf das tiefste und er sprach dies gegen den ihm in treuer Freundschaft zugethanen Kapitän von Hohenfels, seinen ehemaligen Adjutanten, aus, der ihm versicherte, der Kurprinz hege Achtung für ihn. Hohenfels hatte weiter gegen Bardeleben geäußert, er sei der einzige Mann, welcher die Schwächen des Regenten würde unschädlich machen können, wenn er ihm nahe stünde, auch dem Generale seine Zurückhaltung gegenüber dem Regenten

zum Vorwurfe gemacht. Das wies Bardeleben zurück und sagte, da der Prinz von Hause aus Ungerechtigkeit gegen ihn geübt habe, hätten Selbstachtung und Stolz ihm nicht erlaubt, die ihm nicht gegebene Gelegenheit zur Rechtfertigung zu suchen. Am Schlusse des aus einem edlen männlichen Charakter erflossenen Briefes rief der General dem jüngeren Freunde zu: „Bleiben Sie ja dem Fürsten, der Sie freundlich und schonend behandelt, treu und ergeben, denn es ist eine gar schöne Sache, seinem Fürsten persönlich zugethan zu sein — fahren Sie fort, die menschlichen Mängel des Prinzen der Menge zu verbergen und ihr nur die guten Seiten zu zeigen, gegen ihn aber immer wahr zu sein, wie dies in Ihrem Charakter liegt . . .“ Das war im Jahr 1836. Noch einen Offizier, welcher die Schule in Bardelebens Regimente durchgemacht hatte, finden wir in dieser Zeit dem einstigen Kommandeur in Anhänglichkeit und Verehrung zugethan, den damaligen Premierlieutenant Karl von Loßberg, einen unterrichteten, tüchtigen jungen Mann, welcher dem Generale sein Inneres öffnete und sich Rathes erholte.

Welche Empfänglichkeit der alte Krieger sich für das Geistige bewahrt hatte, lehren die Gegenstände mit denen er sich beschäftigte: unter dem Pseudonym A. D. Nebelrabe (Anagramm von A. Bardeleben) schrieb er Aufsätze militairischen, politischen, wie schönwissenschaftlichen Inhaltes in verschiedene Blätter; Heinrich Koenig suchte ihn zu bewegen, eine Zusammenstellung der Frauengestalten Shakespeare's, Goethe's, Schiller's und Jean Paul's zu verfassen, was er jedoch ablehnte. Ueber „Geothe's Briefwechsel mit einem Kinde“ sprach er sich in einem Aufsatze aus und die Erscheinungen der Litteratur verfolgte er mit Aufmerksamkeit. Seine Schrift „Zweifel und Ansichten über die Lage des von Drusus im Jahre 11 v. Chr. erbauten Kastells an der Lippe, Kassel 1839“ hat noch heute Werth; ihre gesunden militairischen Anschauungen und Untersuchungen haben, wie es scheint, die Aufklärung über die Lage des von Drusus im Jahre 11 v. Chr. angelegten Kastells an der Lippe gebracht und es ist ihnen nach mehr als fünfzig Jahren noch die Verbreitung zu wünschen, welche offenbar ihnen fehlt. Wie der General dem jungen Franz Dingelstedt aus Rinteln freundlich führend in dieser Zeit nahe getreten ist, hat Julius Rodenberg in der „Deutschen Rundschau, 1889 Heft 10“ in schöner, fesselnder Weise geschildert, das Andenken Bardelebens mit dem des berühmten Schriftstellers verknüpfend. Und noch etwas erhält sein Gedächtniß, ohne daß man sich dessen bewußt wäre; in dem Briefwechsel, durch welchen der General mit seinen zahlreichen Freunden und Verehrern in Beziehung sich erhielt, erfand er den sinnigen Gruß „von Haus zu Haus“, welcher heute weit verbreitet ist und einen Schluß auf das Leben in der Familie Bardeleben's gestattet.

Die Ruhe des Veteranen wurde ernstlich bedroht, als ihm im Jahre 1839 aus Kassel und aus Marburg vertrauliche Mittheilungen zukamen, nach denen der Untersuchungsrichter in dem gegen Professor Jordan angestrengten Prozesse die Verhaftung des Generals von Bardeleben beantragt hatte. Begründet sollte sie werden dadurch, daß dieser mit Jordan Umgang gehabt, an Gastmahlen ihm zu Ehren theilgenommen, die Gattin desselben zu Grabe geleitet, bei der Fahnenweihe der Bürgergarde zu Marburg eine lange Rede gehalten, die Bürgergarde ihm ein Hoch gebracht habe und anderes noch Schwächeres. Er sagte sich selbst, „daß bei der damaligen Rechtlosigkeit, Kabinetsjustiz und Verfolgung gewissenhafter Richter in Kurhessen“ er jahrelange Untersuchungshaft zu erwarten hätte, wenn das mit der Angelegenheit beauftragte Generalauditorat darauf einginge. Allein diese höchste Militairbehörde erklärte, die Verhaftung nicht verfügen zu können, lehnte sogar jede Vernehmlassung ab, wenn nicht bessere Gründe beigebracht würden. Das kam jedoch erst nach längerer Zeit zur Kenntniß des Generals und er mußte bis dahin in der peinlichen Sorge schweben, in das Netz einer unabsehbaren Untersuchung verstrickt zu werden. Bald hiernach lebte die Familie wieder in Freude auf durch die Verlobung der Tochter Emilie mit Wilhelm Schirmer, dem großen Landschaftsmaler, welcher im August 1841 die Braut heimführte.

Ueber ein Jahrzehnt hatte das befriedende Stillleben gewährt, ab und zu unterbrochen durch den Besuch auswärtiger Freunde, da ballte sich von Neuem Gewölk über dem Haupte des Kommandanten von Rinteln. Er wußte, daß er „gleichsam wie ein Verbrecher“ unter polizeilicher Aufsicht stehe, von Spionen umgeben sei, welche seine Worte und Handlungen nach Kassel zu berichten hatten; doch, sagt er, „nahm ich keine Rücksicht darauf in dem Bewußtsein, nur das Wahre und Richtige zu wollen“. Es fand sich jedoch ein Umstand, mit dem er gefaßt werden konnte. Ein Befehl des Regenten berief ihn „zu einer Vernehmlassung“ im Dezember 1843 nach Kassel; der General wurde eingestandenermaßen des Vergehens schuldig erkannt, einmal ohne Urlaub (den nur der Kurprinz gewähren konnte) eine Nacht aus der Festung (die bereits unter König Jérôme's Herrschaft geschleift worden war) abwesend gewesen zu sein“. Hierbei

wurde sein weiteres Vergehen aufgedeckt, in Rinteln bürgerliche Kleidung getragen zu haben und er infolge dessen von dem Kurprinzen mit acht Tagen Hausarrestes belegt, welchen er in der Wohnung seines Sohnes Albrecht, Majors und Kommandeurs der Garde-du-Korps, zu verbüßen hatte. Zahlreicher und beständiger Besuch nahm dieser Demüthigung etwas von ihrer Schärfe, sodaß Bardelebens erste Worte beim Wiedersehen der Seinigen in Rinteln waren: „Ach! das waren vierzehn köstliche Tage!*)

Der alte Soldat harrte pflichtmäßig noch einige Zeit auf dem Posten aus, welcher höchstens in den Augen des Kurprinzen eine Bedeutung hatte, dann bat er im Mai 1844 um seinen Abschied, weil er sich nicht mehr dienstfähig fühle; er wurde ihm baldig gewährt.

*) Das Tragikomische der Sache zu erhöhen, forderte der Kurprinz Bardeleben nach der Rückkehr auf seinen Posten zum Berichte darüber auf, ob auch der Platzmajor zu Rinteln bürgerliche Kleidung getragen habe und wenn dieses der Fall gewesen sei, wie der Kommandant dieses bestraft habe. Der General berichtete, „er habe höherer Entscheidung nicht vorgreifen wollen, nun aber den strafbaren Offizier, welcher jedenfalls durch das üble Beispiel seines Kommandanten verleitet worden sei, mit vier Tagen Hausarrest belegt“.

(Schluß folgt.)



# Rhön und Spessart, die kleine Vendée.

## 1796.

Von A. Zwenger.

(Schluß.)

Es war ein erschütternder Anblick, die Ueberreste des völlig gesprengten französischen Korps unter Bernadotte am 7. September in Frankfurt ankommen zu sehen. Auf jedes Gesicht hatte das Entsetzen seine starren Züge eingegraben. Und die Verfolgung der Landleute hörte nicht auf. Ueberall waren sie da, auf den Feind zu schlagen. Durch diese bewaffneten Bauern verloren die Franzosen den größten Theil ihres Raubes wieder, den sie in den eroberten Ländern zusammengebracht hatten. Noch in der Gegend von Rüdesheim erbeuteten die Bauern 50 Wagen mit Tuch, Kattun und dergl. Effekten, nachdem sie die Eskorte in die Flucht gejagt hatten. Und jenseits der Lahn griffen die Nassau-Siegen'schen Landleute neun Geldwagen, von Chasseurs begleitet, an und machten eine ansehnliche Beute.

Wenden wir uns jetzt wieder dem Hauptkorps der Sambre- und Maas-Armee unter dem Obergeneral Jourdan zu, welche wir bei Schlüchtern verlassen haben. Als Jourdan unterrichtet wurde, daß sich der Feind auf der Seite von Orb und Aufenau gezeigt habe, zog er am 7. September über Ulmbach, Birstein, Nidda, Butzbach nach Wetzlar, wo er am 11. September anlangte. Bei Gießen kam es am 16. September zu einem Treffen zwischen den Oesterreichern und den Franzosen, das zu Ungunsten der letzteren ausfiel. Unter anhaltenden Gefechten zogen sich die Franzosen, zu denen jetzt auch die Division Marceau von Mainz aus gestoßen war, nach dem Rhein zurück. Bei Altenkirchen wurde am 19. September General Marceau tödtlich verwundet.

„Da nichts rührender“, heißt es in Posselt's Europäischen Annalen, „als der Tod eines heldenkühnen Jünglings und dem Menschenfreund nichts erfreulicher ist, als Züge von Edelmuth mitten in der Wuth des Krieges, so verdient Marceau's Tod hier etwas näher beschrieben zu werden . . . Ein Trupp französischer berittener Jäger plänkelte mit einigen österreichischen Husaren. Marceau ritt hin, um das Terrain zu rekognosziren: ein Tyroler Scharfschütze, hinter einem Baum verborgen, erkennt ihn an den Auszeichnungen seines Grades, zielt, und jagt ihm eine Kugel durch den Leib; man trägt ihn nach Altenkirchen. Da am folgenden Tage der österreichische Vortrab diesen Ort besetzte, so begab Feldmarschalllieutenant Kray sich sogleich selbst zu Marceau; die Augen des grauen Kriegers feuchteten sich: Er war's, der seit zwei Jahren fast immer Marceau gegenüber gefochten hatte. Noch war einige Hoffnung für dessen Erhaltung übrig; Erzherzog Karl ließ ihn durch seinen eigenen Wundarzt besorgen, aber in der Nacht auf den 21. September wurden die Symptome drohender und um 6 Uhr starb er. Die französischen Offiziere, die bei ihm geblieben waren, erbaten sich vom Erzherzog, daß der Leichnam auf das jenseitige Rheinufer geführt werden dürfte. Er bewilligte es, indem er sich nach der Zeit der Leichenfeier erkundigte;

und in dem verschanzten Lager bei Koblenz ward Marceau unter dem Geschützdonner der beiderseitigen Armeen beigesetzt. Kaum 27 Jahre alt, hatte er sich durch die zwei fürchterlichen Schlachten, die er in der Vendée (bei Mans und Savenay) gewann, und durch zwei Feldzüge am Rhein, während deren er den rechten Flügel der Sambre- und Maas-Armee kommandirte, einen hohen Rang unter den Feldherren der französischen Republik und bleibendes Andenken in der Geschichte erworben. Er war unstreitig der menschlich-edelste unter den Generalen der Sambre- und Maasarmee. Sein Betragen in Deutschland war ohne Anmaßung, leutselig und grundverschieden von der Brutalität seiner Kameraden. Er war edelmüthig gegen wehrlose Feinde und durch reinste und ritterlichste Sitte ausgezeichnet. Das Fort bei Koblenz, in welchem seine Leiche beigesetzt wurde, trug 18 Jahre seinen Namen." —

„Welche Veränderungen hatte die Sambre- und Maasarmee im Laufe eines Mondes erfahren! .... Von der Grenze Böhmens, von jener stolzen Stellung hinweg, worin sie die Hauptstadt Oesterreichs bedrohte, war sie nun bis über die Sieg zurückgeworfen: durch so viele Treffen, und einen Rückzug, der mißlicher als alle Treffen war, geschwächt, ihre Lorbeeren verwelkt; sie selbst kaum mehr dieselbe. General Jourdan, durch diese Kette von Unfällen gebeugt, legte den Oberbefehl über die Armee nieder, der nun dem General Beurnonville, bisherigen Oberfeldherrn der Nordarmee, ertheilt ward; General Ernouf, Chef des Generalstabs, ward zur Verantwortung nach Paris abgerufen; General Colland außer Dienst gesetzt; General Bollemont war bei Würzburg in österreichische Gefangenschaft gerathen; General Marceau bei Altenkirchen geblieben. Zu spät forderte jetzt (14. Sept.) das französische Vollziehungsdirektorium in einer Botschaft den Rath der Fünfhunderte auf, „daß doch plötzlich Maßregeln beschlossen werden möchten, wodurch man die Kriegszucht bei den Armeen der Republik herstellen, und allen Unordnungen derselben, mit schleuniger Anwendung der strengsten Gesetze, steuern könnte, damit nicht ihre Ehre durch das Betragen einzelner Mitglieder im Auslande geschändet, selbst ihre Siege ihnen, im Fall eines Rückzuges, zum Verderben, und ihre dort angenommene Gewohnheit einst, bei ihrer Rückkehr, selbst dem Herzen des Vaterlandes tödtlich werden möchten".

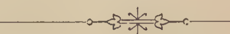
„Ueberhaupt war Jourdan's Rückzug Stoff vieler Gährung, und die Mißvergnügten frohlockten darüber. Stärker als je sprach man jetzt gegen den ewigen Krieg im Auslande. „Macht Frieden!" so erhob sich um diese Zeit ein Journalist*), der hierin als Organ der öffentlichen Meinung betrachtet werden kann — „macht Frieden! wir sagten euch das mitten im Taumel eurer Siege. Macht Frieden! so rufen wir euch jetzt nach einer Reihe von Unfällen zu; und wenn der Sieg wieder zu unsern Fahnen zurückkehrt, wird ewig unsere Mahnung an euch bleiben: macht Frieden! Was soll diese starre Unempfindlichkeit, womit man Ströme fränkischen Blutes vergießt? . . . Wie? der mörderischste unter unsern Feldzügen; so viel hundert Treffen seit sieben Monden; so reißend schnelle Eroberungen; so plötzliche Rückzüge; dies ganze staunenswürdige Gemisch von Glück und Geduld und Heroismus, das die Triumphe unserer Armeen schuf, und sie selbst noch in ihren Niederlagen sichert, soll verloren sein für sie, für's Vaterland, für die Ruhe von Europa! . . Der Feind — sagt ihr — weigert sich, uns um Frieden zu bitten; in Wien wollen wir ihn dazu zwingen. Welch' seltsame Sprache! Reizt ihr nicht, je mehr ihr einen Feind in den Mittelpunkt seiner Macht verfolgt, desto wilder seinen Grimm, seinen Stolz auf? Ihr verzehnfacht seine Kräfte. Auf allen Punkten, die ihr bedroht, werden plötzlich Tausende von Bewaffneten aufstehen .... Und was bietet ihr ihnen, um sie für euch zu gewinnen, diesen Völkern, die Sprache, Sitten, Interesse, Alles von euch trennt? — ihr kommt zu ihnen mit unerschwinglicher Kriegssteuer, mit der endlosen Quälerei eurer Requisitionen; mit allen Ausschweifungen einer Undisziplin, der ihr nicht steuern könnt .... Ihr wollt bis nach Wien vorrücken? . . . Macht Frieden!"

Am 7. April 1797 wurde der Präliminarfrieden von Leoben, am 17. Oktober 1797 der Frieden von Campo Formio geschlossen. Alle diese Verträge trugen aber den Keim zu neuer Zwietracht, zu neuen Kämpfen in sich, und spät, nach Jahrzehnten erst, sollte sich der Tempel des Janus schließen, denn damals in dem Jahre 1796, im italienischen Feldzuge, ließ Napoleon zuerst sein Feldherrngenie leuchten und bald sollte ganz Europa zu einer Kriegsflamme werden. Merkwürdig, während jene weltbewegenden Aktionen in der Mitte der 90er Jahre vorgingen, bekümmerte sich das gebildete Publikum Deutschlands weit weniger um den Krieg und die Noth des Vaterlandes, als um die geistreichen und witzigen Xenien, die gerade damals Goethe und Schiller drucken ließen, als um die ersten Romane Jean Paul's und um die neue Philosophie des jungen Schelling. Die

*) Lacretelle der jüngere.

literarische Welt nahm keine Notiz von der wirklichen.

Wir sind zu Ende. Von dem merkwürdigen Beispiele, welches das Volk in Franken, auf der Rhön, im Spessart geliefert hatte, war den Regierungen ein überaus deutlicher Wink, ein ganz unverkennbarer Fingerzeig gegeben, wo die Rettung des Reiches zu suchen sei. Nichts war einfacher, nichts sogar nothwendiger, als daß alle deutsche Fürsten das Volk überall in Masse zu den Waffen rufen mußten zur gemeinsamen Abwehr des Feindes und zur Behauptung der Integrität des Reiches. Aber die Fürsten waren verblendet, das Beispiel, die Lehre, die ihnen das Landvolk der Rhön, des Spessarts gegeben, sie waren vergeblich. Mehr als eine verlorene Schlacht betrugen die Verluste, die allein die Rhönbauern den Franzosen beigebracht hatten und noch lange lange Jahre war für die letzteren die trübste Erinnerung der Gedanke an ihren Rückzug von 1796 durch die Rhön und den Spessart, die kleine Vendée. —



# Die sechsundfünfzigste Jahresversammlung des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde in Fulda.

(Schluß.)

Wie im Programm vorgesehen, folgte nach dem Frühschoppen um 1 Uhr Mittags der Besuch der hervorragendsten Sehenswürdigkeiten Fuldas. Zunächst begaben sich die Festgenossen unter der Führung des Herrn Bauraths Hoffmann in die Michaelskirche, die 820—822 vom Abte Eigil erbaut, die zweitälteste Kirche Deutschlands und ein Muster des karolingischen Baustils ist. Mit ihr hatte sich der Baurath Hoffmann in seinem Vortrage am Vormittage speciell beschäftigt und so war Gelegenheit geboten, sich von seinen Ausführungen jetzt auch durch den Augenschein zu überzeugen. Wir wollen hier nicht unerwähnt lassen, daß die Kirche im Jahre 1855 vom Professor Lange in Marburg, früher in Fulda, stilgemäß restaurirt worden ist und daß dieser noch eine kleine Schrift über die Michaelskirche veröffentlichte, die heute noch ihren Werth hat. Von der Michaelskirche begab man sich in den Dom zur Besichtigung der sehr reichen Domschätze. Hier empfing Herr Prälat Dr. Komp die Gäste und übernahm in freundlichster Weise die Führerrolle. Zum Schlusse begaben sich die Festgenossen in das vom seligen Bisthumsverweser Hahne gestiftete städtische Museum in dem großen umfangreichen Gebäude, das ursprünglich (1581) vom Papste Gregor XIII. als Seminarium errichtet, dessen Leitung den Jesuiten unterstand, 1802 unter der Regierung des Erbprinzen von Oranien, zur Kaserne umgewandelt wurde und heute als städtisches Schulgebäude dient. In ihm befindet sich ein prachtvolles Oratorium, dessen schöne Deckengemälde, Bilder aus dem Leben des hl. Franciscus Xaverius, des Mitbegründers des Jesuitenordens und Apostels der Inder, darstellend, neuerdings vom Maler Witzel in sehr geschmackvoller Weise restaurirt worden sind. In dem städtischen Museum empfing Herr Oberbürgermeister Rang die Gäste und machte selbst in der ihm eigenen liebenswürdigen Weise den Führer durch die Ausstellungsräume. In der an werthvollen Alterthümern reichen Sammlung erregte ganz besondere Aufmerksamkeit der mächtige goldene Ehrenpokal der Stadt Fulda, dessen wir schon bei anderer Gelegenheit gedacht haben. Sein Werth wird auf 25000 Mark geschätzt.

Kurz nach 3 Uhr begann das Festmahl in dem weißen Saale des Orangeriegebäudes. Der Vorsitzende, Herr Major v. Stamford, brachte den ersten Toast auf den deutschen Kaiser Wilhelm II. aus. Ihm folgte als Redner Landgerichtspräsident Koppen von Hanau, dessen in warmen Worten ausgebrachter Trinkspruch auf die Stadt Fulda mit lebhaftem Beifall aufgenommen wurde. Ihm antwortete Herr Oberbürgermeister Rang mit einem Hoch auf den hessischen Geschichtsverein. Seine in gefälliger Weise mit Humor gewürzte Rede fand nicht minder großen Anklang. Es brachten dann noch Toaste aus die Herren Pfarrer Wissemann von Kassel, Landesbibliothekar Dr. Brunner von Kassel, Gymnasialoberlehrer Dr. Wesener von Fulda, Pfarrer Heldmann von Michelbach &c. An dem Festmahle betheiligten sich etwa 80 Personen. Die Theilnahme von Damen verlieh demselben eine ganz besondere Weihe. Gegen 6 Uhr wurde die Tafel geschlossen. Für das Arrangement verdient Herr Michael Epstein alle Anerkennung. Die Speisen waren vortrefflich, die auserlesenen Weine aus dem Keller des Herrn August Müller, des Besitzers des weithin rühmlichst bekannten Gasthofes „zum Kurfürsten“, vorzüglich, die Dekoration des an sich schon durch seine prächtigen Stukkaturarbeiten und Plafondgemälde imponirenden großen Saales zeugte von Sinn und Geschmack.

Nachdem die Festgenossen noch Spaziergänge in die nächste Umgebung der Stadt, deren landschaftliche Schönheit ja bekannt ist, namentlich nach dem Frauenberge und dem Kalvarienberge unternommen hatten, schloß der Hauptfesttag mit dem Abendtrunke im Kaisersaale. Anderen Tages erfolgte dann der Ausflug nach der Milseburg und dem Schloß Bieberstein. Die Sonne meinte es mehr wie gut und manchem der Theilnehmer mag der Aufstieg nach der Milseburg nicht so ganz unbeschwerlich gefallen sein. Aber die Herren des Kasseler Vorstandes hatten es ja so gewünscht, eine einfache Fahrt nach Schloß Bieberstein, wie sie der Fuldaer Zweigverein vorgesehen hatte, war ihnen zu geringfügig, sie glaubten in dem Vorschlage nur die Neigung der Fuldaer zur Bequemlichkeit zu erkennen, nun sie werden durch die eigene Erfahrung eines Anderen belehrt worden sein.

Das Fest hat von seinem Beginnen bis zu seinem Schluße einen sehr angenehmen Verlauf genommen und wird gewiß bei allen Theilnehmern in gutem Andenken bleiben. F. Z.

# Die Lene aus dem goldenen Schwan.

Eine hessische Geschichte von M. Herbert.

(Fortsetzung.)

In der Thür des Gasthofes stand ein vierschröliger, junger Mann, sein moderner Anzug, die dicke, goldene Kette auf der Weste, das vom Friseur gebrannte rothe Haar, konnten sein flaches, sinnliches Gesicht nicht edler und feiner machen — seine Augen folgten nicht der jungen Lene, seiner Braut, sondern hingen eifersüchtig an der Marianne, welche mit dem alten, dicken Oberförster schön that. Die Mutter hatte den „schönen Nolde“ sich zum Schwiegersohne gewählt, weil er dem Geschäft ein Kapital und Erfahrung zuzubringen hatte und Lene nahm ihn aus Gehorsam und Gleichgültigkeit. Das Mädchen hatte bis heute ein innerliches, träumerisches Leben geführt. Freude brachten ihr die Blumen im Garten, die Bäume im Walde, die Schwalben am Balken — sie zog mit Zärtlichkeit ein kleines Schaf, einen Hund, einen jungen Vogel groß — sie war eine Freundin armer kleiner Kinder. Sie saß gern allein in ihrem Kämmerchen und sang alte Volksweisen und Kirchenlieder — sie that Jedem gern einen Gefallen und häkelte Spitzen und Decken für alte Basen und Tanten. Solche Liebhabereien und Gefälligkeiten machen einen Menschen liebenswürdig für Andere — aber sie reifen ihn nicht, noch bringen sie ihn zum Bewußtsein seiner selbst. In der Wirthschaft war die Lene nie am Platze gewesen, sie fürchtete sich vor Lärm und lauten Worten, einen schlechten Scherz floh sie lieber, als daß sie ihn parirte — der Dunst der heißen Küche war ihr nicht angenehm. Die thätige Mutter sehnte sich nie nach der Tochter helfenden Hand, im Gegentheil, sie freute sich, daß Lene ein so stilles, in sich gekehrtes Kind blieb, das schweigend im Garten oder am Fenster hockte, sich mit sich selbst beschäftigte und Keinen mit Wunsch und Bitte belastete. Die Frau Wirthin heischte von Kind und Gesinde unbedingten Gehorsam. Lene hatte ihn nie verweigert; sie ließ den starken Willen der Mutter ruhig über sich, wie ein Dach, das ihr Raum gab für ein Dasein, das frei genug in sich selber war, weil es Keiner verstand — Keiner außer dem Ulrich — der trug ihr schöne, seltene Blumen, alte, auf den Dörfern gesungene Weisen — gute, reine Bücher zu. Aber daß der arme Junge sie liebte, daran dachte Lene nicht. Sie wußte auch nicht, was Liebe war; es giebt Herzen, welche sich dieser Fähigkeit unserer Natur erst voll bewußt werden, wenn das Gegentheil der Liebe an sie herantritt, sei es nun unter der Form der Kälte, der Selbstsucht oder des Haßes. Lene gab sich nie Rechenschaft darüber, was es heißt einen Menschen zu heirathen. Sie freite, weil es Brauch ist zu freien. Sie hörte sich glücklich preisen, weil sie die Erkorene des flotten Mannes war und sie nahm den Namen des Glückes für des Glückes Wesen. Sie fand kein besonderes Wohlgefallen an der Persönlichkeit ihres Verlobten, aber der welterfahrene Mann verstand die nie aus dem engen Kreis der Berge Herausgetretenen mit glatter Freundlichkeit über seine innerliche Brutalität hinwegzutäuschen.

„Dein Bräutigam liebt dich über alle Maßen“, pflegte die Frau zu sagen — „Schau nur, diese Perlennadel, dieses Granat-Halsband — so bekommt es nicht die Tochter des Amtsrichters von ihrem windigen Doktor. Wie die Männer geben, so lieben sie.“ Der Ausspruch enthielt eine tiefere Wahrheit, als die kurzsichtige, leicht zu bestechende Frau ahnte. Aber die Geschenke „des schönen Nolde“ wurden aus Prahlerei und mit der Absicht der Berechnung gegeben.

Lenes Sinn stand nicht auf Perlen und Armbänder und doch — sie hatte ihre Mutter den Werth des Geldes so oft hochpreisen hören, daß es ihr in der That als ein Beweis großer Liebe erschien, wenn sie mit kostbaren Gaben überschüttet wurde. Der Bräutigam war zudem aufmerksam, seine Stimme umschmeichelte sie zärtlich — aber sie beobachtete nicht scharf und kein anderer sagte ihr, daß er ein wenig allzu leise ging — daß der Ton seiner Stimme zu unnatürlich sanft und gedämpft, sein farbloses Auge zu unstet war. Nur Ulrich sah es. Er mißtraute dem Freier von Anbeginn — dennoch hätte er für die Welt kein Wort gegen den feinen Herrn Nolde gesagt. Er wußte, daß Neid nichts mit seinen Beobachtungen gemein hatte — und wußte auch, daß man es ihm dennoch als Neid auslegen würde, wenn er seinem Mißtrauen Worte lieh. Die Leute hätten ja auch seine Liebe für die hübsche, reiche Lene merken können und er fürchtete das Lächerliche wie alle scheuen Menschen. Doch einmal hatte er eine Bemerkung gewagt und zwar zu Lene selbst.

„Du weißt nicht, was du thust", sagte er — „Freien ist kein Kinderspiel. Das ist nicht, wie wenn man mit einem Menschen zusammenlebt, nur so von außen. Der Nolde verlangt dein Bestes, wie etwas Selbstverständliches und wenn du ihm Alles gegeben hast, bist du ärmer und er nicht reicher, denn er versteht dich nicht und von „Liebe weiß er soviel, wie jeder Hund und jede Katze".

Sie sah ihn mit ihren Kinderaugen mehr verständnißlos als erschrocken an.

„Ich fürchte mich auch manchmal davor — aber — was kann's helfen? Allerdings wird's wohl nach dem Heirathen nicht mehr so schön sein, als es vorher war", sagte sie einsichtsvoll.

„Du kannst dir's eben nicht denken", grollte er und wandte sich von ihr.

Lächerlich oder nicht — aber Ulrich faßte eine tiefwurzelnde Liebe zu der Wirthin schönem Töchterlein, er verzehrte sich in heißer Leidenschaft zu dem stillen Kinde. Halbe Nächte lang saß er wach oder rannte auf verlassenen Feldwegen in toller Sehnsucht ihr nahe und von ihr geliebt zu sein und dann brachte er wieder verzweifelte Stunden damit zu, das Gebot sich vorzuhalten: „Du sollst nicht begehren deines Nächsten Weib" — denn erst, seit die Lene eines Anderen Braut war, war er sich seines Unglücks klar bewußt.

Gedankensünden ängstigen manchen Charakter mehr als die Erinnerung an eine vollbrachte, böse That. Der Bursche wurde bleich und abgezehrt, streit- und händelsüchtig. Er lief seine Wege und trieb seinen Handel wie eine leblose Maschine. Sonntags in der Kirche saß er das Gesicht tief in den Händen vergraben, stöhnend gleich einem Friedlosen und zuweilen unruhig auffahrend, wenn der Pfarrer in der Predigt einen Ausspruch that, der vielleicht seinen Qualenzustand traf. Die Leute fingen an, ihn mit besonderen Blicken zu betrachten, wie einen bei dem's im Oberstübchen brennt. So standen die Dinge am Hochzeitsabend der Lene aus dem goldenen Schwan.

Polternd und klirrend flogen von der Jugend des Städtchens geworfen Scherben von Gläsern und Steingut an die alte Gasthofsthür — denn seltsamer Weise — meint der Volksglaube — daß gebrochenes Glas Glück bringe. Auf dem Tische im Kämmerlein der Braut lagen ausgebreitet — ein weißes Kleid — ein Brautschleier und ein Kranz und drunten im Saale auf langer Tafel standen Geschenke und Blumen. In der Küche hantirten vier Köchinnen und die Bäcker trugen mächtige Kuchen und Torten in's Haus. Große Braten hingen an dem eisernen Haken vor der Hofthür, denn die Sippschaft von Braut und Bräutigam war eine weitverbreitete und hoch mußte es hergehen auf der Hochzeit der ersten Bürgertochter des Städtchens.

Erst spät endete das laute Treiben der Vorbereitungen — langsam senkte die Stille der Nacht sich auf das alte, höchstöckige Haus. Alles ruhte — in tiefem Schlummer befangen, ging auch die Lene ihrem neuen Schicksal entgegen — der Mond stand am Himmel und zeigte dem einsam und ruhelos am Fenster sitzenden Ulrich die braunen Giebeldächer, das balkige Gehock der übereinandergeschachtelten Hinterhäuser auf der Hofseite. Plötzlich vernahm er an einem Parterrefenster im Hofe ein Klopfen und leises Flüstern. Dort wohnte Marianne, die hübsche Kellnerin, welche Nolde aus Berlin verschrieben. Der Bräutigam Lene's war es, der nächtlich an ihr Fenster kam. Ulrich sah, wie sie den Kopf herausstreckte, wie Nolde die Arme um ihren Hals legte — er hörte das Geräusch eines langen Kusses. — In einem Nu stand er hoch aufgerichtet, eine tolle Wuth schüttelte ihn, er riß seine Zimmerthür auf und stürmte die Treppe hinab — in der Hofthür traf er auf Nolde, welcher durch das Geräusch verwirrt, entfliehen wollte. Ulrich gab ihm einen Schlag in's Gesicht daß er blutete.

„Du verräthst die Lene schon vor der Hochzeit, gemeiner Hund!" schrie er — trag das als Denkzettel, wenn du sie vor den Altar führst.

Der schöne Nolde machte keine Anstalt sich zu wehren — „Ach, der verrückte Ulrich" — zischte

er leise — und dann — geräuschlos wie eine Katze entschlüpfte er seinem Angreifer und war im nächsten Augenblick in der Dunkelheit des Flurs verschwunden. Wie zerschlagen schlich Ulrich die Treppe wieder empor — morgen war Hochzeit — aber wer würde ihm geglaubt haben, wenn er versucht hätte, die Lene vor ihrem Geschick zu bewahren?

(Schluß folgt.)

## Aus alter und neuer Zeit.

Der letzte Vorstand der Kaufmannsgilde in Kassel. Vor Jahresfrist starb hier in Kassel, hochbetagt, im 78. Jahre seines Lebens, Herr Heinrich Scheurmann, eine in bürgerlichen Kreisen hochangesehene und um seine Vaterstadt verdiente Persönlichkeit. Anfänglich dem Baufache sich widmend und in der Bauverwaltung zu Wilhelmshöhe thätig, traf ihn das tragisch-komische Mißgeschick, wegen Tragens einer rothen Mütze von Kurfürst Wilhelm II. seines Dienstes enthoben zu werden, ein Vorfall, der s. Z. viel in Kassel von sich reden machte. Scheurmann widmete sich dann dem Handelsstande und trat in das altrenommirte Philippsohn'sche Geschäft. Hier wirkte er mit Friedrich Gerstäcker zusammen, der zu jener Zeit gleichfalls Kaufmann zu werden beabsichtigte. Zwischen den Jünglingen knüpfte sich damals ein dauerndes Freundschaftsband, von welchem viele Briefe Gerstäckers, welche sorgsam von der Familie Scheurmann bewahrt werden, Zeugniß ablegen. Fleiß, Ehrenhaftigkeit und Geschick machten Heinrich Scheurmann bald zum angesehenen Handelsherrn, und erwarben ihm das Vertrauen des Handelsstandes in so hohem Grade, daß ihn dieser im Jahre 1843 zum Vorstand der Hansegrebengilde, d. i. Zunftmeister, erwählte, welches Amt er bis 1866, wo die Gilde sich auflöste, bekleidete. Hervorragend in den Geschäften der Stadt thätig als Mitglied des Bezirksrathes (1848—52), Verwaltungsrath der damals erbauten Friedrich-Wilhelms Nordbahn, wirkte er auch politisch sehr lebhaft, besonders bei den Wahlen, in gemäßigt liberalem Sinne.

Als 1858 die Leih- und Kommerzbank in Konkurs gerieth, ernannte die Regierung den erfahrenen Finanzmann zum Kurator derselben, und seiner Umsicht und Energie gelang es, die Geschäfte so zu ordnen, daß die Verluste der Inhaber von Obligationen nur gering waren, und vielen armen Leuten so ihr Hab und Gut erhalten blieb.

1861 delegirte die Kasseler Kaufmannschaft Heinrich Scheurmann zum Handelstage nach Heidelberg, wo er klaren Blickes und erfolgreich, die Interessen des deutschen Binnenhandels vertrat und förderte. Seine gesellschaftlichen Talente brachten ihn an die Spitze der hervorragenden Gesellschaft „Lesemuseum“, deren Direktor er 30 Jahre lang zu Nutz und Frommen derselben war. In Heinrich Scheurmann verkörperte sich so recht ein rühriges, der Vaterstadt und seinem Stande Nutzen bringendes Bürgerdasein, wie es in solch umfangreicher Thätigkeit nicht häufig ausgelebt wird. Mögen diese Zeilen dazu dienen, sein Gedächtniß bei seinen Mitbürgern zu erhalten. Heinrich Scheurmann war das Prototyp eines echten, rechten, deutschen und Kasseler Bürgers. Friede seiner Asche. F. T.

## Aus Heimath und Fremde.

Die Ausstellung hessischer Drucke im Rittersaale des Schlosses zu Marburg ist am Donnerstag den 7. August durch Archivrath Dr. Könnecke, den Vorsitzenden des Marburger Zweigvereins des hessischen Geschichtsvereins geschlossen worden. Näheres darüber folgt später.

Wir lesen in dem „Kasseler Tageblatt“: Herr L. Deichmann, Mitglied der Académie universelle des sciences et des arts in Brüssel und Inhaber eines geographischen Instituts in Kassel, dessen Arbeiten bereits vielfach preisgekrönt sind, ist, wie uns erst jetzt bekannt wird, im Januar d. J. zum Mitglied der Europäischen Gesellschaft der Wissenschaften (1877 in Paris gegründet) ernannt und sind ihm die am Bande zu tragenden Insignien und die goldene Medaille der Gesellschaft verliehen worden. Ferner ist demselben durch die Jury der gegenwärtig unter dem Protektorate der vorerwähnten Gesellschaft in Madrid stattfindenden „Internationalen Ausstellung“, für seine patentirten astronomischen Chronometer und Apparate, der höchste Preis, das Grand Diplôme d'Honneur mit der goldenen Medaille, zuerkannt worden.

Universitätsnachrichten. Zum Rektor der Universität Marburg wurde am 2. August für das Amtsjahr 1890/91 der Professor der Mathematik Dr. Weber von dem akademischen Senat gewählt. — Der Professor der Chirurgie Dr. Braun in Marburg, der Nachfolger Roser's, hat einen Ruf an die Universität Königsberg erhalten und angenommen.

Es ist eine erfreuliche Thatsache, daß man in jüngster Zeit der Volkssprache mehr Aufmerksamkeit als früher schenkt und in der Erforschung der bestehenden Mundarten ein wichtiges Mittel erkennt, nicht nur die neuhochdeutsche Schriftsprache zu bereichern, sondern auch rückwärts schreitend über Wesen und Bedeutung der Worte und besonders über die Lautverhältnisse unserer Muttersprache sicheren Aufschluß zu erlangen. Wenn wir uns auf dem Gebiet der Dialektforschung umsehen, so gewahren wir schon eine stattliche Anzahl solcher Einzeluntersuchungen. Auch in unserm Hessenlande hat die Volkssprache sachkundige Bearbeiter gefunden, die es sich in neuester Zeit angelegen sein ließen, einzelne Mundarten der hessischen Volkssprache vom phonetischen Standpunkte aus zu behandeln. Die uns vorliegende Broschüre, betitelt „die Hersfelder Mundart“, von Dr. Salzmann, Gymnasiallehrer in Stendal, (Verlag der Erhardt'schen Universitäts-Buchhandlung in Marburg) versucht eine Darstellung der hessischen Mundart nach Laut- und Formenlehre zu geben. Der Verfasser, ein geborener Hersfelder, bietet im Anschluß an die mitteldeutschen Quellenschriften „das Liet von Troye“ und „das Leben der heiligen Elisabeth“ zunächst (I. Th.) eine Darstellung des Lautbestandes der Hersfelder Mundart, dann folgt (II. Th.) eine kurze systematische Zusammenstellung der Sprachformen, der sich einige Proben des hessischen Dialektes anschließen. **R.**

---

Todesfälle. Am 31. Juli starb zu Margarethenhaun der Gutsbesitzer Franz Joseph Herrlein, in Folge seiner langjährigen parlamentarischen Thätigkeit weit und breit bekannt in unserem Heimathlande Hessen. Geboren am 18. Februar 1818 zu Sieber bei Fulda, wo sein Vater damals Revierförster war, besuchte er von 1831 ab das Fuldaer Gymnasium bis zur Prima und widmete sich dann der Landwirthschaft. Seine parlamentarische Wirksamkeit begann er 1852 als Mitglied der kurhessischen Ständeversammlung und verblieb in derselben, immer wiedergewählt, bis zum Jahre 1866. Nach der Vereinigung Kurhessens mit Preußen wurde Herrlein als Vertrauensmann nach Berlin berufen und vertrat von 1867 an den 12. Wahlkreis (Fulda) des Regierungsbezirks Kassel in dem preußischen Abgeordnetenhause. Im Jahre 1871 wurde er im Wahlkreise Fulda-Gersfeld-Schlüchtern zum Abgeordneten für den deutschen Reichstag gewählt, dem er bis zum Jahre 1879 angehörte. Er hatte sich in Berlin der Centrumsfraktion angeschlossen. Beide Mandate, als Landtags- wie als Reichstagsabgeordneter, legte er am 10. Januar des genannten Jahres nieder. Von da an erstreckt sich seine parlamentarische Thätigkeit nur noch auf Angelegenheiten der Provinz und des Kreises. Er verblieb Abgeordneter des hessischen Kommunallandtages, dem er seit 1867 angehörte.

Als Mitglied des ständischen Verwaltungsausschusses war es dem rührigen und rastlos thätigen Manne beschieden, eine sehr einflußreiche Rolle zu spielen und sich ganz besondere Verdienste um seinen heimathlichen Kreis Fulda, sowie um die benachbarten Kreise Hünfeld und Gersfeld zu erwerben. Es würde zu weit führen, wollten wir alle die Ehrenämter aufzählen, die Herrlein bekleidet hat. Nur das wollen wir noch erwähnen, daß er als Vorstand des landwirthschaftlichen Kreisvereins, als Mitglied des Kreistages und des Kreisausschusses, als Kreisdeputirter es sich stets angelegen sein ließ, die Interessen seines Kreises zu fördern. Zunehmende Altersschwäche veranlaßte ihn vor etwa zwei Jahren sich gänzlich vom öffentlichen Leben zurückzuziehen und den Rest seiner Tage in Ruhe auf seinem Gute Margarethenhaun zu verbringen. Seine Leiche wurde nach Fulda verbracht und am Sonntag den 3. August auf dem dortigen alten städtischen Friedhofe unter großer Betheiligung von Leidtragenden beigesetzt.

R. i. p.

Am 8. August verschied zu Kassel im hohen Alter von 78 Jahren der Amtsgerichtssekretär a. D. Ludwig Stern, dessen Tod in den weitesten Kreisen der Bürgerschaft lebhaft betrauert wird, zählte er doch zu den beliebtesten und geschätztesten Männern der Residenzstadt Kassel und hatte er sich doch während seiner Amtsführung das allgemeine Zutrauen erworben. Johann Friedrich Ludwig Stern war geboren im Jahre 1812 als Sohn des kurfürstlichen Kammergerichtsrathes Stern in Kassel. Er besuchte von 1824—1831 das Lyceum Fridericianum und studirte dann zu Marburg und Göttingen Rechtswissenschaft. In Marburg war er ein sehr angesehenes Mitglied des forschen Korps Hassia und in seine dortige Studienzeit fällt die famose Korpshetze der Marburger Hassia mit der Göttinger Guestphalia, die auf der Kalbsburg bei Fritzlar an einem Sommertage vom frühen Morgen bis zum Abend ausgefochten wurde, und in welcher die Marburger „Hessen“ Sieger blieben. Als sie nach Marburg zurückkehrten, wurden sie von den anderen dortigen Korps, den Westfalen, Teutonen und Schaumburgern im Triumphe empfangen. In Göttingen war Stern Mitglied der Guestphalia, desselben Korps, dessen zweiten Chargirten er bei den Duellen auf der Kalbsburg die Nase durchhauen hatte. Die Kasseler Zeitungen widmen dem Dahingeschiedenen warme Nachrufe, denen wir, zunächst dem „Kasseler Tageblatt“, folgende Angaben entnehmen. Nach bestandener Fakultätsprüfung in Marburg und dem Staatsexamen in Kassel wurde Stern zunächst Rechtspraktikant bei dem kurfürstlichen Stadtgericht in Kassel, Mitte der vierziger Jahre war er als Aktuar beim Amtsgericht in Veckerhagen angestellt und vom Jahre

1851 an bis zu seiner Dispositionsstellung im Jahre 1879 Aktuar resp. seit der neuen Gerichtsorganisation im Jahre 1879 Sekretär beim Stadtgericht, später Amtsgericht I Kassel. Nach Rücktritt in den wohlverdienten Ruhestand hatte er im vorgerückten Alter den Verlust eines Beines durch Amputation zu erleiden und war seit dieser Zeit an das Haus gefesselt, welches Leiden ihm durch die liebevolle und aufopfernde Pflege seiner Töchter in aller erdenklicher Weise gemildert wurde. Der Verstorbene erfreute sich während seiner langjährigen anstrengenden Thätigkeit in der freiwilligen Gerichtsbarkeit der allgemeinsten Hochachtung und Werthschätzung der Kasseler Bürger, welche bei seinem Scheiden aus dem Dienste durch ein mit vielen hundert Unterschriften versehenes, ihm feierlich überreichtes Anerkennungsdiplom eine Würdigung fanden. Mit reichen Geistesgaben ausgestattet, genoß er den Ruf eines ausgezeichneten und praktischen Juristen. Zahllos und unausgesetzt sind die Rathschläge an Tausende und Abertausende gewesen, welche sich an ihn wandten. Sein jederzeit gezeigtes leutseliges und entgegenkommendes Wesen gegen Jedermann ohne Unterschied des Standes und Ranges sichern ihm ein bleibendes und ehrendes Andenken bei der Bürgerschaft der Stadt Kassel.

## Hessische Bücherschau.

Führer durch die Rhön. Von Dr. Justus Schneider, Präsident des Rhönklubs. 4. Auflage, Würzburg, Verlag der Stahel'schen Universitäts-Buchhandlung 1890.

Herrn Dr. Justus Schneider liegt die Zuneigung für die Rhön im Blute. Er hat sie von seinem Vater, dem Geheimen Medizinalrathe Dr. Joseph Schneider, der sich selbst mit Vorliebe den „alten Rhönpapa“ nannte, ererbt. Gleich diesem, dessen „Manen“ er auch sein Buch gewidmet hat, ist er von Jugend auf mit hingebendem Eifer bestrebt gewesen, die Rhön zu erforschen und die Resultate seiner Studien dem Publikum bekannt zu geben. Seit dem 6. August 1876, dem Stiftungstage des Rhönklubs, ist er Präsident desselben und hat sich als solcher wesentliche Verdienste um das Gebirge erworben Als ein recht dankenswerthes Verdienst sehen wir auch die Herausgabe des „Rhönführers“ an, über den sich die Kritik einstimmig sehr günstig ausgesprochen hat. Innerhalb 12 Jahren 4 Auflagen zu erleben, das will für ein Buch, welchen Inhalts es auch sei, schon etwas heißen. Eine solche Thatsache liefert den sichersten Beweis, daß die Schrift ihrem Zwecke entspricht. Bei aller Anerkennung der Trefflichkeit und Reichhaltigkeit des Schneider'schen „Rhönführers“, der sich ganz besonders durch vorzügliche Anordnung des Stoffes auszeichnet, dürfen wir es doch nicht verschweigen, daß sich hie und da Ungenauigkeiten, namentlich in den geschichtlichen Angaben, vorfinden, die aber wohl auf Druckfehler und auf die Flüchtigkeit der Durchsicht zurückzuführen sind. Letztere ist bei einem so viel beschäftigten Manne, wie Dr. Schneider es ist, gewiß zu entschuldigen, wir sind auch überzeugt, daß diese Fehler in der nächsten Auflage vermieden werden, zumal sie sich der Kenntniß des Verfassers, der in der Fuldaer Geschichte und Landeskunde wohl bewandert ist, durchaus nicht entziehen. Wir wollen sie hier auch weiter nicht urgiren, doch auf einen Passus in der Schrift glauben wir aufmerksam machen zu sollen, da er zweifellos vielen mit uns befremdlich erscheinen wird. Er betrifft den vielberufenen „Schimmel von Bronzell“. Seite 106 heißt es u. a.: „Auf preußischer Seite wurde ein Schimmel getödtet, welchen ein Kavallerie-Trompeter bei den Vorposten ritt. Auf dem Rölingsberge, wo der Schimmel von Bronzell getödtet wurde, hat der Rhönklub an einem Baum eine Gedenktafel errichtet.“ Das Letztere ist uns neu, die erstere Angabe ist nicht zutreffend. Dem „Schimmel von Bronzell“ war es nicht beschieden, auf dem Schlachtfelde zu sterben, sein Ende sollte ein mehr prosaisches sein. Der Schimmel hatte eine Schußwunde in die linke Hüfte erhalten, er wurde nach dem Zusammenstoße bei Bronzell durch Fulda geführt, wie noch viele Augenzeugen erhärten können — dann mitgenommen die Etappenstraße entlang bis nach Erfurt. Dort soll er — geschlachtet worden sein. Profiziat. — Der Schneider'sche „Rhönführer“ ist vom Verleger elegant ausgestattet worden. Auch das wollen wir zu seiner Empfehlung nicht unerwähnt lassen.

Ein zweites Buch von Dr. Justus Schneider das eben in neuer Auflage die Presse verlassen hat und in geschmackvoller Ausstattung in dem Verlage von A. Maier in Fulda erschienen ist, der „Führer durch Fulda und Umgebung“ werden wir in einer späteren Nummer unserer Zeitschrift besprechen und dabei noch einmal auf den „Rhönführer“ zurückkommen. F. Z.

## Briefkasten.

J. R. und J. S. Kassel. Besten Dank für Zusendungen. Werden benutzt werden. Freundlichsten Gruß.

L. M. Eschwege. Warum so schweigsam? Erfreuen Sie uns recht bald wieder mit einem Beitrage.

W. K. Wetzlar. Nicht zu verwenden.

Wegen Mangels an Raum mußten mehrere für die heutige Nummer unserer Zeitschrift bestimmten Artikel zurückgestellt werden. Wir bringen dies zur Kenntniß der geehrten Herrn Einsender mit der Bitte um Entschuldigung.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: F. Zwenger in Fulda, Druck und Verlag von Friedr. Scheel in Kassel.




№ 17. Kassel, 1. September 1890.

Das „Hessenland“, Zeitschrift für hessische Geschichte und Literatur, erscheint zweimal monatlich zu Anfang und in der Mitte jeden Monats, in dem Umfange von 1½—2 Bogen Quartformat. Der Abonnementspreis beträgt vierteljährlich 1 Mark 50 Pfg. Einzelne Nummern kosten je 30 Pfg. Anzeigen werden mit 20 Pfg. für die gespaltene Petitzeile berechnet. Auswärts kann unsere Zeitschrift durch direkte Bestellung bei der Post, oder durch den Buchhandel, auf Wunsch auch unter Streifband bezogen werden; hier in Kassel nimmt die Buchdruckerei von Friedr. Scheel, Schloßplatz 4, Bestellungen, ebenso Anzeigen an. In der Post-Zeitungsliste für das Jahr 1890 findet sich das „Hessenland“ eingetragen unter Nr. 2772.



## Nach einem Bilde.

Es rauscht der Bach zu meinen Füßen,
Zu meinen Häupten rauscht der Wald
Geheimnißvolles Friedensgrüßen,
Das tief im Herzen wiederhallt.

Vom hohen Berg durch Buchenkronen
Ragt der Kapelle grauer Thurm,
Wo stille, fromme Menschen wohnen,
Der Welt entrückt, geschützt vor Sturm.

An Eure Pforten möcht' ich rufen
Und innig bitten — „Laßt mich ein,
An Eures Tempels heil'gen Stufen
Wollt ich der Frommen Stillster sein.“

Oaxaca (Mexico), Juni 1890. Ricardo Jordan.





# Albrecht Christian Ludwig von Bardeleben.

## Kurfürstlich Hessischer Generallieutenant.

## 1777—1856.

Ein Erinnerungsblatt von C. v. Stamford.

(Schluß.)

### XIII.
### Letzte Jahre.
### 1844—1856.

Noch einmal mußte es geschieden sein aus lieb gewordenen Verhältnissen, von den Freunden, von dem anmuthigen Weserthale und dem freundlichen Rinteln — es zog unseren nun von dem Höchsten in seinem Leben, dem Heere, ganz Abgelösten, dahin, wo mehrere Glieder seiner Familie lebten, nach Kassel.

Das Jahr 1848 brach an, es fand in Kurhessen den durch Wilhelms II. Tod am 20. November 1847 zum Throne gelangten Kurfürsten Friedrich Wilhelm in nicht unfriedlichem Verhältnisse zu der gerade tagenden Ständeversammlung, weil diese nachgiebig in Vielem sich bezeigte. Schwere und ernste Tage waren soeben über das Land gegangen, da Anzeichen auf einen beabsichtigten Umsturz der Verfassung deuteten; der neue Throninhaber hatte an dem ungestraft vollzogenen Rechtsbruche Ernst August's von Hannover vom Jahre 1837 ein Vorbild, indessen war doch die Zeit nicht mehr so schnöder That günstig. Als die altherkömmliche alsbaldige Beeidigung der Truppen für den neuen Landesherrn verzögert wurde, schwirrten beunruhigende Gerüchte umher, bis zum Kurfürsten drang die Kunde, wie die Offiziere, welche den Eid auf die Verfassung geleistet hatten, in Besorgniß schwebten, daß ihnen ein mit jenem unvereinbarer Eid auferlegt werden solle. Friedrich Wilhelm ließ seinem Offizierskorps Gewissensberuhigung zu Theil werden und vertagte sein Vorgehen gegen die Verfassung, da selbst Fürst Metternich ihm keine Unterstützung „gegen eine in sechszehnjähriger Wirksamkeit bestandene Verfassung" zusichern wollte.

Ein guter Stern hatte über dem Fürsten geschwebt, zweifellos würden die schlimmsten Folgen eingetreten sein, hätte er sein Vorhaben jetzt ausgeführt gehabt, als die Februarrevolution in Frankreich ausbrach. Mit höchster Theilnahme und Aufregung folgte unser Veteran den täglich neuen Ereignissen, als aber am 11. März 1848 erregte Volksmassen die Straßen Kassels durchwogten, während eine Abordnung Hanau's mit kategorischen Forderungen bei dem Landesherrn sich befand, litt es den 70jährigen nicht mehr daheim, obwohl er seit 3 Monaten das Haus nicht hatte verlassen können. „Jetzt müssen die Gutgesinnten sich um den Thron schaaren", sprach er gegen die Seinigen aus, und mischte sich unter die Menge, durch Wort und That für Ordnung und Gesetz zu wirken. Folgenden Tages reichte er ein Gesuch ein, in die Bürgergarde eintreten zu dürfen; es wurde von dem Kriegsminister — dem mit ihm nahe befreundeten Oberstlieutenant Weiß — die Vorlage bei dem Kurfürsten abgeschlagen, weil er das fünfzigste Lebensjahr überschritten habe, Bardeleben und die Seinigen waren darüber mißgestimmt. Am 28. Juni erschien bei ihm Major Rudolf v. Kaltenborn, Flügeladjutant des Kurfürsten, um in dessen Auftrage den General zur Uebernahme des Kriegsministeriums zu bewegen: „er sei der einzige Mann in der ganzen Armee, der das Vertrauen derselben besäße und der sowohl dem Fürsten, wie dem Volke gegenüber der Stellung gewachsen sei". Er widerstand dem langen Drängen Kaltenborn's, lenkte die Aufmerksamkeit auf den General von Müldner, dessen Charakter und Befähigung hervorhebend. Es war ein eigenthümliches Walten des Geschicks, das den Fürsten auf die beiden vor 16 Jahren bei Seite geschobenen, vielfach gekränkten Männer verwies; doch war er nicht zu bewegen, Müldner zu berufen, zu Bardeleben's höchstem Leidwesen. Dagegen entbot Friedrich Wilhelm durch ein Handschreiben vom 29. Juli Bardeleben zu sich, ihm das Aufgeben seiner jetzigen Ruhe mit dem Hinweise darauf zu erleichtern suchend, daß es für seinen Landesherrn

und das Vaterland geschehen werde. Solchen Worten vermochte der in der Begeisterung der Tage, da Deutschland geeinigt schien, verjüngte Patriot nicht zu widerstehen. Nach Unterhandlungen, welche der ihm ergebene Flügeladjutant Karl von Loßberg führte, und in denen der General unter Anderem forderte, den Minister W. von Schenk zu Sigmaringen und den Regierungsrath Karl Wippermann in das Gesammtstaatsministerium zu berufen, sowie den Generalmajor von Müldner als Generallieutenant in den aktiven Dienst zu stellen, erfolgte am 3. August seine Ernennung als Generallieutenant mit dem Patente nach seinem früheren Dienstalter und zum Kriegsminister. In dem Heere wie in der Bevölkerung erweckte die Nachricht größte Befriedigung und Freude, da man von diesem Manne, wenn von irgend Jemandem, erwartete, daß er der außerordentlich schwierigen Stellung gewachsen sein würde. Mit jugendlicher Frische ging er an die Arbeit, das erste Zeichen seines Wirkens war die am 6. August von den Truppen in großer Parade geleistete, mit Feuersalut der Artillerie verbundene Huldigung für den Reichsverweser Erzherzog Johann, welcher der Kriegsherr ursprünglich sehr abgeneigt war.

Schenk und Wippermann ernannte der Kurfürst, jenen zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten, diesen zum Vorstande des Finanzministeriums, Müldner wurde zunächst nur vom außerordentlichen Etat in den ordentlichen übernommen.

An Jordan, der im März zum Gesandten Kurhessens am Bundestage ernannt worden war, hatte der General einen Brief gerichtet, worin er in warmen Worten anerkannte, daß er nach der ihm gewordenen schmählichen Behandlung nicht jetzt Rache gesucht, sondern christlich verziehen und dem Fürsten wie dem Lande seine Dienste gewidmet habe. Das war auch das eifrige Streben unseres Generals; der Schwung, welchen sein Geist in der Treue für seinen Fürsten und der Liebe zu seinem Vaterlande nahm, überwand die Gebreste, welche die Kriegsjahre und das Alter in dem Körper herbeigeführt hatten. Er wollte Aenderungen in dem Heerwesen einführen, welche er für vortheilhaft und nothwendig hielt, so u. A. gleiche Farbe des Waffenrocks bei allen Truppengattungen, vor Allem eine gleiche Bekleidung der Reiterei, welche in zehn Schwadronen drei verschiedene Uniformen als Garde=du=Korps, hellblaue Husaren und dunkelblaue Husaren aufwies, wodurch den Offizieren bei den häufig nothwendigen Versetzungen sehr große Opfer auferlegt wurden. Daß der Minister darin auf nicht zu besiegenden Widerstand bei dem Kriegsherrn stieß, war bei dessen Neigung, vielerlei Truppen zu besitzen, nicht zu verwundern. Bedeutsamer jedoch war die Erkenntniß, welche Bardeleben schon in den ersten Tagen sich nicht verhehlen konnte, „daß der Kriegsminister nicht Minister sei, sondern nur ein Aktenträger, der zwar für Alles verantwortlich sein solle, aber nicht über einen Knopf selbständig verfügen könne und daß ihm gar keine Wirksamkeit zugestanden werde für den Geist, die Disziplin, den Dienst, die Uebungen ꝛc. der Truppen, sondern dies Alles als Kommando-Sache betrachtet werde, worein der Kriegsminister sich durchaus nicht zu mischen habe . . .“ In diesem Verhältnisse lag ein Widerspruch, der durch die nicht klare und scharfe Bestimmung der Verfassung hervorgerufen und durch des Kurfürsten Persönlichkeit zu einem unlöslichen gemacht wurde.

Eine herzliche Freude wurde Bardeleben noch in der ersten Zeit zutheil, als er in warmer Vaterlandsliebe sich der Hoffnung hingab, seine Kraft würde doch ausreichen, um die Ueberführung des Staates in verfassungsmäßige Verhältnisse an seinem Theile mit zu bewirken; Franz Dingelstedt, nun schon berühmt und in angesehener Stellung in Stuttgart, begrüßte ihn mit folgendem Sonnett:

Entsteigst Du endlich dem bequemen Grabe,
Worin Du philosophisch still gelegen,
Und willst Dich, so wie Rab' und Adler pflegen,
Im Licht verjüngen, „Alter Nebelrabe!“

Schon seh' ich auf der Hessen Fahnenstabe
Dich sitzen und die Flügel kräftig regen
Und jauchze Dir von Weitem froh entgegen,
Wie aus der Nähe oft gethan der Knabe.

Ja, führe Du aus dem beschränkten Schatten,
Wo sie gesondert und versunken schienen,
Zum Tag, zum Reich, zur Freiheit uns're Katten!

Im Geiste bin ich mitten unter ihnen,
Und wenn sie einst im heißen Kampf ermatten,
Soll Dir mein Lied als Heerdrommete dienen!

Es sollte anders kommen, als der Dichter dem verehrten Manne die hohe Aufgabe gestellt hatte. Die Schwierigkeiten, welche oben angedeutet sind, rieben in fast erfolglosem Kampfe die Kraft des greisen Generales bald auf, er sah sich außer Stande, die in sich unhaltbare Stellung zu halten und suchte um seine Entlassung als Kriegsminister nach. Sie wurde ihm am 10. September 1848 gewährt. Die „Hessische Zeitung“, Kassel 10. September, wies in einem

Artikel „das Kriegsministerium und der oberste Militairchef" auf den Verlust hin. Sie sagt da: „Allgemeine Bestürzung erregt hier die Annahme der vom Kriegsminister Generallieutenant von Bardeleben . . . . eingereichte Entlassung . . . Die Freude und Beruhigung, ihn als Kriegsminister zu wissen, ist in den wenigen Wochen seiner Verwaltung glänzend gerechtfertigt worden . . ."

Der Veteran lebte fortan im Schoße seiner Familie, doch alle öffentlichen Angelegenheiten mit hohem Antheile verfolgend — er mußte schmerzerfüllt die Katastrophe des Jahres 1850 mit der folgenden Bundesexecution in Hessen erleben, sah die Erniedrigung Preußens, verlor aber nicht den Muth und die Zuversicht, daß es wieder besser werden müsse. Freunden schrieb er am 31. März 1851 „doch wollen wir wünschen und hoffen, daß Preußen sich bald wieder verjünge, wie der Phönix aus seiner Asche, und dann kräftig seine Flügel schwinge über Deutschlands Gauen! . . ."

Nicht war ihm beschieden, das noch zu erleben und die Herstellung der von ihm beschworenen und hochgehaltenen Verfassung in Kurhessen zu sehen. Der Anfang des Monats April, welcher ihm mehrfach Glück und Gutes gebracht hatte, setzte dem müden Pilger das Ziel; leicht am 1. April 1856 erkrankt, verschied unser Freund sanft am Morgen des 2., der Todesengel hatte leise die Augen beschattet, welche so hell und furchtlos in das Leben geschaut.

Seinem Wunsche gemäß, fand die Beisetzung des Entschlafenen mit Tagesanbruch des 4. April statt, unter Ausschluß jedes Gefolges; nur die beiden Söhne, Albrecht und Julius, geleiteten des Vaters Reste zum Grabe. Dem Geistlichen, Pfarrer Jatho, war eröffnet worden, daß der Heimgegangene nur ein kurzes Gebet zu seiner ewigen Ruhe gewünscht habe: doch setzte Jatho sich über diese Bitte hinweg, sein eigenes Herz war zu voll tiefer Empfindung bei dem Scheiden dieses Mannes und er schilderte in herrlicher ergreifender Rede vor den Söhnen den Vater als Menschen, Christen, Krieger und Staatsbürger. Einer noch hatte sich eingefunden, dem alten Führer und Freunde eine Hand voll Erde auf den Sarg zu werfen, es war Oberst von Hohenfels, welcher unweit der Feier hinter einem Grabsteine sich hielt, Bardelebens Willen zu ehren.

Den Hinterbliebenen wurde keinerlei Zeichen der Theilnahme von Seiten des Landesherrn nach diesem Verluste zu theil. Friedrich Wilhelm blieb unversöhnlich, er hatte außer seinem früheren Uebelwollen im Jahre 1848 neuen Groll gegen Bardeleben gefaßt, als er diesen in der Noth bitten mußte, das Ministerium des Krieges anzunehmen. Daß der General dann nicht länger ausgehalten hatte, fand der Kurfürst unverzeihlich*).

Bardeleben hatte noch in Rinteln in einem ausführlichen Schreiben sein Verhalten auseinandergesetzt, um, was er im Leben nicht vermocht hatte, nach seinem Tode seinem Landes- und Kriegsherrn zu geben: gewissenhafte Darlegung seiner Handlungen und Anschauungen. Die Schrift wurde von der Witwe eingesandt. Einen Erfolg scheint sie nicht gehabt zu haben, wie denn das bald nach des Vaters Tode eingereichte Gesuch einer Tochter um Verleihung einer Präbende im Stifte Obernkirchen ohne Antwort blieb und erst im Jahre 1866 von der preußischen Verwaltung erledigt wurde, die es in des Kurfürsten Kabinet vorfand.

Bei dem Abschiede von diesem wechselvollen Leben dürfen wir bekennen, daß der Mann gehalten hat, was einst der Knabe dem Großvater beim Scheiden von Eistrup gelobte: Tugend in Wahrheit und Treue. Albrecht von Bardeleben war würdig des Dichterwortes „Sagt Alles nur in Allem, er war ein Mann!"

* * *

Dem Verfasser der vorstehenden Blätter ist es eine angenehme Pflicht, dem Herrn Oberstlieutenant a. D. Julius von Bardeleben zu Kassel hier den Dank für das vollkommene Vertrauen auszusprechen, mit welchem er den schriftlichen Nachlaß seines verewigten Vaters nebst einer großen Zahl von Familienbriefen zur Verfügung stellte, um die Persönlichkeit und den Lebensgang schildern zu können. Dieses aber wurde, je mehr der Verfasser mit dem Heimgegangenen sich beschäftigte, zu einem wachsenden Genusse.

Kassel, im August 1890.

---

Wir haben, dem Wunsche des geehrten Herrn Verfassers entsprechend, den mit außerordentlichem Fleiße ausgearbeiteten umfangreichen Aufsatz über „General Albrecht von Bardeleben" seinem vollen Inhalte nach zum Abdrucke gebracht. Täuschen würde sich aber derjenige, welcher daraus den Schluß ziehen wollte, daß wir auch mit allen darin enthaltenen Ausführungen einverstanden seien. Dies ist nicht der Fall. Um etwaigen Mißverständnissen von vornherein zu begegnen, sehen wir uns zu dieser Erklärung veranlaßt. Die Redaktion.

---

*) Auffällig ist es, daß Friedrich Wilhelm den Söhnen seither günstig blieb, Albrecht war bereits 1854 Generalmajor und Kommandeur der Kavalleriebrigade, Julius 1852 Hauptmann in der Leibgarde geworden.

# Zur Geschichte des Renthofs in Kassel.

Von K. Neuber.

Der nördlich von Kassel's großartigem Gebäude, welches an der Stelle des einstigen Schlosses der hessischen Fürsten sich erhebt, und in dem Justiz und Regierung jetzt nebeneinander wohnen, gleichsam zu Füßen desselben gelegene weitläufige Bau, gewöhnlich Renthof, zeitweise auch Kollegienhof genannt, hat ein nicht nur für Kassel insbesondere, sondern auch für ganz Hessen hervorragendes Interesse, namentlich darum, weil darin Gerichts- und Verwaltungs-Behörden zusammen und in den verflossenen Jahrhunderten sogar organisch vereinigt sich befunden haben.

Der Renthof in baulicher Hinsicht verschiedene Zeiträume darstellend, besteht aus 2 Flügeln, welche später miteinander durch einen Zwischenbau verbunden worden sind, bis dahin aber ihre getrennte Geschichte gehabt haben.

I. Der westliche, nach der Brüderkirche hin gelegene Flügel war ursprünglich Kloster und im Besitze der Karmeliter (oder Karmeliten). Zum Verständnisse dürfte es zweckmäßig sein, hier eine kurze Darstellung ihrer Geschichte einzuschalten.

Der Karmeliter-Orden oder wie er vollständig heißt:

„Der Orden unserer lieben Frauen vom Berge Karmel“
(Ordo fratrum beate Marie de monte Carmeli)

entstand im Morgenlande im Zeitalter der Kreuzzüge ums Jahr 1156, also zwischen dem zweiten und dritten Kreuzzuge, aus einer vom Wallfahrer Berthold von Calabrien, der südwestlichen Halbinsel Italiens (nach Einigen Sohn eines Grafen von Limoges in Frankreich) gebildeten Vereinigung von Pilgern auf dem steilen Vorgebirge Karmel, dem Nordwest-Ende des Gebirges Karmel (türkisch: Djebel Mär Elias) an der Meeresküste von Palästina, wo einstmals der gewaltige Prophet des alten Bundes, Elias, sich aufgehalten und von wo aus er auch die Baalspriester bekämpft hatte. Berthold erbaute daselbst beim Eliasbrunnen für sich und seine Gefährten einige Zellen, sowie eine Kapelle. Als Schutzpatronin wurde die Jungfrau Maria verehrt. Unter seinem Nachfolger Brocard vermehrte sich die Zahl der Einsiedler so sehr, daß auf sein Nachsuchen der Patriarch Albrecht von Jerusalem eine förmliche Ordens-Regel gab (1209). Papst Honorius III. bestätigte diese und damit den Orden selbst (1224). Die aus 16 Artikeln bestehende Ordens-Regel verpflichtete zu strengem Gehorsam gegen den erwählten Oberen (Superior, Prior), Nicht-Verlassen der von einander abgesonderten Zellen außer zur Versammlung im Betsaale an jedem Morgen, sowie zum Gesang der Tageszeiten (horae canonicae) für die dazu bestimmten, persönlicher Armuth, Widmung dem Gebet und Handarbeiten (d. h. dem Handwerk nach dem Vorgange der Apostel), Enthaltung von Fleischspeisen, Fasten zu gewissen Zeiten und Schweigen zu gewissen Zeiten. Doch nur kurze Zeit sollte der Aufenthalt in Palästina dauern. Nachdem die Begeisterung der abendländischen Christenheit für die Festhaltung der heiligen Stätten im gelobten Lande nachgelassen hatte, hielten sich die während der Kreuzzüge entstandenen Orden dort nicht mehr sicher, und so zogen auch die Karmeliter, wenigstens in der Mehrzahl [1]), zunächst nach Cypern, dann weiter nach Europa, wo sie an vielen Orten begeisterte Aufnahme fanden (1238—1244). Namentlich war eine so ansehnliche Zahl nach England gewandert, daß dortselbst zu Aylesford der Orden sein erstes General-Kapitel halten konnte, auf dem der Engländer Simon Stock zum Ordens-General erwählt wurde (1245). Dieser gab im Anschlusse an die vom Morgenlande abweichenden Oertlichkeiten und Sitten des Abendlandes eine neue Ordens-Regel, bestätigt vom Papste Innocenz IV. (1247.) Dieselbe enthält vor Allem das Gelübde der Keuschheit, die Gestattung des Fleischgenusses in einigen Fällen, die Beschränkung der Zeit des Fastens und des Schweigens, gemeinschaftliche Mahlzeit im Refectorium, Benutzung von Pferden und Mauleseln bei Reisen, Anlegung der Klöster innerhalb der Städte, und endlich Ausschluß jedes Besitzes. Durch diesen letzteren Punkt wurde der Karmeliter-Orden zum förmlichen Bettel-Orden als der dritte nach den bis dahin bestehenden der Franziskaner und Dominikaner. Eine Aenderung trat um diese Zeit auch in der Ordenskleidung ein. Dieselbe hatte bis dahin in grauen oder braunen Kutten bestanden, über denen weiße Mäntel mit sieben schwarzen oder braunen Streifen getragen wurden zur Erinnerung an den Mantel des Propheten Elias, welcher Brandflecken bekam, als ihn dieser auf feurigem Wagen gen Himmel fahrend seinem Nachfolger Elisa herabwarf. Seit der 2. Hälfte des 13. Jahrhunderts wurden ganz weiße Mäntel getragen und darunter schwarze Kutten. Die Ordens-Geistlichen trugen außerdem noch ein

---

[1]) Das Stammkloster auf der Höhe des Karmel hat sich bis heute erhalten, nach Zerstörung in diesem Jahrhundert (1821) durch den Sammelfleiß eines dabei übriggebliebenen Mönchs wieder hergestellt.

besonderes Schulterkeid, das sog. Scapulier, welches der erwähnte Ordens-General Stock für den Karmeliter-Orden von der Jungfrau Maria, dessen Schutzpatronin, selbst erhalten haben wollte.

Die Karmeliter fanden hauptsächlich deshalb freundliche Aufnahme an den Orten, wo sie sich niederließen, weil sie nicht mit der Schroffheit anderer Orden auftraten. Sie bekundeten das durch mancherlei äußere Umstände. So nannten sie sich selbst gewöhnlich nicht Mönche, sondern einfach Brüder, und ihre Wohnung nicht Kloster, sondern Haus, auch Bethaus (Domus, Oratorium), dessen Verwalter Prokurator hieß. Auch beschäftigten sie sich, abgesehen von der Seelsorge, mit dem Jugend-Unterrichte, welchen namentlich in Religion und Latein die Lesemeister (lectores) ausübten.

Diesen Brüdern gewährte auch der Stammvater des hessischen Fürstenhauses, Heinrich I., das Kind, Aufnahme und sogar in der Hauptstadt. Wann diese erfolgte, wird verschieden angegeben. Schminke in der „Beschreibung der Hochfürstlich Hessischen Residenz- und Hauptstadt Kassel" (S. 345 fg.) nennt unter Berufung auf handschriftliche Chronik 1262 als Stiftungsjahr des Karmeliter-Klosters mit dem Bemerken, daß noch in demselben Jahre die Bestätigung dieser Stiftung durch Papst Urban IV. erfolgt sei, Piderit in der „Geschichte der Haupt- und Residenzstadt Kassel" (S. 12) sagt:

„Schon im Jahre 1287 finden wir die ersten Ankömmlinge des Ordens daselbst"; und die ohne Angabe des Verfassers 1882 erschienene Geschichte der Regenten von Hessen-Kassel (S. 6):

„1287 stiftete Heinrich das Kloster der Brüder zum Berge Karmel", ohne für diese Jahreszahl irgend welchen Anhaltspunkt zu bieten. Dagegen heißt es in der Congerics oder Auszug etlicher Geschichte — —, in der handschriftlichen, wie in der gedruckten, ziemlich übereinstimmend, daß Landgraf Heinrich das Brüder-Kloster im Jahre 1272 gestiftet und Papst Urban IV. im 2. Jahre seiner Regierung dasselbe bestätigt habe. [2]) Auch Winkelmann, Beschreibung der Fürstenthümer Hessen und Hersfeld (Th. I S. 281), gibt 1272 als Gründungs-Jahr an. Gegen die erste Jahreszahl (1262) spricht der Umstand, daß es nicht wahrscheinlich ist, daß noch, während das Land unter den Drangsalen des hessisch-thüringischen Erbfolgekriegs litt, in der Hauptstadt ein geistlicher Orden sich eingebürgert habe, gegen die letztere (1272), daß dann nicht Papst Urban IV., welcher 1261—1264 regierte, sondern nur Papst Gregor X., welcher 1271—1276 regierte, die Stiftung bestätigen konnte.

In Ermangelung einer Urkunde darüber — auch Rommel: Hessische Geschichte (Theil II Anlagen S. 48) weiß von keiner — lassen sich die verschiedenen Angaben wohl dahin vereinigen, daß im Jahre 1262 die Erlaubniß des Papstes Urban IV. zur Niederlassung des Ordens in Hessen, aber erst 1272 die Genehmigung des Landesherrn erfolgte, und daraufhin dann 1287 Ordens-Mitglieder in Kassel ankamen. Jedenfalls siedelten sich die Karmeliter-Brüder gegen Ende des 13. Jahrhunderts innerhalb der Mauern der Stadt Kassel an und erbauten sich sogar in der Nähe des von Heinrich I. im Jahre 1277 aufgeführten landesherrlichen Schlosses ihr Bethaus, wozu der Erzbischof Gerlach von Mainz als geistlicher Oberhirt die Genehmigung ertheilte (1292). Die Erwerbsurkunde datirt vom 7. Juni 1293. [3]) Danach kauften „Prior Heinrich und die anderen Brüder (fratrem Henricum priorem ceterosque fratres — —) Haus und Hofraide innerhalb der Mauern zu Kassel, vor Zeiten von einer Jüdin Rachel, nunmehr aber von ihrem Vogte Riedesel bewohnt, um 100 Mark Silber vom Landgrafen Heinrich zu ihres Ordens Wohnhaus, mit dem Vorbehalte, jährlich davon 10 Mark zu zwei verschiedenen Zeiten, Martini und Johannis, zu entrichten." Zugleich versprachen sie, außerdem keine weltlichen Güter zu erwerben.

Ihr Einfluß muß gleich sehr bedeutend gewesen sein. Denn sie erweckten bald den Neid und die Eifersucht des Priors und der Nonnen vom Ahnaberger Kloster, welche, schon länger (seit 1152) in Hessen heimisch, bis dahin eine unbeschränkte Herrschaft in geistlichen Dingen über die Stadt Kassel ausgeübt hatten. Den daraus durch irgend einen Anlaß — das Nähere ist nicht bekannt — erwachsenen Streit schlichtete auf Anrufen der Landgraf in einem denkwürdigen schiedsrichterlichen Ausspruche. [4]) Durch diesen von den Oberen beider Streittheile unterzeichneten und besiegelten Spruch, vor dessen Erlaß dieselben auch eidesstattlich hatten angeloben müssen, dagegen keinerlei Ausflüchte oder Rechtsmittel vor-

[2]) Handschriftlich: Heinrich Landgraf zu Hessen stiftet und baute das Closter zu Cassel, das man nennt zu den Brüdern. Papst Urban, den man nennt den 4ten, hat das Closter im 2. Jahre seiner Creirung confirmirt.

Gedruckt: Stiftete Landgraff Heinrich das Closter zu Cassell als man nennt zu den Brüdern, welches Closter er auch hatte bauen lassen. Papst Urbanus der Vierdte hatte es im zweyten Jahre seiner Regierung confirmirt. (In der hessischen Chronik von Lauze wird die Gründung des Karmeliter-Klosters gar nicht erwähnt.)

[3]) Vgl. Schminke a. O. S. 346; Estor, Orig. Jur. Publ. Hass. p. 84. — Piderit nimmt das Jahr 1295 an.

[4]) Abgedruckt in Ledderhose, kleine Schriften, Bd. IV S. 286 fg., wo dasselbe Jahr 1293 angenommen wird. Estor l. c. p. 83 nimmt 1294 an. Vgl. auch Nebelthau in der Zeitschrift des Vereins für Hessische Geschichte und Landeskunde: Neue Folgen, Bd. II S. 270 fg.

zubringen, ist hauptsächlich Folgendes bestimmt worden:

Die Karmeliter durften keinerlei Wohnungen innerhalb oder außerhalb der Mauer Kassels bewohnen oder besitzen mit Ausnahme einer einzigen Wohnung, in welcher zwei ihrer Matronen, die Martha's, verbleiben möchten.[5]) Sollten sie anderen Grundbesitz durch Vermächtniß erwerben, so waren sie verpflichtet, denselben augenblicklich den natürlichen Erben und in Ermangelung solcher anderen rechtschaffenen Leuten zu verkaufen. Sakramente spenden durften sie nur untereinander. Ebenso durften sie keine Testamente verwahren, auch kein Begräbniß bei sich gestatten, es sei denn mit Wissen des Probstes vom Ahnaberge, und nachdem die Todtenmesse in der Pfarrkirche der Altstadt[6]) gehalten worden. Endlich war die Zeit für die Abhaltung ihrer Predigten bestimmt, nämlich nur bei dem Nachmittags-Gottesdienste, und ihnen die Kirchweihen, Kapitel-Versammlungen und Prozessionen für gewisse Tage ausdrücklich verboten, als welche genannt werden: Gründonnerstag (im lateinischen Texte: cena domini), Charfreitag, Ostern, Pfingsten, die vier Marientage, Allerheiligen, Allerseelen, Katharinentag, Weihnachten, also Haupt-Festtage der katholischen Kirche.

Also nicht nur die schon bei Erwerb ihres Grundvermögens zugefügte Ausschließung von weiterem Erwerbe war erneuert, sondern auch noch eine Reihe anderweiter Beschränkungen zugefügt worden, und es bot sich in Hessen die anderwärts gleichfalls vorgekommene merkwürdige Erscheinung, daß ein geistlicher Orden weniger durch die weltliche Gewalt als durch die Mißgunst eines anderen Ordens in seiner Wirksamkeit beeinträchtigt wurde.

Trotz dieser Beschränkungen genossen die Karmeliter großes Ansehen. Schon bald bauten sie sich auch ein eigenes Gotteshaus, zu dessen Errichtung sie Allen, welche hülfreiche Hand leisten würden, einen vierzigtägigen Ablaß verkündigten (1298). Im Jahre 1300 übertrug ihnen der Landgraf gegen eine Summe von 50 Mark Silber die Verpflichtung, täglich eine Messe in der Hofkapelle zu lesen.[7])

Der Bau der Klosterkirche, der Brüderkirche, schritt rüstig vorwärts. Im Jahre 1304 ward ein Altar der heiligen Maria als der Schutzpatronin des Ordens in der Kirche eingeweiht, 1328 ein weiterer Altar von einem gewissen Heimerod von Elben gestiftet, um daran für den in demselben Jahre (18. Januar) gestorbenen Landgrafen Otto an seinem Jahrestage beständig eine Messe zu lesen.[8]) 1331 wurde der Chor ausgebaut und wurden weitere vier Altäre eingeweiht. Die nicht unbeträchtlichen Baukosten wurden durch Ablässe bestritten, welche sich die Brüder durch Vermittlung von verschiedenen geistlichen Würdenträgern, wie vom Erzbischof von Mainz (1304), den Bischöfen zu Minden (1308), Halberstadt (1310) und Breslau (1328), ja sogar vom Patriarchen zu Antiochien in Kleinasien (1318) zu beschaffen wußten. Wie eine alte Inschrift am Eingange besagt:

TeMpora strVCtVrae VersVs notat hIC, Lege CaVte,

wurde die Kirche 1376 vollendet.

Als Begräbniß-Stätte diente gemäß des obigen landgräflichen Schiedsspruchs in der Regel der Platz bei der Altstädter Pfarrkirche, der jetzige Marställer Platz, welcher sich bis dicht an die Brüderkirche erstreckte, doch muß dazu auch der Klosterhof benutzt worden sein, wie daraus zu entnehmen ist, daß sich bei den jüngsten Bauten im Renthofe in 1883 daselbst Skelette gefunden haben.

[5]) Die dienenden Schwestern für die häuslichen Bedürfnisse, vgl. auch Koch die Karmeliterklöster der Niederdeutschen Provinz (Freiburg i./B. 1889) S. 11, wonach der Name Martha für diese Schwestern nur in Kassel üblich gewesen ist.

[6]) Cyriaks-Kapelle auf dem Marställer Platze.

[7]) Ebenfalls abgedruckt in Ledderhose a. O., Bd. III S. 197.

[8]) Landgraf Otto, Heinrich's I. Sohn, ist übrigens wie sein vorverstorbener Bruder und dessen Gemahlin in der Gruft des Ahnaberger Klosters begraben worden.

(Fortsetzung folgt.)

# Die Lene aus dem goldenen Schwan.

Eine hessische Geschichte von M. Herbert.

(Schluß.)

Früh am nächsten Morgen, ehe die Regung des Festes begann, schlich der Kolporteur mit Ranzen und Mappe zum Stadtthor hinaus und als die Thurmglocken anhoben zum ersten Gebetläuten, schien es ihm, als seien das die Todtenglocken der Lene, welche mahnend baten des Heils einer armen, verlosten Seele zu gedenken. Er hätte nicht unter den Geladenen im Hochzeitszuge wandern können, wiewohl er zu ihnen gehörte.

Es war im Oktober, aber früher Frost hatte bereits der Welt das Sommerliche genommen und die Farben des Vergehens auf Strauch und Baum gedrückt. Die fahlen Wiesen des Thales waren mit Herbstzeitlosen übersäet, eine Schaar großer Krähen stolzirte langsam über die öden Flächen. Ulrich warf einen Stein unter sie und freute sich, als sie mit mißgelauntem, wüthendem Gekrächz sich schwerfällig erhoben und ihren Ruhestörer anklagend die nächsten Bäume oder das jenseitige Flußufer aufsuchten. Er kam an einem kleinen Walde vorbei, der den jäh aufsteigenden Rain dicht bedeckte mit Unterholz und Gestrüpp und hochragenden, knorrigen Eichen.

„Das ist ein Schlupfwinkel für Hasen und Füchse“, sagte er, bitter lachend — „für Alles, nach dem die Büchse des Jägers zielt.“ Und er kroch hinan, bis er eine gedeckte Stelle fand, dort warf er sich im Unterholz auf das Moos und weil es todtenstill und einsam ringsum war, dachte er „hier magst du dich einmal von Herzen ausschreien.“ Er brach in ein heißeres Schmerzensgeheul aus. Die Leute im nächsten Dorfe sagten: „Das ist ein angeschossener Fuchs“.

Nun war der Herr Nolde Gebieter im Gasthaus zum goldenen Schwan und plötzlich ging Alles nach einer neuen Melodie.

Zum ersten Male stand die Frau Wirthin einem Menschen gegenüber, der seinen Willen über den ihren setzte — sie bäumte sich dagegen, spektakelte und begehrte auf — aber der schöne Nolde verstand es einem Menschen den Zügel anzulegen — er hatte eine Art höhnisch zu lächeln und kalt seinen eigenen Weg zu gehen, gegen welche das Weib nicht aufkam. Bald holte das neue, von ihm eingeführte Personal nur noch seine Befehle ein — der Lene aber war klar geworden, was „Freien“ heißt.

Sie hatte nun einen Herren, der sie küssen oder aushöhnen durfte, je nach Bedarf — der Gewalt über sie besaß — aber es war nicht mehr die Gewalt, welche sie zugleich schützte und ihr Freiheit ließ ein kleines, unbeachtetes, in sich geschlossenes Dasein nebenher zu führen. Wie der Sturm und der Frost und die öde Herbsteskälte in den kleinen, mauerumhegten Garten treten, alles verändernd und zerstörend — trat er in ihr Leben. Aber für einen zerstörten Menschengarten giebt es keinen Frühling. Die stille, kleine Lene war ein Weib geworden — aber der Kelch der Knospe ward erbrochen, er öffnete sich nicht leise und fröhlich der Natur folgend, dem Sonnenschein und der linden Luft, sie verblühte ehe sie geblüht hatte.

Fesch und lustig in ihrem rothen Kleide und den falschen Korallenschnüren ging Marianne, die Kellnerin im Hause umher — trüben, verglasten Auges, vernachlässigt in der Kleidung saß Lene am Fenster und strickte weiße Jäckchen für das kleine Wesen, dem sie das Leben geben sollte. Lene besaß Nichts, das einen Mann vom Schlage ihres Gatten hätte reizen und anziehen können. Der schöne Nolde war ein Mensch, der amüsirt sein wollte, den ein freches Lachen und eine üppige Büste lockten. Für die stille, tiefe Natur neben sich hatte er so wenig Verständniß, als er für den unnennbar geheimnißvollen Zauber, welcher in den melancholischen, reich bewaldeten, schweigsam in sich versunkenen Thälern des Hessenlandes liegt, gehabt haben würde. Der schöne Nolde schalt die Lene langsam, langweilig — er nannte sie dumm und wollte sie durch Stachelreden zur Rührigkeit zwingen. Er erreichte, daß sie in störrischer Unthätigkeit in sich zusammensank.

Noch einer versank mit Lene in Traurigkeit und Apathie — das war der Ulrich. Ohne Eifer betrieb er sein Geschäft, er verarmte und verlumpte, sein Gesicht und seine Kleider wurden zusammen grau — sein rother Schlips hing fadenscheinig und verblichen unter dem schmutzigen Hemdkragen — er ging den Leuten scheu aus dem Weg, sein Blick wurde stier und schon begannen die Kinder hinter ihm her zu rufen: „Der tolle Ulrich!“ Er ging auch nicht mehr zur Kirche und hatte früher keinen Gottesdienst versäumt.

„Warum das Ulrich?“ fragte ihn der Pfarrer — als er ihm eines Tages im Felde begegnete — „Warum flieht Ihr unserem Herrgott? Der findet Euch überall“.

„Ich habe eine Todsünde auf dem Gewissen, Herr Pastor“, sagte der Ulrich“ und ich lebe darin. Ich will ihr nicht entsagen und deshalb gehöre ich nicht in die Kirche“.

Auf mehr ließ er sich nicht ein.

Der Gedanke, daß die Lene jetzt einem Anderen vollständig gehörte, daß sie mißhandelt wurde und er sie in ihrem Unglück mehr liebte, als je, brachte ihn fast um den Verstand.

Manchmal schlich er sich scheu wie ein geprügelter Hund an die junge Frau heran.

„Warum bist du von meiner Hochzeit weggelaufen?“ hatte sie ihn bei der ersten Gelegenheit gefragt.

„War's schön?“ entgegnete er statt der Antwort.

Alle waren sehr lustig und das Essen war gut“, erzählte sie — „aber du weißt, wenn Alle lärmen und Unsinn treiben, wird mir immer weh“.

Später im Jahre fragte er sie Nichts mehr;

es wäre grausam gewesen. Sie saßen einander stumm gegenüber. Aber da hatte sie gelernt, was der Mangel an Liebe ist und eines Tages begann sie unvermittelt: „Warum hast du mir nicht früher gesagt, daß ich dir am meisten werth bin auf der Welt?"

Er wurde glühendroth.

„Was hätt' es denn genützt, Lene?"

„Es hätte wohl genützt. Wenn man weiß, daß Einem Jemand hoch und theuer hält, wacht man auf und lernt etwas thun. Hätte ich's gewußt, ich wäre dein Weib geworden, trotz aller Gegenrede".

„Du hättest es damals nicht begriffen — aber nun ist alles solches Reden Sünde".

Seine Stirn glühte, er rannte zur Thür hinaus.

Lene sah sich traumverloren um.

„Es ist ein verkehrtes Leben", flüsterte sie.

Im Gasthaus zum goldenen Schwan herrschte geheimnißvolles Treiben — ein Kind war geboren worden, ein kleines, greisenhaftes, kaum lebensfähiges Ding.

„Es kann ja kaum zappeln und schreien" — sagte der junge Vater am dritten Tage zu Lene — „Ja wärst du ein tüchtiges Weib wie die Marianne! die hätte was Besseres zur Welt gebracht." „Du möchtest die Marianne wohl gern zur Frau?" fragte leise und gleichgültig die Lene.

„Dumme Frage!" brummte der „schöne Nolde" — „ich habe dich fest genug als Klotz am Bein".

Am nächsten Tage gaben sie dem Kinde die Nothtaufe. Wie ein loses Baumblättchen schrumpfte es zusammen und starb.

Lene sah es theilnahmslos mit an, das Kindbettfieber war bei ihr ausgebrochen, tolle Ideen jagten sich in ihrem armen Hirn. Weiter zu leben schien ihr unerträglich, unmöglich. Es war in der Tiefe der Nacht. Die Herbststürme jagten über das Nest, rissen die Ziegeln von den Dächern und die Schindeln von der Wetterseite der Häuser. Die Mutter saß eingeschlummert im Lehnsessel neben dem Bette der Wöchnerin. Da stand diese leise auf und trat an's Fenster. Durch das Geräusch des Windes drang das Rauschen des Stadtbrunnens — sein Plätschern hatte etwas Lockendes, Rufendes, es sprach von Kühle und Vergessenheit. Geräuschlos glitt Lene aus dem Zimmer in den Gang hinab — geräuschlos öffnete sie die Hausthür. Ihre nackten Füße berührten die nassen Steine, ohne deren Kälte zu empfinden — jetzt stand sie auf dem Mauerrand des tiefen, wassergefüllten Bassins — ein spät Heimkehrender sah zu seinem Entsetzen noch einem Moment lang die weiße Gestalt, wie ein flüchtiger, durch die Wolken brechender Mondstrahl sie beleuchtete — dann ein Sprung — ein Schrei unwillkürlicher Todesangst — ein Gurgeln und Spritzen — Alles war vorbei.

Als man sie mit Haken und Stangen aus der Tiefe fischte, war sie kalt, bleich und todt.

Wie es der Ulrich trug? Er kam über den Lärm aus seinem Zimmer gestürzt — aber er betheiligte sich nicht an den Rettungsversuchen. Wie stumpfsinnig hielt er sich fern. Geistesabwesend saß er auf der steineren Treppe vor dem Gasthof, als man die Leiche vorübertrug. Nur als der Nolde in seine Nähe kam, spie er ihm in's Gesicht. Nolde meinte, der Ulrich sei schon lange geistesgestört gewesen, und er schien recht zu haben. Ulrich ließ sein Geschäft vollständig fahren, es war, als habe er jeden Halt am Leben verloren. Planlos lief er durch Wald und Feld. Die Leute fürchteten ihn wie einen Verrückten, doch that er keinem weh.

Der Winter verging, der Nolde kaufte von der Wirthin den goldenen Schwan und nahm sich als Braut die Marianne.

An einem Sonntag im frühen März saßen sie zusammen in einer der vordersten Bänke des kleinen Gotteshauses. Der schöne Nolde dick und glänzend, wie es einem behäbigen Wirthe zukommt, die Marianne im Pelzmantel mit rothen Federn auf dem Hut. Sie standen kurz vor der Hochzeit und sahen vergnügt und selbstzufrieden aus. Kein Vorwurf des Gewissens hatte eine Falte auf die robusten Gesichter gezeichnet.

Eben las der Pfarrer das öffentliche Sündenbekenntniß, da trat eine zerlumpte, schwankende Gestalt unter das Portal des Kirchleins. Der Ulrich kam den schmalen Gang entlang, welcher durch die Bänke hinauf zum Altar führte. Vor der versammelten Gemeinde machte er Halt, hob sein erloschenes, irres Auge und sagte mit der eintönigen Stimme des Wahnsinns: „Ich wollte vor der versammelten Gemeinde bekennen, daß ich ein Sünder und Missethäter bin. Ich liebe das Weib eines Anderen." Er brach bewußtlos zusammen und starb einige Tage darauf im Krankenhaus.

## Die Franzosen in Aachen.

„Frei liegt die Bahn, der Kaiser ist verblichen,
Ein schwacher Jüngling nur regiert das Reich.
Wohlauf zu Roß, laßt Aachen uns gewinnen,
Pflanzt Frankreich's Banner auf des Schlosses Zinnen!"

Der König spricht's und seine Mannen eilen,
Schon thront im alten Kaisersaal Lothar
Man lagert jubelnd sich zum reichen Mahle,
Der Rheinwein perlt im goldenen Pokale.

In deutschem Wein trinkt Hohn dem deutschen Reiche
Und Frankreich Heil die sinnberauschte Schaar,
Zu Frankreich's Ruhme klingen rings die Becher
Und immer toller schallt der Lärm der Zecher.

Uud taumelnd hebt vom Sitze sich der König:
„Ich biete Dir, Du Kaiserknabe, Hohn,
So wie den schnellen Sieg wir jetzo preisen,
So will ganz Lothringen ich Dir entreißen."

Von Karls des Großen Sitz soll Frankreich's König
Jetzt herrschen über Lotharingen's Land;
Drum auf und laßt sogleich mit schnellen Händen
Des Schlosses Adler uns nach Westen wenden!"

Und jubelnd fällt ihm zu die trunk'ne Runde,
Erstiegen wird der Thurm der alten Pfalz;
Erfüllt schon ist des König's frech' Begehren,
Nach Frankreich hin den deutschen Aar sie kehren.

Doch weh, die Strafe folgt Euch auf dem Fuße
Ihr Frevler frech am heil'gen deutschen Reich,
„Der Kaiser kommt", es ruft's entsetzt die Wache,
Der Kaiser kommt und mit ihm kommt die Rache.

Ja, Otto kommt, um freche Schmach zu sühnen,
Ihr Thoren blind, die Ihr ihn wähntet fern;
Der Kaiserknabe will Euch Franken lehren,
Das heil'ge Reich und ihn den Kaiser ehren.

Und in die Winde ist sie schnell zerstoben
Die Räuberschaar, gepackt von wildem Graus,
Es hält der Kaiser hoch auf stolzem Roße
Mit seinen Deutschen vor dem Kaiserschlosse.

Und frei nach Osten schaut der Adler wieder
Nach Deutschland hin, zum rebengrünen Rhein,
Der Kaiser aber lachte mit Behagen:
„Jetzt laßt den Fuchs im eig'nen Bau uns jagen!"

Und lüstet's wieder Euch, Ihr Herrn Franzosen,
Nach deutschem Lande und nach deutschem Wein,
Seid Ihr auch schnell den Frieden uns zu brechen,
Noch schneller ist der Kaiser ihn zu rächen.

**R. Ritter.**

---

## Wie die Blume möcht' ich leben.

Wie die Blume möcht' ich leben,
Die der holde Lenz gebracht,
Wie die Blume möcht' ich sterben
In der lauen Frühlingsnacht,

Wenn von lieben, zarten Händen
In der Abendsonne Glüh'n
Sie gebrochen, um am Herzen
Der Geliebten zu verblüh'n.

**Carl Weber.**

---

## Aus alter und neuer Zeit.

### Skizzen aus der hessischen Kriegsgeschichte.

Von Freiherrn Maximilian von Ditfurth, weiland kurfürstlich hessischem Hauptmann.

XIII.

Nachhut-Gefecht bei Quibeltown 1777.

Bei einer im Juni 1777 in der Gegend von Quibeltown in Neu-Braunschweig vorgenommenen Fouragirung war dem hessischen Hauptmann Ewald der Auftrag zu Theil geworden, mit einer Kompagnie hessischer Jäger und einer Kompagnie englischer leichter Infanterie die Nachhut der Fourage-Wagen zu bilden.

Da die Gegend — ein wellenförmiges, waldbewachsenes Hügelland — nirgends eine freie und weite Aussicht gestattete, so hatte Ewald seine Truppe ganz einfach zu beiden Seiten des Rückzugs-Weges — die englische leichte Infanterie in der Mitte, die Jäger auf den Flügeln — in eine Schützenlinie aufgelöst, eine möglichst vortheilhafte Stellung einnehmen lassen; dabei aber keinen geschlossenen Unterstützungs-Trupp zurückbehalten, da damals die Nothwendigkeit dieses unter allen Umständen zu beobachten, noch nicht so allgemein anerkannt war, wie es dermalen der Fall ist. Als er glaubte, daß die Wagen-Kolonne einen hinlänglichen Vorsprung gewonnen haben möchte, trat er den Rückmarsch an.

Bis dahin war weit und breit nichts vom Feinde wahrzunehmen gewesen. Aber kaum daß die Schützenlinie ihre bisherige — eine sehr gute Deckung gewährende Stellung verlassen hatte, erschienen plötzlich von allen Seiten her dichte Schwärme amerikanischer Riflemen (Büchsenschützen) und eröffneten auf die sich Zurückziehenden ein mörderisches Feuer, drängten heftig auf und begannen sogar die rechte

Flanke zu umgehen. Da — wie erwähnt — kein Rückhalt gebildet worden war, so nahm die Sache hierdurch eine sehr übele Wendung, und drohte der Rückzug in ein förmliches Ueberstürzen ausarten zu wollen. Glücklicher Weise gelang es aber Ewald bei der Tüchtigkeit der Truppen, sich doch noch in anderer Weise zu helfen. Als nämlich die Linie — immer mehr und immer näher vom Feinde bedrängt — eben den Kamm einer waldbewachsenen Anhöhe erreicht hatte und es immer augenscheinlicher wurde, daß es so nicht mehr lange fortgehen dürfe, ließ Ewald, rasch entschlossen, plötzlich das Signal Halt und Attacke geben.

Dieses Signal mit lautem Jubel befolgend, machte die ganze Linie sofort Front und stürzte sich mit Ungestüm auf den sorglos und in blinder Hast verfolgenden Feind los, griff ihn an und warf ihn in einem wüthenden Handgemenge, in welchem demselben viele Leute getödtet wurden, wieder über die Höhe hinab. Da die amerikanischen Riflemen es ohnehin nie gern zu einem Handgemenge kommen ließen, so wurden sie hierdurch vollends auf's höchste überrascht, und um so mehr angeregt, auf's eiligste nach allen Seiten hin die Flucht zu ergreifen. Diese Gelegenheit rasch benutzend, stellte Ewald die Verfolgung ein und setzte eiligst seinen Rückzug fort.

Der englische General Leslie, der Augenzeuge dieses Vorfalls gewesen, machte dem kommandirenden General Lord Cornwallis eine so rühmende Meldung hiervon, daß dieser nicht nur dem Hauptmann Ewald und seiner Truppe in einer General-Ordre eine öffentliche Belobung ertheilte, sondern einem jeden Mann ein Geldgeschenk von einem Dollar bewilligte.

## XIV.

### Falscher Allarm am Schuilkyll 1777.

Als der englische General Lord Howe im Feldzuge von 1777 bei Verfolgung der am Brandewyn geschlagenen amerikanischen Armee den Schuilkyll-Fluß passirte, wurden mehrere Kompagnien hessischer Jäger bestimmt, die Nachhut zu bilden, indem man nicht ohne Grund befürchtete, daß die der Armee folgende sehr zahlreiche Bagage, bei dem weiteren Marsche durch die vorliegenden dichten Waldungen, durch einige in den vorhergegangenen Treffen in jene Waldungen versprengte und sich noch immer darin umhertreibende Abtheilungen amerikanischer Milizen angegriffen werden könnte.

Da diese Jäger die Nacht über auf Vorposten gestanden hatten und durch vieles Patrouilliren sehr ermüdet worden waren, die Bagage aber der Armee, welche bereits schon vor Tag aufgebrochen war, erst nach einigen Stunden nachfolgen sollte, so ward ihnen gestattet, bis dahin, jedoch mit dem Gewehr in der Hand und völlig kampffertig, sich erst noch der Ruhe und dem Schlafe überlassen zu dürfen.

Hierdurch veranlaßt mochten mehrere Leute im Halbschlummer, durch angsthafte Träume von Indianern und Skalpiren heimgesucht worden sein. Als daher zwischen den Bewohnern einer benachbarten Plantage und einigen Trainsoldaten eine laute Zänkerei entstand, mochten solche, hierdurch aufgeschreckt, alsbald Feuer gegeben haben. Denn plötzlich fielen ohne sonstige wahrnehmbare Veranlassung einige Schüsse und erschallte der Ruf: „Auf! Auf! Rette sich wer kann, wir sind überfallen. Die Indianer sind da, die Indianer sind da!

Von äußerster Schlaftrunkenheit befallen und ihrer Sinne nicht mächtig, stob der größte Theil der Mannschaft auseinander und es dauerte lange Zeit bis sie wieder gesammelt und überzeugt werden konnte, daß es nur blinder Lärm gewesen.

---

Eigenhändig unterschriebener Brief des Landgrafen Ludwig III. (auch IV genannt) Testator zu Marburg (regierte 1567--1604) an seinen Rentmeister Heinrich Marckolf in Rauschenberg, betreffend die Bestrafung des Bürgers und Metzgers Hans Schrott zu Rauschenberg wegen Widersetzlichkeit gegen die Amtsgewalt. — In Folioformat auf $1\frac{1}{2}$ Folioseiten.

Der Brief gelangte vor ungefähr 20 Jahren aus einem Metzgerladen in Marburg, wo er zum Einwickeln der Fleischwaaren benutzt werden sollte, in die Hände eines Alterthumsfreundes und so im Jahre 1887 in den Besitz des Schreibers dieses Artikels, F. G . . . . . . h.

(Aeußere Adresse):

Vnserm Renthmeister Zu Rauschenbergk, vndt Lieben Getrewen, Henrich Marckolfen.

(Der Brief selbst):

Ludtwig der Elter Von Gottes gnaden Landtgraue zu Heßen, Graue zu Katzenelnpogen.

Lieber Getrewer, Wir haben deinen berücht, vnsern Burger vndt Metzger Zu Rauschenbergk, Hanß Schrotten betreffendt, endtPfangen,

Das dan derselbie, deinem berücht nach, nicht allein vnser Kantzler vndt Räthe beuelch, wie auch dein daruf ervolgtes gebott, verechtlich gehalten, sondern vber das süch so muttwillig vndt halstarrig dir Widdersetzt gehaPt; von deßwegen wirdet er Pillich gestraffett. Ist demnach vnser beuelch, das du Ihnen In Zwantzig gulden straf nehmest, Auch solche Zwantzig gulden dennechsten vndt also von Ihm einPringest, damit du vnß dieselbe In Itzt vorstehender deiner AmPtsrechnung, gewiß verrechnen mugest, In verweigerung aber deßelben Soltu Ihnen dennechsten beim koPf nehmen, gefenglich eintziehen, vndt der hafften eher nicht erlaßen, er habe dan Zuuor solche 20 fl. straf erlegt,

Versehen wir vnß Also, vndt seindt dir mit gnaden geneigt, Datum MarPurgk Am 13t Decembris Anno 1600.

Ludwig L. zu Hessen Mpr.

Geh. Oberbaurath Friedrich Fick. In unserer Zeit des Dampfes und der Elektrizität vergißt man nur zu leicht, welche Wohlthat es noch in dem ersten Drittel dieses Jahrhunderts war, auf geebneten, gut gebauten Landstraßen zu fahren. Den trefflichen Zustand unserer kurhessischen Verkehrswege verdanken wir aber zum größten Theil dem am 10. Juli 1861 zu Kassel verstorbenen Geh. Oberbaurath Dr. Friedrich Fick, welchem es in einer verhältnißmäßig sehr kurzen Zeit gelang, die schlechten Verkehrswege in einer Weise und Vollkommenheit zu verbessern, daß dies mit Recht als ein Segen im ganzen Lande empfunden wurde. Auf Fick wurde die Aufmerksamkeit Kurfürst Wilhelm I. durch die erfolgreiche Thätigkeit desselben gelenkt, welche er in Bayern an der Verbesserung des dortigen rühmlich bekannten Straßenbaues und an der Anlegung des Donau-Main-Kanals genommen hatte. Der Kurfürst berief Fick 1818 als Vorstand des ganzen Kurhessischen Bauwesens, in welcher Eigenschaft er in einer über alles Lob erhabenen Weise für Verbesserung des so sehr vernachläßigt gewesenen Landstraßen-Verkehrs mit unermüdlicher Thätigkeit bis zu seinem Ableben Sorge trug.

Der dankbaren Anerkennung dieser wohlthätigen Verbesserung gaben noch Jahrzehnte lang die Fuhrleute an den Brücken zu Wabern und Marburg dadurch Ausdruck, daß sie dem „Bau-Inspektor Fick ein Hoch“ ausbrachten.

J. S.

---

## Aus Heimath und Fremde.

Hessisches mitten in Böhmen. Am 20. August d. J. sollte im Schloßparke zu Hořowitz das Standbild Kurfürst Friedr. Wilhelms I. enthüllt werden. Ich hatte mich der fürstlichen Einladung folgend, auf den 19. Abends angemeldet und wurde von einem Kammerdiener und einer fürstlichen Equipage am Bahnhofe erwartet.

Der Weg von da zum Schloß geht mitten durch die Stadt. Es fiel mir aber auf, daß mein Rosselenker, als wir das Schloß erreichten, nicht in dessen prächtiges Thor — das ich das Löwenthor nennen möchte — einlenkte, sondern am Schloß vorüber und dann zur Seite des Parks weiter fuhr. Der Zweck dieses Umweges wurde mir klar, als ich rückwärts durch das Sonnenthor in den Park gelangte, indem ich in diesem Augenblick entdeckte, daß das, was ich für die Hauptfaçade gehalten hatte, nur die Rückseite des Schlosses war und dessen eigentliche Front, von zwei Flügelgebäuden flankirt, dem Parke zugekehrt ist. Das Schloß präsentirt sich hier wahrhaft großartig, würdig eines mächtigen Fürsten.

Noch imponirender wirkt das Innere. Königlicher Prunk auf den Gängen, die Fürst Wilhelm von Hanau, der jetzige Majorathsherr von Hořowitz, zu reichlichst ausgeschmückten Bildergalérien gestaltet hat. Den Hessen fesseln sofort hessische Landschafts- und hessische Städtebilder, darunter köstliche Schöpfungen des Künstlers von Langenschwarz, der einst kurfürstlicher Offizier war und jetzt als Maler Bewunderungswerthes für den Fürsten geschaffen hat. Was mich unter diesen Sachen mehr als nahezu alles Andere interessirte, war ein köstliches Bild, das sich als eine Ansicht meiner Vaterstadt von mir bewundern ließ. Man erkennt auf dem Bilde sofort das Fuldaer Schloß, die ihm gegenüberliegende ehemalige Hauptwache, das Gasthaus zum Kurfürsten, 2c. 2c und im Hintergrunde die Thürme der Pfarrkirche. Alles das in einem reichen, wohlthuenden Luftmeere, das man wonnig einzuathmen glaubt.

Trotzdem halte ich den freundlichen Leser nicht länger bei den Bildern auf; ich führe ihn auch nicht in den säulengetragenen Prunksaal ein, der im ersten Stock dem Haupteingang gegenüber liegt. Ich vermeide auch die reizend eingerichteten Gemächer, die sich rechts und links an diesen Prunksaal anschließen, und trete zurück in den Park, um dem freundlichen Leser die genialen Schöpfungen des Bildhauers Natter zu zeigen.

Ich schreite aus dem Haupteingange des Schlosses zurück in der Richtung nach der Hauptallee, durch welche ich eingefahren bin. Ehe ich das Ende dieser Hauptallee erreiche, das mir jetzt ihr Anfang ist, stehe ich schon vor der Marmorstatue Wodans. Sein Haupt trägt den Flügelhelm. Die Rechte ist mit dem Speere bewaffnet. In der Linken ruht der mächtige Schild. Zu den Füßen des Gottes steht der Rabe. Ein Unheil verkündender? Es scheint so. Denn wer in Wodans Antlitz schaut, erkennt sofort, daß der Großmächtige in sich selbst versunken dasteht, über den Untergang der alten Götter sinnend.

Links vom Anfange der wiederholt genannten Hauptallee steht die Marmorstatue Brünhildens, die dem Siegmund den Tod verkündet. Das Bild ist von fesselnder Schönheit und ich dränge dennoch weiter, um zum Standbilde Friedrich Wilhelms I. zu gelangen. Diese Statue ist in $1\frac{1}{3}$ facher Lebensgröße aufgefaßt und fesselt jeden, der den alten Herrn gekannt hat, durch die auffallendste Portrait-Aehnlichkeit, obschon Natter nur nach Photographien und sonstigen Bildern hat arbeiten können. Man sieht den Kurfürsten, wie er nach seiner Depossedirung von Stettin auf kurze Zeit in die alte Heimath zurückgekehrt, unter uns zu wandeln pflegte. Seine Gewandung ist die eines feingekleideten Bürgers von heute. Wir meinen den leichten Ueberzieher zu erkennen, den er einst in Hanau zu tragen pflegte, und das Stöckchen, das er bei seinen Spaziergängen in der Rechten zu

halten gewohnt war, während seine Linke die Handschuhe und den vom Haupte genommenen Cylinder trägt. Eine schwere Aufgabe, hier aber schönstens gelöst.

Auf dem Sockel der Kurfürststatue steht das ernste Wort „Patri“. Der dankbare Sohn hat dies Standbild in liebevoller Verehrung „dem Vater“ gestiftet.

Das Fest der Enthüllung im Uebrigen auch noch zu schildern, unterlasse ich, da ich damit den politischen Blättern doch nur nachhinken könnte.

Bemerkt sei hier aber, daß die genannten herrlichen Statuen nicht Natters einzige Schöpfungen sind. Im Schloßparke zu Hořowitz befindet sich auch noch die Kolossalstatue Siegfrieds, der auf dem getödteten Drachen sitzend, dem Waldvöglein lauscht, und noch Anderes, was Natters Meißel geschaffen, entdeckt man im Innern des Schlosses. So namentlich eine herrliche Büste Kaiser Franz Josefs I., der dem Künstler hierzu gesessen hat. Vielleicht interessirt es unsere Leser auch noch, daß Natters Wiege zu Graun in Tyrol gestanden, daß die Kolossalstatue Zwingli's in Zürich, die Statue Haydns in Wien, daß „die drei Nornen“ im Mausoleum des Großhändlers Flesch in Wien, die Statuen Laubes und Dingelstedts im Wiener Hofburgtheater, das Standbild Walthers von der Vogelweide in Bozen und manch anderes berühmtes Werk eine Schöpfung Natters ist.

Aus dem Schloßparke zu Hořowitz aber können wir nicht scheiden, ohne auch den auf einer sanften Anhöhe aufgestellten großen Christoffel zu begrüßen, eine Imitation des Wilhelmshöher Riesenwerks im Ausmaße von $^1/_{10}$ seiner dortigen Größe.

Dies Wenige, was ich heute zu sagen habe, zeugt wohl dafür, wie sehr ich Recht hatte, meinem Aufsatze die Ueberschrift zu geben, die an seiner Spitze steht. **A. Tr.**

---

Ueber die Enthüllungsfeier selbst bringen die „Hessischen Blätter“ einen längeren Artikel, dem wir Folgendes entnehmen: Seit der im vorigen Frühjahr erfolgten Succession in das Majorat des fürstlich Hanauischen Familien-Fideikommisses der Herrschaft Hořowitz trug sich Se. Durchlaucht der Fürst Wilhelm von Hanau mit dem pietätvollen Vorhaben, seinem hochseligen Vater, dem Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Hessen, welcher das Fideikommiß für seine Leibeserben, die Prinzen und Prinzessinnen von Hanau, gestiftet und im Schlosse zu Hořowitz die Sommermonate seiner Entthronungsjahre zugebracht hatte, ein monumentales Standbild zu errichten. Dasselbe sollte zugleich die umfassenden Umbauten, Neueinrichtungen und Verschönerungen, welche der Fürst seit Jahresfrist in dem Schloß und Park zu Hořowitz hatte vornehmen lassen, zum Abschlusse bringen. Die feierliche Enthüllung des am Ende eines weiten baumumsäumten Rasenplatzes im Schloßparke aufgestellten Standbildes hat am 20. August d. J., am 88. Geburtstag des Kurfürsten, in solennster Weise stattgefunden. In einem weiten Halbkreise vor der Statue nahm die Festversammlung Aufstellung: rechts die anwesenden ehemaligen kurfürstlichen Beamten, die fürstlichen Beamten der Herrschaft Hořowitz, die Geistlichkeit und die k. k. Beamten; links die Berg- und Hüttenarbeiter von den großen fürstlichen Eisenwerken in Komarau, ihre Musikkapelle an der Spitze, das zahlreiche fürstliche Forstpersonal, die Pächter der zu der Herrschaft gehörigen sieben Meierhöfe ꝛc. Unmittelbar der Statue gegenüber waren Sitzplätze für das hohe fürstliche Paar, die Schloßgäste und die Damen eingerichtet, hinter welchen die Livree-Dienerschaft des Schlosses Aufstellung nahm. Die Feier begann mit einem Gesangesvortrag, worauf an Stelle und im Namen des zwar anwesenden, aber durch körperliches Leiden am Sprechen verhinderten Bildhauers Natter Herr A. Trabert vortrat, um das Kunstwerk seinem hohen Stifter zu übergeben. Der Fürst gab nach einer Ansprache das Zeichen zur Enthüllung. Unter den Klängen der Musik und unter dem Donner der im Hintergrund des Parkes aufgestellten Geschütze fiel die Hülle. — An der Enthüllungsfeier, welcher ein Festmahl im Schlosse folgte, nahm von der fürstlich Hanauischen Familie nur noch die Prinzessin von Ardeck Theil, die Prinzen von Hanau waren, wie die „Hess. Blätter“ mittheilen, leider am Erscheinen verhindert.

---

Wie alljährlich am Geburtstage des letzten Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Hessen war auch in diesem Jahre am 20. August dessen Grabmal auf dem alten Friedhofe zu Kassel reichlich mit Lorbeerkränzen, Blumen und roth-weißen Bändern geschmückt, welche die fürstlich hanauische Familie, hohe Verwandte und dem früheren kurfürstlichen Hofe nahestehende Persönlichkeiten hatten niederlegen lassen. Auch war die Grabstätte vom Morgen bis zum Abend zahlreich besucht.

---

In der im Augusthefte der „Deutschen Rundschau“ enthaltenen Fortsetzung des Essays „Franz Dingelstedt. Blätter aus seinem Nachlaß“ schildert uns der Verfasser Julius Rodenberg in der ihm eigenen fesselnden, meisterhaften Weise die Weimarer Zeit des Dichters (1857—1867). Wir erhalten hier sehr interessante Aufschlüsse über die Beziehungen Franz Dingelstedt's zum großherzoglichen Hofe, zu Franz Liszt, Hoffmann von Fallersleben, Karl Gutzkow und den übrigen damals in Weimar lebenden Koryphäen der Literatur und Kunst. Reizend ist die Schilderung des dichterischen Tourniers zwischen Franz Dingelstedt und Hoffmann von Fallersleben, das von der Fürstin von Wittgenstein veranlaßt, bei

Gelegenheit eines jener durch alle guten Gaben der Küche, des Kellers, der Kunst und Poesie geschmückten Symposien stattfand, wie sie Franz Liszt auf seiner Altenburg mit vornehmster Gastfreiheit zu veranstalten pflegte. Auch damals hatte Dingelstedt noch nicht den Wunsch aufgegeben, in sein Heimathland Hessen zurückkehren zu können, um in Kassel die Stelle als Theaterintendant zu übernehmen. Ein Brief an Friedrich Oetker vom 26. August 1866 gibt uns darüber Auskunft. Die Sache zerschlug sich und Franz Dingelstedt wurde im September des folgenden Jahres als Intendant an das Hofburgtheater in Wien berufen.

---

Das Grimm-Denkmal in Hanau. Nach langem Schweigen dringt, wie die „Allgemeine Zeitung“ berichtet, endlich einmal wieder etwas Authentisches in der vielerörterten Grimm-Denkmal-Angelegenheit in die Oeffentlichkeit. Das Präsidium giebt nämlich durch ein Rundschreiben den Mitgliedern des Grimm-Denkmal-Komités bekannt, daß der Minister der geistlichen Unterrichts- und Medizinal-Angelegenheiten laut einer neuerdings eingetroffenen Verfügung die Absicht hegt, die Mitglieder der Landes-Kunstkommission nunmehr Ende September dieses Jahres einzuberufen. Die Landeskunstkommission soll auf Antrag des Ministers über den in Aussicht gestellten Zuschuß von 25,000 Mark zu den Kosten des Grimm-Denkmals definitiv entscheiden. Ein Beschluß des Ministers wird also vor Oktober nicht erfolgen können. Uebrigens steht derselbe der Sache günstig gegenüber und hat dies ausdrücklich in einer mündlichen Aeußerung zu einem Komitémitgliede betont, sowie, daß er nicht beabsichtige, der vom großen Komité getroffenen Modellauswahl entgegenzutreten. Auch wünscht er persönlich, daß der erwähnte Zuschuß des Staates von 25,000 Mark bewilligt werden möge

---

Das Altstädter Schloß nebst Park in Hanau, welches auf Grund des sog. Agnatenvertrages dem Landgrafen Ernst von Hessen-Philippsthal gehört, geht für den Preis von 320,000 Mark in den Besitz der Stadt Hanau über. Der Vertrag ist bereits von sämmtlichen Agnaten genehmigt und vom Oberbürgermeister Westerburg im Namen der Stadt unterzeichnet.

---

Nekrolog: Dr. med. Wilhelm Brandt, praktischer Arzt, Amtswundarzt und Physikatsassistent zu Oberkaufungen in der Provinz Hessen-Nassau geboren am 9. November 1822 zu Felsberg, gestorben am 20. Januar 1890 zu Oberkaufungen, war der Sohn des Amtswundarztes Brandt zu Felsberg, dann zu Allendorf a. d. Werra. Er besuchte das Gymnasium zu Hersfeld vom Herbst 1837 bis Ostern 1844. Sodann widmete er sich von da an bis Ostern 1847 zu Göttingen, darauf bis 1848 zu Marburg dem Studium der Medizin und bestand daselbst die vorgeschriebenen Staatsprüfungen mit dem besten Erfolge. In den nächsten Jahren nahm er als freiwilliger Arzt an zwei Feldzügen theil. Vom 31. Mai bis zum 8. August 1849 stand er in dem schleswig-holsteinischen Kriege als Assistenzarzt im Fürstlich Waldeckschen Bataillon. Das Lazareth, in dem er beschäftigt war, befand sich in Gravenstein. Hierauf besuchte er im Oktober 1849 das damals unter Professor Dr. Bock stehende Jakobs-Hospital zu Leipzig, während die Cholera daselbst ausgebrochen war. Vom August 1850 bis Februar 1851 stand Dr. Brandt als provisorischer Assistenzarzt 2. Klasse im Dienste der schleswig-holsteinischen Armee. Im Jahre 1853 wirkte er als Gehilfsarzt an der Entbindungsanstalt zu Marburg. Zu Ende desselben Jahres jedoch ward er als praktischer Arzt und Amtswundarzt in Oberkaufungen angestellt und seit April 1858 als Physikatsassistent auch mit den Geschäften eines Physikus betraut. — Sein Charakter war, wie der seiner Eltern, durchaus bieder, ohne Falsch. Er besaß einen scharfen Verstand. Sein ganzes Wesen war von Jugend an ernst, sein Geist eifrig bemüht, alles Wissenswerthe soviel als möglich zu erfassen. Vor allem war er von Eifer für die von ihm erwählte Wissenschaft erfüllt. Schon als Schüler der Prima beschäftigte er sich neben den Schulstudien eifrigst mit den Vorstudien der Anatomie. Ueberhaupt aber hatte er während seines ganzen Lebens nicht blos für seine Wissenschaft, sondern auch für alles in dem Bereiche des Wissenswerthen Liegende ein hohes Interesse. So liebte er seinen Homer, seinen Anakreon, dessen köstliche Lieder er nicht minder als die Werke unserer großen Dichter noch in den späteren Jahren las. So war er auch in der heiligen Schrift, insbesondere im alten Testamente höchst bewandert. Geschichte war von Jugend an ein Lieblingsstudium von ihm. Kein Wunder also, daß er an der Politik unserer Tage, an der so mächtigen Entwickelung unseres deutschen Reiches den innigsten und wärmsten Antheil nahm. Er liebte sein hessisches Vaterland, aber nicht minder das neu erstandene deutsche Reich. In seinem ärztlichen, fast 40jährigen Wirken war er, von der größten Gewissenhaftigkeit geleitet, nicht blos ein Arzt der wohlhabenden Leute, er widmete seine treuen Dienste ebensogern den Armen! Er war durch und durch ein Ehrenmann. Er verabscheute allen Schein und alle Heuchelei. Sein Leben war in Amt und Haus ein tadelloses!

Placideque quiescas!
Terraque securo sit super ossa levis!

J. R.

---

Am 13. August verschied zu Kassel im 61. Lebensjahre nach langem Leiden der praktische Arzt Dr. med.

Georg Adolf Schwarzenberg. Der Verblichene entstammte einer in Kassel hochangesehenen Familie. Sein Vater war der bekannte Obergerichtsanwalt Ludwig Schwarzenberg (gestorben am 26. Oktober 1851), der einstmalige Präsident der kurhessischen Ständekammer, der Freiheitsheld, der von 1809—1814 mit seltener Tapferkeit gegen Napoleon gekämpft, der „Mann ohne Furcht und Tadel", wie ihn seine Mitbürger nannten. Sein älterer Bruder Philipp war Mitglied des deutschen Parlamentes in Frankfurt a. M. und des s. g. Rumpfparlamentes in Stuttgart von (1848—1849), dann von 1878—1884 fortschrittlicher Reichstagsabgeordneter für Kassel (gestorben 1885). Georg Schwarzenberg studirte in Marburg, Göttingen und Paris Medizin, wanderte dann nach Nordamerika aus und lebte eine lange Reihe von Jahren als praktischer Arzt in Brooklyn. In sein Heimathland Hessen zurückgekehrt, errichtete er mit Dr. Stilling, dem jetzigen Professor der Medizin in Straßburg, eine Augenklinik, und ließ sich dauernd in seiner Vaterstadt als praktischer Arzt nieder. Ein langjähriges schweres Leiden hinderte ihn in den letzten Jahren seines Lebens an der vollen Ausübung seines Berufes. Er war ein beliebter Arzt, wohlwollend und uneigennützig, und gern gesehen in dem Kreise seiner Bekannten, die ihm ein treues ehrenvolles Andenken bewahren werden.

---

In der Blüthe des Mannesalters, im dreißigsten Lebensjahr, verschied am Freitag den 22. August im elterlichen Hause zu Fulda der Lehrer des Realgymnasiums zu Kassel Dr. Nikolaus Mänz in Folge eines typhösen Fiebers. Der leider so früh Verstorbene war ebenso angesehen und beliebt bei seinen Kollegen und seinen Schülern, wie bei seinen Freunden und Bekannten. Das „Kasseler Tageblatt" widmet dem Dahingeschiedenen einen warmen Nachruf, dem wir folgende Angaben entnehmen: Nikolaus Mänz wurde am 9 September 1860 als Sohn des verstorbenen Musikers Johann Mänz zu Fulda geboren, besuchte zunächst das Realprogymnasium seiner Vaterstadt, dann das Realgymnasium zu Kassel und widmete sich dem Studium der Mathematik und der Naturwissenschaften. Nachdem er von Ostern 1886 bis Ostern 1887 am Realprogymnasium zu Marburg sein Probejahr abgeleistet hatte, fungirte er eine Zeit lang als Hauslehrer des Grafen Schaumburg, Sohn des Prinzen Philipp von Hanau, in Oberurff. Von dann an war Mänz als Hülfslehrer am Realgymnasium in Kassel thätig. Bei hervorragenden wissenschaftlichen Kenntnissen zeichnete ihn in seinem Beruf vornehmlich Pflichttreue, Gewissenhaftigkeit und besondere Herzensgüte aus. Sein Andenken wird bei Allen in Ehren bleiben.

---

## Hessische Bücherschau.

C. Haußknecht, Kleinere botanische Mittheilungen. — Mittheilungen der geogr. Ges. für Thüringen zu Jena, zugl. Organ des botan. Vereins für Gesammtthüringen Bd. VIII., S. 29—38, Jena 1890.

Den Jüngern der scientia amabilis werden gerade jetzt einige unser Hessen betreffende Notizen aus dem erwähnten Aufsatze willkommen sein. Verfasser fand im Juli v. J. in Niederhessen eine Anzahl Pflanzen, welche von den betr. Standorten noch nicht nachgewiesen waren, nämlich: 1. *Mentha nemorosa* Willd. Am Bache oberhalb des Frau-Holle-Teiches am Meißner. — 2. Bastard von *Mentha aquatica* × *silvestris* (M. nepetoides Lej.) am Bache zwischen Witzenhausen und Unterrieden. Ebenda auch *M. silv.* var. *incana* Sm. — 3. Valeriana sambucifolia Mik. Am Bache bei der Höllenthalmühle unter'm Bilstein. — 4. *Lathyrus silvestris* var. *ensifolius* Bad. Am Bilstein im Höllenthal in Gesellschaft von Ceterach, Allium strictum, Lactuca virosa und dem dort völlig einheimischen Sempervivum tectorum. — 5. *Lactuca virosa* L. Buschige Abhänge oberhalb Sooden bei Allendorf. — 6. *Chaerophyllum aureum* L. Oberhalb Sooden im Gebüsch in Menge. — 7. *Orobanche Bartlingii* Griseb. und *O. apiculata* Wallr., beide schmarotzend auf Libanotis montana, an der Hörnerkuppe bei Allendorf. — 8. *Senecio vulgaris* var. *concolor* (Kelch- und Hüllenschuppen nicht schwarzspitzig, sondern gleichmäßig grün). Zwischen Albungen und dem Bilstein. — 9. *Viola collina* Bess. Unterhalb der Hörnerkuppe. Für das ganze hessische Gebiet neu. — 10. *Ononis repens* × *spinosa.* Zwischen Albungen und Bilstein unter den Eltern. — 11. *Rumex aquaticus* × *crispus.* In Sümpfen bei Allendorf. — 12. *Ulmus montana* Sm. In den Wäldern des Meißner und auf Basalt des Bilsteins bei Großalmerode. (Pfeiffer & Wenderoth erwähnen nichts davon). Mit Hessen beschäftigt sich p. 34—36 der Verfasser weiter gelegentlich Untersuchungen über verschiedene *Betula*-Formen, wobei vielfach auf frühere Arbeiten unserer Botaniker Philippi, Hentze, Wenderoth & Pfeiffer Bezug genommen wird. **A.**

---

1. Wh. Die Sammlungen plastischer Kunstwerke mittlerer und neuerer Zeit zu Kassel. — In „der Sammler" illustr. Fachzeitschrift 2c. 2c., Bd. XII., Nr. 1 ff., Berlin 1890.
2. Dürre, C. F., Ausflug in's Rhöngebirge. Mit 13 Skizzen von Georg Macco. — Westermanns illustr. deutsche Monatshefte 34. Jahrgang, Heft 405, Juni 1890, S. 321—333.
3. Die Steinwand und das Rhöngebirge. Mit Abbildungen von Rob. Geißler. — Buch für Alle, 1890, Heft 23, S. 564.

4. Fulda. Mit 8 Holzschnitten. — Daheim XXVI., Nr. 37, S. 587—590, Lpz., Juni 1890.

Die 4 angeführten Aufsätze behandeln im Unterhaltungston ihren Gegenstand und sind mit zum Theil ganz vortrefflichen bildlichen Darstellungen geschmückt. A.

---

Eschenhagen, Dr. M., Bestimmung der erdmagnetischen Elemente an 40 Stationen im nordwestlichen Deutschland, ausgeführt im Auftrag der Kaiserl. Admiralität in den Jahren 1887 und 1888. Mit 3 Karten. Berlin, Mittler, 1890.

Unter den aufgenommenen Stationen ist auch Kassel. Am 6. September 1888 wurde daselbst die Deklination bestimmt zu 12° 39′,7, die Inklination zu 66° 23′,7 und die magnetische Horizontalintensität zu 0,18893.

Die Inklination hat darnach gegen Oktober 1883 zu welcher Zeit Referent dieselbe zu 66° 22′,9″ bestimmte, um 0,8 Minuten zugenommen. A.

---

## Briefkasten.

A. W. Kassel. Wegen des Gedichtes „Steckelberg" schreibe ich Ihnen in den nächsten Tagen. Zu dem Erfolge, welchen Ihre literarische Thätigkeit erzielt, bringe ich Ihnen meinen aufrichtigen Glückwunsch dar.

F. G. u. J. S. Kassel. Wie Sie sehen, heute benutzt.

Ph. L. Kassel. Konnte heute noch nicht zum Abdrucke gelangen, dies wird aber in einer der nächsten Nummern geschehen. Würde mich interessiren, etwas Näheres über den Verfasser der fraglichen Broschüre zu erfahren.

G. K. Hannover. Besten Dank für die gütige Uebersendung Ihrer neuen Tragödie. Besprechung folgt in der nächsten Nummer.

M. M. Kassel. Warum nicht geantwortet?

---



---

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: F. Zwenger in Fulda, Druck und Verlag von Friedr. Scheel in Kassel.




**№ 18.** Kassel, 15. September 1890.

Das „**Hessenland**", Zeitschrift für hessische Geschichte und Literatur, erscheint zweimal monatlich zu Anfang und in der Mitte jeden Monats, in dem Umfange von 1½—2 Bogen Quartformat. Der Abonnementspreis beträgt vierteljährlich 1 Mark 50 Pfg. Einzelne Nummern kosten je 30 Pfg. Anzeigen werden mit 20 Pfg. für die gespaltene Petitzeile berechnet. Auswärts kann unsere Zeitschrift durch direkte Bestellung bei der Post, oder durch den Buchhandel, auf Wunsch auch unter Streifband bezogen werden; hier in Kassel nimmt die Buchdruckerei von Friedr. Scheel, Schloßplatz 4, Bestellungen, ebenso Anzeigen an. In der Post-Zeitungsliste für das Jahr 1890 findet sich das „Hessenland" eingetragen unter Nr. 2772.



# Xenien.

1.

Es will die Kunst den Menschengeist befreien
Durch Macht und Schönheit vom Gemeinen;
Uns zum Genuß das Edele zu weihen,
Muß ihre Gotteskraft verneinen.

2.

Edeles Denken
Adelt den Mann,
Führt ihn im Leben
Stetig bergan;
Adel, der aber
Edel nicht denkt,
Bleibt auf des Lebens
Tiefen beschränkt.

3.

In eigenen Sachen lerne gern entsagen,
Denn Du gewinnst, wenn allen Groll Du bannst,
Doch mag der Zorn durch deine Seele jagen,
Wenn Andr'e Du vor Unrecht schützen kannst.

4.

Schaud're zurück vor dem Trotz gegen Eltern=Gebot,
Einmal, einmal wird kommen die rächende Zeit;
Wo Deine Seele verzehrt sich in quälender Noth,
Daß Dir ihr Segen nicht folgt in die Ewigkeit.

5.

„Aus des Thalgrunds Tiefen in fliegendem Saus
Stürmt es wüthend herauf in schrecklichem Graus." —
Man rühmte, das sei „Jungdeutschlands Lied",
Mit dem „bang heulend der Thurmgeist" zieht,
D'rum hab ich mein Leben versichert alsbald
Vor dieser Sturm=Wuth im Dichterwald.

6.

„Hurrah! Jungdeutschlands wilde Jagd,
Die saust und stürmt durch Nebel und Nacht!"
Doch was man nicht — entnebelen kann,
Das sieht man — als Influenza an.

Carl Preser.

---



# Zur Geschichte des Renthofs in Kassel.

Von K. Neuber.

(Fortsetzung.)

Sogar die Verkehrs-Verhältnisse wurden von den Karmelitern beherrscht. In der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts (1336) wurden der Stadt Kassel vom damaligen deutschen Kaiser Ludwig dem Baiern 3 Märkte verliehen: auf die Sonntage Invocavit, Jakobi und Martini; aber ohne kaiserliche Bestätigung kam ein vierter Markt hinzu, am Sonntage Quasimodogeniti, weil an diesem die Karmeliter ihre Kirchweih feierten und ihren Ablaß feilboten. Für die seelsorgerliche Thätigkeit nahmen die Brüder nur geringe Gebühren. Der bereits genannte Heimerod von Elben bezahlte 50 Pfund Heller für ein Seelgeräth; für die jährliche Gedächtnißfeier der Frau Jutta, Konrad's von Hertingshausen Ehefrau, wurden ein für allemal 6 Schillinge gezahlt. Zuweilen wurden die zu beobachtenden Feierlichkeiten genau vorgeschrieben. So bestimmte Reinhard von Dalwigh, Knappe, welcher für die Familie von Holzhausen und andere Verwandte des Hauses eine Seelenmesse zu vier verschiedenen Zeiten des Jahres zu lesen gestiftet hatte, daß ein schwarzes Tuch ausgebreitet, vier Lichter auf den Altar, vier an die Enden des Tuchs aufgestellt werden sollten, wofür ein für allemal 24 Gulden zu entrichten seien.[9])

Nach dem oben erwähnten Schiedsspruche sollten die Karmeliter nur ein einziges Wohnhaus besitzen, trotzdem hatten sie, wie aus einer Mittheilung vom Jahre 1346 hervorgeht[10]), noch ein weiteres „in der Fleischhauergasse hinter Heinrich Haarbusch“, wovon sie keiner Zeit der Stadt Geschoß zu entrichten hatten. Dies vertauschten sie mit einem anderen, Hermann Kirchberg (Kirperg) und Ehefrau gehörigen und in der Alten Stadt belegenen und erlangten auch für letzteres Abgaben-Freiheit, Beide mit Genehmigung von Schöffen und Bürgerschaft. Ueber die Lage wird Näheres nicht angegeben. Daß von dieser Behausung abgesehen ihre Räumlichkeiten keineswegs klein gewesen sein mögen, geht daraus hervor, daß auch größere Versammlungen der Brüder in Kassel stattfanden. So wurde im Jahre 1360 daselbst ein General-Convent gehalten, wie es heißt, des ganzen Ordens der Karmeliter.[11]) Das ihnen gehörige Areal umfaßte jedenfalls das ganze Quartier von dem Eckhause nach dem Marställer Platze hin, dessen Grund und Boden in einer nachher noch zu erwähnenden Erwerbsurkunde eines der späteren Besitzer ausdrücklich als früher den Karmelitern gehörig bezeichnet wird, bis zur Kettengasse, zu Ende vorigen und zu Anfang dieses Jahrhunderts Brüderstraße genannt, zog sich also um die Brüderkirche herum und war mit Gebäulichkeiten besetzt. Ob dies ein zusammenhängender Bau oder eine Mehrheit von Gebäulichkeiten war, darüber fehlt jeder Anhaltspunkt.[12])

Während wir nun über den bisher beschriebenen Zeitraum bezüglich der Spezial-Geschichte der Karmeliter ziemlich genau unterrichtet sind, wissen wir über den nachfolgenden bis zur Mitte des 15. Jahrhunderts wenig. Da fanden wieder in Folge des Einflusses der damaligen Vorkämpfer der Reformation auch manche Reformen im Karmeliter-Orden statt, und zwar in ganz Europa, im Wesentlichen Milderungen der strengen Ordens-Regeln, was zu Spaltungen führte. Man unterschied nunmehr drei auch in der Kleidung von einander abweichende Klassen:

1. die unbeschuhten Karmeliter, auch Barfüßer oder Observanten genannt, welche an den bisherigen Satzungen festhielten;
2. die beschuhten Karmeliter, auch Conventualen, welche von milderen

9) Piderit a. O. S. 44.

10) Nebelthau a. O., Bd. II S. 303.

11) Schminke a. O. S. 346, vielleicht auch nur ein Provinzial-Kapitel der niederdeutschen Provinz.

12) Für das Vorhandensein von Häusern daselbst überhaupt kann die Darstellung in dem Roman: „Heinrich von Brabant, das Kind von Hessen“ (S. 39) von dem Ritt des Enkels des damaligen Burgvogtes zum Kloster Hasungen angeführt werden, indem es dort heißt: „Der kleine Reitertrupp — war die kleine aber steile Anhöhe, auf welcher der Burghof lag, heruntergeritten, kreuzte den Platz, auf dem die alte baufällige St. Cyriakuskirche stand, und lenkte in eine enge schmutzige Gasse (die Marktgasse) ein, welche von kleinen schlecht gebauten Häusern eingefaßt, in gerader Richtung zu dem Marktplatze führte.“

Grundsätzen ausgehend die Ordens-Regeln mehr den veränderten Verhältnissen anzupassen bemüht waren;

3. die Tertiarier, der s. g. dritte Orden, eine bei vielen Orden vorkommende Gattung von Mitgliedern, welche in ihrer äußeren Lebensstellung verbleibend nur zu gewissen Handlungen, wie Gebeten, Fasten u. dgl., sowie zum Gehorsam gegen die Oberen verbunden waren und ein frommes Leben führen mußten.

Nebenbei finden sich in jeder Klasse auch Schwestern, Karmeliterinnen (machten doch sogar Einige aus der Schutzpatronin des Ordens, der Jungfrau Maria, eine Karmeliterin), vorzugsweise in Frankreich, in Deutschland ist von denselben nirgends die Rede. In unserem engeren Vaterlande scheint der Orden meist der zweiten Klasse angehört zu haben, aber es erging ihm wie anderen: die neu angenommenen Grundsätze gefielen weder den geistlichen noch den weltlichen Oberherrn. Landgraf Wilhelm I. der Aeltere, welcher bekanntlich seine Regierung durch eine Pilgerfahrt nach Jerusalem unterbrach (1492), kehrte von dieser zurück mit einer vom Papste erhaltenen Vollmacht, den Karmeliter-Orden einer gründlichen Umgestaltung zu unterwerfen. Er schien seinen Plan auch zur Ausführung bringen zu wollen, ließ sich jedoch, wie es heißt, vom Mitleid mit der Armuth der Mönche bestimmen, von einer eigentlichen Umgestaltung abzustehen. Die Brüder gelobten sich zu bessern und wußten bei diesem allgemeinen Versprechen für sich die Zusicherung zu erwirken, daß ihnen keine Oberen aufgedrungen werden konnten. Eine Urkunde von 1487 ergibt die Namen ihrer damaligen Oberen: Jacobus Schindehütte Prior, Laurentius von Griffde Lector, Johannes Suderland Subprior, Hildebrandus Sommer Prokurator.[13])

Mancherlei Zuwendungen wurden ihnen damals wieder zu Theil. So stifteten ein Kassellaner, Cyriakus Vermenter, und seine Frau ein jährliches Almosen und zwei Messen am Altare des heiligen Jodocus, was die Bestätigung des Erzbischofs Berthold von Mainz erhielt (1498).

Ihrerseits, um sich für die ihnen gewährte Duldung erkenntlich zu zeigen, stifteten die Karmeliter (1501) ein Vermächtniß an das Siechenhaus vor der Neustadt (jetzt Siechenhof genannt) zur Austheilung eines Nößel Wein und Wecken an jeden der Armen (Ußsätzigen).

Im Jahre 1506 wurde wieder in dem Karmeliterhause zu Kassel ein General-Kapitel des ganzen Ordens gehalten.[14])

Auch erfreuten sie sich der Fürsorge der landesherrlichen Familie. Die Landgräfin Anna, geborene Prinzessin von Mecklenburg, Gemahlin Wilhelm's II. und Mutter Philipp's des Großmüthigen errichtete ein Seelgeräth für mehrere Klöster, darunter das Karmeliter-Kloster, in Kassel. Sodann bezog dasselbe ständige Einnahmen aus der Stadtkasse, wie die „Kasseler Stadtrechnungen aus der Zeit von 1468—1553“ in mehreren Posten bezeugen, theils in baarem Gelde, theils in anderen Gegenständen, z. B. im schwarzen Tuche (in panno nigro), ferner von dem städtischen Brauhause bei der Fuldabrücke in Gemeinschaft mit den anderen Klöstern, indem:

3 ℔ den Junckfern tzu Weißenstein
1 Gl. 1 ort den Cartheußern
1 Gl. den Carmelitern hie tzu Cassel

gezahlt wurde.[15])

So hielten sich die Karmeliter bis zur großen Reformation des Augustiner-Mönchs von Wittenberg. Und als Landgraf Philipp der Großmüthige der Lehre Luthers sich anschloß und in Hessen die Kirche zu reformiren begann, hatte hier die letzte Stunde der Klöster geschlagen. Nachdem der Reichstag zu Speier von 1526 vom König Ferdinand I. in Vertretung des Kaisers verabschiedet worden war mit der Bestimmung, daß jeder Reichsstand es in Glaubens-Sachen halten dürfe, wie er es vor Gott und dem Kaiser verantworten könne, wurde vom Landgrafen Philipp im Oktober 1526 eine Synode zu Homberg berufen, und auf dieser von vielen Geistlichen besuchten Versammlung durch die daselbst gefaßten Beschlüsse die Einführung der Reformation besiegelt. In Folge davon ordnete der Landgraf die Aufhebung der Klöster in Hessen an und die Einziehung ihres Vermögens theils zur Abfindung der betheiligten Kloster-Insassen, theils zur Gründung von Schulen und milden Stiftungen.

Die Karmeliter wußten dem zuvorzukommen und erschienen noch vor der Synode zu Homberg aus freien Stücken vor dem Landgrafen, diesem das unter seinem Ahnherrn gestiftete Kloster zur Verfügung stellend, weil sich dasselbe aus Mangel

[13]) Schminke a. O. S. 361.

[14]) Piderit a. O. S. 101, vgl. Anm. 11.

[15]) Vereins-Zeitschrift N. F. III, Suppl.: Kasseler Stadtrechnungen, herausg. v. Ad. Stölzel, S. 169. — J. 1520, Nr. 49. Nach denselben Rechnungen S. 300 erhielten auch die Karmeliter zu Spangenberg regelmäßig Zinsen aus dem Säckel der Stadt Kassel. Das Karmeliter-Kloster zu Spangenberg, erst im 15. Jahrh. gestiftet, gehörte wie das zu Kassel zur niederdeutschen Provinz; vgl. Koch, die Karmeliterklöster der Niederdeutschen Provinz (Freiburg i. B. 1889) S. 55 fg., 72 fg. und Chronik der Stadt und Festung Spangenberg vom Bürgermeister Siebold.

an Opfer-Almosen nicht mehr halten könne oder „weilen die Opfer, darauf ihr Orden gestiftet, nicht mehr fielen.“ [16])

Der darüber abgefaßte Verzichtbrief datirt vom Donnerstage nach Invocavit (dem 1. Sonntage in der Fastenzeit) 1526 und ist unterzeichnet vom Subprior und Vicar — die Stelle des Priors war gerade unbesetzt [17]) — Gottfried Hagedorn und 22 Brüdern, darunter Johann Campis und Hermann Waldenstein. Die Meisten von ihnen zogen es vor, in weltliche Aemter einzutreten. So wurde der genannte Johann Campis (Joannes de campis), bisher Lesemeister der Karmeliter, erster evangelischer Prediger an der Freiheiter-Gemeinde und Superintendent, zugleich des Landgrafen Kapellan, in welchen Stellungen er bis zu seinem Tode verblieb (1536). [18])

Die bereits erwähnte Kirche der Karmeliter-Brüder, noch heutigen Tags die *Brüderkirche* genannt, geschildert in dem Werke: „Die Baudenkmäler im Regierungs-Bezirk Cassel — — von v. Dehn-Rotfelser und Lotz“ (S. 25):

„Einfache schlanke Hallenkirche mit nur einem Seitenschiffe an der Nordseite und einschiffigem, aus dem Achteck geschlossenen Chore.“

wurde Kirche der Altstädter Gemeinde, deren bisherige Kirche, die Cyriaks-Kapelle auf dem Marställer Platze, das älteste Gotteshaus der Stadt Kassel, in demselben Jahre wegen Baufälligkeit abgebrochen wurde, worauf die Bausteine zu Neubauten am fürstlichen Schlosse verwandt wurden. Die Brüderkirche mußte sich übrigens manche Beeinträchtigung gefallen lassen.

So berichten die Chroniken, daß noch in dem Jahre 1526 ein Theil derselben, wahrscheinlich ein Kreuzgang, abgebrochen wurde. Im folgenden Jahre erlitt sogar das Schiff der Kirche nach der dem Schlosse zugekehrten West-Seite eine bedeutende Verkürzung. Diese Bauten hingen zusammen mit der von Philipp dem Großmüthigen bald nach der gedachten Synode zu Homberg begonnenen Befestigung der Hauptstadt, insbesondere der stärkeren Befestigung des Schlosses, dessen Wälle nach der nächsten Umgebung, so auch nach der Brüderkirche hin, steil abfielen, und diese also deren Anlegung im Wege war. Uebrigens wurde diese dem Schlosse zugekehrte Seite wieder durch eine neue Mauer mit schönen gothischen Fenstern geschlossen. Der nördlich neben dem Chor befindliche, im spätgothischen Style erbaute Saal der *Sakristei* wurde in einen Fruchtspeicher umgewandelt und mit einer Wohnung überbaut. [19])

Auch wurden mehrere noch jetzt vorhandene Häuser dicht an die Kirche gebaut, sodaß diese niemals recht hat zur Geltung kommen können [20]). insbesondere ist damals das Eckhaus nach dem Marställer Platze hin erbaut worden. [21]) Nach einer Urkunde vom 18. März 1603 [22]) wurden

[16]) Schminke a. O. S. 346; Piderit a. O. S. 101.

[17]) Koch a. O. S. 57 nennt in der Series Priorum Casselensium zuletzt Gottfried Hagedorn, vicarius, 1526.

[18]) Rommel, Hess. Gesch. Th. III S. 103. — Anmerk. S. 158. Ledderhose, Beyträge zur Beschreibung des Kirchen-Staats der Hessen-Casselischen Lande, S. 20.

[19]) Der ganze Bau ist jetzt Hinterhaus zu Nr. 8 Altmarkt, lange Jahre im Besitze der Familie Knappe, dermalen des Schuhmachermeisters Strube.

[20]) S. im Näheren Stöltzel in der Vereins-Zeitschrift (N. F. Bd. IV S. 94): „Ein Stück Kasseler Häuser- und Familiengeschichte.“

[21]) Jetzt 2 Häuser, das eine dem Kaufmann Deichmann, das andere dem Buchbinder Becker gehörig.

Anlage.

[22]) *Urkunde betreffend das Karmeliter-Kloster zu Kassel* (im Besitze des Buchbinders Becker zwei Abschriften, davon eine) beglaubigte Abschrift vom 13. September 1822 übereinstimmend mit einer in der hiesigen Konsistorial-Repositur befindlichen beglaubigten Abschrift.

---

Wir Moritz von Gottes Gnaden Landgraf zu Hessen, Graf zu Catzenelnbogen, Dietz, Ziegenhain und Nidda.

Thun kund hieran von Uns, Unsern Erben und Nachkommen Fürsten zu Hessen öffentlich bekennend, als in Vorjahren in der Altstadt allhier vor der Kirchen gelegene Behausungen, *denen Karmelitern zugestanden* und nach Veränderung derselben uff Weyland unsern geliebten Herrn Altvattern Landgrafen Philipp Gottseligen Andenkens kommen und seine Altvätterliche Gnaden deren eine Ihr Liebden gewesener Diener Adam Scherern erblichen gegeben und das *Eckhaus naherm Platz* zu einem *Caplanhaus* verordnet, und aber mit seiner Altvätterlichen Gnaden gnädigen Bewilligung dasselbe fürters Hansen Wernern und dessen Erben erblichen vertauscht worden und dann unser lieber getreuer Gerwig Sandtmann dieselbige beide Behausungen vor eine Summe Gelds an Sich erkaufft und Uns unterthänig ersucht und gebeten, weil er diese von neuen aufzubauen gemeindt das Wir Ihnen gnädig zu lassen und vergönnen wolten, das er denselben Bau biß an die Kirche und ferner uff der Ecke etzliche wenige Schue herraußer damit das Mauerwerk strack gestreckt setzen, auch *ein ort am Kirchhof* dazu gebrauchen möcht, mit dem unterthänigen erbieten, das er dagegen in der Kirche denen Armen zum besten *dreyhundert Gulden* erlegen wollte. Das wir demselben demnach zu gutem und aus besonderen Gnaden, damit Wir ihm gewogen und wegen seines treuen Fleißes, so er Uns in etlichen Ihm anbefohlenen Sachen geleistet auch nochmals thun kann soll und will, seinem unterthänigen suchen aus Gnaden statt geben haben; Thun das auch hiermit und in Kraft dieses Brieses also und dergestalt, das er nicht allein den Bau biß an die Kirche, und ferner uff der Ecke das Mauerwerk stracks ausführen und setzen, sondern auch vom Kirchhof einen Ort soweit Wir Ihm denselben Selbst abmessen und vormercken lassen, einnehmen und Er seinen Erben und Erbnehmern solches alles nun hiefür unverhindert menniglichs erbliehen haben, nutzen niesen und nach Ihrem besten gebrauchen auch damit gleich anderen Ihren erbeigenen Gütern schalten und walten mögen; doch daß er dagegen seinem ermessen zufolge denen Armen zum besten in die Kirche die anerbettenen dreyhundert Gulden erlegen soll, gestalt er dann dieselbe vor Uebergabe dieses Briefs richtig gemacht hat.

die vor der Kirche belegenen Häuser vom Landgrafen Privaten überlassen, jedoch das Eckhaus zum **Kaplanhause** bestimmt, und kam Letzteres zu Anfang des 17. Jahrhunderts an einen gewissen Gerwig Sandtmann, welcher daselbst einen Neubau aufführte und unter weiterer Ueberlassung eines Stücks vom Kirchhofe das Recht erhielt, solchen bis an die Kirche und auf der Ecke einige Schuhe hinaus anzulegen für den an den Kirchenkasten zu Gunsten der Armen zu zahlenden Kaufpreis von 300 Gulden.

Wie die Kirche aber bisher hohen Personen als Begräbniß-Stätte gedient hatte[23]), so auch fernerhin. Es liegen daselbst mehrere Glieder der angesehenen und dicht bei der Kirche damals wohnhaften Familie von Scholey (oder Scholley): Die drei Gebrüder Wilhelm, Georg, Eitel Georg von Scholey, und Otto Georg von Scholey, hessischer Oberkämmerer und Kommandant zu Kassel († 1583), ferner Simon Binge, Kammermeister und Hauptmann der Festung Ziegenhain († 1581), Justus Didamar, fürstlicher Rath († 1580) u. A.

Der Eingang zur Kirche war für die Mönche von den Kreuzgängen des Klosters, für die übrigen Bewohner der Stadt von der Kettengasse her und später, seit wann ist ungewiß, von der Süd-Seite an der vom Schloß nach dem Markte hinführenden Straße. Nach der Beschreibung in den Baudenkmälern (a. O.) ist die vor dem Nordportale, also nach der Kettengasse, befindliche Vorhalle als spätgothisch bezeichnet. Das danach im Tympanon (im Giebelfelde) des Nordportals befindlich gewesene Relief, die Beweinung Christi darstellend, mit kleinen Figuren knieender Heiliger, hängt jetzt in der dermaligen Sakristei. Die Thür nach der West-Seite wurde wahrscheinlich erst bei der obigen Neuanlegung der Mauer angebracht.

(Fortsetzung folgt.)

In Uhrkund haben Wir Uns mit eignen Handen unterschrieben und Unser Fürstl. Secret. Insiegel hieran wissentlich hangen lassen.

Gegeben zu Cassel den 18. Martii nach Christi unseres einigen Erlösers und Seligmachers geburt, des Eintaußend Sechshundert und dritten Jahres.

(L. S.) Moritz L. Graff zu Hessen.

23) Winkelmann a. O., Th. II S. 284 und Schminke S. 362, welche als solche bezeichnen: Graf Heinrich zu Nassau († 1402) und Hermann den letzten Herrn von Treffurt. Die bei beiden Schriftstellern vorausgehende Bemerkung, daß in der Brüderkirche „verschiedene Landgrafen, wie noch an einem Grabsteine nahe dem Altare zu sehen gewesen", begraben liegen, beruht gewiß auf der oben erwähnten Stiftung zum Andenken des Landgrafen Otto (S. 239 in Nr. 17).

# Aus dem alten Kassel.

## II. Die ältesten Apotheken der Stadt und ihre Besitzer.

Von W. Rogge-Ludwig.

In der ersten Zeit des Mittelalters gab es in Deutschland weder auf medicinischen Schulen gebildete Aerzte, noch Apotheken. Die Heilkunde wurde von Geistlichen und daneben von Hirten, Schmieden und alten Weibern ausgeübt und die Heilmittel entweder selbst in den Gärten gezogen oder von den Materialwaarenhändlern gekauft. Die ersten medicinischen Schulen wurden im 12. Jahrhundert in Italien zu Monte Cassino und Salerno gegründet und dann das medicinische Studium auf den Universitäten zu Bologna und Padua, und später zu Montpellier und Paris weiter gefördert. In Italien entstanden darum auch die ersten Apotheken, welche stationes genannt wurden. Als im 15. Jahrhundert wissenschaftlich gebildete Aerzte nach Deutschland kamen, wurden auch hier solche gegründet und zwar zuerst in Münster und Hildesheim, dann in den freien Reichs- und Handelsstädten: Nürnberg, Lübeck, Frankfurt, Augsburg, Ulm (1409), denen 50 Jahre später die Hofhaltungen der Fürsten folgten. Als den ersten Arzt in Hessen nennt Dr. Kolbe in seinen Beiträgen zur Geschichte der Medicin in Hessen (N. F. B. X der Zeitschrift des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde) nach einer Urkunde des Landgrafen Heinrich aus dem Jahre 1304 einen Geistlichen Magister Johannes Phisicus, wie sich in jener Zeit überhaupt in Deutschland mehrere magistri phisici im Besitze hoher Kirchenwürden befanden. Erst über ein Jahrhundert später finden wir in Hessen wieder einen Arzt, den Meister Leonhard von Swinfort, welchen der fromme Landgraf Ludwig von seiner Pilgerfahrt nach Jerusalem mitgebracht hatte, „einen Arzt, der etzwa ein meister in der jüddischeit gewest ist und von Ingebunge des heiligen geistes von der Jüddischeit getreten, den heilligen waren Christenglauben an sich genommen und die heilligen toyff empfangen; und darum so ist er

von unserem heilligen Vatter Babste Martino und danach von dem heiligen Concilio hochlich uß dem Schatze der kirchen, das ist der verdienst unseres Herrn Jesu Christi und allerheilligen, mildiglich mit ablasse und andern gnaden begifftiged, imme zu sture und allen fromm luten zu troiste und besserunge." (Kuchenbecker Analecta V, 76).

Da im Jahre 1440 während des Gottesdienstes das Gewölbe der St. Martinskirche eingestürzt war und es an Geld zum Wiederaufbau fehlte, hielt der Landgraf diesen so hoch angesehenen Mann, geeignet, als Ablaßkrämer im Lande herumzureisen, um das dazu nöthige Geld aufzubringen, wodurch dann auch der Zweck erreicht wurde.

Dem Beispiele Landgraf Ludwigs folgte dessen Sohn Heinrich, der reiche Landgraf an der Loyna, welcher 1480 den Doktor der sieben freien Künste Bartholomaeus von Elten zu seinem Leibarzt bestellte, wie denn überhaupt die Landesherren zuerst wissenschaftlich gebildete Aerzte als ihre Leibärzte beriefen. Solchen Aerzten konnten für die von ihnen verordneten Arzneimittel, da sie nicht mehr aus nur einfachen mechanischen Gemischen bestanden und ihre Bereitungsart jetzt besondere Kenntnisse erforderte, die Materialwaarenhandlungen, aus denen sie bisher bezogen waren, nicht mehr genügen und machten die Errichtung selbstständiger Apotheken nothwendig. So entstanden um das Jahr 1480 in Hessen die ersten Apotheken, in Marburg unter Landgraf Heinrich die des Apothekers Lorenz Fait aus Nürnberg, in Kassel unter Landgraf Wilhelm I. dem Aeltern die im landgräflichen Schloß errichtete Hofapotheke. Als Stiftungsjahr der letzteren giebt Schminke das Jahr 1475 an. Diese Annahme findet Bestätigung in den von Landau gesammelten Urkunden und Notizen aus Akten, die sich auf Apotheken in Hessen beziehen und gegenwärtig auf der Kasseler Landesbibliothek aufbewahrt werden, da in denselben „Reversales" der Hofapotheke aus den Jahren 1475 bis 1577 angezogen werden.

Landau nennt als die ersten Hofapotheker Kuhl, Olpius, Volpracht, Ernst, Wahnschaft, und giebt dann weiter einige aus alten Urkunden von ihm gesammelte Notizen über die ältesten Apotheken der Stadt. Soweit sie noch jetzt hier bestehende Apotheken betreffen, werden sie später bei der Angabe dieser Erwähnung finden, von andern von ihm erwähnten Apotheken und ihren Besitzern ist nichts näheres bekannt geworden. Dazu gehören Johannes Windisch aus der Zeit Philipps des Großmüthigen, Lewin von der Brücken (Pontanus) (1558), Klagk (1597), Haye (1649), Ulner (1659), Stubenrauch (1687).

Nur eine Apotheke, deren Lage aber auch nicht mehr genauer festzustellen ist, erwähnt er ausführlicher folgendermaßen:

„Im Jahre 1567 verkaufte Landgraf Wilhelm IV ein Haus, welches hinten auf die Brüderkirche stößt, dem Apotheker Cornelius Stoß für dreihundert Thaler und behält sich den Rückkauf und die Einsetzung eines andern Apothekers für den Fall vor, daß sich unter den Erben kein qualificirter Erbe befindet. Die Apotheke ist dann 1605 auf den Schwiegersohn des Stoß Johannes Hartung vererbt worden und im Jahre 1633 von dessen Sohn für 800 Thaler übernommen worden."

Der Reichstag zu Augsburg hatte im Jahre 1548 das Apothekenwesen in Deutschland geordnet und Philipp der Großmüthige am 9. März 1564 eine Apotheker-Ordnung für die Apotheken in Kassel und Marburg erlassen. Danach sollen die Apotheker keine Artzenei ausgeben, es sei dann, daß der Doctor Medicus oder unser Wundartzt Paul Kellner yhnen schreibe, das und das solle den patienten gegeben werden. Kein Landtfarer, der sich artzenei anmaßet, soll in unserm Lande gedultet oder gelitten werden. Die Doctores und Aertzte sollen alle jar zum wenigsten einmal visitiren und alle materialia, so nicht tauglich oder nutze sein, ins wasser schütten lassen und der Apotheker soll schwören, daß er kein venen oder gifft verkauffen wolle, bei verlust des lebens.

Um das Jahr 1540 war die erste Pharmakopoe (ohne Angabe des Druckjahres) erschienen, verfaßt von dem 1515 zu Obersimtshausen geborenen Marburger Baccalaureus Valerius Cordus, einem Sohne des berühmten Marburger Professors Euricius Cordus.

Gleichzeitig mit der erwähnten Apotheker-Ordnung erließ Landgraf Philipp eine Taxordnung für die Apothekerwaaren, denen später andere, zunächst in den Jahren 1656 und 1717 folgten. Schon die vom Jahre 1564 zeigt in ihren 30 Kapiteln von der überaus großen Menge der damals gebräuchlichen Arzneistoffe, namentlich Kräuter. Besonderes Gewicht scheint man auf einen guten Geruch in den Zimmern gelegt zu haben, wie sich aus der Aufzählung von 15 verschiedenen Arten Rauchpulver, ebensoviel Arten Rauchkertzlein und 13 Arten Rauchküchlein ergiebt.

In dieser Apotheker-Ordnung wird auch bestimmt, daß die Händler oder Kremer kein gifft oder andere Artzenei, ausgenommen die Würtze, feil halten und verkaufen sollen. Der Streit der Apotheker mit den Materialwaarenhändlern über die Gegenstände, deren ausschließlichen Verkauf sie nun als ihr alleiniges Recht in Anspruch nahmen, hat noch Jahrhunderte hindurch gedauert.

Da eine ihrer Haupteinnahmequellen der Verkauf von Zucker war, der ursprünglich nur zu Heilzwecken verwendet wurde; so beschweren sie sich z. B. darüber, daß seit etlichen Jahren allerelei Confekta an die Zuckerbäcker gekommen seien, und wie weit sie ihr Recht ausdehnten, zeigt eine Beschwerde der Nürnberger Apotheker aus dem Jahre 1581, in welcher sie bitten, den Materialwaarenhändlern zu verbieten, Papier, Dinte, Siegelwachs, destillirtes Wasser, Oele, Räucherkerzen u. s. w. zu verkaufen. Einzelnen Apotheken war aber, namentlich in kleineren Orten, ausdrücklich gestattet worden, daneben auch Materialhandel zu treiben, so noch am Ende des vorigen Jahrhunderts in Kassel der Adlerapotheke in der Unterneustadt.

In der Medicinal-Ordnung vom 31. Juli 1778 wurde endlich bestimmt: „Die Apotheker dürfen nicht mit Sachen handeln, deren Verkauf den Kaufmannsgilden zugestanden ist, wenn sie auch medicinische Kräfte haben“. Weit erbitterter noch war aber der Kampf gegen die Apotheker wegen des von ihnen betriebenen Verkaufs von Weinen und namentlich Branntwein; Philipp der Großmüthige hatte im Jahre 1531 der Stadt Kassel das ausschließliche Recht zum Weinschank verliehen und der Stadtrath stets dieses Recht den Apothekern gegenüber zu wahren gesucht. Unter der Regentin Amélie Elisabeth hatte er ihnen den Verkauf aller geistigen Getränke, namentlich der gebrannten Wasser und Liköre, insbesondere des Rosoglio (ros solis) bei 100 Gulden Strafe verboten, Wilhelm VI. ihnen aber 1656 den Verkauf von Likören und seltenen süßen Weinen gestattet.

Mit großer Strenge schritten aber die Regenten Hessens gegen die Apotheker ein wegen des von ihnen gleich anfangs in großer Ausdehnung betriebenen Verkaufs von Branntwein. Philipp der Großmüthige gestattete in der Reformations-Ordnung in Polizeisachen vom Jahre 1526 den Genuß von Branntwein nur, „wenn jemandes vor einen heller oder zweenn des gebrannten weines zu artzedeien gebrauchen wollte“ und gab in einem Erlaß vom Jahre 1537 seinem Statthalter zu Kassel Siegemund von Beuneburgk auf:

> „er solle mit Ernst darauf halten, daß sie (die Apotheker) geprauten wein nur an solche leute verkauffen, die solchen zu ihren schwachheiten oder sunsten andern Artzeneien gebrauchen wullten, und da wir befinden, daß sie solchen geprannten wein anderen leuten, die sich darin fol und trunken sauffen, verkauffen, so wollen wir ihnen solchen weinschank mit dem geprannten wein, so sie noch haben, nemen und gewißlich in die gaffen ausschütten, damit sich keiner mehr full sauff und das schändliche Laster der folsaufferei verhütet werde.“

(Fortsetzung folgt.)

---

## Bange Frage.

Das Gänseblümchen fragt ich
Im duft'gen Gras am Rain:
„O sprich Du Frühlingsbote
Mir von der Liebsten mein!“

„Sprich, liebt sie mich — von Herzen —
Mit Schmerzen — wenig — nicht?
Das sollst Du mir verrathen
Ob auch das Herz mir bricht!“

Doch als dem Blüthenkelche
Ich Blatt um Blatt entzog,
Da bebt', ich mag's nicht hehlen,
Die Hand mir leise doch.

Und als in's Gras hernieder
Nun Blatt um Blatt entschwebt,
Da hat, ich will's gestehen
Das Herz mir auch gebebt.

Doch als dem Strahlenkranze
Das letzte Blatt entwich,
Da sprach das Blümlein leise:
„Von Herzen liebt sie Dich!“

R.

## Aus alter und neuer Zeit.

Ein Brief des Landgrafen Wilhelm VIII. an den Geheimrath Calckhof. Mein lieber Herr Gehéymde-Rath nnd Oberappellations-Gerichts-Director. Daß mir derselbe heute die gewöhnliche Huldigungspflichten nicht mit abgelegt, dabey regrettire anders nichts, als daß seine noch anhaltende unpäßlichkeit daran schuld gewesen, dann außer dem ist es mir mit derjenigen Treue genug, die derselbe vor Mich und meinen Dienst nicht von heute sondern von alter Zeit her in seinem Herzen getragen und bis auf diese stunde täglich durch neue proben dargelegt hat. Ich weiß, daß ich an demselben einen wahren freund habe, der um mein Interesse mit solchem Eyffer und Redlichkeit bemühet ist, daß Ich mich dessen zu versichern diese Formalitaet weiter ganz und gar nicht nöthig habe und Ihm nicht aufzulegen gedenke. Ich danke aber demselben aufrichtig vor die aus gleichem antrieb gethane herzliche und wohlmeynende Wünsche zu der von mir angetrettenen Landes-Regierung, welche mir durch nichts mehr als durch seinen Beyrath und die von ihm gewohnte Be-

mühungen vor mein bestes erleichtert werden wird. Ich wünsche deswegen von herzen, daß Er durch ferneren göttlichen seegen sich bald völlig wieder hergestellet finden möge, und werde nie aufhören, mit meiner Ihme bekandten alten und wahren freundschaft zu beharren. Kassel, den 19. April 1751. Desselben treuster Freund Wilhelm.

Des Kanzlers Calckhof Grabschrift auf einem der beiden die Familiengruft deckenden Steine:

Henricus Otto Calckhoff
Filius Ottonis Henrici
Consil. et viri optimi
Raro inter homines exemplo
Ita cum labore pressit
Severam virtutis viam,
Ut per hanc solam
Obtineret summum honoris culmen,
Post magna facta
Et fortunam perpetuam obiit
Wilhelmi VIII. Consil. intimus et Cancellarius
Morbus ultimus fatigavit quidem
Neque tamen fregit magnum ejus animum
Posuit vitam coelibem
Die X aprilis à MDCCLIII (sic)
Quae duravit annos LVI, menses IV, dies IV.

Der Vater des Kanzlers Calckhof war Oberschultheiß in Ziegenhain, scheint aber die letzte Zeit seines Lebens in Kassel verbracht zu haben. Derselbe hinterließ noch einen Sohn, welcher geistlicher Inspektor in Schmalkalden war, aber auch in Kassel gestorben ist. Von den beiden Schwestern des Kanzlers führte ihm Margaretha Elisabeth den Haushalt, Katharina Amalia war verheirathet an Professor B. Duysing in Marburg, Mutter des bekannten Theologen Heinrich Otto Duysing, von welchem der verstorbene Oberappellationsgerichtspräsident A. Duysing ein Enkel war.

**G. Th. D.**

---

Rudolf Erich Raspe. August Friedrich Christian Vilmar sagt S. 132 seiner hessischen Chronik, Marburg 1855: „1775 den 15 März entfloh aus Kassel einer von den mancherlei Taugenichtsen, welche unter der der neuen französischen Kultur geneigten Regierung des Landgrafen Friedrich ihre Rechnung daselbst zu finden suchten und zum Theil wirklich fanden: der Rath Rudolf Erich Raspe aus Hannover, welcher sich mit einem ansehnlichen Theil des unter seiner Aufsicht stehenden fürstlichen Münzkabinets aus dem Staube machte und nach England begab. Dort schrieb er ein viel gelesenes und nachher von Bürger übersetztes Buch: „Die Begebenheiten des Freiherrn von Münchhausen.““ Daß er wirklich ein „Taugenichts“ und Betrüger war, hat sich leider erst zu spät zum Schaden des Hochfürstlichen Münzkabinets herausgestellt; er war aber auch ein Mann von ausgedehnten Kenntnissen, und diesen hatte er es zu verdanken, daß er auf Empfehlung des Ministers Martin Ernst von Schlieffen in Kassel angestellt wurde, wo er sich bald die Gunst des Landgrafen Friedrich II. zu verschaffen wußte. Dieser ernannte ihn zum Professor der Alterthümer am Collegio Carolino zu Kassel und verlieh ihm den Rathstitel, zugleich war er zweiter Bibliothekar, Aufseher der Alterthümer und „beständiger Sekretär der neuen Kasselschen Gesellschaft des Ackerbaues und der nützlichen Künste.“ — Am 17. März, also zwei Tage nach seinem Verschwinden erließ die Regierung zu Kassel einen ausführlichen Steckbrief; Raspe wurde auch in Braunschweig verhaftet, entzog sich jedoch der strafenden Gerechtigkeit abermals durch die Flucht und entkam mit den geraubten Schätzen glücklich nach England. Er hatte nicht nur aus dem Medaillenkabinet für 2000 Rthlr. an Werth entwendet, sondern auch noch für 300 Rthlr. Medaillen bei dem Lombard (Leihhaus) versetzt und außerdem 700 Rthlr. Vorschuß erhalten. Trotzdem scheinen diese Betrügereien ihm bei seinem Fortkommen in England nicht sehr hinderlich gewesen zu sein, denn aus Archenholz' Annalen der Britischen Geschichte, Karlsruhe 1790, Bd. II Seite 239 erfahren wir, daß „Raspe, ein deutscher Gelehrter von mannigfaltigen Kenntnissen und Talenten, der durch seinen langen Aufenthalt in England seinem Vaterlande fremd geworden, bisher durch seine großen mineralogischen Einsichten den Bergwerksarbeiten in Cornwall nutzte, bis er im Herbst dieses Jahres (1789) berufen wurde, auf Kosten der schottländischen patriotischen Gesellschaft eine mineralogische Reise in die Hochländer und Inseln des nördlichen Britanniens zu thun — —.“ Weiter sagt Archenholz Bd. IV Seite 320 desselben Werkes: „— in Schottland hatte man große Erwartungen von den mannigfaltigen Entdeckungen des berühmten deutschen Mineralogen Raspe, der den größten Theil der westlichen Schottländischen Gebirge und Inseln bereiset und viele Minen von Kupfer, Bley, Eisen u. s. w. entdeckt hatte,“ und Bd. VI. Seite 217 des citirten Werkes wird noch hinzugefügt, daß sich auf seine (Raspes) Veranlassung eine Kompagnie zur Ausbeutung der schottischen Marmorbrüche gebildet habe. — Professor A. Conze zu Wien gedenkt in seinem Aufsatze über den Maler Johann Heinrich Ramberg aus Rambergs Nachlasse (Juliheft 1870 Bd. 26 der Preußischen Jahrbücher S. 83 ff.) Raspes auch als eines Gemmenformers und Protektors des im Jahre 1787 in London anwesenden jungen Ramberg, und unter Heinrich Koenig's „althessischen Silhouetten“ in dem hessischen Jahrbuch für 1854, Kassel, Seite 24 ist Raspe mit einer besonderen Skizze bedacht; auch Piderit erwähnt ihn in seiner Geschichte der „Haupt- und Residenz-Stadt Kassel“ (2. Auflage, Kassel 1882, Seite 304 im Text und in der Note [1]) mit einigen anerkennenden Worten. — Außer den „Begebenheiten des Freiherrn

von Münchhausen“ kennt man von ihm noch ein Verzeichniß der Tassie'schen Gemmen, sowie eine, jetzt ungemein selten gewordene, Schrift: „Beytrag zur allerältesten und natürlichen Historie von Hessen; oder Beschreibung des Habichwaldes und verschiedner andern Niederheßischen alten Vulcane in der Nachbarschaft von Cassel. Nebst einer Kupfer-Platte („Vulcanische Oefnung bey Franckenhausen in Nieder Hessen“, gezeichnet und geaetzt von J. H. Tischbein jun: 1774.) Kassel 1774. 8° 76 Seiten. — Letztere Schrift enthält die Ergebnisse von Raspe's geognostischen Forschungen in Hessen, welche er im Auftrage des Landgrafen unternommen hatte; einige Zeit zuvor hatte er „eine gelehrte Reise in einige deutsche Provinzen zur Aufsuchung alter historischer Monumente thun müssen,“ und war noch im Spätsommer des Jahres 1774 „im Begriff, in mancherley ähnlichen Absichten eine größere Reise nach Italien anzutreten.“ Diese Reise scheint aber nicht zur Ausführung gekommen zu sein. Im Jahre 1794 ist Raspe in Irland gestorben

Der oben angeführte Steckbrief ist ein wahres Musterstück von Kanzleistyl des vorigen Jahrhunderts und giebt zugleich eine so außerordentlich plastische Schilderung des „Fugitivi“, daß ich ihn hier in seinem Wortlaute folgen lasse:

„Steckbrief. Es ist der in dahiesigen Hochfürstl. Diensten gestandene Rath, Rudolf Erich Raspe, welcher aus Hannover bürtig, mittler Statur, mehr länglicht- als runden Gesichts, kleiner Augen, etwas großer gebogener spitziger Nase, rother Haare unter einer kurz nach dem Kopfe gebundenen Beutel-Peruque, rothen Rock mit Gold, schwarzen tuchenem, blau manchestern und weiß grau zeugern Rock abwechselnd tragend, mehrentheils einen hurtigen Gang habend, vorgestern in einem grauen Überrock von hier entwichen. — Da nun derselbe aus dem seiner Aufsicht anvertraut gewesenen Hochfürstl. Medaillen-Cabinet für 2000 Rthlr. an Werth nach seinem eigenem Geständniß entwendet, und für 300 Rthlr. Medaillen beym Lombard versetzt, ohne was sich bey näherer Untersuchung noch weiter entdecken dürfte, außerdem aber noch 700 Rthlr. Vorschuß hinter sich hat, mithin an dessen Habhaftung gar sehr gelegen; So wird jeden Orts Obrigkeit hierdurch requiriret, auf dem Fugitivum möglichst zu vigiliren, ihn im Betretungsfalle zu arretiren und davon zu seiner Auslieferung, gegen Erstattung der Kosten und Ausstellung gewöhnlicher Reversalien, anhero Nachricht zu geben. Kassel den 17. März 1775. Fürstl. Hessische Regierung hierselbst.“

F. G.

---

## Aus Heimath und Fremde.

Kaiser-Wilhelms-Thurm auf Spiegelslust bei Marburg. Am 2. September, dem Sedantage, fand auf der Spiegelslust bei Marburg die feierliche Einweihung des Kaiser-Wilhelms-Thurmes statt. Die „Oberhessische Zeitung“ bringt eine eingehende Schilderung dieser Feier, der wir hinsichtlich des Baues selbst nachstehende, einer großen Anzahl von Lesern unserer Zeitschrift gewiß willkommene Angaben entnehmen; knüpfen sich doch an die Spiegelslust für Jeden, der in Marburg studiert hat, die angenehmsten Erinnerungen an dort in Freundeskreisen verlebte Stunden, an Fäßchenpartien und sonstige fidele Suiten, von denen man wohl mit Recht sagen konnte: olim meminisse iuvabit! Die „Oberhessische Zeitung“ schreibt: Nachdem der bereits im Jahre 1873 begonnene erste Aufbau eines Thurmes in der Sturmnacht vom 12. zum 13. März 1876 zerstört worden und der Wunsch des Wiederaufbaues ein Jahrzehnt später sowohl in der Tagespresse wie in der Bürgerschaft lebhafte Unterstützung fand, traten eine Anzahl angesehener Männer der Stadt unter Führung des Oberbürgermeisters Schüler zu einem „Komitee zur Erbauung des Kaiser-Wilhelms-Thurmes“ zusammen, um diese Sache von neuem kräftig in die Hand zu nehmen und nach Ueberwindung zahlreicher Schwierigkeiten aller Art heute zu einem glücklichen Abschluß zu bringen. Nach einem von Kreis-Bauinspektor Wentzel (damals hier, jetzt in Coblenz) entworfenen Plan übernahm der Bauunternehmer H. Weishaupt hier die Ausführung des Gesammtbaues. Am 8. Juli 1887 erfolgte der erste Spatenstich und konnte der Thurm — mit kurzen Winterunterbrechungen der Arbeit — am 28. August d. J. in allen seinen Theilen als vollendet bezeichnet werden. Dieser selbst, ein wetterfester massiver Bau aus feinkörnigem Sandstein, erhebt sich majestätisch auf dem im Osten unserer Stadt gelegenen Ordenberge und zwar auf einem 1188 Fuß über dem Meeres- und 620 Fuß über dem Lahnspiegel gelegenen klippenartigen Vorsprunge, welcher seit 1825 den Namen Spiegelslust trägt, sogenannt von dem in jenen Jahren hier studierenden Freiherrn Werner v. Spiegel (später Domherr in Halberstadt), der die genannte Hochfläche mit Anlagen versehen ließ. Von der über 171 Stufen zu erreichenden burgzinnenartig gehaltenen Plattform des Thurmes erschließt sich dem Auge eine ebenso großartige als schöne Aussicht. Im Vordergrunde die altehrwürdige und doch so jugendfrische Stadt Marburg, geschmückt mit Meisterwerken der Baukunst, umschlungen von den silberglänzenden Fluthen der Lahn und gleich einem perlenübersäten Mantel die schloßgekrönte Höhe umschließend. Nordöstlich weiter schweift der Blick bis weit nach Niederhessen hin (Knüll, Meißner, Burg- und Kellerwald), nach Südosten ins Fuldaische (Rhön- und Vogelsgebirge), nach Süden bis in die Rheingegend (Taunus mit Feldberg und Westerwald) und schließlich west- und nordwestlich die Lahnberge mit der ganzen Kette des Rothaargebirges bis zum

kahlen Astenberge hin überschauend. Eine Aussicht, die sich in ihrer erhabenen Mannigfaltigkeit mit den bedeutendsten ihresgleichen in Mitteldeutschland messen kann.*) Aber auch der Thurm selbst ist ein Bauwerk interessanter Art und reiht sich den Vorzügen seiner Umgebung in würdiger Weise an. Mit einem Flächeninhalt von 85 Quadratmetern im unteren Sockel erreicht derselbe bis zur Plattform eine Gesammthöhe von 33 Meter = 100 Fuß. Die der Stadt Marburg zugekehrte Seite bildet einen Halbkreis, die entgegengesetzte zeigt in der Grundform ein halbes Achteck. Vor dem eigentlichen Thurmkörper erhebt sich ein 6 Meter hoher Rundgang mit Eckthürmchen, zu welchem zwei Freitreppen von außen und eine Treppe im Innern des Thurmes emporführen. Unterhalb der Brüstung dieses Rundganges sind das Reliefbild Kaiser Wilhelm I. sowie die Gedenktafeln mit den Namen der im Kriege von 1870/71 gefallenen Söhne Marburgs eingefügt. Von hier aus führt eine bequeme mit 13 Podesten versehene Treppe im Innern des Thurmes zu der mit 8 kunstvoll gemalten Fenstern (ein Geschenk des Glasermeisters K. Schultz und Sohn) versehenen Thurmstube, von der man über weitere 28 Stufen zur Plattform gelangt, über welche hinweg sich noch um ein beträchtliches das mit einem Spitzdach und einem M. (Marburg) gekrönte Eckthürmchen erhebt. Von der Thurmstube ab kragt sich die Rundung des Thurmes zu einem Rechteck aus und der Aufstieg zur Plattform erfolgt durch das erwähnte an der Ostseite angebrachte Eckthürmchen. Mit dem Thurme verbunden bezw. angebaut ist ein ebenfalls massives Wirthschaftsgebäude. Dasselbe enthält neben einem Restaurationssaal (54 Quadratmeter Flächenraum) Küchen- und Kellerräume, und ist an der der Stadt zugekehrten Seite mit schöner Veranda versehen. Vorkehrungen zur parkartigen Gestaltung der Thurmumgebung sind bereits getroffen. — Die Ausführung des Gesammtbaues erlitt u. a. eine ganz besondere Erschwerung dadurch, daß sämmtliches Baumaterial (mit Ausnahme der Steine, welche in dem etwa 30 Meter unter der Thurmsohle befindlichen fiskalischen Steinbruche gewonnen wurden) aus der Stadt den steilen Bergabhang hinaufgeschafft werden mußte. Das Wasser lieferte eine unterhalb des Steinbruchs und eine im sog. „Gefälle“ entspringende starke Quelle. — Die Kosten des Gesammtbaues belaufen sich auf circa 43 000 Mk., wovon bis dahin etwa 26 000 Mk. gedeckt werden konnten und zwar durch Uebernahme des früheren verzinslich angelegten Thurmbaufonds mit 3772 Mark 89 Pfg., durch freiwillige Zeichnungen und Büchsensammlungen 13 976 Mark 41 Pfg., sowie durch einen Zuschuß der Stadt in Höhe von 6000 Mark. Zu decken bleibt demnach noch die erhebliche Summe von etwa 16 000 Mark. — Das auf der vorderen Seite des Thurmes unterhalb des ersten Rundganges eingelassene Lorbeer- und Eichenlaub umrankte Reliefbild Kaiser Wilhelm I. ist ein Meisterwerk der Bildhauerkunst und von dem durch seine Arbeiten am hiesigen neuen Universitätsgebäude u. a. her bekannten Bildhauer Schöneseiffer hierselbst angefertigt; gleiches Interesse hinsichtlich ihrer Ausführung bieten auch die beiden von demselben Künstler angefertigten Gedenktafeln mit den Namen der 1870/71 gefallenen Krieger Marburgs.

Hermann Haase in Marburg veröffentlichte in der „Oberhessischen Zeitung“ zu der Einweihungsfeier ein Gedicht, welches er auch gleichzeitig uns zum Abdrucke in unserer Zeitchrift, die dem geehrten Herrn Verfasser schon so manchen schätzenswerthen Beitrag verdankt, freundlichst zusandte. Wir lassen es hier zum Schlusse unseres Artikels folgen:

## Kaiser Wilhelmsthurm
auf
Spiegelslust bei Marburg.

Nun steht er doch*) der neue Thurm
Und blickt stolz in die Lande;
Er trotzt dem Wetter und dem Sturm
Und macht uns keine Schande.

Er ist aus gutem Stein gebaut
Und steht auf festem Grunde;
Von seiner Zinne trunken schaut
Das Auge in die Runde:

Auf Stadt und Dorf im Hessenland,
Auf Wald und Feld und Wiesen;
Aus blauer Ferne, wohlbekannt,
Der Berge Gipfel grüßen.

Es ziert den Thurm des Kaisers Bild,
Den Gott uns selbst erkürte,
Der, Deutschlands Schwert und Deutschlands Schild,
Von Sieg zu Sieg uns führte.

Der einig uns und stark gemacht,
Die Herzen uns entzündet,
Den Namen Deutschland hoch gebracht,
Das neue Reich gegründet.

Auch trägt der Thurm elf Namen werth,
Die Namen tapfrer Krieger,
Die, uns beschützend Heim und Herd,
Gefallen sind als Sieger.

---

*) Im Verlage der Universitäts-Buchhandlung von Oskar Ehrhardt in Marburg ist eine vortrefflich ausgeführte „Rundsicht vom Kaiser-Wilhelms-Thurm auf Spiegelslust“ erschienen, auf die wir die Leser unserer Zeitschrift ganz besonders aufmerksam zu machen nicht verfehlen. Die Redaktion.

*) Dieses doch bezieht sich auf ein fr. Zeit im Marburger Tageblatt erschienenes Gedicht, im welchem der Wiederaufbau des Spiegelslustthurmes stark angezweifelt wurde. A. d. V.

Drum soll der Thurm ein Denkmal sein
Marburgs getreuen Söhnen,
Es soll ihr Ruhm, landaus, landein
Durch alle Zeiten tönen! —

Wie wird der neue Thurm genannt?
Den Kaiser noch zu preisen,
Der wie ein Thurm im Sturme stand,
Soll „Wilhelmsthurm“ er heißen.

Wer sah in Schlachtenwettersturm
Den großen Kaiser zittern?
So stehe fest, du Wilhelmsthurm,
In Sturm und Ungewittern!

---

Von unserem hochgeschätzten Mitarbeiter Carl Preser — dem das „Deutsche Dichterheim“ jüngst das Lob streute, sich wegen des Märchens vom Soldatenverkaufe um die hessische Geschichtsschreibung ein großes Verdienst erworben zu haben*) — ist im September-Heft des „Hausbuchs deutscher Lyrik“ ein wohlgelungenes Portrait erschienen mit einer von Hermann Kiehne geschriebenen „Porträtzeichnung“, welche die „hohe Begabung“ des „gefühlsinnigen, gedankentiefen Lyrikers“ rühmt. Wegen eines Punktes müssen wir jedoch der Feder Kiehne's nachhelfen. Preser hatte seine hessische Heimath nicht verlassen um sie zu verlassen, sondern weil sein alter Herr, der Kurfürst, auch nach den Ereignissen von 1866 seine Dienste forderte, worauf er mit in die Verbannung nach Böhmen zog. Dies kennzeichnet auch der Dichter selber im vierten Buche seiner Gedichte, „Im Exil“, dem er das Motto voransetzt:

„Im Glück nicht untreu, und im Unglück treu,
Das pflege reuelos und ohne Scheu.“

Bei dieser Gelegenheit wollen wir von einem Ausspruche Richard Zoozmann's Notiz nehmen, der in der letzten Nummer der „Literarischen Blätter“ von unserem hessischen Landsmann sagt: „Wer seine Gedichte zur Hand nimmt, kommt zu seinem Rechte und zu der Erkenntniß, daß er hier etwas vorgesetzt erhalte, das himmelhoch verschieden ist von vielen unserer Goldschnittslyriker. Preser berechtigt zu dem Namen eines ernsten reifen Künstlers von wahrhaftiger Gesinnung. Frisch auf zu weiterem Schaffen!“

---

Kassel. Vor einiger Zeit sahen wir hier im Kunsthause einige bedeutende Arbeiten unseres Landsmannes des Porträt- und Genremalers Johannes Joh. Kleinschmidt. Da fiel vor Allem das lebensgroße Bildniß einer jungen Frau in schwarzem Atlas (Kniestück) auf. Die Dame ist leicht in einen Plüschstuhl gelehnt dargestellt. Das Bild ist außerordentlich schön und wirkungsvoll gemalt, die ganze Auffassung und Durchführung eine durchaus vornehme. Der Kopf ist fein individualisirt, die Gesammtwiedergabe plastisch lebensvoll. Der Kopf eines alten Mannes spricht den Beschauer förmlich an; die Charakteristik bäuerlicher Gutmüthigkeit ist trefflich gelungen. Die Bildnisse eines älteren und eines jungen Mannes, sowie ein Studienkopf (Tyrolerin) bezeugen ebenfalls die Meisterschaft Kleinschmidts auf das Beste. — An derselben Stelle hatte bis vor Kurzem ein anderer einheimischer Künstler, Th. Matthes, ein interessantes Straßenbild ausgestellt (Stück der Königsstraße in Kassel am Friedrichsplatz in Regenstimmung), das ausgezeichnete Anerkennung verdient.

E.

---

Wie wir in der „Kasseler Allgemeinen Zeitung“ lesen, wird demnächst im Verlage von A. Freyschmidt in Kassel „Der Apostel der Deutschen, ein Volksbühnenspiel von Dr. Wilhelm Falkenheiner erscheinen.

---

Universitätsnachrichten. An Stelle des am 1. Oktober an die Universität Göttingen übersiedelnden Geheimen Medizinalraths Professor Dr. Schmidt-Rimpler ist der Privatdocent in Berlin Dr. med. Uhthof als ordentlicher Professor der Augenheilkunde nach Marburg ernannt worden. — Dem Vernehmen der „Oberhessischen Zeitung“ zufolge wird an der Universität Marburg mit dem Beginn des bevorstehenden Wintersemesters eine Klinik für Kehlkopfs-, Nasen- und Ohrenleiden errichtet werden, und soll zu deren Leitung bereits Professor Dr. Barth von Berlin berufen worden sein. — Der Professor der Theologie Dr. Schürer in Gießen hat einen Ruf an die Universität Kiel erhalten und angenommen. — Der Professor für romanische Literatur Dr. Hermann Suchier in Halle, geborener Kurhesse, hat den an ihn ergangenen ehrenvollen Ruf nach Leipzig an Stelle des verstorbenen Professors Ebert abgelehnt.

---

Todesfälle. Am 25. August wurde zu Stettin ein verdienstvoller, hochangesehener und allgemein beliebter Offizier, der Generalmajor z. D. Wilhelm Bauer, ein geborener Kurhesse, zur letzten Ruhe bestattet. Geboren im Jahre 1819 zu Hersfeld als Sohn des damaligen Majors und Bataillons-Kommandeurs im kurhessischen Infanterie-Regiment Prinz von Solms, nachmaligen kurfürstlich hessischen General-Lieutenants und Divisionärs J. Philipp Bauer, bekannt in der Kriegsgeschichte durch seine ruhmvolle Vertheidigung des Blockhauses zu Danzig im Jahre 1813, widmete sich Wilhelm Bauer ebenso wie seine Brüder der Militärlaufbahn. Er besuchte das Kadettenhaus zu Kassel, wurde im Dezember 1838 Fähnrich in dem damals in Fulda garnisonirenden 2. kurhessischen Infanterieregiment und durch Patent vom 20. Mai 1839 zum Seconde-Lieutenant in

*) Siehe „Hessenland“ Nr. 1—5 vom Jahre 1888.

demselben ernannt. Nach der Einverleibung Kurhessens in Preußen trat Wilhelm Bauer in preußische Dienste. Als Major machte er in dem Feldzug gegen Frankreich die Schlachten von Weißenburg, Wörth und Sedan mit. In der letzteren wurde er, als er mit der Fahne in der Hand sein Regiment zum Sturm führte, schwer verwundet. Er erhielt das eiserne Kreuz zweiter Klasse und bald darauf dasselbe erster Klasse. Am 18. Juni 1874 wurde er unter Verleihung des Charakters als Oberst zum Bezirks-Kommandeur des Reserve-Landwehr-Bataillons No. 34 (Stettin) ernannt und im Dezember v. Jahres als Generalmajor zur Disposition gestellt. Am 22. Dezember 1888 feierte er sein 50jähriges Dienstjubiläum. Bei dieser Gelegenheit beglückwünschte ihn Kaiser Wilhelm II., der zum Besuche des Königs-Regiments in Danzig eingetroffen war, persönlich und überreichte dem Jubilar den Kronenorden zweiter Klasse mit der Zahl „50".

Am 6. September verschied zu Eichenzell bei Fulda in Folge einer typhösen Krankheit der Pfarrer Nikolaus Füller, ein hochgeachteter, in den weitesten Kreisen bekannter und allgemein beliebter katholischer Geistlicher. Geboren zu Fulda am 18. Dezember 1831, besuchte er das Gymnasium seiner Vaterstadt, und studierte nach Absolvirung desselben an der philosophisch-theologischen Lehranstalt zu Fulda Theologie. Am 21. Oktober 1865 wurde er zum Priester geweiht, war Kooperator in Hauswurz und Dietershausen, dann Kaplan zu Neustadt in Oberhessen und wurde, nachdem er eine Reihe von Jahren die Stelle des Religionslehrers an dem Fuldaer Realprogymnasium bekleidet hatte, am 1. Juli 1886 zum Pfarrer von Eichenzell ernannt. Rasch und in hohem Grade erwarb er sich dort die Liebe und Hochachtung seiner Parochianen, die sein frühes Hinscheiden lebhaft und aufrichtig beklagen, war er ihnen doch ein zuverlässiger treuer Freund und Berather in allen Lagen des Lebens. Mit Vorliebe betrieb er neben seinen geistlichen Berufsgeschäften, denen er mit seltener Pflichttreue oblag, die Bienenzucht und in ganz Hessen ist sein Name als hervorragender Imker wohlbekannt. Auch besaß er ein ganz besonderes Talent für Mechanik, das er, soweit es ihm Zeit und Umstände gestatteten, zu seinem Vergnügen zu kultiviren pflegte. Er war ein Mann von vorzüglichen Charaktereigenschaften, ein würdiger Priester, dessen Andenken immerdar ein gesegnetes bleiben wird. Requiescat in pace.

## Briefkasten.

O. E. Marburg. Besprechung der eingesandten Schriften erfolgt in einer der nächsten Nummern unserer Zeitschrift.

G. Th. D. Marburg. Dem gerügten Uebelstande war schon, wie Sie aus der heutigen Nummer ersehen, vor dem Eintreffen Ihrer Korrespondenzkarte abgeholfen. Näheres brieflich.

V. T. Rauschenberg. Entschuldigen Sie, daß die Antwort auf Ihren Brief sich verzögert hat, sie wird aber gewiß in den nächsten Tagen erfolgen.

M. M. Kassel. Ihr Artikel traf leider zu spät ein, um noch in der vorigen Nummer benutzt werden zu können, wird hoffentlich auch heute noch recht kommen. Freundlichsten Gruß.

Auch heute mußten wieder, wegen Mangels an Raum, verschiedene für diese Nummer bestimmten Artikel, namentlich Bücherbesprechungen, zurückgestellt werden. Wir bitten die geehrten Herrn Einsender, dies gütigst entschuldigen zu wollen.





**Zum Abonnement auf das 4. Quartal c. unserer Zeitschrift „Hessenland" laden ergebenst ein**

Kassel, im September 1890. **Redaktion und Verlag.**

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: F. Zwenger in Fulda, Druck und Verlag von Friedr. Scheel in Kassel.




№ 19. Kassel, 1. Oktober 1890.

Das „**Hessenland**“, Zeitschrift für hessische Geschichte und Literatur, erscheint zweimal monatlich zu Anfang und in der Mitte jeden Monats, in dem Umfange von 1½—2 Bogen Quartformat. Der Abonnementspreis beträgt vierteljährlich 1 Mark 50 Pfg. Einzelne Nummern kosten je 30 Pfg. Anzeigen werden mit 20 Pfg. für die gespaltene Petitzeile berechnet. Auswärts kann unsere Zeitschrift durch direkte Bestellung bei der Post, oder durch den Buchhandel, auf Wunsch auch unter Streifband bezogen werden; hier in Kassel nimmt die Buchdruckerei von Friedr. Scheel, Schloßplatz 4, Bestellungen, ebenso Anzeigen an. In der Post-Zeitungsliste für das Jahr 1890 findet sich das „Hessenland“ eingetragen unter Nr. 2772.



## Sei stark!

Stark sollst Du sein und nimmer weibisch klagen,
Auch wenn das Auge feucht, das Herze bricht!
Die dunkle Nacht erliegt den frohen Tagen,
Auf Schmerz und Leid grüßt Dich der Hoffnung Licht.

Und sollt' auch diese Hoffnung Dich betrügen,
Sei stark, o Freund, verzweifeln darfst Du nie!
Versagt die Welt, mußt Du Dir selbst genügen,
Bald weicht der Schmerz der sanften Harmonie.

Den Frieden hast Du manchmal schon gefunden,
Nach hartem Kampf begonnen neu den Lauf:
Sei stark! Du wirst auch dieses Mal gesunden,
O raffe Dich aus dumpfem Trübsinn auf!

Und Arbeit wartet Deiner schon in Fülle,
Ein Thor, ein Feigling heißt, wer ihr entflieht.
Gebeut mit Kraft, zerreiß des Nebels Hülle:
„Es werde Licht!“ und siehe, es geschieht.

L. A.



# Zur Geschichte des Renthofs in Kassel.

Von K. Neuber.

(Fortsetzung.)

Als nach Aufhebung des Edikts von Nantes (1685) unter dem „allerchristlichsten Könige" Ludwig XIV. von Frankreich tausende seiner protestantischen Unterthanen, um ihrem Glauben treu zu bleiben, über den Rhein flüchteten, in den Nachbarländern eine neue Heimath sich zu gründen, nahm auch Landgraf Karl von Hessen-Kassel die Verfolgten mit offenen Armen auf und gewährte ihnen nicht nur in der Hauptstadt selbst mit ihren schützenden Festungsmauern eine Zufluchts-Stätte, sondern veranlaßten sie auch zur Gründung der Ober-Neustadt. Die ersten gottesdienstlichen Versammlungen der französischen Einwanderer fanden in dem Grandidier'schen Stammhause in der unteren Entengasse[24]) statt. Sehr bald räumte ihnen jedoch der Landgraf die Brüderkirche ein, und dieselbe verblieb diesem Zwecke auch nach Erbauung der Ober-Neustädter Kirche, da ein großer Theil der fremden Ansiedler vorzog, die ihnen in der Altstadt eingeräumten Wohnungen beizubehalten. Im siebenjährigen Kriege wurde der Brüderkirche ein trauriges Loos zu Theil. Eine französische Armee hatte sich der Stadt Kassel bemächtigt und vertheidigte dieselbe hartnäckig gegen das anrückende Belagerungs-Heer der mit Preußen verbündeten Länder (1761). Bei dieser Gelegenheit wurden, da bei den Ausfällen der Besatzung die Zahl der Verwundeten sich beträchtlich gemehrt hatte, die Brüderkirche, gleicher Weise wie die Martinskirche und die lutherische Kirche zu Lazarethen eingerichtet; später wurde aus der Brüderkirche ein Fourage-Magazin. Erst nach dem Frieden, bis wohin die deutschen Parochianen die Schloßkapelle, die französischen den Betsaal des Elisabeth-Hospitals benutzten, am 1. Christtage 1763 wurde wieder Gottesdienst in der Brüderkirche gehalten. Nunmehr aber wurde dieselbe, welche in der Kriegszeit viel Ungemach hatte erleiden müssen, durch Erbauung neuer Kirchstühle, Vorrückung der Emporkirche, Versetzung der Kanzel und Ausbesserung der Orgel wieder in guten Zustand versetzt.

Das Klostergebäude selbst, um auf dies zurückzukommen, wurde nach Auflösung des Karmeliter-Ordens in Hessen in seinem Zustande belassen bis zum Ende des 16. Jahrhunderts, wo Landgraf Moritz, wie die über dem Kamin-Sims gleicher Erde angebrachte Jahreszahl 1598 andeutet, einen mit einem schönen hessischen Wappen über der Eingangsthür, nach der dabei stehenden Jahreszahl 1617, geschmückten Neubau aufführte auf der Stelle des alten Klosters und dicht an die Brüderkirche stoßend, deren vorgebaute Orgel in ein Zimmer der zweiten Etage des Neubaus hineinragt, und in denselben die von ihm einige Jahre zuvor (1595) gegründete Hofschule für die Söhne der Adels-Familien verlegte (1599). Zugleich erweiterte er diese Schule und wandelte sie sogar in eine Art Universität um, unter dem Namen Collegium Mauritianum. Große Gelehrte der damaligen Zeit ertheilten an ihr Unterricht. Der selbst hochgebildete und in mehreren Sprachen wohlgeübte Landgraf hielt in ihr am 1. Oktober 1599 die Einweihungs-Rede und wohnte vielen Redeübungen und Dissertationen bei. Als jedoch sein Oheim, der bejahrte Landgraf Ludwig IV. mit dem Beinamen Testator zu Marburg das Zeitliche segnete (1604) und in Folge seiner letztwilligen Anordnung dieser Ort nebst der von Philipp dem Großmüthigen daselbst gegründeten Universität an die Linie Hessen-Kassel fiel, glaubte Landgraf Moritz besser für die von ihm gestiftete Hofschule zu sorgen, indem er sie mit der Universität vereinigte. Es zogen daher Lehrer und Schüler zum größten Theile nach Marburg (1605), und nur ein kleiner Theil blieb als Stamm zurück. Dieser wurde zu Beginn des dreißigjährigen Kriegs in eine Ritterschule umgewandelt, und erhielt außer dem ehemaligen Klostergebäude auch noch Räumlichkeiten im gegenüberliegenden Kanzleigebäude. Beide wurden durch einen Zwischenbau verbunden, wie die Schlußworte der über dem Durchgange befindlichen Inschrift anzeigen, in denen wieder nach

---

[24]) Nr. 24 jetzt dem Kaufmann Rosenstein gehörig, s. Nebelthau: Die ältesten und älteren Gebäude Kassels (1884) S. 35.

der damaligen Schreibweise die römischen Zahlzeichen von 1618 enthalten sind:

Hoc opus ex voto seris memorabile sedis
Mauritius primus condidit author opus.
Hic pietas artesque togae Martisque Minerva
Docta probe sedem gaudet habere suam.
O patris hoc patriae monumentum fulminis exors
Tutela aeternum stet maneatque Dei.
ConsILIo CLarens CLarens VIrtVte LyCeVM.[26])

Die Errichtung des Zwischenbaues läßt, da nunmehr beide Theile des Renthofes mit einander in Zusammenhang kamen, es zweckmäßig erscheinen, vor Weiterführung der jetzt gemeinsamen Geschichte die besondere des zweiten Theils darzustellen.

II. Der östliche, nach der Fulda hin gelegene Flügel des Renthofs ist jedenfalls späteren Ursprungs und stets Sitz von Behörden und zwar höheren Behörden gewesen. Wann derselbe zuerst angelegt worden, läßt sich nicht mit Bestimmtheit sagen; ebensowenig läßt sich die von anderer Seite ausgesprochene Annahme nachweisen, daß an dieser Stelle ursprünglich fürstliche Rentgebäude, also Gebäulichkeiten mit den Geschäfts-Räumlichkeiten, vielleicht auch Wohnungen für die mit Erhebung der an den Landesherrn zu entrichtenden Abgaben betrauten Beamten, gestanden haben. Dagegen ist die Ansicht, daß dort die unterste Gerichtsbehörde, der sog. Schultheisenhof, sich befunden, widerlegt und nachgewiesen worden, daß dieser auf dem ältesten Gebiete von Kassel in der Nähe des jetzigen Packhofs bei der damaligen Mündung der Ahne in die Fulda gestanden.[27])

In wichtigeren Sachen, Zivil- wie Kriminal-Sachen erkannte das Landgericht,[28]) und dies befand sich, da bekanntlich Kassel ursprünglich Kirchditmold (Dietmelle) als angesehnerem Orte in verschiedenen Richtungen unterstellt war, zu Kirchditmold und hat dortselbst bis zur Mitte des 15. Jahrhunderts bestanden unter der Benennung: Tribunal major Comitatus Hassiae oder

„daz ubirste Gericht waz sich an Hals vnd an Hand gecridt.“ [29])

In der 2. Hälfte des 15. Jahrhunderts wird ein Landgericht zu Kassel erwähnt als „Gericht im Renthofe zu Kassel.“ [30]) Aber weder über die bauliche Beschaffenheit des damaligen Renthof-Gebäudes, noch über die Einrichtung des darin thätigen Gerichts wird uns irgend etwas mitgetheilt. In seiner späteren Gestalt wurde dasselbe unter Landgraf Wilhelm IV. dem Weisen aufgeführt im Jahre 1579 mit der Bezeichnung Kollegienhof oder Kanzlei-Gebäude als Sitz eines oberen Gerichts und zwar vorzugsweise zweiter, daneben für gewisse Sachen erster Instanz. Appellations-Gerichte oder Oberhöfe waren im Mittelalter meist die Gerichte anderer größeren Orte bzw. auswärtige Schöppenstühle. Diese den Landesherrn nicht zusagende Einrichtung wurde durch Einsetzung besonderer höherer Gerichte allmählich beseitigt. In den vom Landgrafen Hermann der Stadt Kassel gegebenen Statuten von 1384[31]) heißt es:

„Ouch ist ez daz ein Orteil gefunden adir gesprochen wirdt, daz man schelden will adir schildet mit Beruffunge. Die sol man tun zu vns vnd zu vnserem Rade.“

Berufungs-Instanz war also der Landesherr mit seinen Räthen, und hieraus entwickelte sich ein eigentlicher Appellations-Gerichtshof, die sog. geheime Kanzlei. Dieselbe war anfänglich in Anlehnung an den fürstlichen Rath im landesherrlichen Schlosse, dann seit 1526 in dem von einer Frau von Boyneburg (1510) errichteten und später von Philipp den Großmüthigen erkauften Gebäude, dem nachherigen Marstalle. Doch mochte bald auch dies nicht geeignet erscheinen und siedelte die Kanzlei über in das inzwischen vollendete Kanzlei-Gebäude im Renthofe, woselbst am 20. November 1580 unter großen Feierlichkeiten die erste Sitzung stattfand, zu deren Erinnerung das große Oelbild im dermaligen Sitzungssaale des Konsistoriums angefertigt wurde.[32]) Das Bild stellt den Augenblick dar, wo der Landgraf auf einen Thron-

[26]) Schminke a. O., S. 219.

[27]) Vgl. Stölzel's Aufsätze in der Vereins-Zeitschrift, N. F. Bd. IV S. 94 fg., Bd. V, S. 94 fg.

[28]) Landgericht hat zu verschiedenen Zeiten und an verschiedenen Orten verschiedene Arten von Gericht bezeichnet, nämlich einmal höhere Gerichte und sodann Gerichte für die Landgemeinden.

[29]) Kopp hess. Gerichts-Verfassung Th. I S. 253 fg., woselbst eine Urkunde vom 26. März 1247 erwähnt wird, wonach die Brüder Hermann und Heinrich von Wolfershausen anzeigen, daß mit Rücksicht auf ihre dem Erzbisthum Mainz und der Kirche geleisteten Dienste, der Erzbischof (Siegfried) von Mainz ihnen auf Widerruf die Gerichtsbarkeit ertheilt habe (dimisit) „et specialiter jurisdictionem super villam Dyetmelle que Oberste gericht vocatur“, vgl. auch da S. 306; Gudenus Cod. Diplomat. T. I pag. 597 sq.

[30]) S. Stölzel's Aufsätze, Note 27 und Stölzel: Gelehrtes Richterthum Th. I S. 326 Note 8, S. 389; Th. II S. 117, an welchen Stellen u. A. Bezug genommen wird auf Prozeß-Akten des Elisabeth-Hospitals zu Kassel gegen den Müller Rübing zu Altenritte v. J. 1484, worin beide Theile die Entscheidung der fürstlichen Räthe anrufen, nachdem zuvor im Renthofe zu Kassel ein Beweis-Interlocut ergangen war.

[31]) Sammlung Fürstl. Hess. Landes-Ordnungen Th. I S. 5 und 6.

[32]) Näher beschrieben von Dr. Bernhardi in der Vereins-Zeitschrift, N. F. Bd. III S. 367 fg.

sessel sitzend und umgeben von seinen getreuen Beamten eine auf die Eröffnungs-Festlichkeit bezügliche Urkunde aus der Hand des Vizekanzlers Dr. Hund in Empfang nimmt und enthält daher nicht bloß Statthalter, Kanzler, Vizekanzler und die zur fürstlichen Kanzlei gehörigen geheimen Räthe, sondern auch die obersten Hof- und Militär-Beamten nebst einer Anzahl höherer Verwaltungs-Beamten des Landes. Fürstlicher Rath und Kanzlei bildeten hiernach eine Behörde. Die fürstlichen geheimen Räthe waren zugleich Mitglieder der Kanzlei und hatten in derselben den Vorrang, bzw. Vorsitz vor den übrigen Räthen, den Kanzlei-Räthen.

Eine Kanzlei-Ordnung war bereits unter Philipp dem Großmüthigen ausgearbeitet und zwar für die beiden Kanzleien zu Kassel und Marburg, im Wesentlichen nur Lehens-, Zunft-Sachen u. dgl., Bußen und Bauten in den Kanzleien in sieben Absätzen enthaltend und datirend vom 6. Mai 1553, kam jedoch erst nach der gedachten Einweihung des neuen Kanzlei-Gebäudes zu Kassel zur Veröffentlichung (am 25. April 1581.[33]) Aus derselben verdient im Näheren Folgendes hervorgehoben zu werden. An der Spitze als Titel I mit der Ueberschrift: „Welche Zeit in Rath zu gehen" stehen die Vorschriften über den Beginn der Geschäftsstunden, welche der Gegenwart sehr zuwider laufen. Es sollten nämlich „Statthalter und alle zur Cantzley verordneten Räthe, auch Secretaire und Schreiber" sich Morgens im Sommer, d. h. von Petri bis Michaelis, um 6 Uhr und im Winter, also von Michaelis bis wieder Petri, um 7 Uhr und Nachmittags das ganze Jahr hindurch um 1 Uhr in der Kanzlei einfinden vnd alle dort vorkommenden Geschäfte abmachen und verbleiben, bis zu Hofe geläutet werden. Der letzte Zeitpunkt ist nicht näher angegeben, wahrscheinlich als damals allgemein bekannt. Sollte einer mit Leibes Schwachheit behaftet sein oder eine ehrhafte Verhinderung haben, so mußte er es dem Statthalter oder Kanzler zeitig anzeigen, damit sein Ausbleiben keine Störung veranlasse.

In den folgenden Titeln, II—XI, wird die geschäftliche Behandlung der Suppliken und der eingehenden sonstigen Briefe besprochen, sodann die Art der Verhandlung in den einzelnen der Kanzlei zugewiesenen Sachen, nämlich Fürstliche Privat-Sachen, Land-Sachen (Landes-Sachen) und gerichtliche Sachen, ferner die Thätigkeit der Secretäre u. s. w.

In Gerichts-Sachen war, wie schon bemerkt, die Kanzlei vorzugsweise zweitinstanzliches Gericht, daneben aber jedenfalls für wichtige Fälle erstinstanzliches. Als Appellations-Behörde konkurrirte übrigens die Kanzlei mit dem von Wilhelm II. dem Mittleren eingesetzten Sammt-Hofgericht zu Marburg, indem entweder an dies letztere oder „so es dem Appellanten vmb verhütung großen vnkostens oder anderer vrsachen halben gelegen" an die Kanzlei appellirt werden konnte.[34])

Wesentliche Aenderungen wurden durch die Kanzlei-Ordnungen Wilhelm's V. vom 14. März 1628, Wilhelm's VI. vom 20. März 1656 und Karl's vom 9. Mai 1713[35]) herbeigeführt. Danach waren einmal die Dienst-Stunden stets Morgens von 7—10 Uhr und Mittags 1—4 Uhr. Ferner waren mehrere Sachen bezeichnet, die vor die Kanzlei als erste Instanz gebracht werden sollten, wie Ehe-Sachen, Landfriedensbruch-Sachen, Pfändungs-Sachen, d. h. „da sich zwar der Possession eines Guts oder Gerechtigkeit zugleich anmaßen, dahero Pfändung vnd ander Verrath zu besorgen," auch andere Sachen, wenn die Untergerichte das Recht versagten oder verzögerten. Sodann ist genauer das Verhältniß der Mitglider des Kollegs zu einander hervorgehoben. In Tit. I § 3 der Kanzlei-Ordnung von 1656 heißt es deshalb:

> „Wann der Statthalter vnd Cantzlar ahnwesend, präsidirt jener und dieser führt das Directorium. Falß aber ihrer einer oder ander ehehafften oder Geschäfte halber abwesend vnd eben bey der Cantzley nicht zur stelle were, Soll vf beschehene notification der nehistfolgende von den adelichen Richtern des Statthalters oder Praesidenten, vnd der Vice-Cantzlar, oder in dessen Abgang der nehiste von den gelehrten des Cantzlars stellen, vnterdessen wahren vnd vertreten."

und im weiteren Verlaufe werden die Geschäftskreise der adeligen oder fürstlichen Räthe, gegenüber denen der gelehrten oder eigentlichen Kanzlei-Räthe, später auch Regierungs-Räthe genannt, bestimmt, indem erstere vorzugsweise die landesherrlichen Privat-Sachen, letztere die Prozeß-Sachen haben sollten.

Aus dieser Zusammensetzung erklären sich die Titulaturen, wie verschiedene Akten im Marburger Staats-Archive ergeben. In Beschlüssen heißt es:

> „Zu deren Cantzley (oder später Regierung) verordnete Praesident, Cantzlar, Vice-Cantzlar und Räthe — —"

[33]) L. O. I S. 438—448.

[34]) Also bei der Kanzlei geringere Kosten, vgl. Cantzlei-O. v. 1628 und 1656 Tit. IX § 1. L. O. II S. 17,288.

[35]) L. O. II S. 10 fg., 275 fg.; III S. 709. — Die von Moritz v. 1. Januar 1613 war nur für die Kanzlei zu Marburg bestimmt: L. O. III S. 113.

und die Anreden in Gesuchen lauten:

„Hochwohlgebohrner, Freyherr, Hochedelgebohrner, Gestrenger, Hochedle, Veste vndt hochgelehrte fürstliche hoch vnd wohlverordnete Herrn Praesident, Cantzlar, Vice-Cantzlar vndt Räthe, gnädige großgünstige hochgebietende Herrn“ u. dergl.

Allmählich vollzog sich nun eine Trennung dieses großen Beamten-Körpers in den „Geheimen Rath“ des Fürsten und die Kanzlei oder Regierung im engeren Sinne, und damit hörte die persönliche Mitwirkung des Landesherrn in letzterer auf, indem er den Geheimen Rath bei sich im Schlosse versammelte und an den Sitzungen der Kanzlei nicht mehr theilnahm. Wilhelm IV. hatte vom Schlosse aus einen verdeckten Gang nach dem Kanzlei-Gebäude angelegt, um jederzeit bequem in den Sitzungssaal gelangen und den Verhandlungen beiwohnen zu können.

Dieser Gang, über dessen nähere Beschaffenheit wir nicht unterrichtet sind, hatte nach dem Obigen nunmehr keinen Zweck und verschwand, als in den Stürmen des dreißigjährigen Kriegs das Schloß seinen Zweck als Haupt-Punkt (Zitadelle) der Festungswerke der Stadt Kassel zu erfüllen hatte.[36])

(Fortsetzung folgt.)

36) Piderit a. O. S. 131.

---

# Aus dem alten Kassel.

## II. Die ältesten Apotheken der Stadt und ihre Besitzer.

Von W. Rogge-Ludwig.

(Schluß.)

Dieser Erlaß scheint keinen Erfolg gehabt zu haben, denn schon im Jahre 1613 unter der Regierung des Landgrafen Moritz beschwert sich der Kasseler Stadtrath darüber, daß die Apotheker dem Weinschank durch den Verkauf von gebranntem Wein Abbruch thun, indem sich zu deren Genuß bei ihnen Morgens ganze Gesellschaften versammelten, und noch die Kirchen-Ordnung vom 12. Juli 1657 enthält die Bestimmung: „in den Apotheken sollen an Sonntage, besonders unter der Predigt kein Gesäuffe gestattet werden“. Abhülfe trat erst ein, als die späteren Regenten, namentlich Landgraf Karl, den Apothekern ausdrücklich bei Ertheilung des Privilegs, die Verpflichtung auferlegten, keinen Branntwein zu verkaufen. Zuerst wurde die Errichtung einer neuen Apotheke durch die Regentin Amélie Elisabeth von der landesherrlichen Genehmigung abhängig gemacht. Den Grund dafür giebt die Taxordnung vom 30. Juni 1645 an: „wenn auch die Apotheken hier in Cassel zu viel worden, daraus Thewrung der Waaren entstehen, oder aber böse Waaren veranlaßt werden, so soll hinfüro niemanden weiter erlaubt sein, ohne erhebliche ursachen und unsere vorher erlangte Bewilligung einige weitere Apotheken einzurichten.“ Dadurch hob sich dann auch das Ansehen der bis dahin im Wesentlichen den Handwerkern gleichgestellt gewesenen Apotheker. In der Medicinal-Ordnung vom 10. Juni 1616 wurden noch in dem Artikel, „in dem die Apotheker Pflicht leisten und beeydigt werden sollen“, die Pflichten der Apotheker als Meister nebst deren Gesellen und Lehrjungen aufgeführt.

Je mehr Anforderung aber an sie in Folge der Fortschritte in der Physik, Chemie, Botanik, Mineralogie u. s. w. gestellt wurden, um so mehr gewann auch im Laufe der Zeit ihr Ansehen und ihre äußere Stellung. In der Kasseler Zeitung am Ende des vorigen Jahrhunderts werden ihre Gehülfen zwar noch amtlich Gesellen genannt, die Besitzer der Apotheken suchen aber jetzt junge Leute zur Erlernung der Apothekerkunst. Nach den im 17. Jahrhundert gegebenen Bestimmungen sollen sie für privilegirte Personen gehalten werden, und wird ihnen (Hanauer Verordnung vom 14. Mai 1732) auch das Recht verliehen, Degen zu tragen.

In dem 17. Jahrhundert scheint überhaupt in Kassel eine wesentliche Aenderung zum Besseren in den Apothekenverhältnissen eingetreten zu sein. Es ist anzunehmen, daß eine größere Anzahl nicht privilegirt gewesener Apotheken einging, da nach noch vorhandenen Urkunden in der zweiten Hälfte des 17. und im Anfang des 18. Jahrhunderts sechs neue Apotheken in Kassel errichtet wurden, von denen jetzt, nach länger als 200 Jahren, noch vier unter dem alten Namen vorhanden sind. Es sind dies die Rosenapotheke, die Apotheke zum Einhorn, die Hirsch- und die Sonnenapotheke. Die fünfte, die Apotheke zum goldenen Löwen, befand sich am Markt in dem

später dem Hofmetzger Sänger gehörigen Hause, jetzt Nr. 23, und ging im Jahre 1819 unter ihrem letzten erblindeten Besitzer, Kraagelius, ein. Diese fünf Apotheken, sowie die im Schlosse befindliche Hofapotheke lagen sämmtlich am Altstädter Marktplatz oder in dessen nächster Nähe. Die siebente Apotheke „zum Schwan" war gleich nach Erbauung der Oberneustadt in der oberen Karlsstraße in dem später Rothsteinschen Hause, jetzt Nr. 30 errichtet worden und ist 1823 eingegangen.

Die älteste dieser Apotheken, die 1475 im Schloß errichtete Hofapotheke, wurde im Jahre 1770 in das gegenüberliegende Haus verlegt, welches Hofbeamten zur Wohnung diente und an dessen Stelle sich jetzt das Haus des Kaufmanns Herzog (Nr. 15) befindet. Mit der Okkupation Kurhessens durch die Franzosen im Jahre 1806 fand sie als für sich bestehende Hofapotheke, zuletzt unter Leitung des kurfürstlichen Hofapothekers Johann Heinrich Gottlieb Schwarzkopf stehend, ihr Ende. König Jérôme bestellte den Eigenthümer der Rosenapotheke, den Medicinal-Assessor Georg Wilhelm Rüde, zum pharmacien de la cour und zum Mitglied des Conseil de santé. Kurfürst Wilhelm I. hatte diese Ernennungen und deren Annahme übel vermerkt und ernannte deshalb nach seiner Rückkehr den Eigenthümer der Sonnenapotheke, den Medicinalassessor Joh. Rudolph Wild, zum Hofapotheker.

Von Wilhelm II. wurde dann aber Rüde im Jahre 1822 wieder als Hofapotheker bestellt und zum Assessor bei dem Ober-Medizinalkollegium ernannt.

Seit dieser Zeit ist der Titel Hofapotheker den Eigenthümern der Rosenapotheke verblieben.

Nach einer im literarischen Nachlaß Landaus vorhandenen Notiz war im Jahre 1649 Besitzer der Rosenapotheke der im Jahre 1680 verstorbene Apotheker Stirn. Damit stimmt eine noch im Besitze des jetzigen Inhabers dieser Apotheke befindliche Urkunde überein, nach welcher Landgraf Karl im Jahre 1729 dem Enkel Stirns, dem Apothekergesellen Wilhelm Stirn gnädigste Konzession und Privileg ertheilt, die von seinem vor einiger Zeit verstorbenen Vater besessene Apotheke, welche er bereits 10 Jahre versehen, nachdem er sich dem nöthigen Examen unterworfen, zu übernehmen und fortzuführen.

Von Stirn ging sie auf Georg Heinrich Keller über, und dieser verkaufte sie im Jahre 1774 dem bisherigen Besitzer der Einhorn-Apotheke, August Johann Friedrich Rüde.

Am 7. November 1781 übergab sie dessen hinterlassene Wittwe ihrem Sohne Georg Wilhelm Rüde im Ansatzpreis von 8000 ℛ︎, wovon er die Hälfte seiner Schwester, der Wittwe des Kaufmannes Heinrich Ludwig zu zahlen hatte. Er war der erste Apotheker, welchem die Universität Marburg (4. August 1821) in Veranlassung mehrerer von ihm herausgegebenen pharmaceutischen Schriften die Würde eines Doktors der Pharmazie verlieh. Einige Jahre vor seinem am 6. Juli 1831 erfolgten Tode übergab er die Apotheke seinem Sohne Johann Konrad Rüde, welcher sie am 1. Mai 1849 seinem Neffen und bisherigen Gehülfen Johann Konrad Nagell für 32000 Thaler verkaufte. Von ihm erbte sie 1878 sein Sohn, der jetzige Besitzer Wilhelm Nagell.

Von mindestens gleichem Alter ist die **Hirschapotheke** in der unteren Marktgasse. Als ihr Gründungsjahr ist die noch an dem Hause sichtbare Jahreszahl „1642" anzunehmen, da damit auch andere Umstände übereinstimmen. Am Ende des Jahrhunderts war sie bereits im Besitze des Enkels ihres ersten Besitzers, des Apothekers Hartmann, von ihm aber so schlecht verwaltet worden, daß er sie nicht mehr fortführen konnte. Es ergiebt sich dies aus folgender an den Landgrafen Karl 1720 gerichteten Eingabe des Ehemanns seiner einzigen Tochter, des Hauptmanns im Hochfürstlichen Garde-Regiment zu Fuß, Johann George Butte.

„Ew. Hochfürstliche Durchlaucht Herr Vorfahren höchstseeligsten gedächtnus haben aus Hochfürstlichen gnaden **meinen Groß Schwiegereltern** mit einer Officin und offenen Apotheke alhier zum Güldenen Hirsch genannt auf ihr Haus dem Rathhaus gegenüber gnädigst privilegiret, welches auch bis vor ohngefähr 4 Jahre an sich noch im stande befunden.

Da nun aber Ich durch sonderbahre schickung Gottes (!) mich an deren vorigen beständer, des hiesigen Apotheker Hartmann Ehetochter verheirathet und wahrgenommen, daß der Schwieger-Vatter carente Nervo sothane Officin in voriger renommee nicht zu erhalten vermocht, zu dem ende auch die sonst errichtete monatliche contribution ad 31 alb 5 Hlr. abgenommen worden, habe ich mit dessen Einwilligung gesucht, dieselbe durch einen geschickten und am hiesigen Collegio Medico approbirten Provisorem zu unterhalten, dazu sich aber bisherr kein qualificirtes subjectum praesentiren wollen.

Inzwischen und vor jetzo aber giebt sich der Apotheker aus Friedberg nahmens Johann Werth bei mir an und sucht mein und meiner Ehefrau Haus sammt der darauf gnädigst privilegirten Officin und Apotheke an sich zu erhandeln, und umb sich mit seiner Familie der reinen Evangelischen Religion bedienen zu können, sein ganzes Vermögen anherr zu transferiren, folglich sothane Officin und Apotheke wieder in völliges auf-

nehmen zu bringen. Nachdem nun sowohl Ew. Hochfürstliche Durchlaucht hohes als auch das interesse publicum hierunter merklich versiret, ohne renovation der meinen Vorfahren gnädigst ertheilten privilegy ich mit meinem jetzigen sich angegebenen favorabeln Käuffer aber nichts bindliches zu schließen vermag: Als gelanget an Ew. Hochfürstliche Durchlaucht meine unterthänigste Bitte, dieselben geruhen in Gnädigster Erlangung ob angeführten waren Motiven sothanes privilegium gnädigst zu renoviren und mich, meine Ehefrau und Kinder dero Hochfürstlichen Clementz und Gnade mit angedraun zu lassen."

Landgraf Karl überträgt am 4. Januar 1721 das Privilegium an Johannes Werth, wenn er vorher vom Collegium Medicum examiniret worden und gezeigt, daß er seine provession wohl verstehe; das Brandtwein versellen soll ihm aber gleich übrigen Apothekern, nicht gestattet sein. Nachdem Werth das Kaufgeld mit 5500 Thaler bezahlt hat, geht das Eigenthum an der Apotheke durch Kaufvertrag vom 1. Juni 1724 auf ihn und seine Ehefrau über. Erben Werths wurden die zwei Kinder seiner noch vor ihm verstorbenen Tochter, welche an den Kauf- und Handelsmann Joh. Georg Kister verheirathet gewesen war, den Ehefrauen des Pfarrers Schlarbaum zu Marburg und des Kriegs- und Domainen-Raths Schroeder. Diese verpachteten die Apotheke am 17. Juli 1776 dem bisherigen Provisor Joachim Gottlieb Fiedler mit dem auf 3040 Thaler abgeschätzten Inventar auf 8 Jahre für das jährliche Pachtgeld von 290 Thaler und verkauften ihm und seiner Ehefrau vor Ablauf der Pachtzeit Haus und Apotheke am 26. April 1780 für den Kaufpreis von 6600 Thaler.

Seit 1827 war Fiedlers Sohn, der im Jahre 1863 verstorbene Medizinalrath a. D. Gottlieb Friedrich Fiedler, Eigenthümer der Apotheke, bis er sie im Jahre 1847 an den Apotheker Koch verkaufte. Von diesem erwarb sie der bisherige Pächter der Einhornapotheke, Joh. George Glaeßner, für 21000 Thaler am 19. Oktober 1855 und vererbte sie 1875 auf seinen Sohn, den Dr. phil. Joh. George Glaeßner, welchem längere Zeit auch die gerichtschemischen und ähnlichen Untersuchungen übertragen waren. Unter den beiden letzten Besitzern nahm das Geschäft einen großen Aufschwung und wurde 1890 dementsprechend für einen hohen Preis an den Apotheker Dr. phil. Weiß verkauft, welcher ihr jetzt den Namen Dr. Glaeßner's Hirschapotheke gegeben hat.

Von den 7 alten Kasseler Apotheken ist die Sonnenapotheke am längsten, über 150 Jahre, im Besitze ein und derselben Familie, der aus der Schweiz stammenden Familie Wild geblieben.

Das Haus, in welchem sie sich etwa 200 Jahre lang befand, jetzt Nr. 21 der Johannesstraße, gehörte nach Friedrich Nebelthau's „Die ältesten und älteren Gebäude Kassels" im Anfang des 17. Jahrhunderts dem Hansegreben Hans von Senden. Nach einer Notiz Landaus, wonach in einer Urkunde aus dem Jahre 1673, ein auch mit Tabak handelnder Apotheker Jakob von Dohren erwähnt wird, der mit seinem Hinterhaus auf die Herrngasse (die jetzige Wildemannsgasse) stößt, ist anzunehmen, daß dessen Apotheke sich in dem Sendenschen Hause befand, da dies noch jetzt mit einem ansehnlichen Theile des Hintergebäudes des Hauses, in welchem damals der Handelsherr Hieronymus Schönauer aus Basel wohnte, der Fall ist.

Am 6. März 1688 ertheilte Landgraf Karl dem Apotheker Vogelsang das Privileg der Apotheke zur goldenen Sonne in diesem Hause, und dieser verkaufte sie dann seinem bisherigen Provisor Wild. Im Besitze dessen direkter Nachkommen ist sie dann geblieben, bis sie im Jahre 1868 durch Kauf an den Apotheker Zeddies überging. Von diesem kaufte sie 1885 der jetzige Besitzer, Apotheker Wolf, welcher sie am 1. Januar 1886 in das Haus Nr. 31 der Hohenzollernstraße verlegte.

Die vierte seit länger als 200 Jahren bestehende Apotheke ist die „Zum Einhorn". Sie wurde in dem am Markt Nr. 685 (jetzt Nr. 13) gelegenen Hause von Johann Matthias Zielfelder auf Grund eines ihm von Landgraf Karl am 23. November 1680 ertheilten Realprivilegs eröffnet. Im Jahre 1764 ist August Joh. Friedrich Rüde, der spätere Besitzer der Rosenapotheke, ihr Eigenthümer, nachdem er die Wittwe des letzten Besitzers, des Apothekers Mönch, geheirathet hatte. Rüde übergab sie deren Sohn aus erster Ehe, dem nachherigen Professor der Botanik am Karolinum und dann zu Marburg Dr. Konrad Mönch laut Vertrag vom 4. Mai 1776 für den Preis von 3000 Thaler. Als dieser im Jahre 1782 seine Professur in Marburg antrat, verpachtete er Haus und Apotheke dem Medizinalassessor Flügger auf 6 Jahre für 300 Thlr. und dann weiter bis zum Jahre 1816 für 260 Thlr. Mönch starb am 6. Januar 1805 und vermachte Haus und Apotheke seiner Stiefschwester, Sophie Elisabeth Rüde, welche an den Kaufmann Joh. Friedrich Hüpeden in Münden verheirathet war. Flügger bleibt Pächter, stellt aber der neuen Eigenthümerin vor, daß das Pachtgeld von 260 Thlr. zu hoch sei, da die Lage der Apotheken zwischen der Rosen-, Löwen- und Hirschapotheke eine sehr schlechte sei und durch die Errichtung

der Apotheke an der neuen Fuldabrücke noch viel schlechter geworden sei. Die Ehefrau Hüpeden hatte die auf dem Hause ruhenden Hypotheken mit übernehmen müssen und danach jährlich 109 Thlr. Zinsen zu bezahlen, so daß ihre Einnahme von der Apotheke sich jährlich auf 151 Thlr. beschränkte. Dazu kamen aber noch in westphälischer Zeit die Kosten der Einquartierung, welche ihrer Angabe nach seit dem Einzug der Russen täglich 12 Thlr. betrugen. Diese Umstände veranlaßten sie zu einer Eingabe an die Wohlthätigkeitskommission der Stadt Kassel, in welcher sie sich bereit erklärt, um zugleich den Armen ihrer Vaterstadt eine Wohlthat zu erzeigen, Haus und Apotheke für die Armen zu bestimmen und sie der Stadt gegen Uebernahme der darauf ruhenden Hypothek schenkweise zu überlassen.

Nach ertheilter Genehmigung des Kurfürsten wird die Stadt durch gerichtlichen Vertrag vom 29. März 1815 Eigenthümerin des Hauses und der Apotheke. Flügger bzw. dessen Wittwe setzten die Pacht bis zum Jahre 1823 fort. Dann folgen als Pächter: Köhler bis 1834, Glaeßner bis 1856 und Sander bis 1884. Dieser verlegte die Apotheke am 1. Mai 1866 mit Genehmigung der Regierung in das Haus Nr. 73 der unteren Königsstraße. Am Schlusse seiner Pachtzeit 1884 hat die Stadt Haus und Apotheke dem Apotheker Dr. Haverbeck für 184 500 Mark verkauft, von dem sie dann der jetzige Eigenthümer für eine höhere Summe durch Kauf erworben hat.

Das gelöste Kapital wird von der Stadt als „Hüpedensche Stiftung“ verwaltet.

Zu diesen am Ende des 17. Jahrhunderts bestehenden sieben Apotheken kam noch eine achte hinzu. In der Kasseler Polizey- und Kommerzienzeitung vom 10. Februar 1776 erschien folgende Aufforderung: „Wenn sich ein Apotheker im Stande findet, eine Apotheke in der Unterneustadt anzulegen, dabei einen Materialienhandel anzufangen gesonnen wäre, der kann sich bei dem Herrn Hofrath Ferry melden.“ Es meldete sich dazu der Konduktor der Schwanenapotheke Hundertmark, welcher 1776 in der jetzigen alten Leipzigerstraße, nahe der alten Fuldabrücke eine neue Apotheke „die Adlerapotheke“ errichtete. Im Jahre 1792 ging sie auf den Apotheker Delkeskamp über und von ihm erkaufte sie 1802 der Professor Dr. Schaub, welcher sie unter dem Namen Hygieaapotheke in das Haus an der neuen Fuldabrücke verlegte, in dem sie sich noch befindet. 1803 wurde Martin Joachim Lippe ihr Eigenthümer, dann dessen Sohn Karl. Der jetzige Besitzer hat ihr den alten Namen „Adlerapotheke“ wieder gegeben. Von diesen acht Apotheken ging, wie erwähnt, 1806 die Hofapotheke und im Jahre 1819 die Löwenapotheke auf dem Marktplatz ein. An der letzteren Stelle trat in demselben Jahre die noch bestehende Sternapotheke in der obersten Gasse. Ihr erster Eigenthümer war Apotheker Krüger, Ehegatte der Wittwe des letzten Hofapothekers Hartung, dann seit 1838 viele Jahre hindurch dessen Stiefsohn Dr. Hartung-Schwarzkopf.

Im Jahre 1823 eröffnete alsdann der Apotheker H. A. Braun die Löwenapotheke in der Frankfurter Straße und ließ dafür die von ihm von der Wittwe Backhaus erkaufte Schwanenapotheke in der Karlsstraße eingehen. Es bestanden daher in Kassel im Jahre 1823 sieben Apotheken, zu welchen im Jahre 1843 noch als achte die Sievers'sche in der oberen Königsstraße hinzukam.

Da seit der Zeit keine weitere Apotheke hier errichtet wurde, so ist ihre Zahl dieselbe, wie vor 100 Jahren, obwohl die Zahl der Einwohner sich seitdem mehr, als verdreifacht und die der Aerzte nahezu vervierfacht hat. Früher kam eine Apotheke auf 2 500, jetzt auf beinahe 9 000 Einwohner, wobei noch zu berücksichtigen ist, daß jetzt in Folge der Krankenkassen und Wohlthätigkeitsanstalten ärztliche Hülfe und Arzneimittel den Unbemittelten bei weitem häufiger und leichter zu Theil werden, als es früher der Fall war. Nach den bei dem Ankauf von Apotheken in der letzteren Zeit gezahlten Kaufpreisen scheint das Geschäft auch jetzt noch kein ganz schlechtes zu sein, wenn auch die Annahme begründet ist, daß von den Aerzten jetzt nicht mehr so viele und so lange Rezepte verschrieben werden und auch an den früheren einfacheren Arzneimitteln mehr verdient wurde, als es jetzt der Fall ist.

---

# Die niederhessische Landsmannschaft in Jena i. J. 1711.

Mitgetheilt von Dr. Hugo Brunner in Kassel.

Das Bestehen und die Mitglieder einer niederhessischen Landsmannschaft auf der Universität Jena erfahren wir aus der Vorrede eines akademischen Romans, betitelt: Schauplatz der galanten und gelährten Welt von Meletaon. Nürnberg 1711. Der Verfasser dieses kultur-

geschichtlich sehr interessanten Romans, über den ich in Nr. 74 der Münchener Akademischen Monatshefte (1890) eingehend gehandelt habe, ist Johann Leonhard Rost aus Nürnberg, ein s. Z. nicht nur als Romanschriftsteller, sondern auch als tüchtiger Astronom geschätzter Mann und Gelehrter. Nachdem er zuerst in Altdorf und Leipzig studirt hatte, ging er 1708 nach Jena, und wie er sich hier, obgleich ein Franke von Nation, der niederhessischen Landsmannschaft anschloß, wie sehr er die Mitglieder derselben schätzte, davon zeugt die Vorrede zu dem genannten Roman, dessen ersten Theil er ihnen gewidmet hat. Wir geben dieselbe (mit geringer Kürzung) hier wieder, zumal wir daraus ersehen, welches Ansehens sich Hessen zur Zeit des Landgrafen Karl bei Ausländern zu erfreuen hatte. Auch die Namen der in Jena studirenden Hessen dürften nicht ohne Interesse sein.

Zuschrifft.

An die der Zeit in Jena studirende
Nieder-Hessische
Landsmannschaft.
Dem
Wohl-Edlen/ Vest und Wohlgelahrten Herrn/
Herr Johann Dönch/ juris
utriusque Licentiato.
Wie auch:
Denen Edlen/ Ehrenvesten/ Großachtbaren und
Wohlgelahrten Herrn/
Hr. Johann Jakob Hattenbach/
Hr. Wilhelm Albert Petri/
Hr. Johann Philipp Anton Homberg de Vach/
Hr. Johann Christoph ab Hagen/
Hr. Johann Christian Gauler/
Hr. Joh. Heinrich Lombardius/
Hr. Berchtold Helfrich Winter/
Hr. Johann Caspar Grau/
Hr. Heinrich Albert Weber/
Hr. Johann Hermann Franke/
Hr. Anthon Otto Schuchart/
Hr. Johann Christoph Knobell/
Hr. Johann Heinrich Daubigni/
Hr. Johann Christian Boediger/
Hr. Joh. Wolfart/
Hr. Christian Grau/
Juris utriusque Candidatis.
Meinen aufrichtigen Freunden und werthgeschätztesten
Gönnern &c.
Wohl/ Edler/ Vest und Wohlgelahrter
Desgleichen
Edle/ Ehrenveste/ Großachtbare nnd Wohlgelahrte
Herrn/ Werthgeschätzeste Freunde und Gönner!

Weilen doch einmahl die Mode aufgekommen/ daß man seine Schrifften/ entweder einem Patron oder gutem Freunde zuschreibet/ und sich dessen fernere Gewogenheit dadurch ausbittet; so will auch ich mich von den allgemeinen Gewohnheiten nicht ausschließen; sondern meinen verfertigten Schau-Platz/ unter dreo Nahmen/ öffentlich an das Licht stellen. Nun wissen Sie selbsten wol/ wie hoch ich Ihnen verbunden/ in deme die Zeit über/ da ich Sie kennen lernen/ solche Gewogenheit und ungefärbte Freundschaft genossen/ daß ich gar nit weis/ auf was Art ich einigen Abtrag thun soll/ über dieses haben die meisten das Vertrauen in meine Wenigkeit gesetzet/ daß sie auf meinem Museo bishero unterschiedliche Collegia frequentirtet/ welches ich nicht anderst/ als eine deutliche Marque der Hochachtung annehmen/ auch deswegen zu allem dem/ was in meinem Vermögen stehet/ mich jederzeit verbinden muß. Nun meinete zwar/ in Ueberreichung gegenwärtiger Bögen/ einige Dankbarkeit abzustatten/ allein/ ich weis nicht/ ob es vor so überhäuffte Affection zulänglich/ indeme es eine Sache/ die gar geringe/ dahero auch lange Bedenken getragen/ biß mich zu dieser Freiheit resolviret/ doch weilen Sie fast insgesamt meine bißherige Romans mit besonderer Begierde durchgelesen/ und den gegenwärtigen gleichfalls längstens gewünschet/ so gedenke doch/ ich werde excusiret sein/ wo ihre Nahmen demselbigen vorschreibe/ und Ihnen als ein Andencken ergebenst überreiche. Sie wissen es selbsten mehr als zu wohl/ indeme Sie täglich mit mir umgehen/ daß nicht viele Zeit darauf wenden können/ sondern nur alles mit flüchtiger Feder entwerfen müssen/ absonderlich aber die Poëtischen Einfälle alle in Ihren Compagnien zu Papier gebracht/ dahero es mit keiner solchen Accuratesse ausarbeiten können/ als es billig sein sollen/ doch gute Freunde schätzen einen wohlmeinenden Willen öfters höher/ als ein weitläufiges Geschwätze/ ich weiß auch/ daß dero Naturell mehr auf ein aufrichtiges Wohlmeinen: als ein prahlerisches Großsprechen siehet/ deswegen ich auch in Abtragung meiner Schuld desto eher eine Rechtfertigung anwenden kann. Ich nenne Sie ehrliche Deutsche und aufrichtige Hessen/ bei denen unnütze Complimenten nicht nöthig. Ich habe es auch erfahren/ daß Sie mich fast so hoch/ als sich selbsten lieben/ und mir weit mehr Ehre und Respekt erweisen/ als meine Qualitäten verdienen/ dahero rede ich gleichfalls/ wie es mir um das Herz ist/ und bezeige meine Pflicht ebenso aufrichtig in wenigen Worten/ als andere mit großen Umständen zu thun pflegen . . . . . Ich verlange nichts umständigers/ als wie ich mich würdig machen kan/ erkändtlich zu heissen/ zum wenigsten versichere ich dieses/ daß weilen ich sehe/ die Hessische Aufrichtigkeit vor jedermann zu loben/ die nicht nur hier/ sondern auch/ da ich unlängst selbst in Hessen gewesen/ mehr empfunden/ als man gegen einen Fremden/ den man niemahlen gesehen/ oder von ihme gehöret/ zu thun schuldig ist/ welches ein sattsames Anzeigen/ daß diese Nation denjenigen Ruhm verdienet/ welchen ihr schon das Alterthum mit ungefärbten Worten zum immerwährenden Lob beigeleget. Ich entsinne mich gar

wohl/ daß bereits schon in meiner Jugend von der Hessischen Aufrichtigkeit reden hören/ nun aber habe es in der That erfahren/ da ich die getreuen Landes-Kinder des Durchlauchtigsten Karls kennen lernen/ mit denen ich die Vollkommenheit dieses Weltberühmten Fürstens/ in Allerunterthänigkeit venerire/ und mich als einen treuergebensten Knechte gehorsamest angebe. Der Himmel schenke Ihm/ nebst dessen gantzen hohen Haus/ ein spates Alter/ und lasse dessen Baum/ gleich den Cedern/ biß an die Wolken wachsen/ damit Europa noch mehr solche Fürsten besitzet/ durch welche die allgemeine Ruhe gegründet werden kann. Sie aber laßen Ihre schätzbare Gewogenheit niemahlen gegen mich fallen/ und geben mir nur so viele Gelegenheit an die Hand/ auf was Weis ich ein stetes Andencken auswürken/ und Lebenslang nicht anderst/ als aus aufrichtigem Hertzen heissen darf

Dero
Ganz-ergebenster
Diener
MELETAON.

Ex Museo
Jena, den 8. September 1711.

## Im Hessenland.

Stolz sind die Schlösser am grünen Rhein,
Hell leuchten sie lustig im Sonnenschein,
Fest stehn sie in Stürmen und Brausen;
Auch lieblich grüßet den Wanderer ihr,
Der Saale Burgen, daß immer er hier
Bei euch möcht' weilen und hausen.

Doch euch auch droben im Buchenwald
Zerfallene Mauern so öde und kalt,
Euch kann ich doch nimmer vergessen,
Nie eure Zinnen so lustig und kahl
Am Edderflusse, im Werrathal —
Ihr Burgen im Lande zu Hessen!

Viel Ritter stiegen hinab zum Rhein,
Tournierten und schnappten und zechten den Wein
Und führten gewaltige Fehden,
Und jeglicher raubte und raufte und trank,
Manch wackerer Herr vom Rösselein sank,
Hel's Haus mußte mancher betreten.

Auch unserer Burgen Rittersleut,
Sie haben am Kampf und am Wein sich gefreut,
Wer mochte mit ihnen sich messen?
Denn grimmig fochten im Eisenkleid —
Man sagte, sie seien gar blind im Streit —
Die Kämpen im Lande zu Hessen.

Die Burgen zerfielen, die Ritter sie ruhn
Von trotzigen Kämpfen und rühmlichem Thun,
Lang sind ihre Fehden vergessen.
Der Bürger baut Städte, das Handwerk blüht,
Manch wohnliches Häuschen, manch Städtchen man sieht
Erstehn auch im Lande zu Hessen.

Manch munteres Mühlrad das dreht sich im Thal,
Und grau quillet wider der Sonne Strahl
Der Dampf aus den rußigen Essen,
Und Wissen und Kunst blühen hier und dort
Und Weisheit zu pflegen ein würdiger Ort
Fehlt nimmer im Lande zu Hessen.

Dort schafft der Philister, dort singt der Student;
Und wer am Sang seine Freude nicht fänd',
Bei uns hätt' er nimmer gesessen,
Hätt' nie in unserer Mitte gezecht,
Wär nicht wie die Burschen so fröhlich und echt,
Die Burschen im Lande zu Hessen.

Wer wehrt es uns lustige Brüder zu sein,
Ein Mägdlein zu lieben so sauber und fein?
Bei'm Henker, es wäre vermessen!
Der weiß, der ihnen in's Auge geschaut:
Gar lieblich sind sie und treu und traut
Die Mädchen im Lande zu Hessen.

Drum fröhlicher Wandrer besteige die Höh'n
Wo jene zerklüfteten Mauern steh'n,
Wo wackere Ritter gesessen!
Drum grüß' mir im Städtchen die Burschen so frei,
Hoch leben die Mädchen so schmuck und so treu
All' Zeiten im Lande zu Hessen. **Deichmann.**

## Halt' fest!

Es weht der Wind das Blatt vom Baum
Im Spiel, dann läßt er's liegen —
Es ist sein Recht von Alters her —
Was leicht ist, macht er fliegen.
Was keinen eig'nen Willen hat,
Das treibt er in's Verderben —
Von tollem Leben spricht er ihm
Und treibt's in bitt'res Sterben.
Was siehst Du mich so fragend an?
Du bist am Baum das Blättchen —
Der Wind ist schnelle Leidenschaft —
Halt' fest am Stengel, Mädchen.

**T. Keiter.**

## Du selbst.

Freundschaft folgt uns wohl ein Stück!
Liebe wohl durch ein paar Gassen!
Aber was im Menschen ist,
Das nur wird ihn nicht verlassen.
Das nur zeigt, wenn Alles fällt,
Ob er aufrecht weiß zu stehen.
Das nur lehrt ihn himmelwärts
Tröstlich schau'n und weiter gehen!

F. Keiter.

---

## Aus alter und neuer Zeit.

Beitrag zur Simplicissimus-Forschung. In Nr. 239 des Jahrgangs 1881 der Augsburger Allgemeinen Zeitung (Beilage) und in der Zeitschrift für Hessische Geschichte und Landeskunde Bd. IX S. 385 Jahrgang 1882 sind hinsichtlich der Frage über den Geburtsort des Verfassers des Simplicissimus Hans Jakob Christoffel von Grimmelshausen weitere Enthüllungen gemacht worden.

Es ist darin gesagt, daß nach einem Kopialbuch der Stadt Gelnhausen der Zentgraf Georg Christoffel von Grimmelshausen zu Reichenbach sich durch Ankauf eines Hauses in Gelnhausen ansässig gemacht habe.

Bemerken wollen wir jetzt schon, daß das hier zweifellos gemeinte Dorf Reichenbach im Vogelsberg, Kreis Gelnhausen, 4 bis 5 Stunden von der Stadt Gelnhausen entfernt liegt.

Die erwähnte als Kaufbrief bezeichnete Schrift ist uns schon vor jenen Veröffentlichungen bekannt gewesen. Wir sind aber damit nicht hervorgetreten, weil dieselbe kein Kaufbrief d. h. keine Beurkundung über ein an jenen Zentgrafen von Grimmelshausen verkauftes, in Gelnhausen gelegenes Haus ist und weil darum aus derselben zutreffende Schlüsse nicht gezogen werden können.

Da in neuerer Zeit auch in anderen Schriften jener s. g. Kaufbrief bei Erwähnung der persönlichen Verhältnisse des H. J. Chr. von Grimmelshausen als Grundlage angenommen ist, so glauben wir auch mit Rücksicht auf die Aufforderung in Nr. 15/89 d. Bl. jetzt schon, ehe unsere desfallsige Ermittelungen einen genügenden Abschluß gefunden haben, den Inhalt jener Schrift richtig stellen und ihr eine etliche achtzig Jahre später in Sachen von Grimmelshausen stattgehabte Beurkundung zur Prüfung durch Berufene an die Seite stellen zu müssen.

Daß das fragliche Buch als Kopialbuch angesehen wurde, hätte bei Prüfung jener Schrift auf ihren Inhalt schon Bedenken erregen müssen, da in solche Bücher keine Beurkundungen über den Erwerb von Grundstücken aufgenommen werden. Das Buch ist auf seiner S. 11 bei einem Eintrag „Bürgermeisterbuch“ genannt und enthält Urschriften und Abschriften, nur keine Kaufbriefe bzw. Währschaften. Diese standen in besonderen Währschaftsbüchern. Nach S. 4 dieses Bürgermeisterbuchs ist anzunehmen, daß ein Währschaftsbuch jener Zeit vorhanden gewesen ist. Wir haben dasselbe seiner Zeit weder im Archiv der Stadt noch in dem des Amtsgerichts zu Gelnhausen gefunden. In demselben müßte die Währschaft über das an von Grimmelshausen verkaufte Haus stehen. Ein im Jahre 1596 beginnendes Währschaftsbuch haben wir im Archiv des gedachten Amtsgerichts aufgefunden. Nach diesem wurden die Währschaften vor dem älteren Bürgermeister und dem Schultheisen unter Vorhalten eines von den Parteien an den Enden anzufassenden Strohhalms und unter Aussprechen von feierlichen Worten vollzogen. Die Vollziehung wurde danach im Währschaftsbuch beurkundet. Bemerken wollen wir hierbei, daß zwei solcher, 1 Fuß langer Halme in dem Buch noch liegen.

Jener Kaufbrief, jene Schrift läßt in keiner Weise auf Vornahme einer solchen Währschaft schließen und ist nichts weiter als ein Revers vom Jahre 1571 des genannten Zentgrafen und dessen Ehefrau gegenüber der von der Stadt Gelnhausen ihnen „namentlich der Frau als Erwerberin“ ertheilten Erlaubniß, ein Haus in der obersten Hayzergasse daselbst von den Krugs Erben erwerben zu dürfen. In dem Revers versprechen dieselben insbesondere auch, daß sie das Haus an keinen Ausmärker verkaufen werden und räumen der Stadt die Befugniß ein, es selbst zu vermiethen, wenn es von den Käufern oder deren Angehörigen nicht bewohnt würde. Für Frau von Grimmelshausen hat deren Schwager Schultheis Guntermann den Revers unterschrieben, welcher Name unten nochmals vorkommen wird.

Was nun die andere oben erwähnte Beurkundung anlangt, so haben wir diese in dem erwähnten Währschaftsbuch, welches mit dem Jahre 1596 beginnt, gefunden. Unterm 17. Oktober 1657 ist dieselbe — eine Währschaft — eingetragen. Sie besagt, daß die „Grimmelshausischen Erben“ ein Haus in der Schmiedgasse zu Gelnhausen, also nicht das oben vorkommende Hayzergasser Haus an Schwerdtfeger Guntermann in Hanau verkaufen. Die Erben und Verkäufer sind Riehel, Schöffer und Balthasar Krug. Die Namen Krug und Guntermann kommen auch in dem Revers von 1571 vor.

Die Verwandtschaft hatte ein Vorkaufsrecht, sogar für ein Vierteljahr ein Abtriebsrecht. Es ist wahrscheinlich, daß die bei der Währschaft aufgetretenen Krug und Guntermann Nachkommen der in dem Revers von 1571 genannten Personen gleichen Namens waren und daß Guntermann, der in Hanau wohnte, nur aus verwandtschaftlichen Rücksichten das Haus in der Schmiedgasse gekauft hat und daß Frau von Grimmelshausen in Reichenbach, die „namentliche Erwerberin“ als geborene Krug aus gleichen Rücksichten die Erlaubniß zum Ankauf des Hauses in der Hayzergasse ausgewirkt hat. Diese Annahme

wird durch die von ihr in dem Revers gegebenen Versprechungen unterstützt. Da überdies eine Währschaft über Ankauf jenes Hauses durch dieselbe fehlt, da es sich bei der Währschaft vom 17. Oktober 1657 um ein anderes Haus handelt, so fragt es sich, ob sie jenes Haus in der Haytzergasse gekauft hat, wie es auch fraglich ist, ob sie, den Kauf vorausgesetzt, sich mit ihrem Manne in Gelnhausen ansässig gemacht hat, ob sie dahin gezogen ist. Wer und was der Grimmelshausische Erblasser des Hauses in der Schmiedgasse gewesen, ist nicht ersichtlich. Revers und Währschaft liefern zwar weiteren Beweis für die Beziehungen der Familie von Grimmelshausen zu Gelnhausen. Bezüglich unseres H. J. Chr. von Grimmelshausen geben sie keinen näheren Aufschluß, im Gegentheil läßt die Währschaft Zweifel aufkommen. Er ist darin nicht als Erbe genannt. Er lebte noch und war nach unserer Berechnung damals 35 Jahre alt.

Hiermit wollen wir uns jetzt begnügen und hoffen, später auf die Sache zurückkommen zu können.

**Georg Flohr.**

---

Die hessische Sage vom Fräulein von Boyneburg als morgenländisches Märchen. Oskar Bug erzählt in seiner Abhandlung über die Schanzen in Hessen (Zeitschrift d. Ver. f. hess. Gesch. u. Landesk. N. F. Bd. XV, S. 102 ff.) eine Sage von der Boyneburg bei Röhrda, wie er sie an verschiedenen Orten von den ältesten Leuten ermittelte. Einst lag die Frau des Beherrschers der Boyneburg in Kindesnöthen; da zog ein schweres Gewitter heran. Gleichzeitig betrat ein alter Bettler die Burg. Als dieser von der nahen Entbindung vernahm, ließ er die Hebamme rufen und fragte, ob die Geburt nicht verschoben werden könne, bis das Gewitter vorübergezogen. Als die Hebamme die Frage verneinte, prophezeite der Bettler: Heute über achtzehn Jahre genau zur selben Stunde wird das Kind, das jetzt geboren wird, vom Blitze erschlagen werden. Ein Mädchen wurde geboren; dies wuchs zu einer blühenden Jungfrau heran. Zum Schutze seines Kindes ließ der Vater einen tiefen Keller anlegen und mit den nöthigen Möbeln ausstatten. Drei Tage vor dem achtzehnten Geburtstage zog ein schweres Unwetter heran und wich nicht von der Burg. Zum Schutze der älteren Schwester stellten sich die beiden jüngeren abwechselnd vor die Pforte der Burg; aber die Blitze zuckten unschädlich an ihnen vorüber. Als aber die Stunde der Geburt kam, wurde die Burg von einem gewaltigen Donnerschlage erschüttert, und das Mädchen lag in ihrem Stuhle im Keller als Leiche. Im Glauben an ihr unabwendbar Geschick hatte sie eine Stiftung gemacht, wonach alljährlich ein Gottesdienst auf der Burg abgehalten und eine bestimmte Spende vertheilt werden solle. Diese Stiftung besteht bis zum heutigen Tag*) (auf Gründonnerstag).

Dem Erzähler scheint diese Sage aus grauer Vorzeit herüberzuragen. Wir möchten hier darauf hinweisen, daß wir dieselbe Sage in ihren wesentlichen Zügen als morgenländisches Märchen wiederfinden, und zwar als die „Geschichte des dritten Kalenders“, als die Geschichte von König Adjib, Sohn des Königs Haßib (Tausend und eine Nacht, zum ersten Male aus dem Urtexte vollständig und treu übersetzt von Prof. Dr. G. Weil, Stuttg. 1872, Bd. I, S. 86 ff.). Einem reichem Manne wurde bei der Geburt eines Sohnes von den Sterndeutern gewahrsagt, daß sein Sohn 15 Jahre leben und 50 Tage danach durch König Adjib, nachdem dieser den kupfernen Reiter vom Magnetberge gestürzt, umgebracht werden würde. Der Vater bringt den Sohn auf eine einsame Insel, wo er ihm eine unterirdische Wohnung erbaut. König Adjib stürzt den kupfernen Reiter vom Magnetberge und wird alsdann auf jene einsame Insel verschlagen, wo er in der unterirdischen Wohnung den 15jährigen Jüngling antrifft. Er leistet ihm Gesellschaft. Nach Ablauf der von den Sterndeutern angesagten Zeit tödtet König Adjib den Jüngling wider seinen Willen durch einen unglücklichen Zufall.

Laubach, 22. September 1890.

Dr. August Roeschen.

---

## Aus Heimath und Fremde.

Der von dem Vereine für hessische Geschichte und Landeskunde am 21. September nach dem bei Hofgeismar gelegenen Schöneberg unternommene Ausflug nahm, begünstigt von dem prächtigsten Herbstwetter, einen alle Theilnehmer im hohen Grade befriedigenden Verlauf. Die Kasseler Mitglieder wurden bei der Ankunft auf dem Hofgeismarer Bahnhof von den Hofgeismarer Mitgliedern und Freunden des Vereins aufs freundlichste bewillkommnet, und begab man sich dann zusammen zur Einnahme eines Labetrunkes nach dem Gesundbrunnen, dessen jetzt so gänzlich veränderte Verhältnisse bei den älteren Kasseler Theilnehmern wehmüthige Erinnerungen an hier zur Zeit seines Glanzes froh verlebte Stunden erweckte.

Gegen 11 Uhr wurde unter freundlicher Führung der Herrn Bürgermeister Schirmer und Oberförster

---

*) Dieselbe Sage, aber in etwas anderer Fassung, erzählt H. v. Pfister, Sagen und Aberglaube aus Hessen und Nassau, Marb. 1885, S. 134 ff., von der Boyneburg, vom Landecker Schlosse und von Immichenhain. Wir möchten noch daran erinnern, daß im Grimm'schen Märchen vom Dornröschen (Brunhilde) der Königstochter gleichfalls auf ihren 15. Geburtstag der Tod, bezw. 100jähriger Schlaf gewahrsagt wird.

Euler der Aufstieg auf den Schöneberg angetreten, welcher etwa 1 Stunde in Anspruch nahm. Oben auf dem höchsten Punkte angekommen entschädigte der weit nach Nord und Süd sich ausdehnende Blick auf die im hellsten Sonnenschein liegende Gegend reichlich für die bei der Hitze des Tages etwas beschwerliche Ersteigung des Berges. Namentlich entzückte Alle der wundervolle Blick nach Norden in das Esse- und das Diemelthal und auf die über denselben thronende Trendelburg. In höchst anzuerkennender Weise hatten die Hofgeismarer Herrn für Herbeischaffung vortrefflichen Bieres und kalter Speisen und namentlich für hier sonst fehlende gute Sitzgelegenheit gesorgt. Unter solchen Umständen wurden hier ein paar Stunden sehr vergnügt zugebracht, dabei aber auch der eigentliche Zweck des Vereinsausflugs nicht außer Acht gelassen. Nachdem Herr Bürgermeister Schirmer die Anwesenden mit warmen Worten an dieser Stelle willkommen geheißen und ein den lautesten Anklang findendes Hoch auf den Verein ausgebracht hatte, ergriff der Vorsitzende des Vereins, Herr Major von Stamford, das Wort und schilderte in kurzer treffender Weise die wichtigsten geschichtlichen Ereignisse von der Sachsenzeit an bis zum Ende des 7jährigen Krieges, deren Schauplatz die von hier aus sichtbare Gegend gewesen ist, und namentlich die Schicksale der Burg Schöneberg bis zu ihrer gänzlichen Zerstörung.

Herr Bibliothekar Dr. Brunner sprach dem Redner dafür den Dank der Anwesenden aus, welchem diese lebhaft zustimmten.

Die Besichtigung der Ueberreste der einst so stolzen und mächtigen Burg nahm wenig Zeit in Anspruch, da Landgraf Wilhelm IV. sie in den Jahren 1589 bis 1591 vollständig abbrechen ließ und die Steine zur Erbauung der 14 Fuß hohen Mauer des Sababurger Thiergartens verwendete.

Unter Führung des Herrn Oberförster Euler wurde der Rückweg auf einem Umweg durch eine herrliche Buchenwaldung nach dem Brunnen, wo sich noch eine größere Anzahl Hofgeismarer Freunde zur gemeinschaftlichen Einnahme des Kaffees eingefunden hatten, angetreten, und sich dann um 3 Uhr auf dem Bahnhof von den Herrn aus Hofgeismar unter Danksagung für ihr freundliches Entgegenkommen verabschiedet. **R. L.**

---

Das Septemberheft der „Deutschen Rundschau" enthält den Schluß von Julius Rodenberg's „Franz Dingelstedt. Blätter aus seinem Nachlaß". In demselben beschäftigt sich der Verfasser mit der Zeit von 1867 bis 1881, dem an glänzenden Erfolgen reichen Wirken Franz Dingelstedt's in Wien als Direktors des Hofopperntheaters und des Hofburgtheaters bis zu dessen am 15. Mai 1881 erfolgten Tode. Wegen Mangels an Raum müssen wir leider ein näheres Eingehen auf diesen hochinteressanten Schlußartikel, sowie die Wiedergabe des darin enthaltenen prächtigen Gedichtes Franz Dingelstedt's an Anastasius Grün zu dem 70. Geburtstag des letzteren für eine spätere Nummer verschieben.

---

Von unserem hessischen Landsmann Adam Trabert in Wien ist soeben ein größeres Werk: Franz Grillparzer, ein Bild seines Lebens und Dichtens, mit Illustrationen, Wien, Verlag Austria, erschienen, über das sich die Kritik sehr günstig ausspricht. Wir bescheiden uns für heute, nur das Erscheinen dieses Werkes anzuzeigen, behalten uns aber vor, in einer der nächsten Nummern unserer Zeitschrift eingehender darauf zurückzukommen.

---

Am Freitag, den 26. September, feierte der Realprogymnasiallehrer Leimbach, einer der verdientesten und beliebtesten Lehrer der Stadt Marburg, sein 50jähriges Dienstjubiläum. Von dieser langen Reihe von Jahren hat der Jubilar 35 allein dem Unterrichte der Marburger Jugend gewidmet und nach Tausenden zählen seine Schüler der dortigen Stadt. Der „Oberhessischen Zeitung" entnehmen wir folgenden Bericht über die Feier selbst: An dem zu Ehren des Jubilars im Hotel Pfeiffer veranstalteten Festmahle betheiligten sich über 100 Personen. Die Reihe der Toaste eröffnete Direktor Dr. Hempfing mit einem Hoch auf Se. Majestät den Kaiser. Oberlehrer Dr. Dute feierte hiernach in sinnigen und warmempfundenen Worten den Jubilar, worauf letzterer seinen Dank für die schöne Festveranstaltung zunächst an den Rektor und das Lehrerkollegium seiner Lehranstalt richtete. In weiteren Trinksprüchen feierte Dr. Schäfer die Familie des Jubilars, Namens welcher der älteste Sohn desselben, Gymnasialdirektor Leimbach-Goslar, dankte, wobei derselbe der überaus glücklichen Verhältnisse gedachte, die der Jubilar in der Stadt Marburg gefunden habe und mit einem Hoch auf Marburg schloß. Auch am späteren Abend noch wurde im Anschluß an den Gesangesvortrag eines alten Schülers, des Schlossermeisters Grimmel, von Ausschußvorsteher Siebert der Jubilar als ein Kind des alten Hessenstammes gefeiert und der Hessentreue ein Hoch gebracht.

---

Universitäts-Nachrichten. An Stelle des nach Königsberg übersiedelnden Professors Dr. Braun ist der Geheime Sanitätsrath Professor Dr. Eduard Küster, der langjährige Leiter der chirurgischen Abtheilung im Augusta-Hospitale zu Berlin, zum ordentlichen Professor der Chirurgie und Direktor der chirurgischen Klinik in Marburg berufen worden. Professor Dr. Küster, geboren am 2. November 1839 zu Kalkofen (bei Wollin), ein Schüler von Wilms, zählte zu den beliebtesten Operateuren Berlins und hat sich in der Gelehrtenwelt durch seine zahlreichen Aufsätze und Monographieen in Fachzeitschriften, durch

seine Vorträge auf den medizinischen Kongressen ꝛc. einen hervorragenden Namen erworben. — Der Assistenzarzt Dr. Volkmann an der chirurgischen Klinik zu Halle, Neffe und Schwiegersohn des verstorbenen berühmten Chirurgen Geheimen Medizinalraths Dr. R. von Volkmann, ist zum ersten Assistenzarzt der chirurgischen Klinik zu Marburg berufen worden. — Bei der diesjährigen erstmaligen Vertheilung von Preisen aus der Pettenkofer-Stiftung (gegründet von deutschen Städten zum 70. Geburtsfest von Pettenkofers) hat der Professor für Hygiene in Marburg, Dr. Max Rubner, für seine Arbeiten über die Wärmeökonomie des menschlichen Körpers den ersten Preis erhalten.

---

Rechtsanwalt Ernst Wörner †. Am 9. September d. J. verstarb zu Darmstadt der langjährige Redakteur der amtlichen „Darmstädter Zeitung“, Rechtsanwalt Ernst Wörner. Der Verewigte erfreute sich wegen der Lauterkeit seines Charakters und wegen seines Biedersinnes der allgemeinsten Werthschätzung. Für unser engeres Vaterland aber bedeutet sein Hinscheiden einen schweren Verlust, da er, ein ausgezeichneter Kenner der hessischen Geschichte und der mittelrheinischen Kunstdenkmäler, sowohl treffliche litterarische Werke schuf, als auch durch Anregung und durch thatkräftiges Eintreten für die Erhaltung so manches geschichtlichen Denkmales höchst segensreich wirkte. Von seinen zahlreichen Schriften und Abhandlungen heben wir hervor: Orts- und Landesbefestigungen des Mittelalters im Großherzogthum Hessen, Römische Steinbrüche auf dem Felsberg an der Bergstraße (gemeinschaftlich mit A. v. Cohausen), seine Arbeiten zur Geschichte von Mommenheim und Planig, zur Geschichte der Pfalzverwüstung und Zerstörung von Worms, seine Regesten von rheinhessischen und starkenburger Urkunden, seine Forschungen über die Grafen von Katzenelenbogen und den Anfall dieser Grafschaft an Hessen. Ebenso machte er sich sehr verdient durch die langjährige Redaktion des Korrespondenzblattes des Gesammtvereins der deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine und der Quartalblätter des historischen Vereins für das Großherzogthum Hessen, welche Zeitschriften ihm manche treffliche Arbeit verdanken. Ehre dem Andenken von Ernst Wörner!

Laubach, September 1890.

Dr. August Roeschen.

---

Todesfälle. Am 9. September verschied zu Amöneburg nach langer Krankheit der Dechant Philipp Müller, der drittälteste Priester der Diözese Fulda. Am 17. September starb in Ahl bei Salmünster P. Maximilian Kirchner, ord. St. Francisci, Pfarrverweser in Salmünster, plötzlich in Folge eines Schlagflusses. Am 18. Sept. starb zu Kassel in Folge eines Herzschlages der Museums-Direktor Dr. Eduard Pinder. Die Nekrologe folgen in nächster Nummer.

---

## Hessische Bücherschau.

Victor Abée, die Namen der Verwandten und Geschlechtsgenossen in den Urkunden des Klosters Fulda. — Witten (Druck v. C. L. Krüger) 1890. 29 S. 8°.

In der vorliegenden, sehr fleißigen Abhandlung*) hat unser Landsmann Abée zum erstenmale einen bestimmt abgegrenzten Bezirk von Ortschaften auf die in ihnen vom 8. bis 10. Jahrhundert gebräuchlichen Personennamen untersucht. Die Ergebnisse seiner Forschung sind in der That sehr bemerkenswerth, einmal für die Theorie der Namengebung: denn die altgermanische Sitte, den Namen des Kindes aus den Bestandtheilen der Namen der Eltern oder nächsten Verwandten zu kombiniren, war in der von Abée untersuchten Periode noch in voller Uebung, — so bildete man z. B. aus Frodoard und Erbehilt — Erboard. Indem nun der Verfasser zeigt, wie einzelne Ortschaften ihre besondere Vorliebe für bestimmte Bildungssilben hatten, die in andern Orten selten oder gar nicht erscheinen, giebt er Aufschluß über die Art und Weise, wie in einer Familie die Namen sich allmählich abwandelten. Gleichzeitig aber, — und dies ist der zweite Hauptpunkt seiner Forschungen, — weist Abée damit nach, daß Leute, deren Namen gemeinsame Bildungselemente zeigen (wie Liutfrid und Ercanfrid), wenn sie in einem Orte nachbarlich zusammen wohnten, derselben Familie angehören mußten. Daraus läßt sich aber noch ein weiterer, sehr interessanter Schluß auf die Art und Weise der Ansiedelung in jener Periode ziehen. Findet sich beispielsweise in der Nähe eines Ortes, dessen Bewohner in ihren Namen mit Vorliebe die Bildungssilbe -leib aufweisen, die Siedelung Perachtleibeshusen, so dürfen wir nicht nur auf den Ort, sondern sogar auf die Familie schließen, von welcher besagte Neurodung ausging. Hierin liegt für die Geschichte der Markgenossenschaft ein Moment, das noch recht fruchtbar zu werden verspricht, zumal ja nahezu jede deutsche Landschaft sich bald im Besitze mustergiltiger Urkundenbücher befinden wird.

Cassel. **Brunner.**

---

Deutsche Volkslieder. In Niederhessen aus dem Munde des Volkes gesammelt, mit einfacher Klavierbegleitung, geschichtlichen und vergleichenden Anmerkungen, herausgegeben von Johann Lewalter. I. Heft. Hamburg 1890. Verlag

*) Dieselbe erschien im diesjährigen Osterprogramm des Wittener Realgymnasiums.

von Gustav Fritzsche. Druck von L. Döll in Kassel. 8° XII und 68 Seiten. Preis 1 Mark.

Mit inniger Freude verweisen wir heute die Leser des Hessenlandes auf das soeben erschienene I. Heft einer Veröffentlichung, die überall die weiteste Verbreitung verdient, zumal es von der Aufnahme beim Publikum abhängen wird, ob der fleißige Herr Herausgeber aus seinen Schätzen noch weitere Hefte folgen lassen wird und zwar, wie ich hoffe und wünsche, noch recht viele.

Denn das hier Gebotene ist in vieler Hinsicht vortrefflich. Den Lesern dieser Zeitschrift ist der Tondichter J. Lewalter schon lange auf das Vortheilhafteste bekannt und einer so bewährten Kraft allein konnte der gesangliche Theil der Sammlung anvertraut werden. Hier vereinigt sich technisches Können und pädagogisches Geschick mit inniger Liebe zu den Weisen des Volkes und Achtung vor der Ueberlieferung.

Es ist geradezu eine rettende That für die Geschichte des Volksliedes, daß endlich einmal von einem Berufenen in Niederhessen, der Heimat der Kinder- und Hausmärchen, die Volksmelodieen, wie sie noch 1890 erklingen, durch den Notendruck festgehalten werden; denn in unserer schnelllebigen Zeit verfliegt die Melodie noch rascher, als das Wort. Ueber die mühesame Feststellung der Texte und die Achtung vor der Art des Volkes spricht der Herausgeber in dem sehr lesenswerthen Vorworte sich selbst genügend aus und könnte man nur wünschen, daß eine solche Gesinnung bei allen herrschte, die sich mit Geschichte, Ueberlieferung und Sage unser engeren Heimath beschäftigten oder auf diesen Gebieten zur Feder greifen. Jede auch noch so gut gemeinte Zuthat eines Herausgebers zu dem geistigen Eigenthum des Volkes ist eine literarische Fälschung, welche später immerfort neues Unheil wirkt und das Urtheil Anderer irre führt.

Von den 35 Liedern sind die meisten zur Zeit noch gesungen beim 3. hessischen Infanterie-Regiment (v. Wittich) No. 83, das freilich etwas durch thüringischen Ersatz beeinflußt wird; andere sind über ganz Deutschland verbreitet und ist es interessant, gerade die niederhessische Fassung am Ende des 19. Jahrhunderts kennen zu lernen. Dazu kommen noch acht eingestreute, reizende Kinderliedchen, welche unbewußt an alter Art festhaltend, die graue Urzeit mit der Gegenwart verbinden. Unter dem Text findet sich eine Beigabe, die den Kennern und Freunden des Volksliedes hoch willkommen sein wird. Die bisherige Literatur ist nämlich kritisch verwerthet und Lesarten sind beigefügt, sodaß ein eigenes Weiterforschen und näheres Vergleichen trefflich erleichtert wird. Aus der reichen Fülle des in den Amerkungen angehäuften Stoffes verweise ich besonders auf das (S. 43) zum ersten Male hier im Text und mit Melodie gedruckte, altbekannte, kurhessische Soldatenlied:

„Der Kurfürst von Hessen
Ist ein kreuzbraver Mann,
Denn er kleidet seine Solidaten
Noch viel besser als er kann“.

Nur vermisse ich im letzten Verse die gebräuchliche Lesart „Freundschaft“ anstatt Verwandtschaft. Aber ich müßte den ganzen reichen Inhalt aus- und umschreiben, wollte ich diesem frischen Strauße echten, alt- und doch neuhessischen Volksliedes gerecht werden. Ich wünsche zum Schlusse dieser trefflichen Sammlung in und außerhalb Hessens recht viele Käufer und dem I., bisher erschienenen Hefte noch viele Nachfolger.

Niemand wird unbefriedigt dies schöne Büchlein aus der Hand legen.

Kassel, den 25. September 1890.

**Dr. F. Seelig.**

---

Die Quartalblätter des historischen Vereins für das Großherzogthum Hessen, Redakteur Ernst Wörner, Jahrgang 1890, enthalten:

Nr. 1 (S. 1—23). Historische und archäologische Mittheilungen: Friedrich Kofler: Die Steinstraße, eine Römerstraße in der Wetterau. — Eduard Otto: Mittheilungen aus dem städtischen Archiv zu Butzbach. — Glocken-Inschriften aus der Provinz Starkenburg. — A. Decker: Eine räthselhafte Bau-Einrichtung in den Burgen Münzenberg in der Wetterau und Botenlauben bei Kissingen. — Dr. August Roeschen: Notizen zur Kriegsgeschichte Oberhessens. — Derselbe, Zitin, Zugkmantel. — Versammlung des Oberhessischen Geschichtsvereins vom 7. Februar. — Litteratur: Dr. August von Essenwein: Handbuch der Architektur. — Dr. Rudolf Adamy: Architektonik auf historischer und ästhetischer Grundlage. — K. Bissinger: Funde römischer Münzen im Großherzogthum Baden. — Die Inschrift in der Kirche zu Beerfelden.

Nr. 2 (S. 24—64). Vereinsnachrichten: Hauptversammlungen vom 10. März, Versammlungen vom 25. März und 21. April. — Historische und archäologische Mittheilungen: G. S. z. S.: Ueber die Identität des Namens der Chatten und Hessen. — v. Pfister: Germanikus vor Mattium. — v. Hallerstein und v. Haxthausen: Germanische Hügelgräber bei Röllbach-Spessart in Franken. — Sanitätsrath Lotz: Germanisches und Römisches vom Ewwel bei Frankfurt. — Eduard Otto: Mittheilungen aus dem städtischen Archiv zu Butzbach. — G. S. z. S.: Der erste evangelische Stadtpfarrer zu Darmstadt. — Ernst Wörner: Zur Geschichte der Kriegsver-

fassung der Obergrafschaft Katzenellenbogen. — Dr. August Roeschen: Zwei Schreiben König Ludwigs XV. an den Landgrafen Ludwig VIII. von Hessen-Darmstadt (I. Schreiben aus Fontainebleau vom 25. Oktober 1758, betr. Einräumung der Festung Gießen. II. Schreiben aus Versailles vom 2. Dezember 1758, betr. Sprengung der Festung Ziegenhain und betr. Artillerie von Babenhausen und Kassel). — Schreiben an den Verfasser von „Eine räthselhafte Baueinrichtung in den Burgen Münzenberg und Botenlauben" in Nr. 1 der Quartalblätter. — Fund in Eschollbrücken.

## Berichtigung.

In den Xenien der vorigen Nummer sind zwei sinnentstellende Druckfehler stehen geblieben, die wir hier korrigiren müssen. In Xenie I, Vers 3 muß es statt Edele heißen: Ekele, in Xenie 5, Vers 4 muß statt Thurmgeist gesetzt werden: Sturmgeist. Auch ist selbstverständlich im Inhaltsverzeichniß der letzten Nummer nach Xenien das Wort „Gedicht" zu streichen.

## Briefkasten.

M. Br. Kassel. Erhalten. Wird in der nächsten Nummer besprochen.

G. Th. D. Marburg. Besten Dank für Zusendungen und freundlichsten Gruß.

V. T. Rauschenberg. Wird bei Besprechung des fraglichen Gegenstandes in der gewünschten Weise benutzt werden.

K. N. Kesselstadt. Warum so schweigsam? Erfreuen Sie uns recht bald wieder mit einem Beitrag.

G. Sp. Frankfurt a. M. Sie erhalten in den nächsten Tagen Antwort auf Ihre geschätzte Zuschrift. Das Vorhaben selbst wird in Hessen allgemeine Zustimmung finden.

G. Th. Berlin. Haben Sie Dank für Ihre Erzählung aus Marburg. Sie wird möglichst bald zum Abdrucke gelangen.

K. H. Königsberg. Alles zu seiner Zeit.

## Anzeigen.



Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: F. Zwenger in Fulda, Druck und Verlag von Friedr. Scheel in Kassel.




№. 20. Kassel, 16. Oktober 1890.

Das „Hessenland“, Zeitschrift für hessische Geschichte und Literatur, erscheint zweimal monatlich zu Anfang und in der Mitte jeden Monats, in dem Umfange von 1½—2 Bogen Quartformat. Der Abonnementspreis beträgt vierteljährlich 1 Mark 50 Pfg. Einzelne Nummern kosten je 30 Pfg. Anzeigen werden mit 20 Pfg. für die gespaltene Petitzeile berechnet. Auswärts kann unsere Zeitschrift durch direkte Bestellung bei der Post, oder durch den Buchhandel, auf Wunsch auch unter Streifband bezogen werden; hier in Kassel nimmt die Buchdruckerei von Friedr. Scheel, Schloßplatz 4, Bestellungen, ebenso Anzeigen an. In der Post-Zeitungsliste für das Jahr 1890 findet sich das „Hessenland“ eingetragen unter Nr. 2772.

# Heinz von Lüder.

„Ich löse, Landgraf, Eure Banden,
Wenn Ihr bei Fürstenwort versprecht,
Daß Ihr in Euern Hessenlanden
Die Festen bis auf eine brecht.“

So sprach zu Philipp, dem Gefangnen,
Der Kaiser Karl, und der schlug ein;
Sollt' er zum Leide, dem vergangnen,
Noch neue Leidensjahre reih'n?

„Nur Ziegenhain sei mir erhalten
Und meines Volkes treuer Sinn;
Das Andre mag der Herrgott walten,
Dem ich allzeit befohlen bin!“

Der Landgraf sprichts, doch Karl entsandte
Die Botschaft: „Alle Festen brecht
In Landgraf Philipps ganzem Lande.
Der Fürst gebeut's nach seinem Recht.“

So zogen flugs des Kaisers Ritter
Auch nach der Feste Ziegenhain,
Und reichten durch des Thores Gitter
Des Kaisers argen Brief hinein.

Den las der wackre Heinz von Lüder
Und sprach: „Der freie Landgraf gab
Mir seine Burg; ich geb' sie wieder,
Wenn ich ihn frei gesehen hab'!“

Der Kaiser zürnt, und sein Verlangen
Gab er dem Landgraf finster kund:
„Der Lüder werde aufgehangen
Im Festungsthor gleich einem Hund!

Sobald ich Freiheit Euch gegeben,
Muß es geschehn auf Ritterwort!“
Dem Landgraf half kein Widerstreben,
Und schweren Herzens zog er fort.

Doch als er ritt zum Hessenlande,
Erhellt ein Lächeln sein Gesicht;
„Ich häng' ihn“, denkt der Vielgewandte,
„Doch sterben soll der Heinz mir nicht!“

Zu Aachen in des Goldschmieds Bude
Kauft eine güldne Kett' er ein
Und wendet sich mit frohem Muthe
Nach seiner Feste Ziegenhain.

Dort läßt er Heinz zum Thore führen
Und mit der güldnen Kette dann
Fest unter beiden Armen schnüren
Den treu erprobten Rittersmann.

So ward er in die Höh' gewunden
Bei Zinkenklang und Paukenschlag,
Dann klirrt die Kette rasch nach unten,
Wo er in Philipps Armen lag.

„Du Treuester der treuen Hessen,
Die güldne Kette sie sei dein,
Und ewig bleib' es unvergessen:
Mein Volk ist fest wie Ziegenhain!“

Weimar. **Dr. Karl Kuhn.**



# Zur Geschichte des Renthofs in Kassel.

Von K. Neuber.

(Schluß.)

Gleichfalls in dem Kanzlei-Gebäude und zwar mit Einrichtung der Kanzlei im Jahre 1580 ließ Landgraf Wilhelm IV. eine große Bücher-Sammlung aufstellen, welche er der Obhut seines ehemaligen Erziehers, des Magisters und Rathsherrn Johannes Buch übergab. Diese **Bibliothek**[37]) war ursprünglich für die Kanzlei bestimmt, wurde aber allmählich durch neue Erwerbungen so vermehrt, daß die ihr zugewiesenen Räume in dem Kanzlei-Gebäude als unzulänglich sich erwiesen. Sie wanderte daher, soweit sie nicht zum besonderen Gebrauche für die Beamten der Kanzlei bestimmt war, in dasselbe Gebäude, in welchem diese früher sich befunden, in den Marstall, von wo sie später in Folge ihrer bedeutenden Vergrößerung unter Friedrich II. in das von demselben erbaute Museum Fridericianum, ihren jetzigen Aufenthaltsort, kam.

In das Kanzlei-Gebäude kam auch 1580 die herrschaftliche Münze, welche sich zuvor auf dem Markte befunden, und zwar in den Unterraum. In der Prägestube standen früher[38]) im Eingange über der Thür gegen einander auf beiden Seiten die Worte:

„Im tausend sechshundert und drey
und vierzigsten Jahr (1643)
So hoch die Wasserfluth war."

nebst einem darunter gezogenen Striche zum Zeichen, daß in dem genannten Jahre das Wasser aus der Fulda bis dahin gestanden habe.

Daselbst war die Münze noch in diesem Jahrhundert.[39]) Später kam sie dann in die obere Karls-Straße, wo sie bis zur Einverleibung Kurhessens in die Preußische Monarchie (1866) und dem damit verbundenen Wegfall des Münzrechts für Hessen verblieben ist.[40])

Landgraf Moritz verband nun das Kanzlei-Gebäude mit dem ehemaligen Kloster-Gebäude durch den oben gedachten Zwischenbau und schuf dadurch weitere Räumlichkeiten für die im Renthofe eingerichtete Ritterschule, welche in Erinnerung an die Karmeliter-Brüder halb lateinisch halb griechisch genannt wurde: Collegium Adelphicum oder vollständig: Collegium Adelphicum Mauritianum. Der Zweck dieser Anstalt[41]) geht aus den Eingangs-Worten des landesherrlichen Ausschreibens vom 12. Januar 1618 hervor, worin es u. A. heißt:

„wie es mit unser, zur Beförderung der studirenden rittermäßigen Jugend in Künsten und Sprachen, sodann zu Anführung in allen ritterlichen Tugenden und Uebungen in unser Hauptstadt und Festung Kassel angeordneten neuen illustri collegio gehalten werden solle." [42])

Demgemäß wurden die Schüler in der christlichen Religion, in den verschiedenartigsten Sprachen und Wissenschaften, sowie in Leibesübungen ausgebildet. Für den Unterhalt der jungen Leute, welche hier aus fürstlichem, gräflichem und rittermäßigem Stande zusammen kamen, waren dreierlei Tische zur Auswahl gestellt. Alle sonstigen Kosten für Wohnung, Licht, Feuerung, sowie das Honorar für den Unterricht u. s. w. waren billig angesetzt. Auch wurden aus der landgräflichen Chatulle beträchtliche Zuschüsse geleistet. Landgraf Moritz gab solche gern hin, da er sich nach seiner geistigen Veranlagung in einer derartigen Anstalt wohl fühlte und dort seine Reden und Disputationen hielt. Aus seiner Regierungszeit wohl rührt auch der auf dem Hofe des früheren Klostergebäudes befindlich gewesene steinerne Brunnen im Renaissance-Styl mit schönen Verzierungen und einer lebensgroßen Figur des den Bogen spannenden Apollo, des Gottes der Musen, gleichsam als Sinnbild der

---

37) Näher beschrieben von Dr. Duncker in der Schrift: „Landgraf Wilhelm IV. von Hessen und die Begründung der Bibliothek zu Kassel im Jahre 1580." (Kassel 1881).

38) Vgl. Schminke a. O. S. 220. — Jetzt sind die Wände tapezirt und die angegebenen Worte nicht mehr sichtbar.

39) Histor. topograph. Beschreibung Kassels von 1805. S. 136.

40) Jetzt befindet sich daselbst das Militär-Kasino.

41) Ausführlich behandelt in den Schriften von Dr. Weber: Geschichte der städtischen Gelehrtenschule zu Kassel (1846) und Dr. Hartwig: Die Hofschule zu Kassel (1864).

42) L. O. I S. 601 fg.

damals im Renthofe herrschenden Künste und Wissenschaften.[43])

Mit dem Rücktritte des Landgrafen Moritz von der Regierung (1627) und durch die Ungunst der Verhältnisse, als der dreißigjährige Krieg auch über das Hessenland seine Schrecken ausgebreitet hatte, ging die Ritterschule ihrem Verfalle entgegen. Zwar wurde sie nicht geradezu aufgehoben, aber ihre Mitgliederzahl und ihre Bedeutung überhaupt schwand zusammen, obwohl ihr noch gerade in dieser Zeit ein belebendes Element zugetreten war. Als nämlich im Jahre 1623 die Linie Hessen-Kassel durch ein Reichshofraths-Urtheil der im Jahre 1604 erworbenen Marburgischen Erbschaft wieder entsetzt und diese der Linie Hessen-Darmstadt zuerkannt worden war, hatte sich Moritz genöthigt gesehen, die Marburger Professoren nach Kassel zu berufen. Diese wirkten nun in den Räumen des Adelphicum und mußten daselbst verbleiben, weil nach Moritzens Abdankung sein Sohn und Nachfolger Wilhelm V. in einem mit Darmstadt abgeschlossenen Vergleiche an letzteres Oberhessen mit der Hauptstadt Marburg förmlich abtrat. Um jedoch das Land für diesen Verlust zu entschädigen, stiftete er aus den vorhandenen Elementen des Adelphicum eine Hochschule (im Juli 1629) und erhob diese zur Universität (16. Febr. 1634). Aber obwohl er derselben trotz der Kriegsstürme seine landesherrliche Fürsorge zuwandte und obwohl nach seinem Tode (1637) seine Wittwe, die Landgräfin Amalie Elisabeth, während ihrer Regentschaft gleiches Wohlwollen erzeigte, auch der Universität mannichfache Zuwendungen von edelgesinnten Privaten zu Theil wurden, vermochte sie doch nicht in der Hauptstadt sich zu der Höhe emporzuschwingen, auf welcher die Alma Philippina in der Bergstadt Marburg gestanden, und Wilhelm VI. hielt es nach Wieder-Erlangung Marburgs im Westphälischen Frieden (1648) bald für angemessen, dorthin die Universität zurückzuverlegen (1653).

Damit hatte der frische fröhliche Ton, der so lange in des Renthofs Hallen geherrscht, ausgeklungen, und es wurden dort von nun an bloß ernste Staats-Sachen verhandelt. Nach Aufhebung der Kasseler Universität befanden sich im ehemaligen Klostergebäude die Geheime- und Kriegs-Kanzlei, sowie die Land-Kanzlei, die zur Ausführung der Beschlüsse des geheimen Raths, welcher, wie bereits erwähnt, nach seiner Trennung von der Regierung im fürstlichen Schlosse tagte, eingesetzten Behörden, die erstere zum Vollzuge der Staats- und Kriegs-Sachen, die letztere zum Vollzuge der Landes-Sachen — das Wort Kanzlei bezeichnet da schon etwas Geringeres als früher —; ferner das General-Kriegs-Kommissariat und das Kriegs-Pfennigamt, welche beiden Behörden alle in die Oekonomie und Verpflegung der Truppen einschlägigen Angelegenheiten zu besorgen hatten, u. A. die Verwaltung des seit 1746 auf Grund der von Friedrich I. erlassenen Stockhaus-Ordnnng unter dem Stadt-Kommandanten stehenden Stockhauses (damals dicht am Festungs-Walle nach der unteren Karls-Straße hin gelegen).[44])

Im Kanzlei-Gebäude befanden sich neben der Kanzlei weiter nachfolgende aus ihr hervorgegangene Behörden:

1. Das Konsistorium. Dasselbe wurde vom Landgrafen Moritz mit der Bezeichnung: „Unser geistlich Consistorium und Kirchen-Rath“ (im lateinischen Texte: Senatus ecclesiasticus) errichtet durch die Konsistorial-Ordnung vom 10. Oktober 1610[45]) und zwar, um leichter von den dortigen Fakultäten Gutachten einholen zu können, zu Marburg, von dort aber bei den damaligen Gebiets-Veränderungen nach Kassel verlegt (1624), worauf später wieder ein besonderes Konsistorium zu Marburg eingesetzt wurde. Das Konsistorium bestand in seiner ursprünglichen, im Wesentlichen auch in der Konsistorial-Ordnung von 1657[46]) beibehaltenen Zusammensetzung aus vier Mitgliedern, davon zwei geistliche und zwei weltliche, von denen abwechselnd eines den Vorsitz führte, sowie einen rechtsgelehrten Syndikus, Sekretar u. s. w. und sollte Freitags seine Sitzung halten: „in unser Kantzley an dem ihnen hierzu deputirten Ort“. Auch hatten einige Räthe der Kanzlei der Sitzung regelmäßig beizuwohnen. Aus diesem Nebeneinandertagen entstand allmählich eine Verbindung beider Behörden. Nachdem wieder eine Trennung eingetreten, wurde nach dem Tode des damaligen Konsistorial-Präsidenten Dr. juris et theologiae Justus Jungmann durch Regierungs-Akt vom 13. März 1668[47]) vom Landesherrn angeordnet, daß die Konsistorial-Räthe ihre Sitzungen Freitags „in der gewöhnlichen Regierungs-Audientz-Stube halten sollten, neben der zu Fürstlichen Regierung verordneten Präsidenten, Kantzlarn, Vice-Kantzlarn und Räthen.“ Seitdem waren sämmtliche Mitglieder der Regierung zugleich Mitglieder des Konsistoriums, außerdem sollten aber in demselben noch einige geistliche Konsistorial-Räthe und ein Syndikus sitzen.

[43]) Im Jahre 1884 vom Bildhauer Brandt zu Kassel wieder in Stand gesetzt und nach der Straße hin angebracht.

[44]) Schminke S. 220.
[45]) L. O. I S. 502.
[46]) L. O. II S. 447.
[47]) L. O. II S. 640.

2. Der Lehenhof. Gemäß der Verordnung Philipps des Großmüthigen vom 6. Mai 1553 [48]) hatte die Regierung zu Kassel — nicht auch die zu Marburg und Rinteln — die Besorgung von Lehns-Sachen, Regelung aller Lehen und Ertheilung aller Lehnsbriefe im ganzen Hessenlande, jedoch waren für die dazu nöthigen Geschäfte noch ein Lehns-Sekretär und ein Lehns-Schreiber bestellt. Die Regierung zu Kassel war demnach als solche Lehenhof und sollte die Lehns-Sachen in pleno vornehmen, wie durch gnädigste Resolution des Landgrafen Karl vom 13. Februar 1726 [49]) eingeschärft wurde, aber es blieb doch in Uebung nur einzelnen Räthen die Lehns-Sachen besonders zu übertragen. Mit dem Hinzukommen der Gebiete von Hanau und Fulda fungirten auch die dortigen Regierungen als Lehenhöfe.

3. Das Ober-Appellations-Gericht. Schon Kaiser Maximilian II. hatte unterm 4. April 1575 den vier Gebrüdern: Wilhelm, Ludwig, Philipp und Georg, Landgrafen zu Hessen, die Freiheit ertheilt, daß aus den hessischen Landen keine Apellation von dem Reichskammergerichte angenommen werden solle, wenn nicht die Sache über 600 Goldgulden werth wäre. [50]) Die Entscheidung der danach in höchster Instanz in Hessen abzuurtheilenden Sachen lag dem Ober-Appellation- oder Revision-Gericht ob, welches aus der Kanzlei gebildet und „des jhars zu dreyen gewissen zeitten" im Kanzleigebäude gehalten wurde. Nach der Kanzlei-Ordnung Wilhelm's IV. von 1581 (§ 24) sollte dasselbe in jeder Woche Freitags gehalten und dazu zwei der Räthe von der Kanzlei durch den Statthalter oder Kanzler abgeordnet werden. [51]) Vom Kaiser Ferdinand III. wurde die Appellations-Summe für die Hessen-Kassel'schen Lande auf 1000 Goldgulden erhöht. Zugleich wurde die bisherige Einrichtung von dem Landgrafen Wilhelm VI. abgeändert. Derselbe sagt darüber in einem Erlasse vom 3. April 1656, [52]) daß er bei Antretung seiner Regierung (1650) „ein eygen absonderlich Ober-Appellation-Gericht ahngerichtet, nachher aber nach weislicher Ueberlegung wieder aufgehoben habe," weil nämlich die bestellten Räthe auch zu anderen Staatsgeschäften hätten herangezogen werden müssen und dadurch überlastet worden wären, und bestimmte, daß die Appellationen gegen die Regierungen zu Marburg und Rinteln von der Regierung zu Kassel, die gegen letztere dagegen „durch absonderlich hierzu Deputirte Räthe und Commissarien" entschieden werden sollten.

Kaiser Karl VII. verlieh am 7. Dezember 1742 dem Hause Hessen-Kassel ein unbeschränktes privilegium de non appellando und hob damit die Appellation an die Reichsgerichte völlig auf. In Folge dessen wurde vom Landgrafen Friedrich I. (zugleich König von Schweden) durch Edikt vom 26. November 1743 wieder ein besonderes Ober-Appellations-Gericht als höchste Justizbehörde für das ganze Land eingeführt, das seine Thätigkeit im Jahre 1746 eröffnete, von welchem Jahre (15. Februar) auch die Ober-Appellations-Gerichtsordnung datirt. [53])

Endlich befand sich in dem Kanzlei-Gebäude, bezw. daneben:

4. eine sehr umfangreiche Ober-Behörde, verschiedenfach titulirt: zuerst Fürstliche Rentkammer nach der Rentkammer-Ordnung vom 1. März 1568, dann Kriegs- und Domänenkammer nach allerhöchster Anordnung bezw. Regierungs-Ausschreiben vom 8. April 1760 und später Ober-Rentkammer nach Resolution bezw. Regulativ vom 5. Februar 1789. [54]) Dieselbe besorgte, wie es in der topographischen Beschreibung Kassels von 1805 (S. 342) kurz zusammengefaßt heißt: „Alles was die Einkünfte des Landes und die herrschaftlichen Ausgaben betrifft, darunter alle berechnete Beamte, die herrschaftlichen Pachtungen, die Dienst-, Teich-, Fisch-, Hut- und Zehend-Sachen." Die Zusammensetzung der genannten Behörde geht aus den zuerst angeführten Verordnungen nicht hervor, nach dem Regulativ von 1789 bestand sie aus dem Präsidenten, sechs Räthen mit dem Titel: Ober-Kammerräthe bezw. Geheime Kammerräthe, und zwei Assessoren als eigentlichen Stock, womit dann verbunden waren ein Forst- und Jagd-, ein Berg- und ein Bau-Departement mit je einem Rath bezw. Direktor, sowie die Domänenkasse nebst einer Mehrzahl von Subaltern- und Unterbeamten, und zählte im Ganzen 39 Personen. Daneben bestanden und hielten ebenfalls in dem nach obiger Behörde benannten Renthofe ihre Sitzungen das ursprünglich selbständige, später mit der Domänenkammer verbundene Ober-Jagd-Forstamt und zwei in ihrer Selbständigkeit verbliebene Behörden, das Bergraths- und das Steuer-Kollegium. Das Ober-Jagd-Forstamt befand sich im ehemaligen Kloster-Gebäude, das Bergraths-Kollegium im

---

48) L. O. I S. 448.
49) L. O. III S. 989.
50) L. O. II S. 301.
51) L. O. I S. 447.
52) L. O. II S. 310; vgl. Kopp, Handbuch Th. VII S. 129 u. Gerichts-Verf. Th. 1 S. 294.

53) L. O. IV S. 852 fg., 922 fg.
54) L. O. I S. 338 fg., VI S. 9, VII S. 322.

Zwischenbau und das Steuer-Kollegium im Kanzlei-Gebäude.

Die im Vorstehenden beschriebenen Behörden[55]) verblieben im Wesentlichen in dieser Gestalt und im Renthofe bis zum Organisations-Edikte vom 29. Juni 1821 unter dem Kurfürsten Wilhelm II.[56]) Durch dasselbe wurde hauptsächlich eine Trennung der Rechtspflege und der Verwaltung eingeführt, und schieden solcher Gestalt aus den Regierungen, welcher Namen für diese als Verwaltungs-Behörden verblieb, die Obergerichte als Justiz-Behörden, während der Geheime Rath abgesehen von einigem dem Geheimen Kabinet des Landesherrn belassenen Geschäften, durch die Ministerien ersetzt wurde, sowie die Ober-Rentkammer durch das General-Kriegs-Departement, die Finanzkammer, das Ober-Steuer-Kollegium u. s. w. Mit Aufhebung der Lehns-Verfassung wurde für die noch zu bearbeitenden Lehnssachen ein einziger Lehnhof zu Kassel eingerichtet durch Verordnung vom 22. Dezember 1848, § 5[57]).

Außerhalb des Rahmens dieser Darstellung muß es liegen, die Thätigkeit der neuen Behörden auch annähernd zu schildern, und gleicher Weise muß hier die ruhmreiche Geschichte des Ober-Appellations-Gerichts zu Kassel, welches nicht nur höchste Gerichtsbehörde des Landes, sondern auch Gerichtshof für die Entscheidungen auf Minister-Anklagen wegen Verfassungs-Verletzung war, übergangen werden. Ein Theil der aufgeführten Behörden verblieb im Renthofe und hat sich daselbst bis zur Einverleibung des Kurfürstenthums Hessen in die preußische Monarchie befunden. In Folge der nunmehrigen Veränderungen und insbesondere der Vergrößerung einiger Behörden wie der Regierung, welche jetzt für den ganzen Regierungs-Bezirk Kassel bestimmt die in den ehemaligen Provinzen bis dahin ihren Sitz gehabt habenden Regierungs-Behörden in sich aufgenommen hat, wurde diese in ein besonderes Gebäude verlegt, das bisherige Staats-Ministerium. Bald tauchte aber die bereits zu hessischen Zeiten entstandene und dann fallen gelassene Idee wieder auf, die Behörden der Justiz und der Verwaltung in einem Gebäude zu vereinigen. Nach Ausführung dieses großartigen Plans an Stelle der ehemaligen Kattenburg ist der Renthof von allen Behörden, welche Jahrhunderte daselbst gewirkt, aufgegeben worden. Nur verblieben ist darin das Konsistorium, wobei zu bemerken ist, daß nach Allerhöchstem Erlaß vom 13. Juni 1868 eine Vereinigung der drei evangelischen Konsistorien in Kassel, Marburg und Hanau zu einem gemeinschaftlichen Konsistorium in Marburg, und sodann nach Allerhöchstem Erlaß vom 24. April 1873 dessen Verlegung nach Kassel erfolgte.[58])

Außerdem kamen aber in den Renthof die Steuerkassen zum größeren Theile, ferner die Katasterämter, diese in das ehemalige Kloster-Gebäude, und endlich sind in Letzterem der Polizei Räumlichkeiten überwiesen zur Unterbringung der von ihr festgenommenen und verhafteten Personen, zu welchem Zwecke die Fenster zum unteren Theile zugemauert und darüber mit Eisenstäben versehen sind. —

Mit Ehrfurcht blicken wir auf den großen und umfangreichen Bau, welcher so lange Zeit der Mittelpunkt war, von dem aus für unser engeres Vaterland die ganze Staats-Maschine in weltlichen und geistlichen Dingen in Bewegung gesetzt und betrieben wurde, und getrösten uns der zuversichtlichen Hoffnung, daß die demselben Seitens der Königlichen Regierung zugewandte Fürsorge in Erhaltung geschichtlicher Denkmale, wie des bereits oben gedachten Brunnens und sodann der Inschriften im ehemaligen Regierungs-Zimmer,[59]) fortdauern, umsomehr als der Renthof durch den Verbleib des Konsistoriums und das Hinzukommen einiger anderer Behörden auch heute noch eine nicht zu unterschätzende Stellung einnimmt.

---

55) S. namentlich Winkelmann a. O. Th. I S. 281; „Zwischen besagtem Gebäu (dem fürstlichen Marstall) ist recht gegen dem Schloß über ein schöner weiter Platz mit einer steinernen Spaziergangs-Lauben, woselbst vor diesem eine schöne Kirche, die Altstätter Kirche genannt, gestanden. Nicht weit hiervon auch gegen dem Schloß über an der Brüder-Kirchen liegt das Collegium Adelphicum, so vormals ein Kloster von L. Henrichen dem Ersten im Jahr 1272 gestiftet, hernach von Herrn L. Moritzen zu einer Fürsten-Schul oder Collegio illustri verordnet, darinnen aber nunmehr die Geheimden- und Land-Canzleyen, wie auch die Steuer-Forst-Presbyterial-Landgerichts- und Berg-Stuben sich befinden, davon in III u. V Theilen mit mehreren gehandelt wird; daran das von Herrn Landgraf Wilhelmen erbauete und im Jahr 1580 den 20. November mit großen Solennien eingeweyhete Fürstliche Regierungs-Canzley, Consistorial- und Renthcammer-Gebäu, darunter das Fürstliche Münz-Laboratorium, neben der Renthcammer aber oben die Medicinal-Stube, auch dahinter ein lustiges Gärtlein an der Fulda ist, welches alles ganz steinerne hohe und solche Gebäue sind, daß ein Fürst mit Reputation darinnen wohnen könnte."

56) Sammlung von Gesetzen u. s. w. für Kurhessen, Bd. III J. 1821, S. 29 fg.

57) Ebendas. Bd. XI, J. 1848, S. 278.

58) Preuß. Ges.-Sammlung v. 1868 S. 583 u. v. 1873 S. 184.

59) Mittheilungen des Vereins f. Hess. Geschichte u. Landeskunde J. 1880, H. III S. 30.

# Aus dem alten Kassel.

## III. Das Kleingewerbe vor 60 Jahren im Vergleiche zur Jetztzeit.

Von W. Rogge=Ludwig.

Aus der Zeit vor dem Jahre 1834, in welchem zuerst das seitdem alljährlich herausgegebene Preimesche Adreßbuch erschien, besitzen wir nur zwei solcher Verzeichnisse der Einwohner Kassels mit Angabe ihres Standes und Berufes. Das erste erschien 1819, das zweite 1828 als Anhang zu dem von Geeh herausgegebenen und jetzt selten gewordenem Buche „Kassel und Wilhelmshöhe, enthaltend nützliche Nachweisungen für Einheimische und Fremde". Dies letztere Verzeichniß ist dadurch von besonderem Interesse, daß es die derzeit in der Stadt betriebenen Gewerbe und dabei die Zahl der sie Betreibenden angiebt und dadurch Gelegenheit gewährt, diese Angaben mit denen gleicher Art in dem Preimeschen Adreßbuch von diesem Jahre zu vergleichen, mit einer Zeit, in welcher die Einwohnerzahl der Stadt von 25 763 auf nahezu 70 000 gestiegen ist.

Dieser Vergleich läßt die überaus große Veränderung erkennen, welche seit 60 Jahren in der Stadt in den Betrieb des Kleingewerbes in Folge der stets wachsenden Macht des Kapitals, durch die Großindustrie und den fabrikmäßigen Betrieb, namentlich mit Hülfe der Dampfmaschine, eingetreten ist und es so schwer geschädigt hat.

Während die Dampfmaschine einzelnen Kleingewerben, z. B. der Textilindustrie den fast völligen Untergang gebracht hat, ist sie auf andere der Natur der Sache nach bei ihrer Unanwendbarkeit ohne Einfluß gewesen. Bei einigen dieser Gewerbe ist auch der fabrikmäßige Betrieb zum großen Theil ausgeschlossen und mehr oder weniger die Arbeitsweise dieselbe geblieben, wie sie von jeher war. Diese Gewerbe, deren Anzahl aber nur eine geringe ist, sind es denn auch allein, bei welchen eine mit dem Wachsthum der Stadt im Verhältniß stehende Zunahme der sie Betreibenden stattgefunden hat.

So ist gestiegen die Zahl der Tapezierer von 19 auf 95, der Weißbinder von 18 auf 42, der Metzger von 56 auf 118, der Schlosser von 28 auf 62, der Blechschmiede von 19 auf 47, der Buchbinder von 14 auf 46, der Kürschner von 4 auf 12, der Barbiere, die jetzt auch Friseure sind, von 15 auf 40, der Friseure, die jetzt auch barbieren, von 21 auf 45, der Feilenhauer von 1 auf 7, der Töpfer und Ofensetzer von 14 auf 30, der Graveure von 3 auf 8, der Bandagisten von 2 auf 8, der Uhrmacher von 16 auf 31, der Gelbgießer von 2 auf 7, der Wagner von 8 auf 13, der Glaser von 12 auf 18 und daneben die der Glashandlungen von 1 auf 27. Von allen Industriezweigen haben die Kunst= und Handelsgärtner den größten Zuwachs aufzuweisen. Im Jahre 1828 gab es deren 2 (Schelhas und und Gollnhofer), jetzt 27.

Weit größer ist aber die Zahl der Gewerbe, welche trotz Freizügigkeit und Gewerbefreiheit durch die oben angegebenen Umstände, Kapital und Fabrik=Industrie beeinträchtigt sind und bei denen die Zahl der sie Betreibenden sich im Verhältniß zur Zunahme der Stadt nicht nur nicht vermehrt hat, sondern noch unter die des Jahres 1828 herabgesunken ist. Die Zahl der Küfer ist mit Errichtung der Faßfabrik seit dem Jahre 1828 von von 35 auf 10 herabgegangen, der Seiler von 12 auf 2 mit 4 Bindfadenfabriken und 2 Seilhandlungen, der Riemer von 12 auf 5, der Drechsler von 29 auf 13 mit 5 Pfeifenfabriken, der Kupferschmiede von 7 auf 6, der Posamentierer von 11 auf 4, der Gürtler von 5 auf 3, der Nadlermeister von 9 auf 5, der Zinngießer von 3 auf 2, der Lohgerber von 5 auf 4, dagegen gestiegen die Lederhandlungen von 7 auf 25. Gleich geblieben ist die Zahl der Gold= und Silberarbeiter (17) und der Sattler (22). Bei einzelnen Gewerben ist der Fabrikbetrieb jetzt mehr oder weniger ausschließlich eingetreten. So haben wir für 16 Seifensieder jetzt 8 Seifen= und Lichterfabriken, für 11 Hutmacher 19 Hutfabriken und Huthandlungen, für 2 Schirmmacher 10 Schirmfabrikanten, für 4 Essigbrauer 9 Essigfabriken, für 4 Bürstenmacher 16 Bürstenfabrikanten. Die Handschuhfabriken sind von 8 auf 17 gestiegen.

Ein Rückgang hat ferner bei dem Bäckergewerbe stattgefunden, indem die Zahl der Meister von 100 auf 78 herabgegangen, wobei die eine in der Stadt errichtete Brotfabrik wohl ohne erheblichen Einfluß geblieben ist. Eine Anzahl der größeren Bäckereien treibt dagegen jetzt auch das Konditoreigeschäft, so daß die Zahl dieser Geschäfte von 7 auf 21 gestiegen ist.

Eine große Aenderung ist durch die Macht des Kapitals und die Anwendung der Dampfmaschine in dem Betrieb der Bierbrauereien eingetreten und dadurch dem kleineren Betrieb, namentlich durch die Kapitalassoziation in den Aktienbrauereien hier ebenso, wie in allen größeren Städten, ein Ende gemacht worden. Die Zahl der Brauereien (13) ist trotz dem so gewaltig gestiegenem Konsum dieselbe geblieben, wobei auch zu beachten ist, daß im Jahre 1828 noch kein Bier von auswärts bezogen wurde, während jetzt 35 sogenannte Exportbiergeschäfte vorhanden sind

und in einer Anzahl größerer Restaurationen nur auswärtige Biere verschenkt werden.

Es giebt aber auch eine Anzahl Gewerbe, denen jetzt Maschinen zu gute kommen, ohne daß das Kapital dabei wesentlich entscheidend wäre. So wird z. B. den Schneidern die Arbeit durch die Nähmaschine, den Metzgern durch die Hack- und Füllmaschinen erleichtert.

Seit dem Jahre 1828 ist die Zahl der Häuser in Kassel von etwa 1600 auf nahezu 3000 gestiegen und sind mithin fast ebensoviel Häuser neu gebaut worden, als damals vorhanden waren. Damit steht aber die Zunahme der Zahl der das Baugewerbe Betreibenden in durchaus keinem Verhältniß, indem die Zahl der Dachdecker sich mit 10 sogar gleich geblieben, die Zahl der 8 Zimmermeister sich nur um 4 vermehrt und nur die der Mauermeister von 11 auf 31 gestiegen ist. Dabei ist die Maschine ohne Einfluß gewesen, da bei dem Baugewerbe die Art der Arbeit sich im Wesentlichen gleich geblieben ist, wohl aber das zu größeren Bauunternehmungen erforderliche Kapital.

Am schwersten hat von allen Gewerben durch Kapital und Großindustrie das der Schuhmacher, Schneider und Schreiner gelitten, von denen ein großer Theil in Gefahr steht, immer mehr in die Hörigkeit des Kapitals zu gerathen. Was zunächst die Schuhmacher betrifft, so kamen nach einer Zusammenstellung Landaus in Kassel im Jahre 1605 einer auf 100, im Jahre 1705 einer auf 108 und nach dem Adreßbuche von 1828 bei 300 Meistern und 80 Nichtmeistern einer auf 68 Einwohner, während gegenwärtig bei 153 Schuhmachern einer auf 457 Einwohner kommt, da sich deren Zahl um 227 verringert hat. Dagegen sind jetzt in Thätigkeit 8 Schuhfabriken, eine Aktiengesellschaft für Schuhwaaren-Fabrikation und 9 Schuhwaaren-Geschäfte und Handlungen.

Noch bedeutender ist die Abnahme bei dem Schneidergewerbe. Im Jahr 1605 kam ein Schneider auf 122, im Jahr 1730 einer auf 145 und im Jahre 1828 bei 200 zünftigen und 100 unzünftigen Schneidern einer auf 86 Einwohner. Jetzt kommt bei 98 Meistern einer auf etwa 700 Einwohner. Dafür giebt es jetzt eine Herrengarderobefabrik und 28 Herrengarderobemagazine.

In ähnlicher Weise verhält es sich mit den Schreinern, von denen im Jahr 1605 einer auf 243, im Jahr 1730 einer auf 300 und im Jahr 1828 bei 120 zünftigen und 36 unzünftigen Meistern einer auf 165 Einwohner kam, während jetzt bei 119 Schreinern einer auf 588 Einwohner kommt. Dagegen ist die Zahl der Möbelmagazine von 3 auf 22 gestiegen.

Ein Vergleich der beiden Adreßbücher giebt aber auch Kunde von dem seit 60 Jahren in vielen Verhältnissen eingetretenen Fortschritt, namentlich in dem, was zur Befriedigung der geistigen Bedürfnisse dient. So ist die Zahl der Buchdruckereien von 4 auf 21 und die der Buch- und Kunsthandlungen von 4 auf 16 gestiegen, womit die Zunahme der Buchbinder von 14 auf 46 in Zusammenhang steht. Papier- und Schreibmaterialiengeschäfte, deren jetzt 52 gezählt werden, werden im Jahr 1828 noch nicht besonders aufgeführt, da damals der deshalbige Bedarf fast ausschließlich von den Buchbindern bezogen wurde.

Neben den geistigen Bedürfnissen ist aber jetzt auch zur Befriedigung der materiellen in einem das Wachsthum der Stadt weit übersteigendem Verhältniß Gelegenheit geboten. Abgesehen von der unverhältnißmäßig gestiegenen Vermehrung der Wirthshäuser und kleineren Schenken ergibt sich dies aus der Aufzählung von 109 Bier- und Restaurationslokalen, von denen im Jahr 1828 noch kein ihrer gegenwärtigen Art auch nur einigermaßen entsprechendes vorhanden war. Erst am Ende der zwanziger Jahre trat mit Einführung des Felsenbiers und Anlage der Felsenkeller eine große Veränderung in den Bierverhältnissen der Stadt ein. Bis dahin beschränkte sich der Biergenuß anf die niederen Stände in den von den Bierbrauereibesitzern in ihren Häusern aufs einfachste eingerichteten Bierstuben.

Unbekannt waren auch noch die jetzt in der stattlichen Zahl von 43 aufgeführten Delikateßhandlungen.

Zum Schlusse möge noch zum Beweise, daß das Kapital und dessen Assoziation jetzt auch segensreich und in weit höherem Grade, als es früher der Fall war, wirkt, etwas über das Versicherungswesen mitgetheilt werden.

Im Jahre 1828 waren in Kassel zwei Feuerversicherungsanstalten, eine Lebens- und zugleich Feuerversicherungsanstalt, eine Lebens- und eine Hagelversicherungsanstalt, zusammen 5, durch Agenten vertreten, im Jahr 1890 46 Lebens-, Renten-, Unfall- und Militärversicherungsanstalten, 30 Feuer- und 12 Hagelversicherungsanstalten, zusammen 88.

## Eigen.

Wie die singende Nachtigall
Hat ihr eig'nes Gefieder,
So nur in eigenen Ton und Schall
Kleiden sich meine Lieder.

Darum vergleichet mein Gedicht
Nicht mit andern Poemen;
Denn was aus meiner Harfe spricht
Kehrt sich den Teufel um Schemen.

Eigen, wie meine Seele gestimmt,
Klingen die Saiten zusammen,
G'rad wie der Funke, der nicht verglimmt,
Zeugt seine eigenen Flammen.

Carl Preser.

---

## Arme Kinder!

O arme Kinder unsrer Zeit!
Sie kennen keine Jugend! Nein!
Man taucht sie tief, man taucht sie weit
In die Jahrhunderte hinein.

Sie liegen lachend nicht am Strand
Und schauen müßig in die Fluth.
Früh führt man sie in fernes Land —
Nicht Kraft — das Wissen ist ihr Gut!

Sie lernen Alles! Solon's Rath —
Und Platon's Weisheit, inhaltsschwer —
Ihr Geist thut todter Helden That,
Sich selber finden sie nicht mehr.

T. Keiter.

---

# Aus alter und neuer Zeit.

## Skizzen aus der hessischen Kriegsgeschichte.

Von Freiherrn Maximilian von Ditfurth, weiland kurfürstlich hessischem Hauptmann.

XV. Ueberfall auf Germantown 1777. Als das englisch-hessische Korps unter General Howe, welches Ende September 1777 nach der bewirkten Einnahme von Philadelphia, bei Germantown ein Lager bezogen hatte, durch mehrere Detachirungen augenblicklich gerade sehr schwach war, benutzte General Washington diesen ihm zur Kenntniß gekommenen Umstand, um im Laufe des 4. Oktobers jene Stellung in den Rücken zu fassen.

Obschon nur fünf Stunden von jenem Lager entfernt, gelang es ihm dennoch, gänzlich unbemerkt im Thalgrunde des Skippach-Baches den größten Theil seiner Streitmacht zusammen zu ziehen und sodann mit Einbruch der Dunkelheit in vier Kolonnen dergestalt von da aufzubrechen, daß drei Kolonnen längs des linken Ufers des Schuylkills gerade gegen die Front der Stellung bei Germantown vorrückten, eine vierte Kolonne aber längs des rechten Ufers dieses Gewässers herab vorging, um zwischen Philadelphia und Germantown dasselbe zu passiren. Zwar trafen die täglich Morgens gegen 3 Uhr aus dem Lager regelmäßig zur Absuchung des vorliegenden Terrains entsendeten englischen und hessischen Kundschafts-Patrouillen demgemäß auch am Morgen des 5. Oktober auf die heranrückenden Kolonnen der Amerikaner, ehe solche noch die diesseitige Postenkette anzugreifen vermocht hatten. Da jedoch diese Patrouillen nicht weit genug über diese Postenkette vorzugehen pflegten, auch die Vorposten selber viel zu nahe am Gros standen und viel zu schwach waren, um einen irgend erheblichen Widerstand leisten zu können, so wurden sie in einem Augenblick überrannt und auf das Lager dergestalt zurückgeworfen, daß das Korps des Generals Howe völlig überrascht wurde. Obgleich nun zwar im Lager gleich auf den ersten Lärm Alarm geschlagen wurde, so vermochten die Truppen, bei der durch den herrschenden dichten Nebel noch vermehrten Finsterniß, aber doch nicht sich zeitig genug zu formiren. Sie geriethen vielmehr dermaßen in Verwirrung, daß General Howe bereits auf dem Punkte stand, Befehl zum Antritt des Rückzuges zu ertheilen, welcher unter diesen Umständen wahrscheinlich mit einer völligen Niederlage geendigt haben würde, als durch den Muth und die Entschlossenheit des Obersten Musgrave vom 40. englischen Regiment die Lage der Dinge doch noch eine andere Wendung nahm.

Derselbe war nämlich mit drei schwachen, zusammen wenig mehr als hundert Mann zählenden Kompagnieen seines Regiments, rückwärts von Tews Plantage, als Rückhalt des rechten Flügels der Vorposten aufgestellt und hatte ebenfalls kaum Zeit gefunden, in's Gewehr zu treten. Erkennend, daß eine Vertheidigung an Ort und Stelle nicht thunlich sei, daß jedoch, wenn er weichen würde, der Feind ihm alsdann auf dem Fuße folgen, und er kein Mittel finden würde, ihn noch weiter aufzuhalten, entschloß er sich, demselben lieber mit dem Bajonett entgegen zu gehen und sich in der vorwärts seines Postens gelegenen massiv erbauten Tews-Plantage festzusetzen und sich darin auf das Aeußerste zu vertheidigen. Diesen Entschluß eben so rasch zur Ausführung bringend als ihn erfassend, gelang es ihm auch wirklich, sich nach jenem an der Hauptstraße liegenden Gebäude Bahn zu brechen, solches zu besetzen und alle Eingänge, so gut es sich in der Eile bewerkstelligen ließ, mit dem darin befindlichen Hausgeräthe zu verbarrikadiren und daraus ein so fabelhaftes Feuer auf die inzwischen herangekommene Hauptkolonne der Amerikaner zu richten, daß solche zu stutzen begann und Washington sich verleiten ließ, hier Halt zu machen, Geschütz vorzubringen und einen förmlichen Angriff auf jenes Gebäude einzuleiten.

Da hierdurch allmählich aber auch das rasche Vorrücken der übrigen Kolonnen der Amerikaner etwas ermäßigt wurde, gelang es auch dem hessischen Leib-Regiment (nachh. 2 Batl. 1. Inftr.-Rgts.), welches den äußersten linken Flügel der Stellung einnahm, ebenwohl eine feste Stellung einzunehmen, so daß

endlich sich auch noch das Hauptkorps formiren konnte. Hierauf gingen General Grey und Oberst Agnero der englischen Garde mit der Reserve rechts und links um Germantown sich herumziehend, ihrerseits zum Angriffe vor, faßten den Feind in die linke Flanke und zwangen ihn dadurch um so mehr mit großem Verlust sich eiligst wieder zurückzuziehen, da mittlerweile durch die fortgesetzte hartnäckige Vertheidigung des Obersten Musgrave in Tews-Plantage verschiedene Abtheilungen der amerikanischen Milizen in der Dunkelheit aus Mißverständniß sich unter einander selber zu beschießen angefangen hatten, wodurch eine große Verwirrung unter denselben eingerissen war. Indessen hatte das englisch-hessische Korps in Folge jenes überraschenden Angriffes einen Verlust von mehr als 300 Getödteten und Verwundeten erlitten, und zwar an Getödteten die Brigadiers Lord Agnero und Oberst Bird, an Verwundeten den hessischen General von Stirn und Oberst von Wurmb, ein Verlust, der sehr leicht hätte vermieden werden können, wenn General Howe nicht aus allzu großer Geringschätzung des Feindes alle ihm zeitig von dessen beabsichtigten Angriffe von verschiedenen Seiten her zugegangenen Nachrichten verächtlich gänzlich unberücksichtigt gelassen hätte.

XVI. *Auf Vorposten bei Piskataway* 1777. Während der Winterpostirung des Korps des Generals Cornwallis in der Gegend von Neu-Braunschweig im Winter 1777/78 hatten die Amerikaner schon an zwei Morgen hintereinander, die bei Piskataway und Powentowe postirten hessischen Jäger-Pikets alarmirt, weshalb man sehr auf seiner Hut war. Dessen ungeachtet trug sich am Morgen des dritten Tages doch folgender Vorfall zu. Obgleich die vor Tagesanbruch über die Postenkette hinaus vorgesendeten Kundschaftspatrouillen die Gegend auf das sorgfältigste abgesucht hatten, war es einer amerikanischen Abtheilung gelungen, unentdeckt zu bleiben, und als jene Patrouillen Kehrt machten, denselben unter Begünstigung eines allmählich immer dichter werdenden Nebels, ebenso unbemerkt von Weitem nachzufolgen. Obgleich daher jene rückkehrenden Patrouillen meldeten, daß Nichts vom Feinde wahrzunehmen gewesen sei, veranlaßte der immer noch mehr zunehmende Nebel den Hauptmann Ewald doch, nochmals mehrere kleinere Patrouillen über die Postenlinie hinaus vorgehen zu lassen, während dessen die Feldwachten und Pikets unter dem Gewehr stehen blieben.

So geschah es denn, daß diese Patrouillen bereits schon wenige hundert Schritte jenseits der Postenkette auf den herannahenden Feind stießen, welcher durch diese ihm unerwartete Bewegung nun, statt zu überraschen, seinerseits überrascht wurde, in Verwirrung gerieth, in dem dichten Nebel sich verirrte und einer auf den ersten Lärm unter dem Hauptmann v. Wreden zur weiteren Kundschaftung vorgeschickten Jägerabtheilung gerade in die Hände lief und übel zugerichtet in völlige Flucht geschlagen wurde.

---

Giovanni Francesco Guernieri, der geniale römische Architekt, welcher von dem Landgrafen Karl auf dessen italienischer Reise (vom Dezember 1699 bis März 1700) für die Weiterführung der 1696 begonnenen, aber bis dahin nur wenig geförderten Wasserwerke und Bauten auf dem Karlsberge bei Kassel gewonnen war und diese bis zum Jahre 1714 (freilich mit Ausschluß der erst 1717 aufgesetzten Herkulesstatue) vollendete, erhielt, wie in dem Werke „Das Kurfürstenthum Hessen in malerischen Original-Ansichten", Darmstadt 1850 Seite 68 mitgetheilt wird, für die Leitung des Baues (seit dem Jahre 1701) jährlich 1006 2/3 Thaler. Dies steht aber im Widerspruch mit einer dem „Italianischen Architecto Guerniero" ausgestellten und von dem Landgrafen Karl eigenhändig unterzeichneten Original-Urkunde, welche ich vor einiger Zeit in Privatbesitz auffand und welche folgendermaßen lautet:

„Nachdem Wir dem Italianischen Architecto Guerniero vermöge des mit demselben de novo gemachten accords die fortführung des angefangenen Bauwesens auffm Winterkasten betreffend, vor seine mühe und übernommene entreprise dieser arbeit jährlich drei Tausend Rthlr vom 1[ten] Octobris nächstvorigen Jahres angerechnet, dergestalt gndist verordnet daß Ihme die vorhero Jährlich aus Unserer Cammerschreiberey zu seinem gehalt vermachte und gezahlte Zwey Hundert stück Ducaten in Specie, oder Fünffhundert dreyßig drey 1/3 Rthlr ferner gereichet, die zu completirung obiger 3000 Rth annoch ermanglende Summa aber aus Unsern Cabinets intraden mit Zweytausend Vier Hundert Sechszig Sechs Rthlr bezahlet werden sollen;

Alß hatt sich Unser Cabinets Secretarius Lindern darnach zu achten und demselben obige Summa aus denen dazu destinirten geldern von gemeltem dato angerechnet jährlich bis uff Unsere anderwärtts gndiste verordnung gegen deßen quitung zu bezahlen und vermittelst derselben gehörigen orths in ausgabe zu berechnen; Casfell den 17[ten] Juny 1705.

Carl mpr.

Befehl wegen des dem Italianischen Architecto Guerniero Jährlich verordneten tractaments".

Aus dieser Urkunde geht mit zweifelloser Gewißheit hervor einmal, daß dem Architekten Guernieri vom 1. Oktober 1704 an gerechnet, bis auf Weiteres ein jährlicher Gehalt von 3000 Reichsthalern ausgezahlt werden sollte und selbstverständlich auch ausgezahlt wurde, zweitens, daß er bis zu diesem Zeitpunkte nur 200 Speziesdukaten oder 533 1/3 Rthlr. jährlich erhielt. Hierin liegt der sonderbare Widerspruch mit

jener Angabe, wonach Guernieri (seit 1701) zu seinem jährlichen Unterhalt $1006^2/_3$ Thaler bekam. Aus den Eingangsworten der Urkunde muß man schließen, daß Landgraf Karl mit seinem Baumeister (und zwar höchstwahrscheinlich, als er ihn im Herbst 1701 mit seinen eingehend besprochenen Ideen bekannt gemacht und speziell mit der Ausführung seiner auf der italienischen Reise gefaßten Pläne beauftragt hatte*) eine jährliche Gehaltszahlung von $533^1/_3$ Reichsthalern verakkordirt hatte, daß dieser (demnach dreijährige) Akkord am 1. Oktober des Jahres 1704 abgelaufen war und der freigebige Landgraf, um seinen Baumeister für die gewaltigen Fortschritte, welche die Anlagen inzwischen genommen hatten**), gebührend zu belohnen, mit demselben nun einen weiteren Akkord abschloß, welcher Guernieri „bis uff anderwärtts gndiste verordnung" einen Jahresgehalt von 3000 Rthlr. zusicherte, d. h. den bisherigen Gehalt auf das $5^3/_5$ fache etwa erhöhte. Dies könnte immerhin etwas auffallend erscheinen, aber wir haben es hier mit einer durchaus glaubwürdigen Urkunde zu thun, deren Angaben wir als richtig annehmen müssen, und außerdem weiß man, daß Landgraf Karl durchaus keine Ausgaben scheute, wenn es sich um die Förderung seines Lieblingsprojektes handelte. — Dieser zweite Akkord scheint ebenfalls gerade drei Jahre in Kraft geblieben zu sein, denn wie Piderit (in seiner Geschichte der Haupt- und Residenzstadt Kassel, 2. Auflage, Kassel 1882 S. 241) erzählt, soll Guernieri seit 1708 von dem Landgrafen Karl einen jährlichen Gehalt von 1500 Thalern und 30 Klaftern Holz nebst Miethentschädigung erhalten haben, eine Angabe, der sich auch H. Brand (Frau Wigand, geborene Hillebrand) S. 138 ihrer Geschichte der Regenten von Hessen-Kassel anschließt, während v. Rommel (Gesch. v. Hessen. Bd. X S. 157) angiebt, daß Guernieri (von welchem Zeitpunkte an, ist nicht ersichtlich) einen Jahresgehalt von 1500 Thalern bei freier Kost und Hausmiethe gehabt habe. — Es dürfte interessant sein zu erfahren, welche Quelle der Angabe in dem Werke „Das Kurfürstenthum Hessen in malerischen Original-Ansichten" (von Landau?) zu Grunde liegt. Vielleicht ist einer der Leser im Stande, einen vollgültigen Beweis für die Richtigkeit der einen oder der anderen Ansicht beizubringen, den Schreiber dieses vergeblich gesucht. **F. G.**

*) Letztere Umstände berichtet Landau in den „Malerischen Ansichten von Hessen", Kassel 1842 S. 148.

**) Aus Guernieris im Kupferstich erschienenen Zeichnungen für und über die Bauten auf dem Karlsberge — (Romae MDCCV Typis Zenobii Typographi & Scalptoris ante Seminarium Romanum Superiorum in Stichen von Johannes Hieronymus Frezza, Alexander Speculi und Johannes Franciscus Venturini) — erfahren wir mit bestimmten Worten, daß bei Herausgabe dieser Zeichnungen im Jahre 1705 schon ein großer Theil der Bauten ausgeführt war, namentlich wird das Octangulare (Ottangulo, Octogone oder Achteckgebäude) — natürlich ohne die Pyramide und Herkulesstatue — schon nach Grund- und Aufriß und seinen äußeren Grotten und Nischen, als „aus lauter Duckſteinen ausgehauen" genannt.

---

Das Lustlager bei Bergen. Am 11. Oktober waren es hundert Jahre, daß Landgraf Wilhelm IX. in dem auf der Höhe von Bergen zum Schutze der Kaiserkrönung aufgeschlagenen Feldlager, den Kaiser Leopold II. mit einem zahlreichen Gefolge von hohen Herrschaften bewirthete. Diese Festlichkeit berichtet ein etwa 100 Schritte vor der 1557 erbauten „Berger Warte" stehende Säule aus Sandstein, welche Einsender dieses kürzlich auf einem Spaziergang zufällig besuchte und welche nachfolgende Inschrift trägt:

In castris ad securitatem et coronationem Caesaris d. XII. Sept. ad XVII. Oct. hic positis Leopoldum imp. cum aug. conj., Franciscum ejusque conjugem ac fratres Austr. archiduces, Mar. Christ. cum marito Albert, Saxoniae et Teschenae ducem, Ferdinand. IV. utr. Sicil. regem et regiam conjug. ac principes elect. Mog. Trev. et Col. nec non conj. princ. reg. Polon. summo reverentiae cultu excepit Wilhelmus IX. Hassiae Landgravius die XI. Oct. MDCCXC.

Einige Schritte nördlich davon steht mitten in einem Acker ein zweiter Stein mit der Inschrift praetorium. Er bezeichnet vermuthlich die Stelle, wo das Zelt des Landgrafen stand.

Diese Mittheilung dürfte wohl die Leser unseres Blattes interessiren. Das „zum Schutz" der Kaiserwahl auf der Hochfläche aufgeschlagene Lager enthielt 10 Bataillone und 14 Escadrons nebst der dazu gehörigen Artillerie. Große Scharen von Menschen strömten herbei um die schönen hessischen Truppen zu bewundern und sich das rege Lagerleben anzusehen. Noch „drohte" eigentlich der Krönungsstadt keine Gefahr, allein zwei Jahre später hatten die braven hessischen Truppen Gelegenheit, ihre Tapferkeit zu zeigen, denn am 2. Dezember 1792 erstürmten sie von hier aus das von den Franzosen besetzte Frankfurt, nachdem sie denselben schon Tags vorher bei Bergen ein scharfes Gefecht geliefert hatten. **W. J.**

---

Eine Begegnung. Das Pfingstfest des Jahres 1850 nahte heran und mein Herzenswunsch, das im Bilde schon so oft sehnsüchtig geschaute Marburg nun endlich besuchen und in seinen Herrlichkeiten schwelgen zu können, sollte in Erfüllung gehen. Außer der großen Mappe mit Feldstuhl und Schirm — denn ich war ein angehender Maler — gehörte zu meiner Ausrüstung auch eine delikate Hausmacherwurst, die mir der alte gutmüthige Hauswirth meiner Eltern zu dem beabsichtigten Ausflug geschenkt hatte. Bei der Einhändigung dieses Leckerbissens rechnete er mir genau vor, daß ich bei weiser Benutzung während der ganzen auf fünf Tage bemessenen Reise reichlich Zubrod haben würde. Aber — hatte der gute

Mann denn nie eine Jugend gehabt? Hatte er in jungen Jahren nie den verführerischen Duft einer vortrefflichen Wurst eingesogen? Genug, es zeigte sich wieder einmal, daß das erfahrenste Alter nicht vor Irrthum bewahrt ist, denn genau drei Stunden nach Uebergabe der Wurst wurde ihr letzter Zipfel zwischen Guntershausen und Gensungen verspeist. Aber noch eine Bedingung wurde an das Geschenk geknüpft, denn der gute Hauswirth trug mir zu meinem größten Erstaunen auf, den Eisensträfling L......, den ich sicher oben auf dem Marburger Schlosse sehen würde, bestens von ihm zu grüßen. Auch würde derselbe — meinte er — mir wohl seine Geschichte, seine Verirrungen und die traurige Veranlassung dazu, ausführlich erzählen.

Ich will nur gestehen, daß schon hiernach sich etwas Sympathie für den Verbrecher in mir zu regen begann, denn ich sagte mir, daß, wenn er aller menschlichen Ehre bar wäre, ein anerkannt braver und geachteter Mann wohl keine Grüße für ihn haben würde.

Mein erster Weg in Marburg galt natürlich dem Schlosse. Nachdem ich mich an dem Bilde von unvergänglicher Schönheit, welches sich dort oben dem trunkenen Blicke darbietet, gelabt hatte, ging es sofort an's Zeichnen. In diese Beschäftigung versenkt, trat artig grüßend ein schlank gewachsener hübscher Mann in halber Sträflingskleidung zu mir und theilte mir mit, daß, wenn ich die inneren Räume des Schlosses zu sehen wünschte, er mit Vergnügen mein Führer sein würde. Aus meiner Antwort hörte er gleich den Kasselaner heraus, genug, es war der L......, der durch die mir aufgetragenen Grüße in helle Freude versetzt wurde.

Auf der Wanderung durch die damals noch völlig öden Räume des Schlosses war er ein unermüdlicher Erklärer und als ich ihn schließlich nach seinen Schicksalen fragte, erzählte er mir mit aller Bereitwilligkeit Folgendes:

„Als junger Handwerker lernte ich in Kassel ein hübsches Mädchen kennen und bald schlang die Liebe ein Band um unsere Herzen. Aber wir fanden, als wir uns dem Vater des Mädchens entdeckten, den heftigsten Widerstand, der nicht allein nicht zu besiegen war, sondern in den grimmigsten Haß auf mich ausartete. Alle Hoffnung auf ein eheliches Glück schwand mir unter den Maßnahmen des herzlosen harten Mannes dahin, so daß auch in mir nach und nach ein Groll gegen ihn heranwuchs, der mich schließlich, da mein Leben mir werthlos wurde, zu dem Entschlusse trieb, ihn und mich zu tödten. Mit zwei geladenen Pistolen versehen, vertrat ich dem Störer meines Glücks an einer einsamen Stelle seines täglichen Spaziergangs den Weg. Ich feuerte auf ihn und er fiel. Dann richtete ich die andere Pistole auf mich, aber mit vor ungeheuerer Aufregung zitternder Hand verfehlte ich die rechte Stelle und brachte mir nur eine große Wunde am Halse bei, davon Sie noch die Narbe sehen. Ich floh von der Stelle aus und unter Entbehrungen aller Art, mit schmerzender Wunde hatte ich beinahe die holländische Grenze erreicht, da ereilte mich der Steckbrief und ich wurde nach Kassel zurücktransportirt, um dort nach strengem Richterspruch für den Mordversuch — denn ich hatte den Alten gar nicht getroffen, sondern er war vor Schreck zu Boden gesunken — zu zwölf Jahren schwerster Eisenstrafe verurtheilt zu werden.

Wenn nun auch ein elender Ausgestoßener, so pries ich es doch als ein unerwartetes Glück, als ich vernahm, daß die Hand meinem bösen Willen nicht gehorcht hatte. Ich hatte keinen Mitmenschen getödtet und nahm mir vor, meine Strafe, so hart sie war, mit Geduld zu tragen. Bald wurde mein Betragen im Gefängniß musterhaft genannt und schon nach einigen Jahren nahm man mir die schweren Ketten ab und ich wurde von den Mitgefangenen abgesondert. Schon längst habe ich die Thätigkeit eines Hausdieners beim Herrn Inspektor; frei und ohne Aufsicht gehe ich, um Einkäufe und Besorgungen aller Art zu machen, hinunter in die Stadt, wo ich mich des Wohlwollens von Alt und Jung erfreue, und so lebe ich der Hoffnung, daß mir einige Jahre meiner Strafzeit erlassen werden. Dann soll mich nichts mehr auf deutschem Boden, der meine Schande sah, halten. Nach Amerika steht mein Sinn, dort blüht mir vielleicht das Glück, durch ehrlichen Fleiß mein Leben zu fristen."

Ich drückte ihm gerührt die Hand, sah ihn in den nächsten Tagen wohl noch einige Mal und reiste dann nach Kassel zurück.

Ende August desselben Jahres sprach ich, vom Rhein kommend, wieder in Marburg vor und als ich in früher Morgenstunde den Marktplatz betrat, sah ich dort eine seltsame Bewegung. Leute liefen hin und her oder standen, lebhaft sprechend, vor den Verkaufsläden. Aus einem derselben, gefolgt von dem Inhaber, kam plötzlich ein anständig gekleideter Mensch, der, mich erkennend, auf mich losstürzte und mir krampfhaft die Hand schüttelte. Es war der L...... „Ich bin frei! Eben bin ich frei gekommen!" Das waren seine Worte, die er in größter Erregung hervorstieß. Dazu stürzten ihm, der sich gar nicht zu fassen vermochte, die Thränen aus den Augen. Es konnte das plötzliche Glück, der goldenen Freiheit wiedergegeben zu sein, noch nicht begreifen. Eine Menge Menschen drängte sich zu ihm, um voller Mitgefühl ihm die Hände zu drücken.

Nach anderthalb Wochen sah ich ihn zum letzten Mal flüchtig in Kassel; dann verschwand er.

Möge er in der neuen Welt das gehoffte Glück gefunden haben. G. T.

## Aus Heimath und Fremde.

Aus Julius Rodenberg's „Franz Dingelstedt: Blätter aus seinem Nachlaß" III. Wien (1867—1881). Der Einzug Dingelstedt's in Wien war von guten Auspizien begleitet. Zunächst Direktor des Hofoperntheaters wurde er nach dem Rücktritte des Barons von Münch-Bellinghausen (Friedrich Halm) von der Generalintendantur im Jahre 1870 auch zum Direktor des Burgtheaters ernannt und zugleich als k. k. Hofrath in den österreichischen Adelsstand erhoben. Hier, in der Burg, stand Dingelstedt endlich auf dem ihm gemäßen Boden, und die Jahre, während welcher er dieses Institut, wie das Oesterreich selber „an Siegen und an Ehren reich", geleitet, werden nicht vergessen werden. Vornehmlich ist es die nach jahrelanger Vorbereitung erfolgte Gesammtaufführung der schon in Weimar versuchten Königsdramen, aber mit all' den Mitteln des Wiener Burgtheaters, die berühmte „Shakespeare-Woche", vom 23. April, dem Geburtstage des großen Briten, bis zum 29. April 1875, welche gewissermaßen den Höhepunkt seiner schöpferischen Thätigkeit auf diesem Gebiete bezeichnet, wie er sie dann selber wohl „eine ganze Schöpfungswoche" nennen mochte. Noch in demselben Jahre wurde Dingelstedt General-Direktor beider Wiener Hoftheater, der Hofoper und des Burgtheaters, und 1876 wurde er vom Kaiser von Oesterreich in den erblichen Freiherrnstand erhoben, mit den beiden Rosen, der rothen und der weißen, in seinem Wappen. Das Wappen zeigt einen Schild, quer durchzogen von einem goldenen, mit drei verschlungenen Dornenkronen belegten Balken. Oben im silbernen Felde eine rothe und unten im blauen Felde eine silberne Rose, jede golden besamt und grün bespitzt. Auf dem Hauptfelde des Schildes ruht die Freiherrnkrone mit einem darauf ins Visier gestellten gekrönten Turnierhelm, welchen blaue, mit Silber unterlegte Decken umgeben. Aus der Helmkrone erblühen drei natürliche Rosen auf blättrigen Stengeln, und zwar eine weiße zwischen zwei rothen. Als Schildhalter sind zwei gegengekehrte silberne Pegasus auf einer aus braunen Dornen lose geflochtenen Staffel angebracht, über welche sich ein weißes Band mit der Devise „Keine Rosen ohne Dornen" in goldener Lapidarschrift zieht. — Das Diplom trägt die eigenhändige Unterschrift des Kaisers und Königs Franz Joseph II. und das Verleihungsdekret wurde in der amtlichen „Wiener Zeitung" am 17. Februar 1876 veröffentlicht, dem Tage, an welchem das hundertjährige Jubiläum des Hofburgtheaters gefeiert wurde.

Hiermit war die Summe seiner Ehren erschöpft. Es war ein weiter Weg von dem kleinen Haus in der Ritterstraße zu Rinteln bis hierher, aber ruhmvoll hat Dingelstedt ihn zurückgelegt, und Alles, auch das freiherrliche Wappen und Wappenschmuck, sich selbst verdient.

In Wien verstummte Dingelstedt's Muse keineswegs. Noch manche Spätblüthe drängte sich an's Licht, keine schöner darunter, als das Gedicht an Anastasius Grün, den Vielverehrten und schon früh von ihm Besungenen*), der ihm einst, für seine „Spaziergänge eines Kasseler Poeten", das Vorbild und den Rhythmus gegeben. Geschrieben zu des Dichters siebzigstem Geburtstage, 11. April 1876, ist Dingelstedt's Glückwunsch nur wenig bekannt geworden. Julius Rodenberg veröffentlicht denselben, und wir können es nun nicht versagen, ihn hier wiederzugeben, ist er doch von echt Dingelstedt'schem Geiste durchweht und erinnert er doch lebhaft an ähnliche Gedichte, welche der Dichter in seiner poetischen Glanzperiode geschaffen. Hier ist das Gedicht:

### Franz Dingelstedt an Anastasius Grün.

Du hast's erreicht, Octavio, —
Ein Fest, gefeiert und bewundert;
Die böse Siebenzig entfloh,
Nun geht es auf die runden Hundert.

Und doch, bei allem Lob und Preis,
Die Du verdammt bist, heut' zu lesen,
Gedenkst Du wohl, und seufzest leis',
Der Zeiten, da wir jung gewesen.

Jungöstreich, Jungdeutschland dort,
Frühling im Osten und im Norden;
Noch klingt die Freiheitshymme fort
In sanft verhallenden Accorden!

Du stimmtest als Chorag sie an
Und bist auf helle Feindeshaufen,
Trotz Polizei, Censur und Bann,
Spazierengehend Sturm gelaufen.

Anch io! Ich that gleichfalls mit!
Mit Horn und Spieß und Blendlaterne
Ging ich Dir nach, auf Schritt und Tritt,
Bescheidentlich, in dunkler Ferne.

Und um uns, welche muntre Schar
Polit'scher Sänger aller Farben!
Wer zählt, die seitdem, Jahr für Jahr
Wegstarben oder ach! verdarben?!

Sie sind verstummt. So auch wir zwei,
Ist doch erreicht, wonach wir strebten!
Deutschland ward einig, Oestreich frei;
Wohl Allen, die den Sieg erlebten!

Dein Lenz erwuchs zur Excellenz;
Du hast dem Staat zu Nutz und Frommen,
Ein Meister höchster Eloquenz,
Im Herrenhause Sitz genommen.

Drin führtest Du manch' tapf'ren Streich
Als Simson wider die Philister;
Wenn Du nur möchtest, wärst Du gleich
— Du warst es dann schon lang — Minister.

*) „Dich im Munde, Dich im Herzen, edler Anastasius!" Auf dem Kalenberge. An Anastasius Grün. (1842).

Ich hab' mein Sach' auf Schein gestellt
Und im Theater mich geborgen;
Weltbühne oder Bühnenwelt,
In beiden gibt's genug zu sorgen.

Allein was wir an Glück erreicht,
Vor vielen Andren auserkoren,
Wir gäben's hin, wie leicht, wie leicht
— Nicht wahr? — für das, was wir verloren!

Unsterblichkeit ein ganzes Jahr
Für einen Deiner „grünen“ Tage;
Den Jubelkranz im grauen Haar
Für meine „Nacht“ voll Kampf und Plage!

Doch nicht mit einem Klageton
Will ich in Deine Feier treten.
Das Herz, nicht Brockhaus' Lexikon,
Bestimmt das Alter der Poeten.

Wir Alten sind auch gar nicht alt,
Verglichen mit den heut'gen Jungen,
Die, außen klug und innen kalt,
Ganz anders zwitschern, als wir sungen.

Noch schlagen uns're Pulse warm,
Noch geh'n wir aufrecht, ohne Wanken,
Und fordern, Beide Arm in Arm,
Ein neu' Jahrhundert in die Schranken! —

Eine größere Dichtung Dingelstedt's war für Liszt bestimmt. Es ist der Oratorientext zum „heiligen Stanislaus“. Mit solchem Ernst und Eifer ging er an die Arbeit, daß es diesmal nicht ein Fragment, sondern wirklich ein bis auf die letzte Feile vollständiges Werk ist, welches sich in seinem Nachlasse findet. Aber kein guter Stern stand über dem Unternehmen. Das Manuskript ward ihm aus Rom zurückgeschickt „als den Zwecken Liszt's nicht entsprechend“, und die Umhüllung, in der es jetzt ruhte, trägt, von des Dichters Hand geschrieben, die Worte: „Reliquien des hl. Stanislaus R. i. p“ Julius Rodenberg schildert uns die Dichtung und bemerkt dazu, daß der Gegenstand an sich nicht frei von Bedenken sei und daß die vorliegende Fassung desselben den Gedanken einer Aufführung in geheiligten Räumen völlig ausschließe. Für die Formgewandtheit aber und die gute Latinität Dingelstedt's sprechen u. a. auch ein „Chor der Wallfahrer“, dessen Text er, um im Gedicht keine Lücke zu lassen und das Metrum anzudeuten, einstweilen selbst erfunden, demnächst aber durch eine der wirklichen Liturgie entnommene Hymne zu ersetzen bittet:

Qui per tenebras migramus,
Ubi tandem salvi stamus,
Dabit nobis Dominus.
Ecce verae via lucis,
Ecce via verae crucis,
In qua tu, o Christe, ducis
Filios tuos coelibus. —

War es Dingelstedt nicht beschieden, seine Laufbahn mit einer Dichtung im großen Stile, wie er beabsichtigte, symphonisch abzuschließen, so verdanken wir doch seiner letzten Wiener Zeit eine Reihe der vortrefflichsten kleineren Prosaschriften, vorwiegend ästhetisch-kritischen Inhaltes, alle von dem feinen Geist beseelt, der sich immer noch am glücklichsten in der Antithese, dem Epigramme, ausdrückt, und immer noch das scharf Pointirte mit dem poetischen Sentiment zu verbinden weiß. Von dieser Art sind das „Literarische Bilderbuch“, die „Faust-Trilogie“ und die „Münchener Bilderbogen“ — letztere ein Stück seiner Selbstbiographie, doch auch diese, sein literarisches Vermächtniß, wie so Vieles in Dingelstedt's Leben, ja das Meiste, nur — Fragment.

Mußte der Dichter, dem vierzig Jahre früher, bei seinem ersten Auftreten, alle Herzen zuflogen, damit enden? Mußte sein ganzes Dichten ein Bruchstück bleiben, die Verheißung nach etwas Höherem, Größerem, die sich nicht erfüllt? Fragt mit Recht der Verfasser. In seinen besten Jahren, dichterisch genommen, hat ihn nur die Heimath gesehen; in den hessischen Gauen hat sich sein Andenken am reinsten erhalten; wenn es einen Namen gibt, der in jenen kleinen malerischen Städten, an den Ufern der Weser und der Fulda noch immer mit der gleichen Anhänglichkeit genannt wird, so ist es der Franz Dingelstedt's.

Am 15. Mai 1881 starb Franz Dingelstedt. In dem künstlerisch reich geschmückten Stiegenhause des neuen Burgtheaters, neben den drei anderen, deren Andenken mit der Geschichte dieses hochberühmten Instituts unzertrennlich verknüpft sind: v. Sonnenfels, Schreyvogel und Laube, steht zwischen goldumrankten Säulen in einer Nische das Marmorbild Dingelstedt's, in genialisch weltmännischer Gestalt, den Mantel zurückgeschlagen, in der Rechten eine Rolle haltend — hoch und imposant, überlebensgroß.

„Und doch wüßt' ich ein Denkmal, bescheidener zwar als dieses, allabendlich von Tausenden gesehen, die den großen Bühnenleiter wohl, aber nicht den Menschen, nicht den Dichter kannten“, schließt Julius Rodenberg in liebevoller Pietät seinen vortrefflichen Essay, — „ein Denkmal in der Heimath, das nur diejenigen zu betrachten kommen würden, die ihn wirklich geliebt haben und niemals vergessen werden — eine Gedenktafel an dem kleinen Hause in der Ritterstraße zu Rinteln, mit nichts als den Worten:

In diesem Hause
verlebte seine Kindheit und Jugend
Franz Dingelstedt,
geb. 30. Juni 1814 zu Halsdorf in Oberhessen,
gest. 15. Mai 1881 zu Wien.“

Für die Verehrer Franz Dingelstedt's wird es von Interesse sein zu erfahren, daß unser hochgeschätzter Landsmann Dr. Julius Rodenberg, jetzt nach vollendetem Abdruck seines Essays, auch eine Bücherausgabe seiner „Blätter aus dem Nachlasse Franz

Dingelstedt's“ vorbereitet, die in dem Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin erscheinen wird. Wir wünschen dem Buche, mit dessen Inhalt wir uns nach seiner Herausgabe ausführlicher beschäftigen werden, als dies bisher bei dem Erscheinen in den einzelnen Heften der „Deutschen Rundschau“ der Fall sein konnte, im Interesse der Sache selbst heute schon eine möglichst große Verbreitung. F. Z.

---

Am 1. Oktober d. J. feierte der Superintendent August Rollmann in Fulda sein fünfzigjähriges Dienst-Jubiläum. Dem allgemein hochgeachteten Manne, der seit dem Jahre 1856 hier in Fulda verdienstvoll als Pfarrer wirkt, wurden zahlreiche Ehrungen zu Theil. Von Sr. Majestät dem Kaiser Wilhelm II. wurde ihm der rothe Adlerorden 3. Klasse verliehen, welchen ihm nebst einem Glückwunschschreiben des Kgl. Konsistoriums in Kassel der General-Superintendent Fuchs überreichte.

Am Sonnabend den 11. Oktober beging der Oberappellationsgerichtsrath a. D. Heinrich R. Martin mit seiner Gemahlin Auguste, geb. Graf, im engeren Familienkreise das seltene Fest der goldenen Hochzeit. Der Jubilar zählt zu den ausgezeichnetsten Juristen unseres Hessenlandes, er war ein treuer, in allen Lagen des Lebens zuverlässiger Anhänger und Rathgeber des letzten Kurfürsten von Hessen. Möge es dem in hohem Ansehen stehenden Jubelpaare beschieden sein, noch lange unter uns zu weilen und sich in Glück und Zufriedenheit eines recht heiteren Lebensabends zu erfreuen.

---

Unser genialer hessischer Dichter Gustav Kastropp hat seiner Tragödie „Agamemnon“ rasch eine neue größere Dichtung „Gunhild“, ein Heldengedicht, welches soeben in dem Verlage von Paul Heinze in Dresden-Striesen erschienen ist, folgen lassen. Wir werden auf beide Dichtungen in einer späteren Nummer zurückkommen.

---

Todesfälle. Am 30. September verschied zu Haselstein nach längerem Leiden im Alter von 49 Jahren der Pfarrer Sebastian Leonard Klüber, gebürtig aus Fulda. — Am 4. Oktober starb zu Ungedanken nach langem schweren Leiden in seinem 72. Lebensjahr der Pfarrer Johannes Zimmer, gebürtig aus Stausebach bei Marburg. Das Andenken dieser beiden würdigen Priester der Diözese Fulda wird allezeit ein gesegnetes bleiben. R. i. p. — Am 10. Oktober starb zu Marburg im 71. Lebensjahre der Staatsanwalt a. D. Karl Brauns, früher Justizbeamter zu Eiterfeld. Der Verblichene war ein tüchtiger Jurist, der sich wegen seiner trefflichen Eigenschaften des Geistes und des Herzens, der Biederkeit seines Charakters und seiner persönlichen Liebenswürdigkeit der allgemeinen Hochachtung erfreute. Ehre seinem Andenken, Friede seiner Asche.

---

## Hessische Bücherschau.

Dr. Wilhelm Falckenheiner hat seinem vorjährigen Volksbühnenspiel „Hohenzollern“ rasch ein neues Volksdrama: „Der Apostel der Deutschen“ folgen lassen, welches soeben in gefälliger Ausstattung in dem Verlage der Hofbuchhandlung von A. Freyschmidt in Kassel erschienen ist. Der Verfasser leitet seine Dichtung mit folgenden Worten ein: „Wir Alten sehen dem, was jetzt sich abspielt, gelassen zu, und daß nur ja nichts das religiöse Gewissen verletzt, nur ja nicht der Zusammenhang zwischen beiden Widersachern, das beide ewig einigende Band zerrissen werde, das ist unsere einzige Sorge. Nicht bloß erhalten bleiben, sondern neu gekräftigt werden muß das Bewußtsein, daß zwischen den beiden religiösen Richtungen ein gemeinsamer Gottesgedanke vorherrscht, der alle Zeiten überdauert. . . . . Angesichts der hohen Ziele, die wir uns gesteckt haben, was will da ein konfessioneller Gegensatz bedeuten? . . . . . . Unter diesen Eindrücken wuchs ich hervor und wurde ich erzogen. Ich kann nicht mehr davon ablassen, denn ich wüßte mich, von anderen Anschauungen beherrscht, nicht mehr zurechtzufinden“. Dieses Geständniß ehrt der Verfasser und treu ist er seinem Prinzipe in dem vorliegenden Volksbühnenspiele geblieben. Dasselbe ist durchdrungen von einem hohen sittlichen Ernste, keine der religiösen Anschauungen der beiden christlichen Konfessionen verletzt es, nichts, was sie trennt, ist darin enthalten, nur dasjenige, was sie vereint. Die Sprache ist durchweg edel und erhaben, in ihren Hauptstellen erhebt sie sich zu ganz besonderer Kraft. Die erste Abtheilung spielt in dem englischen Kloster Rutchelle, in Friesland und an der Donnereiche zu Geismar; die zweite Abtheilung in Fulda und in Friesland. Hauptrollen sind den beiden Lieblingsschülern des hl. Bonifatius zugetheilt, dem hl. Lullus, dem Abte von Hersfeld und Nachfolger des Apostels der Deutschen auf dem erzbischöflichen Stuhle zu Mainz, und dem hl. Sturmius, dem Stifter des Klosters Fulda, welchen beiden ja in unserem Hessenlande eine ganz besondere Verehrung gewidmet wird. Daß sich der Dichter streng an die historische Forschung gehalten habe, können wir freilich nicht behaupten, er hat sich manche sog. poetischen Lizenzen erlaubt und wenn er den hl. Bonifatius mehr im paulinischen Sinne auffaßt, denn im petrinischen, so läßt sich auch damit rechten. Die Aufführung dieses Volksbühnenspiels wird ihre Schwierigkeiten bieten, doch zweifeln wir nicht daran, daß diese bei Ausdauer und gutem Willen überwunden werden, und daß dieses Volksdrama schließlich allenthalben

eine günstige Aufnahme finden wird, dessen sind wir gewiß. -r.

---

Im Verlage von Max Brunnemann in Kassel ist soeben ein Volksbühnenspiel: „Philipp der Großmüthige von Franz Treller erschienen, dessen Widmung Se. Königl. Hoheit der Großherzog von Hessen angenommen hat. Franz Treller ist den Lesern unseres Blattes kein Fremder, sein „Wolnoth“, sein „Langer Hennes“ stehen in freundlichem Andenken. Sein „Philipp der Großmüthige“, in der Weise der Volksbühnenspiele ähnlich Herrig's „Luther“ geschrieben und für eine Darstellung durch das Volk bestimmt, zeigt uns in großen und kernigen Zügen die Hauptmomente aus dem Leben unseres Landgrafen, der so machtvoll in die Geschichte seiner Zeit eingreift.

Treller hat seine Aufgabe, ein Spiel für's Volk zu schreiben und die Gestalt Philipp's leicht verständlich demselben vorzuführen, in meisterhafter Weise gelöst. Es ist ein echtes Stück hessischer Vergangenheit, welches uns die aneinandergereihten farbenprächtigen Bilder hier vor Augen führen, und von überaus packender Wirkung sind besonders die dramatisch reich belebten Volksszenen. Man fühlt, hier hat ein genauer Kenner der Bühnenwirkung geschrieben. Treller hat uns weder Geschichte noch ein regelrechtes Drama bringen wollen, sondern ein Loblied seinem Helden singen, dem bedeutendsten Fürsten, den das Hessenland hatte. Und welcher Hesse wollte ihm das verdenken?

„Des Hessenlandes Herold bin ich,
Und will das Lob verkünden
Meines lieben Herrn Philippus,
Des Hessenlandes Stolz und Freude.“

Mit diesen Worten beginnt das Stück und führt Leser und Hörer in die passende Stimmung. Die Sprache ist schwungvoll, kernig und im besten Sinne volksthümlich, oftmals von rechter dichterischer Kraft; die Gestalten sind sämmtlich gut gezeichnet. Mit dem biederen Zeugmeister Rommel hat sich Treller freilich einige Freiheiten erlaubt, indem er ihn als munteren Freier einführt, doch leidet die Gestalt des tapferen Mannes dadurch keineswegs, denn seine felsenfeste Treue kommt dabei nicht zu kurz. Philipp ist als streitender und duldender Glaubensheld behandelt, getragen von der unwandelbaren Treue seines Volkes, und der Einzug in die St. Martinskirche, nach fünfjähriger harter Gefangenschaft, schließt wirkungsvoll das Ganze. Wird Jedermann beim Lesen der frischen Dichtung Vergnügen empfinden, so wird sich die rechte Wirkung derselben erst von der Bühne herab zeigen. Eine Aufführung im großen Maßstabe wird noch im Herbste in Kassel stattfinden. Der königl. Musikdirektor Brede hat frische und den Worten gut angepaßte Musik dazu geschrieben. „Philipp der Großmüthige“ ist besonders für's Hessenland bestimmt und wird den Hessen Freude machen. L. F.

Oberhessisches Wörterbuch. Auf Grund der Vorarbeiten Weigands, Dieffenbachs und Hainebachs sowie eigner Materialien bearbeitet im Auftrag des historischen Vereins für das Großherzogthum Hessen von Wilhelm Crecelius-Darmstadt. Im Selbstverlag des Vereins. 1890.

Die erste Lieferung dieses Werkes liegt uns vor; sie enthält außer einem Vorwort die Buchstaben A und B und beläuft sich auf die stattliche Zahl von 232 Oktav-Seiten. Leider ist dem Bearbeiter des Wörterbuchs nicht mehr vergönnt gewesen, das Erscheinen seines mit liebevoller Hingebung behandelten Werkes zu erleben. Bereits am 12. Dezember v. J. ist er durch den Tod von seiner Arbeit abgerufen worden. So hat denn der Ausschuß des Vereins selbst die letzte Hand angelegt und die Herausgabe übernommen. Der innigste Dank aller Mitglieder des Vereins und aller Freunde unseres hessischen Volkslebens gebührt dem Ausschusse für diese seine Mühewaltung. Das Erscheinen dieses Wörterbuches ist um so dankenswerther, als unsere Alles nivellirende Zeit, unsere Verkehrsmittel, unsere Freizügigkeit und leider auch unsere Schulbildung alle alten Volkslieder und Volkssagen, alle eigenartigen Volkssitten und Volkstrachten hinwegfegen. Leider gilt auch Gleiches von der Volksmundart. In Oberhessen selbst, dessen Bewohner im Allgemeinen noch einen bewahrsameren Sinn haben, als die unserer südlichen Landestheile, ist die Zeit nicht mehr ferne, da auch der letzte Rest der Volkstracht geschwunden sein wird. Ebenso muß auch die echte Volksmundart des Vogelsbergers und des Wetterauers mehr und mehr einem verderbten Schriftdeutsch weichen. Seine verdienstvolle Aufgabe, die alten Wortformen, Ausdrucksweisen und Redensarten der Vergessenheit zu entreißen, erfüllt dieses Wörterbuch in vollem Maße. Wenig nur dürfte den Sammlern entgangen sein.

Weigand, der schon seit 1823 an einem wetterauer Idiotikon sammelte, bot in seinen Vorarbeiten aus Urkunden und Akten, auch aus alten Drucken, besonders aus dem Simplicissimus und aus Philander von Sittewald viel Material. Doch wurde dieser Forscher durch seine sonstigen lexikographischen Arbeiten am Abschlusse des Idiotikons gehindert, obgleich er schon seit 1844 durch eine Reihe von Veröffentlichungen im „Intelligenzblatt für die Provinz Oberhessen“ (unter dem Titel: Orthographie wetterauischer Wörter), Friedberg bei K. Bindernagel, dies sein beabsichtigtes Werk vorbereitete. Die Sammlungen von Lorenz Dieffenbach, die sich sowohl auf die südlichen, als auch auf die nördlichen Theile der Wetterau, so besonders auch auf die Gegend von Laubach bis an die Grenze anderer Mundarten erstreckten, erwiesen sich als so beträchtlich, daß Crecelius an die Erweiterung des wetterauer Idiotikons zu einem oberhessischen Wörterbuche schreiten konnte. Bedeutend erweitert, auch mit Rücksicht auf den

Vogelsberg und einzelne Theile der Wetterau, wurde das Material durch die Sammlungen von Hainebach. Ebenso sind noch die Sammlungen von Philipp Dieffenbach und die mundartlichen Studien Kehreins verwerthet. Zur Darstellung des Zusammenhangs mit den Nachbarmundarten sind die Schriften von Vilmar, Schmeller, Firmenich, Diehl, E. Briegleb, P. J. Rottmann, Malß benutzt worden. Von urkundlichen Veröffentlichungen sind besonders verwerthet solche von Baur, Rieger, G. Frhr. Schenk zu Schweinsberg, A. Wyß, ergänzt durch Auszüge von alten Drucken durch Birlinger. Interessant sind auch noch besonders die Mittheilungen über die Bezeugung und literarische Anwendung der wetterauischen Mundart. Dieselbe wird zum ersten Male erwähnt im Renner Hugos von Trimberg um 1300, wo angegeben wird, daß die „Wetereiber“ ihre Wörter „würgent“. Zahlreiche wetterauische Wörter bot auch das Wörterbuch von Erasmus Alberus (ersch. Frankfurt 1540), geb. zu Sprendlingen in der Dreieich, Lehrer zu Oberursel, später Pfarrer zu Staden i. d. Wetterau. Von neueren literarischen Anwendungen nennen wir den „Spenglermeister Bimbächer“ (Gießener Lokalposse), sowie die Gedichte von P. Geibel und Friedrich von Trais. (Letzterer, dessen Name pseudonym, ist *auch dem „Hessenlande“ nicht unbekannt.)*

Als besonders willkommene Zugabe erscheinen die dem Vorwort (p. XXIV) beigefügten Proben aus Weigands mundartlichen Gedichten und Erzählungen, von denen zum ersten Male hier (p. VIII—X) eine sorgfältig zusammengestellte Uebersicht gegeben wird. Verschiedene von Weigands mundartlichen Gedichten sind zu Volksliedern im wahren Sinne des Wortes geworden. Das Volk hat sie aufgenommen, singt sie im Hause und im Felde, bei der Kirchweihe und in der Spinnstube, ohne zu wissen, wer der Verfasser. Sie sind Eigenthum des Volkes, sie sind echte Volkslieder geworden. Gerade hierin besteht ihr unvergänglicher Werth. Weigand hat einst — es sind jetzt 16 Jahre her — den Ref. versichert, daß die Herausgabe seines Deutschen Wörterbuches ihm nicht mehr Freude bereitet habe, als einst eine Unterredung mit einem Bauernburschen, den er behufs dialektischer Forschung ansprach, und der ihm hierbei, ohne zu wissen, wer der Verfasser, wer überhaupt Weigand wäre, „D's Ammiche, mainh Schätzi“ sang:

„Ihr söllt ämol mainh Ammi sihnh,
Doas Madche hott sainh Mucke!
Eann wann dou mahnst, säi wär' näit schihn,
Do wirscht de daich vergucke.

Doas eaß ämol ä Mensch, däi hott
Dr Backe wäi ä Ruse,
'Nn Hals wäi Healfebahnh, waß Goatt!
Eann woas konn säi keschmuse.
— — — — — — — — — —

Oach Ammiche, mainh Ammiche!
De beast eann blaist mainh Schätzi!
Geall Ammiche, läib Ammiche,
De geast mer noch ä Schmätzi!“ —

Wir können es uns nicht versagen, hier wenigstens die Anfangsstrophe von „D's Läidche von d'r Wearrerah“ zu bringen:

„Die Wearrerah, die Wearrerah,
Däi eaß vom deutsche Reich die Ah!
Do wihst d'r Wahß eann Gehrscht eann Koarn,
Eann ahch die Rus ohm Heckedoarn,
Eann uff de Äppelbehm d'r Wein
So gout aß wäi e kimmt vom Rhein.
Die Wearrerah soll leawe!“ —

Das oberhessische Wörterbuch, dessen erste Lieferung mehr als ein Fünftel des ganzen Werkes beträgt, und das in vier Lieferungen, wie diese, vollendet werden wird, erscheint als höchst werthvoller Beitrag zur deutschen Sprachwissenschaft und Lexikographie. Einen besonderen Vorzug des Werkes möchten wir darin erblicken, daß dasselbe durch die methodische Behandlung des Sprachmaterials nicht nur dem Germanisten, sondern auch dem Laien einen lehrreichen und anziehenden Stoff bietet, wenn auch der eine oder andere Sprachgelehrte die Anwendung der neueren phonetischen Schreibung vermissen sollte.

Laubach, 22. September 1890.

Dr. August Roeschen.





Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: F. Zwenger in Fulda, Druck und Verlag von Friedr. Scheel in Kassel.




№ 21.

Kassel, 1. November 1890.

Das „**Hessenland**“, Zeitschrift für hessische Geschichte und Literatur, erscheint zweimal monatlich zu Anfang und in der Mitte jeden Monats, in dem Umfange von 1½—2 Bogen Quartformat. Der Abonnementspreis beträgt vierteljährlich 1 Mark 50 Pfg. Einzelne Nummern kosten je 30 Pfg. Anzeigen werden mit 20 Pfg. für die gespaltene Petitzeile berechnet. Auswärts kann unsere Zeitschrift durch direkte Bestellung bei der Post, oder durch den Buchhandel, auf Wunsch auch unter Streifband bezogen werden; hier in Kassel nimmt die Buchdruckerei von Friedr. Scheel, Schloßplatz 4, Bestellungen, ebenso Anzeigen an. In der Post-Zeitungsliste für das Jahr 1890 findet sich das „Hessenland“ eingetragen unter Nr. 2772.






# Herbstlied.

(Nach Lamartine.)

Grüß' Gott, o Wald. Im letzten Schmuck der Farben
Streust leuchtend Gold du schon auf Wies' und Flur,
Willkommen Herbstestage! meine Freuden starben,
Drum thut mir wohl dies Trauern der Natur.

Ich schreite träumend hin durch das Gehege.
Wie gerne säh' ich noch zum letzten Mal
Die fahle Sonne, welche matt und träge
Mühsam das Laub durchdringt mit ihrem Strahl.

Ich liebe sie die letzten dieser Tage,
Da die Natur ihr Leben still verhaucht,
Gleich wie ein Freund im Sterben ohne Klage
Sein letztes Lächeln noch in Wehmuth taucht. —

Sonn', Erde, Thäler, liebliche Gefilde
Am Rand des Grab's, die Zähre weih' ich Euch;
Die Luft ist süß, das Licht ist rein und milde,
Die Welt erscheint dem Sterbenden so reich.

Jetzt möcht' ich leeren bis zum Rand den Becher
Gefüllt mit Nektar, doch nicht wermuthfrei,
Vielleicht find' ich am Grund, ein glückbegabter Zecher,
Den Tropfen, der mir süßer Honig sei.

Vielleicht bewahrte mir der Zukunft Walten
Die Wiederkehr des Glücks, deß' Hoffnung schwand,
Und ohne daß ich's ahnte, blieb mir vorbehalten,
Daß in der Menge mich ein Herz verstand.

Die Blume welkt, sie weiht dem Zephyr ihre Düfte,
Das ist ihr Lebewohl für Sonn' und Welt,
Ich sterbe, hebt mein Geist sich in die Lüfte,
Ein Wehmuthston noch meine Saiten schwellt.

R. Fels.

---



# Die ältesten Kirchen im Hochstifte Fulda.

Vortrag, gehalten in der Jahresversammlung des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde zu Fulda am 15. Juli 1890.

Von Baurath Friedrich Hoffmann.

Wir befinden uns hier in Fulda auf einem der ältesten, der Kultur geweihten Boden Deutschlands. Bereits im Jahre 744, also vor mehr denn elf Jahrhunderten, gründete der hl. Sturmius dahier ein Benediktinerkloster. Von dieser Zeit bis zu Anfang dieses Jahrhunderts hatte Fulda geistliche Herrscher, von deren Wirken noch zahlreiche vorhandene Bauten Zeugniß ablegen. Zwei, der Zeit nach weit aus einander liegende Perioden sind es vorzüglich, in welchen die geistlichen Würdenträger Fuldas eine ganz besonders hervorragende Bauthätigkeit entwickelten, es sind dies das neunte und das achtzehnte Jahrhundert. Die stolzen Bauwerke des letzteren stehen noch aufrecht und sind uns allen wohlbekannt. Gehört doch auch das stattliche Gebäude,*) in dem wir heute hier tagen, das durch die heitere Pracht seines Festsaales sich auszeichnet, dieser Periode an.

Während aber im 18. Jahrhundert überhaupt in Deutschland, an weltlichen wie an geistlichen Höfen, eine gesteigerte Bauthätigkeit herrschte, galt unser Fulda im neunten Jahrhundert für die hohe Schule der Baukunst und bildete nächst dem kaiserlichen Hofe zu Aachen den Mittelpunkt der wichtigsten baulichen Unternehmungen in Deutschland. Aus diesem Grunde dürfte es wohl am heutigen Tage angemessen sein, auf jene Periode die Aufmerksamkeit der verehrten Festgenossen zu lenken, wenn ich auch zu dem, was aus jener fernen Zeit bekannt ist, nur wenig Neues hinzufügen kann.

Rasch war das 744 von Sturmius, dem Schüler des hl. Bonifatius, gegründete Kloster Fulda zu hoher Bedeutung gelangt. Hierher waren die Gebeine des Apostels der Deutschen nach seinem elf Jahre später (755) in Friesland erlittenen Märtyrertode, seiner ausdrücklichen Bestimmung gemäß, verbracht und in der Kirche des Klosters, nahe dem östlichen Altare, beigesetzt worden. Der erste Abt Sturmius hatte die ursprünglich sehr einfache Klosterkirche mit Säulen geschmückt, mit neuer Bedachung versehen und für eine würdige Ausstattung des Grabmals des hl. Bonifatius Sorge getragen. Er selbst starb 779 und seine Leiche erhielt an der südlichen Seite der Klosterkirche ihre Grabstätte. Bald sollte die Kirche zu klein für ihre Bestimmung werden. Sie vermochte nicht mehr die rasch zunehmende Zahl der Mönche und der frommen Wallfahrer zu dem Grabe des Heiligen zu fassen. Der zweite Abt des Klosters Fulda, Baugulf (780—802), hatte bereits einen Erweiterungsbau der Klosterkirche begonnen und sein Nachfolger, der bisherige Architekt und Vorsteher der Kunstschule Ratgar förderte energisch den Umbau, so daß bald eine mächtige Basilika entstand, die dem jetzigen Dome an Ausdehnung fast gleich kam. Nach seiner Erhebung zum Abte (803) fügte Ratgar außer einem Querschiffe noch einen Chor an der Westseite hinzu, das erste Beispiel der später in Deutschland öfter erbauten doppelchörigen Kirchen.

Eigil, der vierte Abt des Klosters Fulda, ließ durch den Mönch Racholf der Klosterkirche unter beiden Chören noch Gruftkirchen hinzufügen. Das Kloster zählte zu jener Zeit, ohne die weltlichen Ansiedler, schon 400 Ordensgeistliche. Am 1. November des Jahres 819 erfolgte die Einweihung des prachtvollen Baues durch den Erzbischof Heistulf von Mainz und die Versetzung der Gebeine des hl. Bonifatius von ihrer bisherigen Ruhestätte unter den Hochaltar der Westkirche.

Aber nicht nur die Baukunst wurde damals im Benediktiner-Kloster zu Fulda gepflegt, auch die sog. Kleinkünste, wie die Goldschmiedekunst ꝛc., blühten daselbst. Vorstand der Kunstschule war zu Ende des achten Jahrhunderts, wie bereits erwähnt, der damalige Architekt der Klosterkirche und nachherige Abt Ratgar. Zu großem Ruhme mußte diese Kunstschule bereits gelangt sein, denn Kaiser Karl der Große berief zu jener Zeit aus derselben Einhart zum Vorstande aller

*) Das Orangeriegebäude im Schloßgarten zu Fulda.

seiner zahlreichen Kunstwerkstätten. Einhart war im Kloster zu Fulda erzogen und hier in den Wissenschaften und Künsten, insbesondere auch in den Kleinkünsten, ausgebildet worden. Er erhielt nach dem in dem wissenschaftlichen Kreise, welcher den Kaiser Karl den Großen umgab, herrschenden Gebrauche nach dem Werkmeister der Stiftshütte den Beinamen „Beseleel“, d. i. derjenige, der in Gold, Silber und Erz künstlich zu arbeiten, Steine zu schneiden und sie einzusetzen, auch in Holz zu zimmern verstand. Nach der Sitte jener Zeit war er wohl ein Meister in verschiedenen Künsten, variarum artium doctor peritissimus nennt ihn Rhabanus Maurus, hinzufügend, daß er vielen mit seiner Kunst genützt und für seinen Fürsten zahlreiche Werke vollendet habe. Leider ist mit Ausnahme einiger größeren Bronzewerke am Dom zu Aachen von seinen Werken der Kleinkunst auf unsere Tage nichts gekommen.

Der 819 geweihte prachtvolle Bau der Klosterkirche zu Fulda wurde 937 zum großen Theile durch Brand zerstört. Er hatte ein westliches Querschiff, zwei Chöre, zehn Säulenpaare im Langhaus, elf Arkaden und ebenso viele Fenster im Obergaden.

Im Jahre 948 wurde die vom Abt Hadamar, wie es scheint, in verwandten Formen wieder aufgebaute Klosterkirche durch den päpstlichen Legaten in Gegenwart des Kaisers Otto des Großen feierlich eingeweiht. Einige Jahrzehnte später wurde durch Werinher, den 15. Abt, auf der Ostseite der Klosterkirche eine prachtvolle Taufkapelle, das sog. Paradies, errichtet, welches durch eine doppelte Säulenhalle, die einen viereckigen Vorhof umschloß, mit der Hauptkirche verbunden war. In den folgenden Jahrhunderten wurde der Bau durch steinerne Thürme und angebaute Kapellen vervollständigt.

Trotz einiger verheerender Brände hatte sich die Klosterkirche in ihren Hauptmassen bis zum Anfang des vorigen Jahrhunderts erhalten. Der 1700 zum Fürstabt von Fulda erwählte Freiherr Adalbert von Scheifras ließ die Klosterkirche, deren Langhaus schadhaft geworden war, niederlegen und durch den jetzigen Prachtbau ersetzen, der 1752 bei Errichtung des Bisthums Fulda zur Domkirche erhoben wurde. Von den früheren Kirchen, welche auf der Stelle des Domes standen, ist nur noch wenig vorhanden. Den bedeutsamsten Ueberrest bilden die vom romanischen Bau noch herrührenden beiden runden Ostthürme mit ihren steinernen Wendeltreppen. Sie wurden bei dem Neubau beibehalten, jedoch mit einer Quaderumhüllung sowie mit einem aus zwei offenen Laternen mit welschen Hauben bestehenden hölzernen Helme versehen. Auch Bruchstücke von Säulenschäften aus Marmor und Granit, die von der abgebrochenen romanischen Basilika herrühren, sind noch vorhanden und zeugen von der früheren Pracht; sie werden in der Fuldaer Landes-Bibliothek aufbewahrt.

So sehr es nun auch zu bedauern ist, daß von der früheren Kirche nur noch so wenig besteht, um so erfreulicher ist es, daß ganz in der Nähe des Domes ein Bauwerk aus dem Anfange des neunten Jahrhunderts in seinen Haupttheilen noch erhalten ist, die St. Michaelskirche.

Eigil, der vierte Abt des Klosters Fulda, ließ auf dem Michaelsberge, dem nördlich von der Basilika gelegenen Begräbnißplatze der Ordensbrüder, in den Jahren 820 und 821 die Michaelskirche durch den Mönch Racholf erbauen. Ob der Plan zu diesem eigenthümlichen Bauwerke von dem berühmten Gelehrten Rhabanus Maurus, der zu jener Zeit der Klosterschule vorstand, herrührte, wird schwer zu bestimmen sein. Die Kirche war, wie alle älteren dem hl. Michael geweihten Kirchen, ursprünglich ein Rundbau, der durch spätere An- und Aufbauten seine jetzige Gestalt erhalten hat. Dem ursprünglichen Baue gehören unbestreitbar die Rotunde mit der östlichen unteren Apsis und der Gruft an. In der Mitte der letzteren steht eine kurze stämmige Säule, deren Kapitäl mit Voluten versehen ist, das, wenn auch roh, die Grundform des antiken jonischen Kapitäls zeigt. Diese Säule trägt ein ringförmiges Tonnengewölbe, welches ein ebenfalls ringförmig überwölbter Umgang umgibt. Der Umgang ist mit dem inneren Tonnengewölbe durch vier mit Scheidewände begrenzten Durchgängen verbunden.

In der Oberkirche fesseln unsere Aufmerksamkeit die mit attischen Basen versehenen acht Säulen der Rotunde, welche unter sich durch acht kreisförmige Bogen verbunden sind und jetzt den runden Thurm tragen. Die Kapitäle von vier dieser Säulen zeigen nämlich antike in keiner Weise umgebildete Bauformen. Während zwei der Kapitäle der korinthischen Ordnung angehören und mit zierlichen Akanthusblättern sowie mit Ranken versehen sind, gehören die beiden anderen Kapitäle der römischen oder sogenannten Kompositordnung an, welche die Akanthusblätter der korinthischen Ordnung in Verbindung mit den Voluten der jonischen Ordnung zeigt. Das auf den Säulenkapitälen lagernde Gebälkstück gibt in seiner Profilirung denselben starren Schematismus kund wie die verwandten Glieder an dem Dom zu Aachen. Diese den antiken direkt nachgebildeten Kapitäle, welche noch in keiner Weise eine Umbildung in der Form der einer späteren

Zeit angehörenden romanischen Kapitäle zeigen, lassen auf das deutlichste erkennen, wie die Baukunst des neunten Jahrhunderts in Deutschland aus Italien, speziell aus Rom gekommen ist. Hat doch Karl der Große von antiken Bauwerken Italiens und Südfrankreichs Säulen nebst Zubehör entnommen und zu seinem ebenfalls im neunten Jahrhundert in Aachen erbauten Dome, der in seinen Hauptheilen noch aufrecht steht, verwendet. Die zierlichen Säulenkapitäle der Michaelskirche haben aber für uns um so größeren Werth, als sie aus einheimischem Material und jedenfalls hierselbst gefertigt sind. Wir werden nicht fehlgehen, wenn wir annehmen, daß die dazu erforderliche Kunstfertigkeit in der damaligen Kunstschule des hiesigen Klosters erworben wurde. Daß der Bau der St. Michaelskirche schon die Bewunderung der Zeitgenossen erregte, beweist die auf uns gekommene Beschreibung und symbolische Deutung dieses Bauwerkes, welche der gelehrte Mönch Candidus, ein Vertrauter Eigil's und dessen nachmaliger Biograph, verfaßt hat. Der selige Dompfarrer Kapitular P. Isidor Schleichert übersetzte die lateinischen Verse schlicht und recht wie folgt:

Eigil baute daselbst ein zirkelförmiges Kirchlein,
Wahrlich sehr fromm! Auf einer unterird'schen Kapelle,
Deren umgänglich Gewölb auf Einen Pfeiler sich stützet,
Steigt dasselbe über der Erde prächtig zu Höhe,
Denn acht Säulen und Bogen tragen das künstliche Thurmwerk,
Dessen Dachung mit Einem großen Steine sich spitzet.
Eigil dachte die Christen als Gottes lebenden Tempel,
Dessen Größe auf Einer Säule, die Christus ist, ruhet
Und als lebende Steine meiselt und ordnet der Glaube;
Dieser, thätig durch Liebe, kittet und füget an Christum.
Zweimal vier Säulen bilden mit Schmuck des Heiligthums Hallen,
Sie bezeichnen, was Christus achtmal selig gepriesen.
Das Gebäude sollte bloß Ein Stein wie gründen auch decken;
Schönes Bild des Stifters und Vollenders der Kirche!
Was er hienieden so gnädig begonnen, will er vollbringen
Droben im Himmel dereinst mit endlos sich häufenden Gütern.
Dieses Letzt're bedeutet die runde Gestaltung des Kirchleins. —

Unter dem Einen Stein, der das Gebäude deckt, ist sicher nur der Schlußstein der Kuppelwölbung des mittleren Theiles des Baues zu verstehen, ebenso, wie Candidus sagt, daß nur ein Stein das Gebäude gründe, womit offenbar die mittlere Stützsäule der Krypta gemeint ist, welche nur symbolisch als der einzige Grundpfeiler des Baues anzusehen ist.

In der Unterkirche wurde Eigil begraben. Hinter dem kunstlosen Altar der Gruft finden sich noch die offenen leeren Steinsärge Eigil's und Animchad's, eines frommen Klausners, welcher viele Jahre in der Krypta ein abgeschlossenes Leben geführt hat.

Im Laufe der Zeit wurde der ursprüngliche Bau der St. Michaelskirche durch Auf- und Anbau vergrößert. Zunächst ließ um das Jahr 1092 der Abt Ruthard den oberen Umgang der Rotunde errichten; der überaus schlanke Helm, der jetzt die Rotunde deckt, mag dem 16. Jahrhundert angehören. Ruthard ließ ferner dem ursprünglichen Bau an der Westseite ein Schiff und diesem einen Glockenthurm anfügen. Etwa gleichzeitig wurde die südliche Vorhalle angebaut. Endlich wurde 1716 nördlich eine Grabkapelle hinzugefügt, welche zugleich die Verbindung mit dem Propsteigebäude vermittelt. Auch mußte 1716 die werthvolle Nachbildung des heiligen Grabes, welche ihren Platz beinahe 900 Jahre lang in der Mitte der Rotunde behauptet hatte, einem neuen Hochaltare weichen, welcher bei der 1853 begonnenen Restauration der Kirche durch den jetzigen Altar ersetzt wurde. In demselben Jahre wurden ferner die 1716 im Geschmacke der damaligen Zeit im Barockstil eingefügten Zuthaten wieder thunlichst beseitigt. Auch wurde der jetzige Farbenschmuck des Innern ausgeführt, wobei Reste der ursprünglichen Malerei, welche sich unter der vielfachen Kalkweiße vorfanden, sowie andere, den gleichzeitigen in der Fuldaer Landes-Bibliothek vorhandenen Handschriften entlehnte Motive benutzt wurden. Endlich wurde 1875 das jetzige aus geschnitztem Eichenholze bestehende Gestühle aufgestellt und im vorigen Jahre die Fenster der die St. Michaelskirche mit dem Propsteigebäude verbindenden Kapelle mit Glasgemälden geschmückt.

Wenden wir uns nun der altehrwürdigen Kirche auf dem Petersberge zu.

(Fortsetzung folgt.)

# Landgräfin Maria von Hessen,

## die Vormünderin und Mutter Wilhelms IX.

Von W. Rogge-Ludwig.

So wie die Geschichte des hessischen Fürstenhauses reich ist, wie wenige eines anderen Landes, an ausgezeichneten Fürsten und Regenten, so ist sie es auch nicht minder an vortrefflichen Fürstinnen. Hervorragend sind unter ihnen wegen ihrer zugleich staatsmännischen Verdienste, die Landgräfinnen Amélie Elisabeth und Hedwig Sophie, und als Musterbilder edler Frauen, die Gemahlin Philipps des Großmüthigen, Christine von Sachsen, und Wilhelms IV. Gemahlin, Sabine von Württemberg.

Ihnen vollkommen ebenbürtig schließt sich aus späterer Zeit Maria, die erste Gemahlin Landgraf Friedrichs II., König Georgs II. von England Tochter, an, die in ihrem so schwer getrübten Eheleben in der treuesten Erfüllung ihrer Mutterpflichten als Erzieherin des künftigen Landesherrn und seiner beiden Brüder Trost und Ersatz suchte und auch in reichem Maße gefunden hat.

Sie war am 5. März 1723 als fünfte Tochter und sechstes Kind des Königs Georg II. von England und seiner Gemahlin Karoline von Ansbach-Brandenburg zu London geboren und verdankte ihrer deutschen Mutter, von der ein englischer Geschichtsschreiber sagt, daß sie ein Muster aller öffentlichen und häuslichen Tugenden gewesen sei, die vortrefflichste Erziehung. So wie diese, eine große Freundin der Literatur, den Verkehr mit geistreichen und gelehrten Männern allem Glanz des Hofes vorzog, fühlte auch sie sich im engsten Zusammenleben mit ihrer Mutter und ihren Schwestern am glücklichsten, und blieb das Lesen belehrender und unterhaltender Schriften bis ans Ende ihrer Tage ihre liebste Beschäftigung.

Schon in ihrem sechsten Lebensjahr wurde von ihrem Vater eine ihr ganzes späteres Lebensschicksal entscheidende Bestimmung getroffen, König Georg hatte 12000 Mann hessische Truppen in englischen Sold genommen und war im Jahre 1729 nach Kassel gekommen, um über diese am 30. Juli auf dem Forste Heerschau zu halten. Als bei dieser Gelegenheit der neunjährige Prinz Friedrich sein Regiment vorführte, erregte der muntere, frische Knabe bei dem König so großes Wohlgefallen, daß er ihm seine Tochter Maria zur Gemahlin bestimmte; zehn Jahre später fand dann die förmliche Verlobung und am 19. Mai 1740 zu London die Vermählung durch Prokuration statt, der am 28. Juni im Schloß zu Kassel die feierliche Vermählung folgte. Der festliche Empfang der jungen Fürstin hatte auf Anordnung des Vaters des Prinzen am Tage vorher in Amalienthal (dem späteren Wilhelmsthal) stattgefunden und hier Maria ihren Gemahl zum ersten Mal gesehen. Gar bald schon sollte sie zur Erkenntniß kommen, daß die Verschiedenheit ihrer Charaktere und ihrer Neigungen ein glückliches, eheliches Zusammenleben nicht erwarten ließen, obschon sie noch nicht alle Hoffnung deshalb aufgab. Diese wurde aber dadurch getrübt, daß ihr Gemahl gleich in den ersten Jahren ihrer Ehe in Folge seiner Theilnahme an verschiedenen Feldzügen häufig und lange Zeit von ihr getrennt zu leben genöthigt war.

Gleich im ersten Jahre zog er mit seinem Vater, welcher die von Georg II. für die Kaiserin Maria Theresia gesammelten Hülfstruppen befehligte, als Generalmajor gegen die in Westphalen eingedrungenen Franzosen ins Feld. In den Jahren 1742 und 1743 kämpfte er gegen diese in Flandern und Brabant, im folgenden Jahre in Bayern gegen die Oesterreicher, im Jahre 1746 führte er 6000 in englischen Sold genommene Hessen nach Schottland und kämpfte dann noch in diesem und dem folgenden Jahre gegen die Franzosen in den Niederlanden. Bald nach seiner Rückkehr begleitete er im Jahre 1749 seinen Vater auf der so folgenschwer gewordenen Reise nach Neuhaus zum Besuche des Kurfürsten und Erzbischofs Klemens August von Köln und trat dann eine Reise nach Brüssel, Paris und London an, von der er erst im April 1750 nach Kassel zurückkehrte.

Hatte so das Eheleben beider Gatten sich in diesen Jahren schon wenig erfreulich gestaltet, so kam es nach Rückkehr des Prinzen zwischen ihnen zu immer häufigeren und größeren Zerwürfnissen, die dann im Jahre 1754, mit dem Bekanntwerden des Uebertritts Friedrichs zur katholischen Kirche, wesentlich mit auf Veranlassung des Vaters Marias, die förmliche Scheidung der Ehe zur Folge hatten. Schwer hatte Maria unter diesen Verhältnissen gelitten. Die Gemahlin des früheren hessischen Staatsministers von der Asseburg schreibt darüber in einem Briefe vom 24. Juni 1754: „Ich habe unsere liebe Prinzessin sehr verändert gefunden, ich habe geweint, als ich sie in diesem Zustand sah, sie bekommt von Zeit zu Zeit Nervenzufälle, die schrecklich anzusehen sind.“

Maria war Mutter dreier Söhne: des späteren Landesherrn Wilhelms IX., geboren am 3. Juni 1743, und der nachherigen Landgrafen Karl, geboren am 19. Dezember 1744 und Friedrich, geboren am 11. September 1747. Der erstgeborene Sohn Wilhelm war ihr schon nach einem halben Jahre am 1. Juli 1742 zu ihrem großen Schmerze durch den Tod wieder entrissen worden. Durch die Religionsassekurationsakte vom 28. Okt 1754 wurde die Einwirkung des Vaters auf die Kinder beseitigt und die Mutter zu deren Vormünderin unter Obervormundschaft ihres Schwiegervaters bestellt. Auch wurde ihr die Regentschaft Hanaus während der Minderjährigkeit ihres ältesten Sohnes Wilhelm, dem diese Grafschaft mit Uebergehung des Vaters zugetheilt wurde, nach dem am 1. Februar 1760 erfolgten Tod Wilhelms VIII., übertragen. Da aber Hanau bis gegen das Ende des siebenjährigen Kriegs von den Franzosen besetzt blieb, konnte sie erst am 11. März 1763 dort ihren Einzug halten. Bis dahin mußte sich ihre Thätigkeit auf ihr Bemühen beschränken, dem vom Feinde besetzten Lande möglichst Erleichterung zu verschaffen. Die Aufgabe ihres Lebens wurde nun die Erziehung ihrer Kinder, die ihr aber dadurch erschwert wurde, daß man deren Entfernung aus Kassel, um sie vor den Bekehrungsversuchen ihres Vaters sicher zu stellen, für erforderlich hielt. Zu ihrem Aufenthalt wurde Göttingen, die Universitätsstadt im Lande des Vaters Marias gewählt, wohin sie am 19. Dezember 1754 abreisten.

Als Gouverneure wurden ihnen Oberstallmeister und Oberkammerherr von Wittorf und Geh. Legationsrath de Severy und als Lehrer Professor Causid aus Kassel und Stupanus aus Lausanne beigegeben.

Da man nach dem Ausbruch des siebenjährigen Krieges Göttingen nicht mehr für sie genügend sicher hielt, wurde im Jahre 1756 Kopenhagen zu ihrem Aufenthalt bestimmt. Die Lieblingsschwester Marias war die Gemahlin des dänischen Königs Friedrich V. gewesen, und deren Kinder, von denen die zweite Tochter Wilhelmine Karoline bereits dem Prinzen Wilhelm zur Gemahlin bestimmt war, standen mit den Prinzen in ziemlich gleichem Alter. Wittorf legte seine Stelle nieder, für Severy trat Major Koeller ein und an die Stelle des mit Tod abgegangenen Stupanus Christoph Bernhard Ledderhose.

Die Thätigkeit der Mutter in der Erziehung ihrer Söhne mußte sich daher, abgesehen von einigen wenigen Besuchen bei ihnen, auf Briefe beschränken. Sie schrieb an jedem Posttage (zweimal die Woche) und verlangte ebenso oft Antwort.

Diese in englischer Sprache geschriebenen Briefe sind uns erhalten geblieben und befinden sich dermalen in Kassel in Privatbesitz. Sie zeigen uns die unendliche Liebe und Sorgfalt, mit der die Mutter ihre Pflichten erfüllt hat. Karl Bernhardi hat einige derselben in der Vorrede zu den von ihm herausgegebenen Denkwürdigkeiten des Landgrafen Karl veröffentlicht und sagt darüber: „Es wird schwer sein, ein Beispiel aufzufinden, daß eine Mutter auf ihre Kinder, die sie täglich um sich sieht, einen so entschiedenen und so wohlthätigen Einfluß ausübt, wie Maria in dieser Entfernung von vielen hundert Stunden. Es gelang ihr dadurch, die Herzen ihrer Kinder unwiderstehlich an sich zu fesseln und sich deren wahre Verehrung bis zu ihrem letzten Athemzug zu erhalten. Insbesondere beweist der Briefwechsel mit Wilhelm, daß sie die möglichst vollkommene Ausbildung des künftigen Landesherrn, sowohl, was das Herz, als was den Verstand betrifft, sich zur Lebensaufgabe gemacht hatte, und man kann nur darüber in Zweifel sein, ob man ihren Scharfblick, ihre pädagogische Einsicht und die Festigkeit ihrer Leitung mehr bewundern soll oder ihre zärtliche Liebe, ihre treue Hingebung an ihre Mutterpflichten."

Sie fand dafür bei ihren Kindern auch die größte Verehrung und Anerkennung. Landgraf Karl sagt in seinen Denkwürdigkeiten: „Wir kamen unter die Vormundschaft unserer Mutter, welche die Zierde und, ich wage es zu behaupten, die Vollkommenste ihres Geschlechts war", und als er in späteren Jahren seine Mutter einmal in Hanau besucht hatte: „Ich fühlte mich sehr glücklich, wieder einmal bei meiner Mutter zu sein. Ihr verdanke ich Alles. Ihren Rathschlägen verdanke ich meine wahre Erziehung und meinen Geschmack am Studium, sie flößte mir Geschmack am Lesen ein, ohne mir Zwang anzuthun. Sie war wirklich gelehrt, ohne es scheinen zu wollen." An einer anderen Stelle schreibt er: „Der Pedantismus und die plumpe Schmeichelei und die Grundsätze des Stolzes, die zu jener Zeit an deutschen Höfen und in den adeligen Kreisen herkömmlich waren, gelangten weder zu unserem Ohr, noch zu unserem Herzen. Unser Hofmeister Severy sagte uns oft, wenn er hochfahrende Gesinnungen bei uns bemerkte: „Bildet Euch nichts darauf ein, daß Ihr Prinzen seid, denkt daran, daß Ihr aus demselben Stoffe seid, wie alle übrigen Menschen und daß nur das Verdienst den Werth des Menschen bestimmt'." Die Liebe ihrer Kinder war denn auch die größte Freude ihrer Mutter. An Wilhelm schrieb sie einmal nach Göttingen: „Mein liebster Byly.

Dein letzter Brief hat mich wahrhaft gerührt durch die Liebe und Freundschaft, die Du mir darin zu erkennen gibst. Nun habe ich nur noch einen Wunsch, mein lieber Engel, daß Du Dir stets ein so gefühlvolles Herz bewahrst und daß Du Dir Mühe geben willst, Dir Freunde zu erwerben."

(Schluß folgt.)

---

# Was sich ein Forsthof erzählt.

Von Carl Preser.

Auf dem großen Jägerhofe zu Waldau bei Kassel war zu Anfang dieses Jahrhunderts ein Forstadjunkt Thomas Otto bedienstet, welcher bei seinem Herrn, dem Kurfürsten Wilhelm I., in besonderem Ansehen stand, indem er einst, durch seine schmucke Gestalt als Fahnenjunker, die Aufmerksamkeit des hohen Herrn so sehr auf sich zog, daß dieser ihn beredete, sich dem Forstfache zu widmen und dann in den Hofjagddienst einzutreten, wofür er nach der Meinung des Kurfürsten sich ganz besonders eignen müsse. Einen solchen Wink, von solcher Seite, läßt man sich nicht zweimal geben, und so war denn eine Forstadjunktenstelle in der Waldau der erste Posten, den der ehemalige Fahnenjunker Otto im kurfürstlichen Hofjagddienste einnahm.

Wie einst als Soldat, so zeigte Otto nun auch in seiner neuen Laufbahn ein unermüdliches Streben, sowie einen regen Diensteifer. Es konnte daher auch keinem der Ober-Hof- und Staats-Grünröcke in Kassel auffallen, als ein Vorschlag von ihnen, die frei gewordene Revierförsterstelle in Wellerode einem adeligen Herrn zu übertragen, höheren Orts mit der Ernennung Otto's auf diese bevorzugte Stelle beantwortet wurde. Bei jenem Vorschlage hatte man allerdings auf die Liebhaberei des Kurfürsten, in dem Welleröder Reviere auf Rothwild zu jagen, besondere Rücksicht genommen; doch mußte die Verleihung der Stelle an Otto um so mehr ruhig hingenommen werden, als gegen den fürstlichen Günstling ohnehin nichts einzuwenden war. Das Jagdvergnügen blieb ja so wie so dasselbe, und für ein fein zugerichtetes Jagdessen soll die Frau Revierförsterin eben so gut gesorgt haben, als es eine Frau Jagdjunkerin nur gekonnt haben würde; wenigstens weiß das damals als fürstlicher Speisesaal benutzte, und mit Bildern hessischer Landgrafen geschmückt gewesene, große längliche Zimmer in der „Bel-Etage" des Forsthofes, von manchem gutem Jagd-Imbiß zu erzählen, den der Kurfürst mit seinem Gefolge hier einnahm, wenn ihn die reiche Strecke an jagdbaren Edelhirschen im Hofe des Forsthofes erfreut hatte. Und wie strahlte das Gesicht der jungen Revierförsterin, wenn sie bei der Abfahrt des hohen Herrn in der Thür ihren Knicks machte, und der Kurfürst ihr noch einmal gnädig zurief: „war wieder alles vortrefflich zurecht gemacht!"

Da brach der schreckliche 1. November des Jahres 1806 über Hessen herein. Der Kurfürst mußte der „Treulosigkeit und frechen Gewalt" weichen, und der französische Imperator, der dem hessischen Löwen „die Pranken stutzen" wollte, fragte jetzt nicht, wie einst in Mainz, wo er den Kurfürsten unter den deutschen Reichspreisgebern zu finden und belohnen zu können hoffte: „où est le roi des Chattes?", sondern er schickte einfach den Chatten seinen Bruder Jérôme als König „Immer Lustick" nach Kassel.

Auch in dem Forsthofe zu Wellerode mit seinem Berggarten trat tiefe Trauer ein um das Schicksal des unglücklichen Landesherrn, und die entlang der Hauptstraße an dem Forsthofe vorüberfließende Fahrenbach schien trauernd zu murmeln von vergangener Herrlichkeit. Jahr und Tag war sogar der Forsthof wie verwaist, und Revierförster Otto fühlte überdies keine Sehnsucht danach, in seinem Revier einen Herrn jagen zu sehen, den sein hessisches Herz natürlich zu allen Teufeln wünschte.

Indessen — König Lustick wollte unterhalten sein, unterhalten sein mit möglichster Abwechslung, und da er an der Spitze seiner „Administration-générale des eaux et forêts" die Namen zweier hessischen Edelleute glänzten, denen der wildreiche Welleröder Forst wieder vor die Seele trat, so wurde die Vergnügungssucht des Königs endlich auf die Zehn-, Zwölf- und Vierzehn-Ender dieses Forstes gelenkt, so daß eines Tages, wie ein Blitz aus heiterem Himmel, bei dem Revierförster der Befehl eintraf, alles zu einer königlichen Treibjagd einzurichten, für die Königin aber, welche ihren lustigen Gemahl als Nimrod bewundern sollte, an geeigneten Stellen in den Revieren Tribünen herzustellen. Für einen zünftigen Jäger jedenfalls ein sehr komischer Auftrag. Aber was machen? „Rex dixit et

factum est“ sagte einst Ludwig XIV., als er Heidelberg hatte verbrennen lassen, und so war es auch bei Jérôme. Es entstand namentlich in dem Waldort Hessenhagen ein hohes Gerüst, dessen Herstellung selbst einem Architekten alle Ehre gemacht haben würde. Nachdem dann das scheu gewordene Wild sich wieder beruhigt, sowie an die architektonischen Waldzierden gewöhnt hatte, das närrische Menschenwerk auch kaum noch beäugte, ging die dienstliche Meldung nach Kassel: „Jagd eingelappt.“ Der große Tag der ersten Königsjagd brach herein und mit ihm erschienen König und Königin in Begleitung allerhand welschenden Gefolges. Die Frau Revierförsterin mußte wohl oder übel Madame la Landesmutter mit tiefen Knicksen empfangen und der gute Otto schaute in den ganzen Jagdpomp hinein, als wünschte er die allerhöchsten, höchsten und hohen Herrschaften in das Land, wo unser Herrgott den Pfeffer wachsen läßt. Die Jagd begann. Die unvergleichlich schönen hessischen Jagdsignale, die noch heute auf keiner deutschen Hofjagd übertroffen werden und die Jérôme noch nicht hatte ausmerzen können, klangen lustig durch den Forst, und die Reviere der Söhre sandten ihr Echo zurück auf dem Rauschen der weithin sich ausdehnenden Wälder. Aber so sehr auch Otto belobt wurde, so sehr König und Königin sich „amüsirten“, namentlich auch der erstere über das schließliche Ergebniß der Jagd erfreut war, der Revierförster blieb einsilbig und ernst; er dachte im Schatten seiner herrlichen Buchen- und Eichenbestände an nichts, als an das Pfefferland, und nur der eine Zwischenfall konnte ihm später bei dem „dîner de chasse“ ein Lächeln abringen, als seine lustige Majestät, angesichts der Landgrafen-Bilder im Speisesaale mit einer nichts weniger als lustigen Miene sich an den gegenübersitzenden Capitaine des chasses mit den Worten wendete: „quel manque de tact, les portraits me gênent, qu'on les éloigne“, was in dem verdeutschten Befehle dem Ohr Otto's den Eindruck machte, als hätte Ihren Majestäten, in Gesellschaft jener alten hessischen Landgrafen, die Mahlzeit lange nicht so gut gemundet, als draußen den Treibern das trockene Brötchen der Kasseler Hofbäckerei, welches ihnen als Königlicher Treiberlohn verabreicht worden war, während sie einen hessischen Kornschnaps auf eigene Kosten dazu „pfeifen“ durften.

Bald trat jedoch in der Jagdliebhaberei Jérômes eine Aenderung ein; er kam nicht mehr nach Wellerode. Entweder hielten ihn die umgehenden Geister der in eine Rumpelkammer verbannten hessischen Landgrafenbilder von dort zurück, oder seine Abneigung hing mit jenem Geständniß zusammen, welches er seinem kaiserlichen Bruder in dem bekannten Berichte vom 19. März 1809 machte, daß nämlich „der Geist der Hessen ein schlechter sei.“ Als ob die Hessen den Herren Franzosen auch noch Geist und Herz dafür entgegen tragen sollten, daß man ihnen das Fell über die Ohren zog! Dagegen wurde der Welleröder Forsthof nun einer der verborgenen Mittelpunkte, von denen aus jener Aufstand vorbereitet wurde, welcher der französischen Fremdherrschaft ein Ende machen sollte. Der Plan dieses Aufstandes umfaßte nicht Hessen allein, vielmehr war das Hessenland nur ein Glied in der durch ganz Norddeutschland vorbereiteten Erhebung gegen Frankreich, welche Oesterreich, durch gleichzeitiges Losschlagen, zu unterstützen zugesagt hatte. Doch, wie immer, zögerte Oesterreich auch dieses Mal, und nicht mit Unrecht wurde ihm daher der Vorwurf der Mitschuld an dem Fehlschlagen der geplanten großen Erhebung gemacht.

Der Speisesaal, aus welchem Jérôme die Bilder hessicher Fürsten hatte entfernen lassen, faßte jetzt mehrmals in seinen Räumen hessische Männer, Kameraden und treue Freunde Otto's, welche hier Proklamationen schrieben, die alsdann von Welleröder Bauern in den benachbarten Dörfern verbreitet wurden. Es ist ein ebenso schlechtes Zeugniß für Jérôme's Polizei, als es ein erhebendes Zeugniß bleibt für die Verschwiegenheit der hessischen Bauern, daß dieser, von langer Hand vorbereitete Aufstand den französischen Polizisten bis zum letzten Augenblicke fremd blieb. Denn bekanntlich wurden erst Gegenmaßregeln ergriffen, als von Dörnberg bereits Kassel verlassen hatte, um sich an die Spitze der Bewegung zu stellen, was Ludwig Mohr in seiner Erzählung „Roth-Weiß“ vortrefflich geschildert hat.

Otto selbst lag während dieser Thätigkeit seiner Freunde in einem Zimmer gegenüber dem Speisesaal krank darnieder. Doch weder ihm noch seiner entschlossenen Frau bangte um die Vorgänge im Forsthofe, so siegesgewiß machten die Wünsche und Hoffnungen, welche Aller Herzen erfüllten.

Doch in den Sternen war es leider anders beschlossen.

(Schluß folgt.)

## Dombilder.

### IV.

### Im Dom zu Münster.

Eh' die Uhr im Dom zu Münster
Eine volle Stunde schlägt,
Bläst der Tod in's Horn, daß schaurig
Ringsum sich das Echo regt:
„Menschenkinder, Menschenkinder,
Die ihr rings auf Steinen kniet,
Unter welchen staubt und modert
Euch verschwistertes Geblüt.
Menschenkinder, die ihr weltlich
Hoffen tragt in dieses Haus,
Stunden flieh'n in toller Eile
Und wie bald ist alles aus."
Also tutet in sein Hörnlein
Tief und hohl Gevatter Tod —
Eh' den Gruß die flücht'ge Stunde
Ihren bleichen Kindern bot.
Und der Heil'gen Bilder ragen
Aus den Wänden mahnend vor,
Und das Kreuzbild des Erretters
Winkt erbarmend hoch vom Chor.
Menschenkinder, arme Sünder,
Die ihr Todes Beute seid!
Betet, lebet, wirket, strebet!
Nicht Verwesung! — Ewigkeit. **M. Herbert.**

---

## Aus alter und neuer Zeit.

Vergangene Zeiten. Vor mir liegen staubige, vergilbte Blätter, deren Schreiber schon lange zu ihren Vätern versammelt sind, aber dankbar möchte ich ihnen sein, sie ersetzen uns heute durch ihre Aufzeichnungen nach hundert Jahren noch die lebendigen Zeugen vergangener guter und böser Zeiten. Wenn auch die Blätter nicht als Ganzes zu betrachten sind, so sagen sie doch, daß im Laufe der Jahrhunderte nicht immer die vergangene Zeit nur eine gute war, dagegen beweisen sie auch, daß heute manches anders, aber nicht besser geworden sei. So hat auf dem ersten Blatt der Schreiber verzeichnet, wie hoch der Reichsthaler im Jahre 1597 und folgende gestanden. Zuerst 33 Albus, aber schon 2 Jahre später 25 Groschen — 1603—5: 36 Albus oder 27 Groschen; so aber weiter gestiegen, bis der Chronist schreibt: Und im selben Jahre 1619, umb Ostern hat der Thlr. golten 1½ Thlr. und umb Martini angefangen 2 Reichsgulden. So ist der Werth weiter gestiegen 1622 um heilige 3 Könige 8 und 10 fl. „Volgende Ostern Sonntag in den Fasten bin ich zu Cassel gewesen im Markt galt im Anfang des Marktes der Reichsthaler 11 u. 12 fl., habe ich in Cassel still gelegen 5 Tage u. ist kommen bis auf 16 fl. u. bis nach Ostern auf 18. 20. u. 24 Rfl. Aber dann noch begonnen zu fallen, weil die Müntzordnung zu Septembr. 1622 folgt." — So mögen die wirthschaftlichen Verhältnisse in Hessen durchaus keine rosigen gewesen sein schon zu Anfang des dreißigjährigen Krieges, und doch brausen dann erst die Stürme jener Zeit über das arme Hessen hinweg. In alten Verträgen der Zeit waren die Kriegs-Unruhen ständige Artikel, so auch in dem vorliegenden, dem Pacht-Vertrag der Mühle zu Rentershausen vom Jahre 1637. Dort heißt es: „Da auch der Fall, was Gott verhüten wolle, kommen kann, daß wir wegen Kriegs-Überfall ausziehen müssen, so soll ihm (dem Müller) so es einen Monat oder mehr währen würde, solches an dem Zins erlassen werden." Der Zins betrug jährlich 7½ Viertel Korn, 8 Metzen Waizen, 8 Viertel Kleie, 30 Schlagekuchen und 4 Reichsfl.; dann 4 Hähne für die Wiese im giesen Hagen. Der Müller hatte alles in „baulichem Wesen" zu halten und bekam dafür das nöthige Bauholz vor die Mühle gefahren, 8 Mlt. Holz mußte er sich selber hauen, ferner erhielt er noch jedes Jahr, „wenn Gott völlige Mast werden ließ 2 Schweine, bei halber Mast aber nur 1 Schwein." —

Einen weiteren Blick in die Wirren dieser Jahre gewährt ein Anlehen der Gemeinde Beisförth, die 200 Thlr. vom Rentmeister Murhardt zu Spangenberg *lehnt, um die Kriegsunkosten zu decken.*

Mehr als alles dieses zeigen, wie tiefe Wunden der dreißigjährige Krieg dem Hessenlande geschlagen, die Erlasse und Gesetze, die ein weiser Fürst, Landgraf Karl, noch 40 Jahre nach Abschluß des westfälischen Friedens zum Besten seines Landes und seiner Unterthanen zu geben für nöthig fand. Industrie und Ackerbau lagen völlig darnieder, vom Krieg vernichtet, beide mußten wieder erst geschaffen werden, wie unmündige oder kranke Kinder durch Staatshülfe groß gezogen, daher die Reihe Ausfuhr- und Einfuhr-Verbote, die unsern heutigen Freihandels-Anhängern freilich nicht in das System passen dürften.

Da ist zuerst ein am 4. Juli 1684 erlassenes Verbot das „sothanen, jetziger Zeit höchst schädlichen Früchte-Verkaufes und Verführen außer Landes" „niemand, wer er auch sei, soll bis auf anderweite Verordnung bei Strafe der Confiscation einiges Getreide und Frucht es sei Korn, Weizen 2c. auch Hopfen ausführen und außer Landes verparthieren ..... Gegeben Stadt und Festung Cassel" —. 1692 wurde dieses Verbot aufgehoben, aber schon 1694 wieder erneuert „wegen des in den nächst vorigen Jahren verzehrten alten Vorrathes, sich hie und da wieder hervorthuenden Früchte-Mangels" „und hieraus endlich eine größere Theuerung wo nicht gar Hungersnoth, leichtlich erfolgen dürfte." — 1684 wurde das Ausfuhr-Verbot für Pferde gegeben und gedroht „mit ohnnachlässiger harter Geld- auch wohl gar nach Gelegenheit mit Leibesstraffen ahngesehn werden solle." Dann folgt eine Reihe von Einfuhr-Ver-

boten, 1683 für Messing- und Eisen-Drahtwaaren „auf Gesuch sämbtlicher Nadler allhier unterthänigst klagend vorgebracht“ „da außländische und einheimische Hausirer, Krämer und Juden mehrentheils untaugliche in Fremden Landen gefertigte Drahtwaaren ins Land brächten und den mit großen Kosten hergestellten Drahthütten merklich großen Abbruch thäten und den Nadlern die Nahrung gänzlich entziehen, das Brod gleichsam vor dem Munde wegnehmen würden — Bei Strafe von 100 fl.“ Ferner wurde 1685 die Einfuhr von Wollwaaren aller Art verboten, nachdem die Wolltuchmacher sich beklaget und gefordert die gleichen Verbote von 1634, 1657 und 1664 wieder erneuern zu wollen, weil sich vom „Wollkammen, Spinnen auch anderer zuarbeitung viele hundert Menschen bishero haben nähren können und die Landes Onera mittragen helfen.“ — Wie weit bis ins Kleinste sich die landesväterliche Fürsorge erstreckte sehen wir an dem der Wittwe Cath. Elis. Hermann auf drei Jahre ertheilten Privilegium des alleinigen Brandes und Verkaufes, der mit einem Löwen bezeichneten Tabakspfeifen, mit dem Bedinge, daß besagte Wittwe ohntadelhafte Waare liefere und zwar in wohlfeilerem Preis wie die „Frembden Tobackspfeiffen“ und „befehlen demnach unsern allen Beamten hiermit gnädigst und wollen, daß *hinkünftig keine fremden Tobackspfeiffen, welche* nicht in unserer Stadt Cassel gemacht und mit dem Löwen bezeichnet sind, in unserem Lande verstattet werden“ — „Also wird der Handel mit frembden Tobackspfeiffen nach dem letzten April hiermit allerdings und zwar mit dieser Verwarnung verboten, daß so Jemand nach solcher Zeit hierwider zu handeln sich gelüsten lassen würde, derselbe nicht allein mit willkürlicher Strafe belegt, sondern auch die bei ihm befindlichen frembden Tobackspfeiffen confiscirt werden sollen, wonach sich Jeder zu achten. Residenz Cassel 1684 den 30. Dec.“

Wie schon gesagt, war zu Anfang des Jahrhunderts der Werth des Geldes sehr schwankend, und er blieb es auch, dazu kamen noch die vielerlei Prägungen im ganzen deutschen Reich, Kaiser und alle Fürsten, Bischöfe und Aebte, Grafen und Reichsunmittelbare und zuletzt die große Zahl freie Reichsstädte, jeder prägte seine eigne Münze. Daher waren die Münz-Verordnungen sehr häufig aus wirthschaftlichen, auch aus politischen Gründen. So wurden in der Verordnung von 1691 55 verschiedene Münzarten für vollwerthig in Hessen erklärt, die übrigen aber seien innerhalb vier Wochen in der fürstlichen Münze zu Kassel abzustempeln, gegen Erlegung eines Hellers vom Gulden, „sonsten aber, da solche nicht innerhalb obgedachter, vierwöchiger Zeit abgestempelt sind, in unsern Fürstenthümer und Landen nicht ausgegeben auch angenommen werden sollen, jedoch sind hierunter die Abt-Corveyischen und andern Wittgensteinischen nicht verstanden, sondern bleiben nach wie vor gänzlich verrufen und haben unsere Unterthanen sich solcher obgedachter Münzen innerhalb der obgedachten Zeit gänzlich abzuthun und solche aus unseren Landen wegzuschaffen.“ — Schon 1693 kam ein weiteres Verbot, das sich erstreckte auch auf die Sachsen-Lauenburgischen Münzen, „alldieweil sich aber bei beschehener Probe befunden, daß Theils solcher Sachsen-Lauenburgischen Sorten gar schlecht und Beyschläge sind, dieserwegen auch der Verlust auf 100 Thaler Currant höher als 40 Thaler sich erstreckt,“ deshalb wurde befohlen, „daß solche sofort nach Publication dieses, ohne Unterschied in unseren Landen nicht weiter passiren, ausgegeben und angenommen werden sollen“ —. Diese unsicheren Geldwerthe beeinflußten auch die Preise der Landesprodukte, ein Verzeichniß der Uebergabe des Inventars auf der heutigen Domäne Cornberg vom 23. April 1685 zeigt, daß in der Zeit nicht wie heute ein Geldwerth des Inventars angenommen, sondern die Zahl der Stücke von Vieh, Wagen und selbst Hausgeräth aufgezeichnet, bei einer späteren Abgabe das Mehr oder Weniger in Geld berechnet und ausbezahlt wurde, so z. B. ein Rind mit 6 fl., ein Schaf 1 fl., ein Spreukorb 8 Heller, ein Sensenstein dagegen mit 2 Albus. — Aus einem 1660 von Joh. Phil. *von Baumbach mit seinem Schafmeister abgeschlossenen* Miethkontrakt geht hervor, daß der Natural-Lohn des Schäfers, dem heutigen Tages fast gleichkommt, $10^1/_2$ Mlt. Roggen, 10 Mtz. Weitzen, 10 Mtz. Erbsen, 2 Mtz. Lein gesät, 1 Sattel Kraut, 1 Sattel Rüben, 6 Mlt. Holz und 60 Stück Schafvieh, auch eine Kuh gefüttert. Der Werth der Schafe ist durchschnittlich auf $3^1/_2$ Kopfstücke festgesetzt. Für Anfertigen und Ausbessern der Schafhürden soll der Schäfer Essen und Trinken haben, an Geldlohn aber nur 4 Thlr. pr. Jahr.

Tief eingreifend in das wirthschaftliche Leben damaliger Zeit waren auch die seuchenartig auftretenden Krankheiten; die Pest, der schwarze Tod genannt, hielt Umzug von Stadt zu Stadt, die Pocken, selbst die Cholera, alle finden sich in großen Folio-Bänden beschrieben, aber die Heilkunst stand ihnen machtlos gegenüber, so wurden denn Gesetze erlassen, die Ansteckung zu hindern. Im Jahre 1666 erließ Landgräfin Hedwig Sophie ein Absperungsverbot der hessischen Lande gegen die Gebiete des Rheins und der Pfalz weil die Pest daselbst ausgebrochen; und weiter befiehlt Landgraf Karl 1682: „Alldieweil leider bekannt, was maßen die Contagion und Seuche der Pestilenz unserm Fürstenthumb und Ländern sich zu näheren beginnt, deswegen denn die hohe Nothdurft und eines Jeden Bestes Angelegenheit erfordert, daß ein jeder Hausvater mit den Seinigen sowohl in Städten als uffm Lande, in Flecken und in Dorfschaften sich auf ein halbes Jahr mit notthürftigen Meel und Salz in seiner Haushaltung proviantire u. versehe—.“

Ein anderes Verbot richtet sich gegen eine uns jetzt fremd gewordene, aber noch Anfangs dieses Jahrhunderts bestehende Einrichtung wider die bei den Anwerbungen der Soldaten „vorkommenden, unverantwortlichen Händel und Désordres, indem sowohl die in unserm Dienste sich engagirte Officires als denen untergebene und zu Werben ausgeschickte Soldaten gegen unsere Unterthanen wie auch frembden zwingen Dienst zu nehmen, in Arrest schleppen — —." Die 1689 angekündigte Bestrafung junger Mannschaft wegen Entweichen aus dem Dienst könnte auch heute noch gültig sein.

So ziehen einzelne Lebensbilder eines Jahrhunderts an unserm Innern vorüber, sagend, daß es vor Zeiten anders war im Hessenlande, doch nicht besser — nicht schlechter, denn die Menschen bilden und formen die Zeiten, und diese Menschen bleiben sich gleich in ihren Tugenden wie in ihren Fehlern.

H. Oe—d.

## Aus Heimath und Fremde.

„Akademische Erinnerungen" ist der Titel einer kürzlich im Verlage von Oskar Ehrhard in Marburg erschienenen Broschüre, welche das Korpsleben in Gießen und die früheren Verbindungs-Verhältnisse daselbst zum Gegenstande ihrer Besprechung hat. Verfasser der interessanten Schrift ist der Hofgerichtsrath a. D. Dr. jur. Ernst Klein in Darmstadt, ein alter Herr der Teutonia in Gießen, der dort zu Ende der vierziger Jahre studierte und heute noch mit Leib und Seele an seinem Korps hängt. Die gegenwärtig in Gießen bestehenden Korps: Teutonia, Starkenburgia und Hassia können sämmtlich auf eine rühmliche Vergangenheit von fünfzig Jahren und darüber zurückblicken: die Teutonia ist am 1. Juni 1839, die Starkenburgia am 7. August 1840, die Hassia am 9. August 1840 gestiftet. Letzteres Korps, das ursprünglich die Farben grün-weiß-roth trug, nahm nach seiner Vereinigung mit der Markomannia im Sommersemester 1843 die Farben schwarz-weiß-roth an. Vom 3. August 1840 bis zum Juli 1843 bestand in Gießen noch ein viertes Korps, die Rhenania, welches der bekannte Maler Trautschold durch ein prachtvolles Kneipbild verherrlicht hat. Von dieser „Rhenania" galt das Lied:

„Wir sind ja die Brüder vom Rhein,
Wir kommersiren in Wein," 2c.

Eine spätere Rhenania, die sich im Wintersemester 1846 aufthat, hatte auch nur kurzen Bestand, und so ist es denn bei den anderen drei Korps bis jetzt in Gießen geblieben. Der Hauptwerth der Schrift besteht in der Schilderung der Entwickelung des Korpslebens in Gießen, und wenn der Verfasser seinen „Akademischen Erinnerungen" die Bezeichnung „kulturhistorische Beiträge und Erörterungen" hinzufügt, so kann man ihm das Recht dazu gewiß nicht absprechen; gewiß werden die aus seiner Zeit stammenden alten Herrn auch dem zustimmen, was er über die Art und Weise des Fechtens und Paukens von Einst und Jetzt, über die Duelle und Schlägermensuren, sowie über die modernen Gebräuche und Gewohnheiten der Korps sagt. Daß er mit Vorliebe sich mit seinem eigenen Korps beschäftigt, wird man ihm gewiß nicht verargen, um so weniger, als er in keinerlei Weise den anderen Korps in Gießen zu nahe tritt und auch deren Geschichte, so weit es erforderlich ist, mit anerkennenswerther Unparteilichkeit schildert. Ist doch auch die Schrift ursprünglich nur als ein Album zum fünfzigjährigen Jubiläum des Korps Teutonia am 1. Juni 1889 gedruckt, und erst jetzt in Folge vielfacher Aufforderung durch Erscheinen im Buchhandel weiteren akademischen und sonstigen Kreisen zugänglich gemacht worden. Wir können dieselbe allen Freunden des Korpslebens auf das Beste empfehlen, aber auch Nicht-Korpsstudenten, wie Burschenschaftern und Landsmannschaftern, werden wenigstens die beiden ersten Kapitel, welche von den Verfolgungen der Studentenverbindungen auf den deutschen Hochschulen nach den Freiheitskriegen, und über die älteren Verbindungs-Verhältnisse auf den deutschen Hochschulen, handeln, Interesse gewähren. —

Von Gießen nach Marburg ist bloß ein Sprung. Da wollen denn auch wir uns von der alma Ludovica zu der alma Philippina wenden und hier des alt renommirten Marburger Korps Teutonia gedenken, das freilich mit der Gießener Teutonia nur den Namen gemein hat, in näheren Beziehungen zu dieser aber nicht steht. Gegründet am 20. Juli 1825 feierte die Marburger Teutonia zu Ende Juli d. J. ihren 65. Stiftungstag mit einem feierlichen Kommerse, den ein alter Herr des Korps, der Gymnasial-Oberlehrer a. D. G. Th. Dithmar, s. Z. (vor nunmehr 60 Jahren) zweiter Chargirter des Korps und gefürchteter Schläger, in Hexametern besungen hat. Wir werden hierauf, sowie auf die Geschichte dieses Korps, das sich in Marburg von jeher einer ganz besonderen Popularität erfreute, in unserer nächsten Nummer zurückkommen.

F. Z.

Das treffliche vaterländische Volksbühnenspiel unseres hessischen Dichters Franz Treller „Philipp der Großmüthige", welches in der vorigen Nummer unserer Zeitschrift eingehender besprochen worden ist, gelangt am 10. November in Kassel zur Aufführung. Es sind alle Vorbereitungen getroffen, um dieselbe zu einer nach jeder Richtung hin würdigen und vorzüglichen zu gestalten. Jedem Hessen wird es eine Freude sein, den berühmtesten seiner Fürsten, den schwertgewaltigen Mitkämpfer für die Reformation, in einer so edlen und dramatisch wirkungsvollen

Weise verherrlicht zu sehen, wie dies in der Treller'schen Dichtung der Fall ist. Der längst gehegte Plan, dem Landgrafen Philipp dem Großmüthigen in seiner alten Hauptstadt Kassel ein Denkmal zu setzen, rückt seiner Verwirklichung näher, und die Aufführung des Treller'schen Volksbühnenspiels wird dieselbe wesentlich fördern. So unterliegt es denn wohl auch keinem Zweifel, daß die letztere in ganz Kassel und Hessen überhaupt auf die sympathischste Aufnahme rechnen kann. -r.

---

Wie wir in der „Kasseler Allgemeinen Zeitung“ lesen, steht zunächst in Eschwege die Aufführung des Falckenheiner'schen Volksbühnenspiels „Der Apostel der Deutschen“ in Aussicht. Zur Ausführung dieses Planes soll sich daselbst aus den verschiedensten Bürgerkreisen ein Komité bilden, welches die Angelegenheit weiter betreiben wird.

## Briefkasten.

Ph. L. Berlin. Wegen absoluten Mangels an Raum ist es uns bis jetzt nicht möglich gewesen, Ihre Besprechung zu bringen. Offen gestanden, halten wir auch das Buch gar nicht der Aufmerksamkeit werth, in solch eingehender, wenn auch abfälliger Weise, besprochen zu werden. Es ist einfach unter der Kritik, schade um den guten Druck und das Papier. Freundlichen Gruß.

F. G. Marburg. Das Vermißte hat sich noch nicht wiedergefunden. Sie würden uns verbinden, wenn Sie uns die betr. Verfügung nochmals zusenden wollten; auch der in Aussicht gestellte Brief wird uns willkommen sein.

Dr. M. Gießen. Die gewünschte Auskunft erhalten Sie in aller Kürze. Für die Einsendung statten wir Ihnen unseren verbindlichsten Dank ab. Den Korrekturabzug werden wir Ihnen zusenden.

A. D. Kassel. Ueber den Zusammenhang der Sache werden wir Ihnen brieflich das Nähere mittheilen. Schon in dieser Nummer Ihrem Wunsche zu entsprechen, war uns nicht gut möglich. Wir bitten deshalb um Entschuldigung.

C. P. Wächtersbach. Wie Sie sehen gleich benutzt. Besten Dank und freundlichen Gruß.



Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: F. Zwenger in Fulda, Druck und Verlag von Friedr. Scheel in Kassel.




№ 22. Kassel, 15. November 1890.

Das „Hessenland“, Zeitschrift für hessische Geschichte und Literatur, erscheint zweimal monatlich zu Anfang und in der Mitte jeden Monats, in dem Umfange von 1½—2 Bogen Quartformat. Der Abonnementspreis beträgt vierteljährlich 1 Mark 50 Pfg. Einzelne Nummern kosten je 30 Pfg. Anzeigen werden mit 20 Pfg. für die gespaltene Petitzeile berechnet. Auswärts kann unsere Zeitschrift durch direkte Bestellung bei der Post, oder durch den Buchhandel, auf Wunsch auch unter Streifband bezogen werden; hier in Kassel nimmt die Buchdruckerei von Friedr. Scheel, Schloßplatz 4, Bestellungen, ebenso Anzeigen an. In der Post-Zeitungsliste für das Jahr 1890 findet sich das „Hessenland“ eingetragen unter Nr. 2772.



## Sympathie.

Der Himmel ruht in Sternenpracht,
Es glüht und duftet die Maiennacht.
Von allen Sternen einer glänzt
Aus weiten Fernen unbegrenzt.

Du hebst zu ihm den Blick, ich weiß,
Den strahlt er wieder liebeheiß.
Nur Deines hellen Auges Schein
Kann ihm den süßen Glanz verleih'n.

Du siehst ihn träumend an, wie ich,
Und uns're Blicke begegnen sich,
Und uns're Seelen in heiliger Gluth —
Die eine in der andern ruht.

Derselbe Traum, dasselbe Lied,
Vereint uns, ob die Welt uns schied.
Es wiegt uns ein, wir wissen's kaum,
Dasselbe Lied, derselbe Traum.

D. Saul.



# Die ältesten Kirchen im Hochstifte Fulda.

Vortrag, gehalten in der Jahresversammlung des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde zu Fulda am 15. Juli 1890.

Von Baurath Friedrich Hoffmann.

(Fortsetzung.)

## Die Kirche auf dem Petersberge.

Nordöstlich von Fulda, etwa 3 Kilometer entfernt, erhebt sich eine Basaltkuppe, um welche herum das Dorf Petersberg gelagert ist. Auf derselben steht eine Kirche, die weniger durch ihre Größe, als durch ihr Alter und ihre Bauformen ehrwürdig und bemerkenswerth ist. Hier hatte bereits Sturmius ein Kirchlein erbaut. Rhabanus Maurus, der nach dem Tode Eigil's im Jahre 822 zum Abte von Fulda erhoben wurde, vollendete den bereits von dem Nachfolger des hl. Sturmius, dem Abte Baugulf im achten Jahrhunderte begonnenen Bau einer größeren Kirche. Auch ein Kloster errichtete Rhabanus an der Nord- oder an der Westseite dieser Kirche, in welchem er selbst, nachdem er der Abtswürde entsagt hatte, bis zu seiner Ernennung zum Erzbischof von Mainz einsam und zurückgezogen den Wissenschaften lebte.

Der jetzige Kirchenbau besteht aus Theilen, die zu verschiedenen Zeiten hergestellt sind und wiederholt Aenderungen erfahren haben. Dem ersten Bau des Rhabanus Maurus gehört unbestreitbar die Krypta an, welche aus neben einander liegenden Tonnengewölben und aus einem davor quergelegten, an den Felsen gelehnten, ebenfalls überwölbten Gange besteht. Die Gewölbe sind von geringer Spannweite, höchst einfach und schmucklos, sie beweisen, daß ihren Erbauern das Ueberwölben größerer Räume noch unbekannt war. Dem ersten Bau mag auch noch der untere Theil der übrigen, in jeder Hinsicht sehr unregelmäßigen auf dem Felsen errichteten Außenmauern der Kirche angehören. Die Spitze der Basaltkuppe ist, wie die 1889 ausgeführten Herstellungsarbeiten ergeben haben, im Langhause der Kirche noch vorhanden. Dasselbe ist in spätgothischer Zeit erneuert und mit einem jetzt wohl 350 Jahre alten nur aus Vollgebinden von Eichenholz bestehenden bemerkenswerthen Dachstuhl versehen worden. Dem früheren romanischen Langhause werden die Gesimse mit Schachbrett-Ornament angehört haben, welche bei den vorjährigen Arbeiten zu Tage gefördert worden sind und jetzt in der Krypta aufbewahrt werden, ebenso wie spätgothische Fenstermaaßwerke, von denen jetzt nichts mehr in der Kirche zu sehen ist. Sowohl das Mauerwerk des Westthurmes wie das des Vierungsthurmes gehört der romanischen Zeit an.

Von großem künstlerischen und geschichtlichen Interesse sind fünf jetzt sämmtlich im Innern der Kirche befindliche Reliefs, welche den auf dem Erdrund thronenden Heiland, die auf einem Throne sitzende Jungfrau Maria mit dem Jesuskindlein auf dem Arme, den hl. Bonifatius und zwei Könige, die auf mit Thierköpfen gezierten und mit Füßen versehenen Thronen sitzen, darstellen. Die Königsbilder sollen Karlmann und Pipin vorstellen. Die Bilder des Heilands und des hl. Bonifatius sind geradlinig umrahmt, die beiden Königsbilder aber rundbogig abgeschlossen. Während die letzteren mit einem einfach profilirten Gesimse umgeben sind, sind die Bilder des Heilands, der Maria und des Bonifatius mit breiten reichgezierten laufenden Ornamenten versehen. Die Köpfe der sämmtlichen Figuren sind mit Heiligenscheinen umgeben. Der Faltenwurf der Gewänder und die Verzierungen derselben zeigen bei sämmtlichen Figuren große Aehnlichkeit, wie auch die Lilien, welche Maria in der rechten Hand und die beiden Könige in der linken Hand halten, gleichartig gestaltet sind, so daß unzweifelhaft sämmtliche fünf Reliefs aus derselben Zeit und aus einer Werkstätte stammen, welche wir, da hiesiger Sandstein verwendet ist, wohl auch hier in Fulda zu suchen haben werden. An den Bildern des Heilands und der Maria, die stets im Innern der Kirche sich befanden, ist die ursprüngliche Bemalung, welche in ungebrochenen ganzen Farbentönen, namentlich in Roth und Grün ausgeführt war, noch deutlich zu erkennen, während die drei anderen Steinbilder, die bis zum vorigen Jahre am Aeußeren

der Kirche angebracht waren, etwas ausgewittert sind. Am oberen Rande des Bonifatiusbildes ist mit alterthümlichen Majuskeln der Name des Heiligen eingegraben; weitere Schriften sind an den Reliefs nicht vorhanden.

Die Frage über das Alter dieser ehrwürdigen und in ihrer Einfachheit anziehenden Bilder hat hervorragende Alterthumskenner wiederholt beschäftigt, ohne bis jetzt zum Abschlusse gekommen zu sein. Während Professor Lange sie in das zwölfte Jahrhundert verweist, will Professor Adler aus der besonderen Art der Buchstaben in der Inschrift des Bonifatiusbildes, ferner aus der eigenthümlichen Art der laufenden Ornamente, welche die Figuren des Heilandes, der Maria und des Bonifatius umgeben, sowie auf Grund der Vergleichung mit anderwärts befindlichen gleichartigen und datirten Werken ihnen ein viel höheres Alter zuschreiben, indem er als Zeit ihrer Entstehung das neunte Jahrhundert annimmt. Die laufenden Ornamente, welche auf den einzelnen Bildern von einander abweichen, sind nämlich nicht, wie bei den laufenden Ornamenten aus der romanischen Zeit dies gewöhnlich der Fall war, erhaben, sondern vertieft, gleichsam in den Stein gravirt gearbeitet. In unserem engeren Vaterlande kommt, soviel ich weiß, Aehnliches nicht vor. Der Umstand, daß an den Steinbildern nicht, wie im neunten Jahrhundert bei uns die Regel war, antike Detailformen einfach kopirt sind, vielmehr die Ornamente dieser Steinbilder in der Weise späterer Zeit fortgebildet erscheinen, möchte sich die Annahme, daß dieselben bereits dem neunten Jahrhundert angehören, schwerlich aufrecht erhalten lassen, dagegen weit mehr auf die Frühzeit des romanischen Stils, in hiesiger Gegend also auf das elfte Jahrhundert hinweisen. Der vergleichenden Kunstforschung dürfte es zweifellos gelingen, Gewißheit über die Frage des Alters dieser Steinbilder zu verschaffen.

Noch sei bemerkt, daß die größte der einen Glocken im Westthurme der Kirche mit dem englischen Gruße in lateinischen Majuskeln geschmückt ist. Dieselben sind erhaben und von sehr alterthümlicher Form. Aus diesem Grunde und weil die Glocke denjenigen aus der romanischen Zeit entpricht, dürfte sie, obgleich eine Jahreszahl nicht vorhanden ist, wohl als eine der ältesten Glocken in hiesiger Gegend anzusehen sein. Sie dürfte wohl aus der Zeit von 1200—1250 stammen.

Indem wir zum Schlusse noch einen Blick nach dem an der südlichen Seite des Langhauses befindlichen Eingang zur Kirche werfen, der geschmückt ist mit einem laut Inschrift im Jahre 1685 durch den Propst von Riedesel erbauten zierlichen Portale im Barockstile, nehmen wir Abschied von der altehrwürdigen Kirche auf dem Petersberge, dem Ziele zahlreicher Wanderer, denen außer der Kunst auch die Natur gleichlohnenden Genuß gewährt, denn nirgends bietet sich ein prächtigerer eindrucksvollerer Rundblick der mächtigen Berge der Rhön dar, als gerade auf dem Petersberge.

(Schluß folgt.)



# Landgräfin Maria von Hessen,

## die Vormünderin und Mutter Wilhelms IX.

Von W. Rogge-Ludwig.

(Schluß.)

Nur die Freude an dem guten Betragen ihrer Kinder und den Fortschritten, die sie nach den Berichten ihrer Lehrer im Lernen machten, vermochten es, der Landgräfin den Schmerz der Trennung von ihnen ertragen zu helfen. Wie schwer sie unter dieser Trennung litt, zeigt sich in ihren Briefen an Wilhelm.

„Wahrlich, wahrlich, Du weißt nicht und ich hoffe, daß Du nie im Stande sein wirst, Dir auch nur vorzustellen, was ich um Euch zu leiden habe. Denn man muß so unglücklich sein, wie ich gewesen bin, um davon einen Begriff zu haben. Ich kann Dich versichern, Kassel ist in meinen Augen so häßlich, wie der Teufel, denn alle meine Freude und mein Vergnügen hat mich in dem Augenblick verlassen, als die Kutsche mit meinen drei Engeln davon fuhr.“

Mit Wehmuth gedenkt sie der Zeit, als sie ihre Kinder noch bei sich hatte und ihre vertraute Freundin, ihre englische Hofdame Tinny Kempen, noch lebte, in einem anderen Briefe an Wilhelm.

„Das waren vergnügte Tage für mich, wie ich deren kaum wieder erlebe; ich hatte da meine

geliebten Jungen bei mir und Tinny, was konnte ich weiter wünschen, wenn ich so alles um mich hatte, was ich so herzlich liebte? Was für ein trauriger Wechsel ist seitdem bei mir eingetreten! Statt diejenigen bei mir zu haben, die ich liebe, bin ich nun allein und habe meine besten Freundinnen verloren, welche mich, ich möchte sagen, in einer Wüste zurückgelassen haben, denn was für ein erbärmliches Geschöpf ist man in der Welt ohne Freund."

Die größte Sorgfalt verwendete sie, wie bereits erwähnt, auf die Ausbildung des Herzens und Verstandes des künftigen Landesherrn, dabei aber auch die sich bis ins Kleinste erstreckende Fürsorge für sein körperliches Wohl und seine Lebensgewohnheiten nicht außer Acht lassend. Große Sorge bereitete ihr die nicht unbegründete Befürchtung, es möchten einige bei ihrem sonst von ihr hochverehrten Vater hervorgetretene Charakterschwächen auf den Enkel vererbt worden sein. Es waren dies ein leicht aufbrausendes jähzorniges Wesen und unfreundliches Benehmen im Verkehr mit Andern, seine Vorliebe für kleinliche Einzelheiten, namentlich in Militärsachen, und vor allen sein Geiz. Von dieser letzteren Eigenschaft des Königs schreibt ein englischer Schriftsteller Lord Mahon: „Oft lag seine Börse in seiner Hand, aber nicht zum Geben geöffnet, sondern um befühlt und nachgezählt zu werden." Wiederholt warnt Maria ihren Sohn vor diesem Fehler; so schreibt sie ihm: „Bitte sage mir, ob Du daran denkst, Geld in Deine Tasche zu stecken und davon zu geben, wenn Du einen Armen siehst, es thut nichts, wen Du alles giebst, denn wenn Du einen guten Gebrauch davon machst, sollst Du immer genug davon haben."

Ebenso häufig sind ihre Warnungen vor seinem bei ihm hervorgetretenen heftigen jähzornigen Wesen, wie wir aus folgenden Briefen ersehen:

„Ich bin sehr betrübt, daß die heftigen Ausbrüche noch immer im Schwange sind. Bitte, mein Engel, mache Dich davon los, sobald als möglich, ich habe einen tödtlichen Abscheu davor."

„Kein Aufbrausen und kein kindisches Benehmen, mein lieber Bylly. Verzichte lieber auf ein Vergnügen, als daß Du Jemand beleidigst, wenn Du mir beweisen willst, daß Du mich lieb hast.

„Mäßige Deine Heftigkeit und überlege, bevor Du sprichst und handelst."

Die Geschichte Wilhelm IX. lehrt uns, daß es der Mutter gelungen ist, ihn von diesem Fehler und dem der Unfreundlichkeit im Verkehr mit Anderen zu befreien, daß dagegen ihre Bemühungen bei den anderen Fehlern weniger erfolgreich gewesen sind.

So reich die Kinder durch die Liebe ihrer Mutter beglückt wurden, so wenig hatten sie sich der Liebe ihres Vaters, namentlich nach der Trennung von ihm, zu erfreuen. Einmal hatte er an seinen Sohn Wilhelm zu seinem Geburtstag nach Göttingen geschrieben und dieser eine Abschrift des Briefes an seine Mutter eingeschickt, worauf diese ihm schrieb: „Ich bin Deiner Meinung, mein Engel, daß es ein sehr förmliches, kaltes Schreiben ist, und daß die Zärtlichkeit, die man Euch versichert, nicht groß ist."

Ihr gereichte es dabei zum Trost, daß sie an dem so traurig sich gestaltenden Verhältniß des Vaters zu seinen Kindern und zu ihr schuldlos war, und daß sie noch auf dem Sterbebette von sich sagen konnte, sie habe sich ihm gegenüber nichts vorzuwerfen.

Dagegen stand sie in echt kindlichem Verhältniß zu ihrem Schwiegervater, Wilhelm VIII. Sie war seine treue Begleiterin, als er in Folge der Ereignisse des siebenjährigen Kriegs wiederholt seine Residenz verlassen mußte und seinen Aufenthalt abwechselnd in Hamburg, Bremen und Rinteln nahm; sie war der Trost in seinen Leiden und stand ihm zur Seite, als er am 1. Februar 1760 in Rinteln seine Augen auf immer schloß.

Sie begab sich nach Zelle und trat ihr Amt als Regentin der Grafschaft Hanau an, konnte aber ihren Einzug in das bis dahin von den Franzosen besetzte Land erst am 11. März 1763 halten. Als Regentin hat sie ihre Pflichten getreulich erfüllt, bis der Erbprinz Wilhelm, großjährig geworden, am 13. Oktober 1764 die Regierung der Grafschaft antrat.

Endlich hatte sie hier nach so vielen Stürmen in ihrem Leben Ruhe und Frieden gefunden und konnte sich an dem Glück ihrer Söhne, da auch Karl, der dem Vorbild seiner Mutter am meistn entsprach, und Friedrich häufig und längere Zeit in Hanau ihren Aufenthalt nahmen, von ganzem Herzen erfreuen. Aber bald stellte sich ein Brustleiden ein, an dem sie immer schwerer zu leiden hatte, bis am 14. Januar 1772 der Tod sie in ihrem 49. Lebensjahr von allen irdischen Leiden erlöste. Wie in ihrem ganzem Leben, so zeigte sie auch auf dem Sterbebette die über alles Irdische erhabene Größe ihrer edelen Seele und die nimmer erlöschende unendliche Liebe zu ihren Kindern.

Ueber ihre letzten Lebenstage schreibt v. d. Asseburg, der ihr im Leben sehr nahe gestanden hatte, in seinen Denkwürdigkeiten: „Am Tage vor ihrem Tode litt sie unendlich, ein heftiger Krampf im Hals und Unterleib befiel sie, sie konnte nur noch mit der größten Mühe trinken und hatte keinen Schlaf. Da ließ sie ihre Kinder

Wilhelm und Friedrich noch zweimal zu sich kommen. Ueber das letzte Zusammensein mit ihrer Mutter theilte Prinz Wilhelm mit: „Unsere verehrungswürdige Mutter hatte sich, um uns zu beruhigen, ankleiden lassen und an einen Tisch gesetzt. Welch' ein trauriger Anblick! Wir mußten den Thee bei ihr trinken, sie hatte die Sprache schon fast ganz verloren, sprach einige Worte, wir konnten sie aber kaum noch verstehen. Da gab sie uns durch Zeichen zu verstehen, daß wir uns unterhalten sollten. Sie litt unaussprechlich, wenn sie aber einen Augenblick Ruhe hatte, betrachtete sie uns mit liebevollem Blick und sogar mit einem Lächeln.

Nach einer halben Stunde gab sie uns ein Zeichen, daß wir uns entfernen sollten. Es war das letzte Mal, daß wir unsere Mutter sahen, am anderen Morgen 7 Uhr ist sie mit vollem Bewußtsein und einer himmlischen Ruhe verschieden. Der Tod befreite sie von einem Leben, das nur eine Kette von Leiden und Verdruß gewesen war."

Allgemein war, wie Rath von Schrautenbach, ein Staatsmann, welcher ihr vollstes Vertrauen besaß und bei ihrem Tode zugegen war, an v. Asseburg schreibt, die Trauer über den Verlust des Schutzengels des Landes, der Beschützerin der Unterdrückten, der Armen und Kranken, mit einem Wort derjenigen, deren edeler Charakter, deren Herz, welches für jedes Unglück Mitgefühl hatte, sich die allgemeine Liebe erworben hatte. Sie war der Abgott ihres ganzen Hauses.

In dem bald nach ihrem Tode zu Hanau erschienenem „Hochfürstlichen Lebenslauf der durchlauchtigsten Fürstin Maria" heißt es am Schluß: „Hanau und das mit Hanau übereinstimmende Hessen wird ausrufen: Maria soll niemals in unserem Herzen sterben."

# Was sich ein Forsthof erzählt.

Von Carl Preser.

(Schluß.)

Der Morgen des 23. April 1809 entschied bei der Knallhütte nach kurzem Kampfe zwischen den Aufständischen und den Truppen Jérômes zu Gunsten der letzteren, während mit den fliehenden Aufständischen Furcht und Sorge in alle Dörfer einzog. Dieselben vier Offiziere, die noch vor wenigen Tagen vom Welleröder Forsthofe aus Proklamationen versandt hatten, setzten jetzt als Flüchtlinge über die Fulda und hielten sich den Tag über in dem dichtbewaldeten Schorn- und Stellberg auf. Unter ihnen befanden sich von Eschwege aus Reichensachsen, Wolff und von Hasserodt. Bei einbrechender Nacht jedoch flüchteten sie weiter nach Wellerode um dort im Hause des treuen Freundes und Kameraden sich zur Flucht aus dem westphälischen Machtbereich anzuschicken.

Doch was kein Verstand der Verständigen in dieser gefahrvollen Stunde gleich zurecht fand, das hatte auch hier ein unschuldiges Gemüth bereits geübt. Dorothee, das Dienstmädchen im Forsthofe, aus Pfieffe gebürtig, hatte gleich beim Oeffnen der Thür den nächtlichen Gästen angesehen, um was es sich in diesem furchtbaren Augenblicke handele, und war in das Dorf gerannt, um eine ganze Partie Bauernkleider herbei zu schaffen. Nur einige Minuten, und statt der angekommenen vier Offiziere verließen vier flinke Bauern den Forsthof, Wolff mit schwerem Abschied von dem kranken Otto, denn mit diesem war er zugleich verwandt und hatte ihm die Sorge für Frau und zwei Kinder ans Herz zu legen, welche auch später im Otto'schen Hause länger Gastfreundschaft genossen, bis sie dem nach Oesterreich entkommenen Flüchtling nachreisen konnten.

Uniformen und Waffen wanderten einstweilen in ein Kellerversteck. Doch in der nächsten Nacht begaben sich aus dem Forsthofe zwei Frauengestalten hinaus in den Forst, gruben hier ein Grab und beerdigten darin menschliche Kleider ohne Leiber und legten einige Degen dazu. Es waren die Revierförsterin Otto mit ihrer treuen Dorothee, welche letztere nicht wenig stolz darauf war, bei der Flucht der Offiziere eine so große Rolle gespielt zu haben. Als beide von ihrer nächtlichen Wanderung zurück kamen und sich das ganze Haus noch einmal ansahen, schienen sie auch mit ihrer Heldenthat zufrieden, denn nichts konnte etwaigen Spähern verrathen, daß hier Offiziere des Dörnberg'schen Aufstandes Unterkunft und Rettung gefunden hatten.

Noch graute indessen der Tag nicht; noch hatten Frau Otto und ihre Dorothee die Augen nicht geschlossen, als draußen ein ungestümes

Pochen erschallte und rauhe Stimmen im Namen des Gesetzes Einlaß begehrten.

„Da haben wir die Bescherung" rief der Revierförster und richtete sich in seinem Bett hoch auf, „das sind französische Gendarmen, geh', Frau, und öffne ihnen selbst, und dann mag Gott uns gnädig sein, der König hält, wie es scheint, doch noch einmal eine Jagd auf Edelwild hier ab." Er hatte sich nicht geirrt. Beim Oeffnen der Thür standen draußen zwei Gendarmen, die ihre Pferde bereits an eine Planke gebunden hatten, und mit dem Königlichen Revierförster zu sprechen begehrten, weil sich bei diesem einige Hochverräther aufhalten sollten. Frau Otto führte beide Diener des Gesetzes zu ebener Erde links in ihr Wohnzimmer, indem sie bemerkte, ihren Mann, der krank zu Bett liege, erst auf den Besuch vorbereiten zu müssen, was auch willig zugestanden wurde. Otto vernahm die Bestätigung seiner Vermuthung und bekämpfte die ihn erfassende Unruhe. Dann sagte er: „ich denke, gegen einen Kranken verfahren sie mit Rücksicht, bitte also, daß nur einer heraufkommt, der Andere mag sich an die Thür stellen, auf daß Keins von uns entschlüpft." Bald darauf trat denn auch mit klirrenden Sporn eine hohe, breitschultrige Gestalt herein, schritt auf Otto's Krankenlager zu, und schob den großen Bettvorhang zur Seite. Otto's Herz begann jetzt hörbar zu schlagen, und auf die Stirn traten dem armen Kranken dicke Tropfen. Frau Otto stand seitwärts; auch ihr war der Muth entschwunden, denn sie fürchtete nicht sowohl für die Freiheit ihres Mannes, als namentlich für die Wirkung, welche das bevorstehende Verhör und dessen Folgen auf seine Gesundheit haben würden. Der große schon grau melirte Schnurrbart des Gendarmen ließ diesen der geängstigten Frau als einen wahren Eisenfresser erscheinen, aber im Gesicht des Mannes spiegelte sich neben dem Ernste, der auf den Zügen lag, doch eine gewisse Gutmüthigkeit ab. Endlich ergriff der Schreckliche die zitternde Hand des Kranken, beugte sich über ihn nieder und flüsterte ihm im Dialekte eines echten Schwälmers in's Ohr: „Sie waren hessischer Fahnenjunker, ich war hessischer Wachtmeister, es lebe die alte hessische Kameradschaft", und sich dann wieder in die Höhe richtend, fuhr er mit lauter Stimme fort: „Wir sollen den Forsthof wegen einiger aufständischen Offiziere absuchen, aber ich sehe, Herr Revierförster, Sie sind krank; erschrickt Sie also mein Auftrag, so kommen wir in einer Stunde wieder, bis dahin haben Sie sich erholt, entrinnen kann uns ja doch Keiner, da wir im Dorfe bleiben." Otto, der schon bei den ersten Worten dem Gendarmen hoffnungsfreudig in's Gesicht sah, drückte jetzt herzlich dessen Hand, und erwiderte mit einem lächelnden Blick auf seine noch immer bangende Frau: „Thun Sie, lieber Freund, was Ihnen Ihre Befehle vorschreiben, untersuchen Sie das Haus vom Giebel bis in den Keller. Sobald Sie dann fertig sind, wird meine Frau einen Morgen-Imbiß zurecht gemacht haben, denn sie läßt sich's nicht nehmen, gegen Alle Gastfreundschaft zu üben, die hier einkehren. Allerdings werdet Ihr in meinem Hause einigen Herren in hessischen Uniformen begegnen, aber ich rathe Euch, die Hände davon zu lassen, weil das Zimmer, welches sie bewohnen, ihnen auf Allerhöchsten Befehl Seiner Majestät des Königs eingeräumt wurde."

Diese scherzhafte Bemerkung, die der Gendarm zunächst gar nicht verstand, gab auch der Revierförsterin Otto die Fassung zurück, so daß sie sich in aller Ruhe anschickte, ihrer zuverlässigen Dorothee den Auftrag zu geben, den beiden Herren auf der Wanderung durch das Haus zu leuchten.

Natürlich war im ganzen Forsthofe nichts Verdächtiges zu finden, denn selbst die alten Landgrafen hatten den beiden Königlichen Gendarmen nicht so viel Unruhe bereitet, als einst ihrem Königlichen Kriegsherrn, obwohl eine Rumpelkammer als Versteck, immerhin einigen Verdacht erwecken kann. Als jedoch die strengen Männer des Gesetzes, mit den besten Wünschen für die Wiedergenesung des Herrn Revierförsters, später von dannen ritten, sah ihnen Dorothee mit schalkhaft strahlenden Blicken nach und rief händeklatschend: „reitet Ihr nur zum Kukuk, unsere vier Bauern kriegt Ihr doch nicht mehr, und ihre Säbel sind im Hessenhag gut aufgehoben!"

---

## Don Juan d'Austria.

Von Karl Herquet.

Im Hauptquartiere zu Namur im prunkvoll prangenden Gemach
Ist Spaniens Feldherr Don Juan noch spät in nächt'ger Stunde wach.
Er schreitet auf und ab im Saal, wo schweigend auf ihn niederschau'n
Von großer Künstler Hand gemalt viel edle Herrn und edle Frau'n.
Er schreitet auf und ab im Saal, umdüstert und gedankenschwer
Ist seine hohe Heldenstirn und unstet schweift der Blick umher.

Da wird sein Auge plötzlich mild, es klärt sich auf sein Angesicht,
Denn mächtig faßt ein Zauber ihn, der hell aus einem Bilde bricht.
Ein Jüngling ist's mit blondem Haar, er steht in knapper Jägertracht,
Sein Arm ruht auf des Windspiels Hals, das ihn mit klugem Blick bewacht.
„So mit der Jugend Reiz geschmückt, so voller Anmut, wie Dich kaum
Des Künstlers Hand gestaltet hat, so wandelst Du durch meinen Traum.
Und ein Altar, der ewig flammt, ist Dir im Herzen aufgebaut,
Du meines Vaters theures Bild, das ich im Leben nie geschaut,
Wie sonnig ist die Stirne doch, wie leuchtet doch Dein Auge klar
Wie schweift auf ungemessner Bahn der Geist noch jeder Sorge baar.
Doch alles dies ein Opfer ward der Krone von so manchem Land,
Bis Du den müden Leib zuletzt umgabst mit weitem Mönchsgewand.
Auch Deinen Sohn, der einzig sinnt zu ringen Deiner Größe nach,
Umrauscht ein finsteres Geschick jetzt schon mit schwerem Flügelschlag.
Noch eine Hoffnung kräftigt ihn, doch wenn auch sie zerfließt in Schaum
Dann neidet er Dir selbst die Ruh' in einer Zelle kleinem Raum." —
Da wird es auf den Gängen laut, ein schwerer Tritt naht sich dem Saal,
Und durch die Thüre schreitet ernst ein Krieger eingehüllt in Stahl.
Es mustert kalt ihn Don Juan: „Ihr habt die Sendung schlecht erfaßt,
Daß Ihr von Eurem Schützling eilt, ihn fremden Händen überlaßt."
„Mein Feldherr, den Ihr „Freund" genannt, dem Ihr vertrautet Euer Glück,
Den hält nun Eures Bruders Macht auf ewig in Madrid zurück.
Er hat zu ungestüm für Euch ein Heer und Goldes viel begehrt
Auch hatte manch' geheimer Plan ihm allzusehr den Kopf beschwert.
So traf ihn denn ein tiefer Stoß bei Nacht, ein schwacher Todesschrei —
Und nun ist König Philipp's Hof von einem läst'gen Mahner frei."
Der Feldherr hört entsetzt ihn an, bleibt wie entsetzt am selben Ort;
Bis daß der Kampf im Busen tief sich endlich löst mit diesem Wort:
„O daß mich doch in jenem Streit, der mir die Schlachtenweihe gab,
Ein Maurisches Geschoß gefällt und mir verlieh'n ein Heldengrab,
O hätt ich jenem Ruhmestag, der bei Lepanto mir erschien,
Noch mich zum Opfer hingebracht, mit meinem Blut besiegelt ihn,
So säh' ich nicht in soviel Schmach, in soviel Trübsal mich verstrickt,
Indeß von keinem Himmel mehr ein günst'ger Stern hernieder blickt.
Ich sähe nicht so frühe schon, wo noch die Jugendblüthe glänzt,
Den Lorbeer welken Blatt um Blatt, der zum Verderben mich umkränzt.
Und kann ich mir erhalten noch von ihm den letzten grünen Zweig,
So duld' ich's gerne, daß mich nun empfängt der Erde dunkles Reich,
Daß mein bewegter Geist sich los von all' den stolzen Plänen ringt
Und sich vom Treiben dieser Welt zu höheren Lichtgefilden schwingt.
Dann seh' ich, was als höchsten Wunsch von allen meine Seele kennt,
Die Schranke sinken, die mich noch von Dir, mein großer Vater trennt."

1858.

---

## Aus seliger Jugendzeit.

Von Karl Herquet.

Wie lebhaft hab' ich wiederum empfunden,
Daß, wenn das Leben Schweres zugedacht,
Ein freundliches Geschick mich überwacht,
Bis ich des alten Glückes Pfad gefunden.
Es sendet mir nun längst verrauschten Klang,
Dem ich gelauscht in vollem Freiheitsdrang,
Es will die Brust mir wieder dehnen weit
Mit der Erinnerung seliger Jugendzeit.

Willkommen denn, du freudig Schlägerleuchten,
Wenn sich der Kampf erhebt im hohen Wald,
Wenn laut der Sekundanten Ruf erschallt
Und rothe Tropfen schon die Erde feuchten.
Ein Theil der Burschen drängt sich um den Kreis,
Wo noch des Kampfes Feuer lodert heiß.
Ein anderer indeß im Grase ruht
Und schlürft behaglich dort der Traube Blut.

Willkommen auch du frohe Tafelrunde,
Wo noch gefüllt die Becher bis zum Rand,
Ob auch die Kerzen tief herabgebrannt
Und schon vorüber mitternächt'ge Stunde.
Es braust das Lied dahin in voller Macht,
Und wilder sich der Jubel stets entfacht,
Frei aus des Weltlaufs immer gleichem Gleis
Schwebt auf der Geist im eignem Zauberkreis.

So laßt mich denn von Jugendmuth getragen
Zujauchzen dieser Klänge wildem Chor,
Bis im Gebüsch sich der Gesang verlor,
Der Nachtigall melodisch Liebesklagen,
Bis auf den Fluren, bis im grünen Hain
Hinstarb der letzten Rose Purpurschein,
Die sonst mich schmerzlich mahnt mit ihrem Licht
An ein verlor'nes, süßes Angesicht.

Mai 1858.

Die beiden Gedichte „Don Juan d'Austria" und „Aus seliger Jugendzeit" stammen aus dem poetischen Nachlasse des am 6. März 1888 zu Osnabrück verstorbenen Archivraths Dr. Karl Herquet, geb. zu Fulda, und sind uns von seinen Verwandten zum Abdrucke gütigst überlassen worden. Sind es auch nur Jugendgedichte, so zeigt sich in ihnen doch schon das schöne poetische Talent Herquet's, welches er später in seiner prachtvollen Dichtung „Markgraf Rüdiger" (1866) so vortheilhaft bekunden sollte. Ueber Karl Herquet s. „Hessenland", Jahrg. 1888, Nr. 10, 11 und 12.

# Aus alter und neuer Zeit.

## Skizzen aus der hessischen Kriegsgeschichte.

Von Freiherrn Maximilian von Ditfurth, weiland kurfürstlich hessischem Hauptmann.

### XVII.

Auf dem Rückzuge von Neu-Braunschweig 1777. Sehr geschickt erwiesen sich häufig die Amerikaner mit ihren Streifkorps beim Verfolgen sich zurückziehender Truppenabtheilungen, indem sie bei Blößen des Gegners sofort zum Angriffe vorgingen, sowie sie aber auf nachhaltigen Widerstand stießen, gleich wieder sich zurückzogen, wieder angriffen und eben so schnell wieder zu verschwinden pflegten. So hatte im Feldzuge von 1777 der amerikanische Parteigänger Oberst Butler, dem wahrscheinlich die Absicht des Generals Howe, sich von Neu-Braunschweig nach Amboy zurückzuziehen, verrathen worden war, sich in der Nacht vor dem Aufbruch der Armee so sehr zu nähern gewußt, daß es ihm gelang, als die Nachhut eben der Armee zu folgen sich anschickte, solche plötzlich auf das Ueberraschendste anzugreifen. Durch die außerordentliche Kaltblütigkeit, Entschlossenheit und Tapferkeit, mit welcher der Hauptmann von Wreden von den hessischen Jägern sich den Angreifern mit seiner Kompagnie entgegen warf, wurden zwar zunächst die schlimmsten Folgen, welche dieser überraschende Angriff sehr leicht hätte im Gefolge haben können, noch glücklich verhindert, jedoch verstand es Oberst Butler gut, fortgesetzt jener Nachhut auf den Fersen zu liegen, sie zu drängen und unaufhörlich zu beunruhigen. In Folge dessen war die Armee mehrmals genöthigt Halt und Front zu machen, um der Nachhut Unterstützung zu gewähren. Durch diesen mehrfachen Aufenthalt gebrauchte sie aber zur Zurücklegung der nur fünf Wegestunden betragenden Entfernung von Neu-Braunschweig nach Amboy, einen vollen Tag, und langte erst mit Einbruch der Nacht daselbst an, obgleich sämmtliche Bagage und das meiste Geschütz dahin vorausgesendet worden war. Ebenfalls war der Verlust an Getödteten und Verwundeten recht erheblich.

Auch in Anordnung von Hinterhalten waren die Amerikaner lange Zeit über Meister.

So z. B. pflegten sie fast stets in der Nähe von Mühlen, Obstgärten, oder auch von Farmen, wo sie wußten, daß gefällige Frauenspersonen sich aufhielten, kleine Hinterhalte zu legen, wo es ihnen denn häufig gelang, sogar auf derartige Abenteuer ausgehende englische Offiziere zu Gefangenen zu machen, da bei den englischen Truppen, sowohl auf Märschen als auch in Standlagern, in dieser Beziehung eine wenig löbliche Disziplin herrschte. Ebenso glückte es ihnen öfters, zumal in Zeiten, wenn in dem englischen Lager eine spärliche Verpflegung vorherrschte, durch das Vortreiben von Viehheerden, in der Nähe der diesseitigen Postenkette, die Beutelust der Engländer so sehr zu reizen, daß solche oft Hals über Kopf in derart gelegten Schlingen hineinfielen. Früher und schon nach geringerem Lehrgelde, ließen sich dagegen die hessischen Truppen Derartiges nicht nur zur Lehre dienen, sondern ahmten solche Listen vielmehr mit immer gesteigertem Geschick dergestalt nach, daß solche sehr bald ihre Lehrmeister übertrafen.

So gelang es dem Zusammenwirken der hessischen Jäger unter Oberst Simcoe und Wurmb mit dem Freikorps des Oberstlieutenant Emmerich 1777 eine Abtheilung Stockbridge-Indianer bei Miles Square dergestalt in einen Hinterhalt zu locken, daß dieselbe sammt ihren Anführern, Sachem Neham, und dessen Sohn völlige Vernichtung erfuhr, in Folge dessen auch die Reste dieses Stammes nicht weiter zu bewegen waren, den Amerikanern Hülfsmannschaften zu stellen.

### XVIII.

Auf Rekognoszirung vor Charlestown 1779. Als der General Clinton im Feldzuge von 1779 die Belagerung von Charlestown begann, wünschte er vor Allem, die zum Angriffe ausersehene Festungsfront, erst in möglichster Nähe und natürlich auch unbemerkt persönlich zu rekognosziren. Er befahl daher dem Hauptmann Ewald geeignete Anstalten zu treffen, daß er während der Vornahme dieser Kundschaftung namentlich nicht von feindlichen Streifpatrouillen überrascht und aufgehoben werden könne. Hauptmann Ewald bewirkte dies in folgender Weise. Er ließ zwanzig ausgesuchte Leute von einer, etwa eine halbe Stunde weit von der Stadt entfernten Baumgruppe aus, von wo längs des linken Ufers des Aschley-Flußes und eines daran hinlaufenden Dammes, sich ein niedriges Gestrüppe bis gegenüber jener Festungsfront hin erstreckte — auf Händen und Füßen — bis zu jener Stelle hinkriechen, von wo aus die beiden besonders ins Auge zu fassenden Hauptausgänge sehr genau übersehen werden konnten, und diese Mannschaften hier ebenso verborgen sich zweckmäßig aufstellen. Nachdem dieses geschehen war, näherte sich General Clinton mit zwei englischen Ingenieur-Offizieren, in der Uniform der hessischen Jäger verkleidet, von einer anderen Seite her, offen und frei jener Stelle, anscheinend rein zufälliger Weise; nach Art einer vorüberziehenden Streifpatrouille. Da schon öfter diesseitige Patrouillen diesen Weg genommen hatten, erregte deren Erscheinen beim Feinde daher auch so wenig Aufmerksamkeit, daß solcher es nicht einmal der Mühe werth erachtete auch nur einen Schuß zu thun, daher General Clinton und dessen Begleiter volle Muße fanden, ihre Beobachtungen anstellen zu können.

Nachdem sie in dieser Weise hier vorüber gezogen waren, zog sich auch Hauptmann Ewald, in der nämlichen verborgenen Weise, wie er dahin vor-

gegangen war, ebenfalls wieder von da zurück, so daß der Feind nicht die geringste Ahnung davon hatte in solcher Weise beobachtet worden zu sein.

---

## Aus Heimath und Fremde.

Das Korps „Teutonia“ in Marburg. Vom 1. bis 4. des Monats August feierte das Korps „Teutonia“ zu Marburg in herkömmlicher solenner Weise sein Stiftungsfest, das 65. Ein alter Herr, der Gymnasial-Oberlehrer a. D. G. Th. Dithmar, ein treuer Anhänger des Korps, vor 60 Jahren Konsenior desselben, hat die Feier, welche einen nach jeder Richtung hin zufriedenstellenden Verlauf genommen, in einem größeren Gedichte in Hexametern besungen, dessen Anfang und Schluß wir hier wiedergeben:

Möchtest Du hören Bericht von Festen in Marburg gefeiert,
Nun so wisse, das Korps Teutonia war es, das neulich,
Als gekommen in's Land der Monat erfreuender Ernte,
Seine Stiftung gefeiert in unvergeßlichem Jubel. —
Sechs Dezennien schon und fünf schöne Jahre vergingen,
Seit eine auserlesene Schar aufstrebender Jugend,
Die ein gesittetes Leben in ihrem Kreise bezweckten,
Sich vereinte zum Korps und die köstlichsten Farben erwählte:
Bläue des tagenden Morgens und Goldglanz der leuchtenden Sonne,
Und dazu noch das Roth, wie es schimmert in Wolken des Abends.
Freitags der Anfang. Es setzten die Wagen ankommender Züge
Wohlbehalten so viele der Alten auf Marburgs gesegnete Erde
Froh von harrender Jugend begrüßt und vom Bahnhof geleitet.
„Herrliches Marburg und Schloß Du und Thürme der Kirchen,
„Einstmals alltäglich geschaut, euch schaue ich wieder.“
Und wie aus dem leuchtenden Meere taucht hell die Erinnerung
An die schönste Zeit, die frohen Semester in Marburg.
Worte des Jubels erklangen gar manchem Mund bei dem Einzug;
Fand auch das Auge nicht mehr der alten Häuser so manches,
Die den Neubauten gewichen, wie Pilze entstanden der Erde.
Herzlich war das Wiedersehen des Freunds mit dem Freunde,
Mit dem Leibburschen des Leibfuchs vor'm Vierteljahrhundert,
Mit seinem Sekundant der Paukant, als lustig erklangen die Schläger,
Und zur Decke hinauf des Gegners Blutstrom entspritzte.
Gegenüber stand jetzt der Arzt befreundetem Arzte,
Einstmals hatten die Beiden zusammen bei Nasse gehöret,
Bei Herrn von Heusinger auch am Krankenbette gestanden,
Des Patienten Pulsschlag gefühlt und diagnosiret,
Gleich und brüderlich tauschten sie aus erwachte Gefühle.

— — — — — — — — — — — — —

Nördlich hinter dem Schloß liegt ein Garten mit herrlicher Aussicht
Unten in's Thal und hinauf zu der Kirchspitz und Nachbarin Minne,
Und ein Haus wie ein Schloß, selbst Fürsten könnten drin wohnen,
Steht in dem Garten mit ragendem Thurm und mit Sälen,
Die des Abends das Korps zur fröhlichen Kneipe vereinen.
Dorthin zogen die Alten zunächst, von der Jugend geleitet;
Dort war neue Begrüßung und dort Belebung der Geister,
Dort Erfrischung der Kraft. — — — — —

Der Verfasser, welcher, das silberweiße Haupt bedeckt mit der blau-roth-goldenen Korpsmütze, das Fest nach Kräften getreulich mitgemacht, schildert uns nun den Verlauf desselben und schließt sein Gedicht mit folgenden Versen:

Möge Euch Epigonen noch lange die Festzeit erblühen
Ja erblüh'n in Ehre und Sitte, in Glanz und in Segen
Und im Genusse der Freuden, wie sie der Jugend geziemen!
Denket der Alten dann auch, die zerstreut in dem Erdenschoß schlummern!
Was Ihr seid, das waren sie einstmals, und was sie nun sind,
Werdet sein Ihr dereinst. Gott spende uns Allen den Frieden! —

Das 65 jährige Stiftungsfest der Teutonia gibt uns Anlaß, einen kurzen Rückblick auf die Geschichte dieses renommirten Korps, des ältesten in Marburg, zu werfen, soweit wir dies, wenn auch außerhalb dieses Korps stehend, aus eigenen Wahrnehmungen in den vierziger Jahren, sowie auf Grund von Mittheilungen seitens älterer und jüngerer Mitglieder der Teutonia im Stande sind.

Zu Anfang dieses Jahrhunderts bestanden auf der Universität Marburg drei Landsmannschaften: die „Hassia“, die „Guestphalia“ und die „Rhenania“, aus denen später die gleichnamigen Korps hervorgingen. Die Verbindung „Teutonia“, welche kurz nach den Freiheitskriegen gegründet worden war, huldigte mehr den burschenschaftlichen Prinzipien und ging nach kurzem Bestehen in der Burschenschaft „Germania“ auf. Die Richtung, welche die letztere in der Mitte der zwanziger Jahre verfolgte, sagte

einer Anzahl von Mitgliedern nicht zu; diese traten aus und bildeten den Verein der „Blau-Rothen“, aus dem sich dann am 20. Juni 1825 das Korps „Teutonia“ mit den Farben blau-gold-roth und dem Wahlspruche: „Einer für Alle, Alle für Einen“ aufthat. Der Stifter dieses Korps waren es zehn: die Studiosen W. Ph. Burchhardi aus Oberkaufungen, K. F. Schantz aus Neukirchen, Wilhelm Lotz aus Wickerode bei Jesberg, E. G. F. Scherer aus Langenselbold, Theodor Stöber aus Neukirchen, Ludwig Schantz aus Naboldshausen, Karl Scherer aus Langenselbold, Eduard Groos aus Laasphe, W. Th. Göbell aus Schönbach und Raffin von Elberberg, zu denen im Laufe des Semesters noch die Studiosen Gustav Kraushaar aus Almerod, Andreas Henkel aus Fulda und Karl Scheffer aus Merxhausen hinzutraten. Von allen diesen lebt unseres Wissens heute nur noch der praktische Arzt Hofrath Dr. Groos zu Laasphe. Der erste Senior des Korps war der Theologe Burchhardi, der nach Amerika ausgewandert und früh dort verstorben ist. — Das Korps blühte rasch auf, in seinen Satzungen war ganz besonderes Gewicht auf einen gesitteten Lebenswandel gelegt, und da die Mitglieder dieser Bestimmung streng nachkamen, sich auch, ohne dabei dem flotten Burschenleben aus dem Wege zu gehen, durch Fleiß und Solidität auszeichneten, im übrigen die mit dem Korpsleben einmal verbundenen Obliegenheiten getreulich erfüllten, wacker paukten und in allen Fällen, wo es darauf ankam, Mannesmuth und Charakterfestigkeit bewiesen, wie sich dies für einen deutschen Korpsstudenten geziemt, so konnte es nicht fehlen, daß das Ansehen der Teutonia ebenso bei den Professoren und in den gesellschaftlichen Kreisen wie bei der Studentenschaft immer mehr zunahm. In jedem Semester erfreute sich das Korps eines guten Zuwachses Neueintretender, ganz besonders waren es die von Hersfeld kommenden Studierenden, welche in den ersten Jahren fast ausschließlich bei den Teutonen einsprangen.

Kurz nach Stiftung der Teutonia löste sich das Korps Rhenania auf. An seiner Stelle erstanden bald neue Verbindungen, die Lananen, Hanoven, Markomannen, Vandalen, Schaumburger, sodaß zu Anfang der dreißiger Jahre auf der damals kaum 400 Studenten zählenden Universität Marburg gleichzeitig, einschließlich der Burschenschaft, neun Verbindungen bestanden haben sollen, die alle Satisfaktion gaben. Seltsam nach unseren heutigen Begriffen muß aber das Verbindungsleben damals in Marburg gewesen sein. Eigene Korpskneipen gab es nicht, man kneipte bald hier bald da, nur die Burschenschaft hatte ihre besondere Kneipe in der Runkel'schen Wirthschaft in Weidenhausen; es existirt davon heute noch ein allerdings sehr selten gewordenes Bild, welches die Mitglieder der Marburger „Germania“ darstellt. An den Sonn- und Feiertagen wurde Nachmittags der Pfeiffer'sche Garten besucht, und sich daselbst mit Anstand zu langweilen gehörte einmal zum guten Tone. Ueberhaupt waren die Vergnügungen, welchen sich die Marburger Studenten in der damaligen Zeit hingaben, so bescheidener Natur, daß sie mit den diesen heute zu Gebote stehenden gar nicht verglichen werden können.

Im Sommersemester 1832 nahm das Korps Teutonia die Farben blau-weiß-roth an; es geschah dies, wenn wir recht unterrichtet sind, in Folge der Vereinigung mit der Markomannia. Im Wintersemester 1834/35 trat dann an Stelle dieser Farben blau-weiß-gold und im Sommersemester 1839 kam man wieder auf die ursprünglichen Farben in der Zusammenstellung von blau-roth-gold zurück, nachdem das Korps in Folge von Differenzen mit den „Hessen“ und „Westfalen“, die sich gleichfalls auflösten, auf kurze Zeit seine eigene Suspension verfügt hatte. Als im Wintersemester 1840/41 von Neuem Zwistigkeiten zwischen den Teutonen und den im Sommersemester wieder aufgethanem Korps „Guestphalia“, mit welchem die „Hasso-Nassoven“ (gestiftet am 15. Juli 1839) zusammenhielten, entstanden waren, bildete sich aus der „Teutonia“ ein neues Korps, die „Alemannia“, die aber, nachdem jener Zwiespalt beglichen war, sich wieder mit der Teutonia vereinigte. Letztere nahm nun wieder die Farben blau-weiß-gold an.

Eine Aenderung der Richtung der „Teutonia“ im Sommersemester 1842, veranlaßt durch die Studiosen Heinrich Fick und Ernst Roßteuscher, hatte zur Folge, daß eine Anzahl Korpsburschen aus der Teutonia austrat und unter Führung des sich großen Ansehens in der Studentenwelt erfreuenden Studiosus Emmerich Berner ein neues Korps „Markomannia“ aufthat, aus dem dann 1843 die „Hassia“ entstand, die aber trotz ihres forschen Auftretens in ihren ersten Semestern schon im Winter 1845/46 aus dem Korpsverbande ausschied. Daß die Bewegungsjahre vor 1848 dem Korpsleben besonders günstig gewesen seien, wird Niemand behaupten wollen. Wie bei verschiedenen Korps auf anderen Universitäten, so blieb die damals herrschende Richtung auch auf die „Teutonia“ in Marburg nicht ohne Einfluß. Neuerungen, wie Kürzung der Renoncenzeit u. s. w., die im Sommersemester 1845 unter dem Seniorate Bockenberg's eingeführt worden waren, hatten nur eine sehr kurze Dauer, schon im nächsten Jahre kehrte man zu den altbewährten Einrichtungen des Korps zurück. Im Wintersemester 1852/53 führte das Korps wieder die alten Farben blau-roth-gold ein, bei denen es bis jetzt verblieben ist. Im Jahre 1862 erwarb die Teutonia mit Hilfe ihrer alten Herren an der Nordseite des Schlosses (Hainweg 4) eine eigene Kneipe, in welcher sie sich 1887/88 ein ebenso komfortables wie gemüthliches Heim schuf. Ein Streit mit den Hasso-Nassoven um den Vorrang des Alters wurde von dem Kösener

S. C, dem die Marburger Korps schon seit einer langen Reihe von Jahren unterstehen, als oberster Instanz zu Gunsten der Teutonia entschieden.

Das Korps kann mit Genugthuung auf seine rühmliche Vergangenheit von 65 Jahren zurückblicken. Bis zu dem abgelaufenen Sommersemester zählte es 648 Korpsburschen, darunter 17 Ehrenmitglieder. Tüchtige Staatsmänner und Professoren, hochstehende Beamte, ausgezeichnete Juristen, Seelsorger, Aerzte und Lehrer sind aus ihm hervorgegangen, und wie es sich in den gesellschaftlichen Kreisen der alten Musenstadt Marburg stets eines großen Ansehens erfreute, so genoß es auch bei der Bürgerschaft eine seltene Popularität. Dies zeigte sich so recht, als es im Jahre 1875 sein fünfzigjähriges Stiftungsfest beging, das einen glänzenden Verlauf nahm. Ganz Marburg feierte dasselbe mit und rührend waren die Zeichen der Anhänglichkeit, welche die Bürger Marburgs bei dieser Gelegenheit den alten Herren der Teutonia bewiesen. Ein Gleiches wiederholte sich, als das Korps im Jahre 1885 sein 60 jähriges, und in diesem Sommer, als es sein 65 jähriges Stiftungsfest feierte. Möge die Teutonia auch ferner in gleicher Weise wie seither blühen und gedeihen. —

F. Z.

---

Universitätsnachrichten. In Marburg haben sich als Privatdozenten habilitirt: Dr. K. Giesenhagen für Botanik, Dr. Wachenfeld für Strafrecht und Strafprozeß. — In der theologischen Fakultät zu Gießen sind zu außerordentlichen Professoren ernannt worden: Lic. O. Holtzmann daselbst und Lic. W. Baldensperger, bisher in Straßburg.

---

Am 15. Oktober starb zu Gießen der ehemalige Professor der Chemie Dr. Heinrich Will im Alter von 78 Jahren am Herzschlage. Professor Will war am 8. Dezember 1812 zu Weinheim geboren und wurde 1852 der Nachfolger von Justus von Liebig auf dem Lehrstuhle für Chemie in Gießen.

---

Am Montag den 10. November hat im großen Stadtparksaale in Kassel die erste Aufführung des trefflichen Volksbühnenspiels „Philipp der Großmüthige“ von Franz Treller unter großem Andrange und vollem wohlverdienten Beifalle stattgefunden, welcher der prächtigen Dichtung nicht minder als den mit voller Begeisterung für dieselbe und ihren Gegenstand Mitwirkenden galt. Ebenso reicher Beifall ist auch den folgenden Aufführungen zu Theil geworden in einem Maaße, das gleichen Erfolg auch für die weitere Fortsetzung derselben sichert.

F. F.

---

## Hessische Bücherschau.

Hermann Wolff, Beiträge zur chemischen Kenntniß der basaltischen Gesteine des Knüllgebietes in Kurhessen. — Sitzungsberichte der physikalisch-medizinischen Sozietät in Erlangen, 22. Heft, Jahrgang 1890, S. 118—140. München, Lehmann's medizinische Buchhandlung.

Die Basalte unseres steinreichen Hessenlandes haben in den letzten Jahren in hervorragender Weise das Interesse der Geologen in Anspruch genommen (man vergl. unsere Referate in Hessenland 1887 S. 361; 1889 S. 14 und 44 und 339; 1890 S. 116). So liegt uns jetzt wieder die Arbeit eines bayerischen Gelehrten vor, welche die basaltischen Gesteine des Knüll zum Gegenstand hat, die Basalte der Gegend zwischen Hersfeld und Treysa.

Die Gesteine entstammen folgenden Bergen:

1) der Stellerskuppe (im NO. von Reckerode, zwischen letzterm Orte und Hersfeld),
2) dem Krötenkopf (östl. Ausläufer des Eisenberges, im NO. vom Dorf Willingshain),
3) dem Eisenberg (im N. von Willingshain, im S. von Salzberg),
4) Bruch auf dem Lottersberg (Hohebaum) (im N. von Olberode),
5) dem Reiffenberg (im NO. von Schorbach),
6) dem Rimberg (Bruch im SO. von Gönzhain, oberhalb des Jagdhäuschens),
7) dem Kronberg (im SW. von Schorbach),
8) dem Döhnberg (im W. von Hausen),
9) der Ibrakuppe (im NO. von Ibra).

Das der Untersuchung zu Grunde gelegene Material hat Professor Dr. K. Oebbeke zu Erlangen, welcher im Auftrage der Direktion der königlich preußischen geologischen Landesanstalt und Bergakademie zu Berlin die geologische Aufnahme der Blätter Niederaula und Neukirchen ausführte, gesammelt. Die Untersuchungen in Rede bestanden sowohl in mikroskopischer Erforschung der die Gesteine zusammensetzenden Mineralien, als auch in mit großer Akribie ausgeführten chemischen Analysen.

Die Resulate sind die, daß die Gesteine von den Fundstellen 2, 3 und 4 als Basalt in engerem Sinne, von 1 und 5 als feldspathreicher, von 6 und 7 als feldspatharmer Basanit, von 8 als Nephelinbasalt und von 9 als Limburgit anzusprechen sind.

Nennenswerthe Einschlüsse zeigt der Basalt der Stellerskuppe und der Lottersberger Basalt. In ersterem finden sich massenhaft eingesprengte Olivinkörner, hier und da Olivinknollen von der Größe eines Menschenkopfes, in letzterem treten Einschlüsse von Chabasit und in Skalenoedern krystallisirter Kalkspath auf.

Ack.

# Anzeigen.

## G. Wilhelmi
### Cigarrenfabrik und Import-Geschäft
**Cassel,**
**Wolfsschlucht Nr. 2,**

empfiehlt von seinen

**Cigarren eigener Fabrikation**

**nachfolgende Marken**, welche wegen ihrer **Preiswürdigkeit, Milde und Schönheit des Aromas** besonders beliebt sind:

| | | | | |
|---|---|---|---|---|
| Trifolio | per 10/10 | Kiste . . | Mark | 45.— |
| Central | „ 10/10 | „ . . | „ | 50.— |
| La Campana | „ 10/10 | „ . . | „ | 55.— |
| El Riqueza | „ 10/10 | „ . . | „ | 60.— |
| Alborada | „ 10/10 | „ . . | „ | 70.— |
| Unica | „ 10/10 | „ . . | „ | 80.— |
| La Duquesa | „ 10/10 | „ . . | „ | 95.— |
| Jockey-Club | „ 10/10 | „ . . | „ | 100.— |
| Bella Riberena | „ 20/20 | „ . . | „ | 120.— |
| El Agrado | „ 5/5 | „ . . | „ | 65.— |

(unsortirte 89er Habanna-Cigarren)

**Zu Festgeschenken**

**elegante Weihnachtspackungen** in reellen guten Qualitäten.

Direct importirte Habanna - Key - West- u. Manilla-Marken, Cigaretten und Rauchtabacke.

**Imhoff'sche Patent-Pfeifen** zu Originalpreisen.

**Französische und deutsche Spielkarten.**

---

**Verlag von Friedr. Scheel, Buchdruckerei, Kassel, Schloßplatz 4.**



## Das schwarze Rehwild.

Von Karl Brandt.

Mit einer Abbildung.

(1889.)

## Die Viehseuchen.

Im Auftrag des landwirthschaftl. Centralvereins für den Regierungs-Bezirk Kassel populär dargestellt von

**P. Schmelz,**
Königl. Departements-Thierarzt und Veterinär-Assessor.

(1878.)

---

# Einbanddecken

**für den Jahrgang 1890**
**der Zeitschrift „Hessenland“**

werden vom Unterzeichneten in gleicher Ausstattung wie die früheren Jahrgänge in **olivengrüner** und **rehbrauner Leinwand** mit **Gold- und Schwarzprägung** zu dem äußerst billigen Preise von **1 Mark das Stück** (nach Auswärts franko gegen Einsendung von 1 Mark 20 Pfg. in Briefmarken) geliefert.

Vollständiger Einband in Decke mit rothem Schnitt à 2 Mark (nach Auswärts mit Portoaufschlag).

Bestellungen auf Einbanddecken mit Angabe, ob **grün** oder **braun**, (auch für frühere Jahrgänge), bitte **baldmöglichst** direkt an den Unterzeichneten oder an die Expedition und Verlag, Buchdruckerei von Friedr. Scheel hier, gelangen zu lassen, damit beim Erscheinen der letzten Nummer die Decken ebenfalls versandt werden können.

Kassel, den 10. November 1890.

Hochachtungsvoll

**Wilh. Ritter,**
Buchbinderei, Präge- und Vergoldeanstalt,
**Königsthor 5.**

---

In der **Friedr. Scheel'schen Buchdruckerei, Kassel,** Schloßplatz Nr. 4, sind folgende Formulare u. dergl. stets vorräthig:

An- und Abmeldescheine. — An- und Abmeldescheine für Krankenkassen. — Anmelde-Formulare nach §. 11 des Unfall-Gesetzes. — Unfall - Anzeigen. — Formulare zur Alters- und Invaliditäts - Versicherung der Arbeiter: a) Arbeits - Bescheinigungen (von der Gemeindebehörde auszustellen), b) Arbeits-Bescheinigungen (vom Arbeitgeber auszustellen), c) Krankheits-Bescheinigungen (von der Gemeindebehörde auszustellen), d) Krankheits-Bescheinigungen (von den Krankenkassen auszustellen). — Lohnnachweisungen. — Klagstellungen. — Zahlungsbefehl - Gesuche. — Mieth - Bedingungen und Quittungs - Bücher. — Frachtbriefe. — Forstverwaltungsformulare für Interessenten-Waldungen.

**Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: F. Zwenger in Fulda, Druck und Verlag von Friedr. Scheel in Kassel.**




№ 23. Kassel, 1. Dezember 1890.

Das „Hessenland", Zeitschrift für hessische Geschichte und Literatur, erscheint zweimal monatlich zu Anfang und in der Mitte jeden Monats, in dem Umfange von 1½—2 Bogen Quartformat. Der Abonnementspreis beträgt vierteljährlich 1 Mark 50 Pfg. Einzelne Nummern kosten je 30 Pfg. Anzeigen werden mit 20 Pfg. ür die gespaltene Petitzeile berechnet. Auswärts kann unsere Zeitschrift durch direkte Bestellung bei der Post, oder durch den Buchhandel, auf Wunsch auch unter Streifband bezogen werden; hier in Kassel nimmt die Buchdruckerei von Friedr. Scheel, Schloßplatz 4, Bestellungen, ebenso Anzeigen an. In der Post-Zeitungsliste für das Jahr 1890 findet sich das „Hessenland" eingetragen unter Nr. 2772.



# Fulda.

Wie bleicht in meinem Geiste Dein Bild, du hehre Stadt,
Das mir seit Jugendtagen so hell geleuchtet hat,
Seit ich durch Deine Straßen gethan den ersten Gang,
Seit ich von Deinem Dome vernahm der Glocken Klang.

Wie oft sah ich im Geiste die Zeit zurückgebracht,
Wo noch auf diesen Fluren lag Finsterniß und Nacht,
Wo noch der Wölfe Heulen erschallte durch den Wald,
Doch zu dem Fuldastrande sind Boten hergewallt.

Die schufen aus Gesteine hier stattlich einen Bau,
Von wo das Licht geschienen rings in die grüne Au,
Ich sehe Lehrer kommen, die bringen Gottes Wort.
Und die zur Leuchte machen den auserwählten Ort.

Den Abt seh' ich hier walten mit seinem gold'nen Stab
Und tapf're Ritterschwerter beschützen Winfrieds Grab,
Das Grab des Gottesboten, der kam in's Buchenland
Und wilder Heiden Herzen dem Herrn hat zugewandt.

Der noch als Greis voll Eifer verfolgte treu sein Ziel,
Durch roher Friesen Beile als Glaubenszeuge fiel,
Der Fuld, die Lieblingsstätte, zum Ruheort erkor,
Und schlummert, ein Schutzheil'ger, im Dome unter'm Chor.

Die Leuchte, die getragen einst Bonifaz ins Land,
Sie wäre bald erloschen, wenn Einer nicht sich fand,
Der Oel hinzugegossen. D'rauf flammt sie licht und rein,
Daß sie in deutschen Gauen fand hellsten Wiederschein.

Rhaban ist's, den ich meine, der solches Werk gethan,
Der fern aus Süd und Norden die Jugend zog heran,
Der lang vergrab'ne Schätze den Schaaren machte kund,
Die in der Klosterschule lauschten des Lehrers Mund.

Was Römergeist geschaffen, das machte kund Rhaban,
Er machte alten Dichtern und Denkern freie Bahn
Und aus den heil'gen Schriften erschloß er Gottes Wort,
Des Glaubens und der Liebe, des Friedens festen Hort.

Gesungen und geschrieben von Mönchen ward das Lied,
Hier von dem Waffenmeister, der durch die Lande zieht,
Von Hildebrand, dem trotzte sein Sohn, der Hadubrand,
Und wie die Recken schwangen ihr Schwert mit starker Hand.

Am Kampfe Lust und Freude hat ja der deutsche Mann,
Wie's mancher hat bewiesen noch in des Klosters Bann,
Doch mehr hat Gott Gefallen, er, uns'res Lebens Licht,
Der sein allmächtig „Werde“! laut in die Welten spricht,

Daß Geistesnacht verschwinde, aufhöre böser Krieg,
Und Christus, Fürst des Friedens, erringe Macht und Sieg,
Und Gott hat wohl behütet die Stätte, wo Rhaban
Vor mehr als tausend Jahren dem Lichte brach die Bahn.

Ob mit der Zeiten Wechsel sich wandelt Art und Brauch
Und Altes weicht dem Neuen, oftmals zum Schaden auch —,
In Fulda gilt noch immer, was sich hat wohl bewährt,
Hier wird das Gold, das alte, all'zeit noch hoch geehrt.

Es wollte Fulda nimmer abhold dem Fortschritt sein,
Und nicht in alte Schläuche eingießen neuen Wein,
Fest steht fürwahr das Eine, fort lebt Rhabanus' Geist,
Und unter deutschen Schulen blüht Fulda noch zumeist.

Ist doch nach Fuld gerichtet aus deutschem Land der Blick,
Dich hat die Zeit geweihet, begünstigt das Geschick,
Drum pilgern und wallfahren so viele hin nach Dir,
Und ehrfurchtsvolle Grüße nimm, theure Stadt, von mir.

Du, die geweihte Stätte, Du, des Apostels Gruft,
Die wie mit lauter Stimme hin in die Lande ruft:
Kommt her, ihr Völkerhirten, naht mir von nah und fern!
Es strömt aus heil'ger Quelle hier Geisteskraft vom Herrn.

Marburg. **G. Th. Dithmar.**

---

# Die ältesten Kirchen im Hochstifte Fulda.

Vortrag, gehalten in der Jahresversammlung des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde zu Fulda am 15. Juli 1890.

Von Baurath Friedrich Hoffmann.

(Schluß.)

## Die Kirche zu Rasdorf.

Von Fulda in nordöstlicher Richtung etwa 26 Kilometer entfernt liegt an der alten bedeutenden Handelsstraße, welche von Frankfurt über Fulda und Eisenach nach Leipzig führt, in einer anmuthigen hügeligen Gegend, die noch den nördlichen Ausläufern der Rhön angehört, im Flußgebiete der Werra, das freundliche Pfarrdorf Rasdorf. Die daselbst befindliche ansehnliche, zu Ehren des hl. Johannes und der hl. Cäcilia geweihte, frühere Stiftskirche macht sich weithin durch ihren 54 Meter (etwa 188 Fuß) hohen Thurm bemerklich. Derselbe steht auf der Durchschneidung des Langhauses und des Querschiffes und ist sonach ein Vierungsthurm, dessen Konstruktion, da er mit seiner Westseite nur auf zwei Pfeilerbündeln von etwa 1,5 Meter Durchmesser ruht, zwar eine kühne ist, sich aber doch seit mindestens sechs Jahrhunderten gut bewährt hat. Westlich schließt sich an den Thurm ein dreischiffiges flachgedecktes Langhaus an; das westliche Joch des Mittelschiffes wird durch einen gruftartigen Einbau eingenommen. Das an die gewölbte Vierung sich anschließende Querschiff ist flachgedeckt, während die Vierung selbst und der nach Osten gerichtete, mit drei Seiten eines Achtecks geschlossene Chor überwölbt sind.

Der jetzige Bau gehört sehr verschiedenen Zeiten an und zeigt eine durch mehrere Jahrhunderte reichende Baugeschichte. Bei dem Mangel von Urkunden und Inschriften läßt sich das Alter der einzelnen Theile nur an der Hand der vergleichenden Kunstgeschichte und nur annähernd bestimmen, was hiermit versucht werden soll.

Der älteste Theil ist der gruftartige Einbau im westlichsten Joche des Mittelschiffes, welcher entschieden noch der romanischen Zeit angehört. Er öffnet sich mit zwei Säulen und drei Arkaden nach dem Mittelschiff; nach den Seitenschiffen öffnete er sich mit je einer jetzt zugemauerten Arkade. Die Sohle der stämmigen, einschließlich der Kapitäle nur etwa 2 Meter hohen beiden Säulen der Ostseite, deren Schäfte sanft geschwellt sind, liegen jetzt 55 Cm. tiefer, als der später erhöhte Fußboden der Schiffe. Die Basen der Säulen ähneln der attischen Basis; jedoch ist auch die unterste Platte kreisrund, somit ohne Eckblätter und nicht quadratisch. Die Kapitäle sind mit einer Reihe niedriger akanthusartiger Blätter, sowie mit allerlei rohen Thier- und Menschenfiguren verziert. Während die Deckplatte der einen Säule einfach profilirt ist, befindet sich an der Deckplatte der anderen Säule ein aus stehenden Blättern und Rosetten bestehendes Ornament. Diese Säulen, und namentlich deren Kapitäle, machen einen höchst alterthümlichen Eindruck, so daß man versucht sein könnte, denselben ein ungewöhnlich hohes Alter zu-

zuschreiben. Einen ziemlich sicheren Anhalt zur annähernden Bestimmung ihres Alters bietet aber das laufende Ornament des aus einer Schräg- und einer Deckplatte bestehenden Kämpfers der zwischen dem Mittelschiff und dem südlichen Seitenschiffe befindlichen Arkade, welches schwer zugänglich, aber den Säulen offenbar gleichalterig ist. Dieses Ornament ist ein laufendes; es besteht aus streng romanisch stilisirtem Blattwerk und aus Thierfiguren. In der Kirche der am Zusammenfluß der Fulda und der Edder belegenen ehemaligen Benediktinerabtei Breitenau sind die Kämpfer der Arkadenpfeiler genau ebenso profilirt und ebenso mit laufenden Ornamenten verziert. Da nun Breitenau im Jahre 1113 gegründet und 1142 vollendet worden ist, werden wir nicht fehlgehen, wenn wir annehmen, daß der älteste Theil der Kirche zu Rasdorf zu Anfang oder in der Mitte des zwölften Jahrhunderts, etwa um das Jahr 1125 erbaut worden ist. Mit dieser Annahme stimmt der Umstand überein, daß die Arkaden des Einbaues, wie bei Breitenau, halbkreisförmig überwölbt sind, und daß noch andere Thür- und Fensteröffnungen des Westtheils des Mittelschiffes halbkreisförmig geschlossen sind.

Ein aus einer einfachen Tonne bestehender unter dem westlichen gruftartigen Einbau befindlicher Keller scheint späterer Zeit anzugehören, denn der nördliche Arkadenpfeiler setzt sich bis in den Keller fort. Es liegt demnach die Vermuthung nahe, daß der jetzige Fußboden des Kellers die ursprüngliche Höhe des Fußbodens des gruftartigen Einbaues ist.

Der zweiten Bauperiode sind die Arkaden des mittleren Schiffes des Langhauses zuzuschreiben, und zwar nur der untere Theil, etwa bis zum steinernen Gesims. Die Arkaden bestehen aus drei Paar Säulen und einem Paar Pfeilern, einem bei uns seltenen Motiv, das aber nordwärts von uns, an der Weser, am Harz u. s. w. in der romanischen Zeit häufig zur Anwendung gelangte. Die Pfeiler nehmen, von Westen gerechnet, die dritte Stelle ein. Auch der Fußboden der Schiffe lag früher tiefer und ist im westlichsten Joche etwa 10 Cm., im übrigen Theile des Schiffes etwa 35 Cm. erhöht worden. Diese Maße ergeben sich dadurch, daß die Unterkante der betr. Säulenbasen jetzt 10, bezw. 35 Ctm. unter der Oberkante des Fußbodens liegen.

Während die Platten der Säulenbasen des westlichen Einbaues kreisrund sind, haben die Grundplatten der Basen der Arkadensäulen des Mittelschiffes quadratische Grundform. Die attische Basis der westlichsten Säule der Südreihe zeigt außerdem die für die Zeit des Uebergangsstiles charakteristische unterschnittene Hohlkehle und Eckblätter, welche bekanntlich den Uebergang vom unteren Wulst der Basis zur quadratischen Grundplatte derselben vermitteln. Die Säulenbasen der beschriebenen Art gehören aber der späteren romanischen Zeit und dem Beginn des Uebergangsstiles an, einer Periode, für die in unserer Gegend frühestens die Zeit um das Jahr 1200 anzunehmen sein dürfte. Die Schäfte dieser Säulen haben geringe Anschwellungen.

Die Kapitäle der sechs Säulen des Langhauses sind sehr bemerkenswerth. Sie sind unter sich verschieden, jedoch sämmtlich mit Blattwerk, Ranken und Schnecken verziert. Die Deckplatte einer von diesen Säulen ist mit einem laufenden Ornament versehen, die Deckplatten der übrigen Säulen sind einfach profilirt. Ist auch das Blattwerk mit den Schnecken und Ranken der Kapitäle unbeholfen und ziemlich ungeschickt gefertigt, so ist an denselben doch noch deutlich zu erkennen, daß sie Nachbildungen des antiken korinthischen und des antiken jonischen Kapitäles sind. Wenn diese Ornamente auch nicht so schön und zierlich wie an den Kapitälen der Fuldaer Michaelskirche gearbeitet sind, so liegt doch die Vermuthung nahe, daß, wenn nicht die so glücklich erhaltenen Säulenkapitäle der St. Michaelskirche selbst, so doch andere gleichalterige und gleichartige Arbeiten dieser Art, welche ohne Zweifel an der ehemaligen Klosterkirche in Fulda sich befanden, den Kapitälen der Arkaden des Langhauses der Kirche zu Rasdorf als Vorbild gedient haben. Es ist daher denkbar, daß diese Kapitäle trotz ihres alterthümlichen Ansehens gleichalterig mit den Basen der betreffenden Säulen sind und ebenfalls der Zeit des Beginns des Uebergangsstils, d. i. der Zeit um das Jahr 1200, angehören, zumal Basen, Schäfte und Kapitäle genau auf einander passen und nicht etwa als später nachgearbeitet erscheinen. Mit der Annahme, daß der untere Theil der Arkaden des Mittelschiffes dem ersten Viertel des 12. Jahrhunderts zuzuschreiben sei, steht nicht im Widerspruch, daß diese Arkaden spitzbogig überwölbt sind, denn spitzbogige Gewölbe kommen schon an der in ihren Haupttheilen um 1200 erbauten Stiftskirche zu Fritzlar vor.

Die sämmtlichen übrigen Theile der Kirche zu Rasdorf gehören dem gothischen Baustile an, und zwar, mit Ausnahme der oberen Geschosse des Vierungsthurmes, der Frühgothik. Wir haben uns also zu denken, daß, als die frühgothischen Theile, d. h. die Außenmauern der Seitenschiffe, das Querschiff mit der Vierung und der Chor mit der Sakristei erbaut wurden, die damals sonst vorhandenen Bautheile der Kirche, namentlich der früher unzweifelhaft vorhanden gewesene Chor abgebrochen wurden. Darüber wie die abgebrochenen Theile beschaffen gewesen,

fehlt es an jeglichem Anhalt; über die Grundform des Chors würden vielleicht Aufgrabungen, die aber nicht ohne Aufhebung des jetzigen Fußbodengeplättes der Kirche würden vorgenommen werden können, Aufschluß geben.

Bei dem Umbau in der frühgothischen Zeit, welcher vermuthlich auch ein Erweiterungsbau war, wurden die Arkadenmauern des Mittelschiffes bis zur Höhe der Chormauern hoch geführt, und Chor, Querschiff, Mittelschiff sowie die Giebel des Quer- und des Mittelschiffes mit einem durchlaufenden gleichartigen Hauptgesims versehen. Das frühgothische Maßwerk ist in dem Obergaden des Mittelschiffes noch in sämmtlichen Fenstern erhalten. In den Seitenschiffen zeigt frühgothisches Maßwerk nur noch das westlichste Fenster der Südseite. Im südlichen Querschiff ist das Maßwerk des Giebelfensters herausgebrochen, in den übrigen Fenstern des Querschiffes ist es dagegen noch erhalten. Auch die Fenster des Chors haben sämmtlich noch ihr Maßwerk bewahrt, und ist dasselbe bei einigen an der Außenseite mit Säulen besetzt.

An der Süd- und an der Nordseite des Querschiffes befinden sich die mit niedrigen Spitzbogen überwölbten Haupteingänge, welche an den Schrägungen der Gewände mit Säulchen und Hohlkehlen versehen sind. Die Kapitäle der Portalsäulchen sind mit frühgothischem Laubwerk geschmückt. Im Inneren der Kirche finden wir sowohl an den Vierungspfeilern, wie an dem Chor, der gegen die Vierung und die Schiffe um mehrere Stufen erhöht ist, Dienste, deren Basen und Gesimse einfach profilirt sind; an zwei Diensten im Chor sind die Kapitäle mit Laubwerk geziert. Der frühgothische Bau, der Masse nach der größte Theil der Kirche, mag um das Jahr 1250 ausgebaut sein.

Wir kommen nun zum jüngsten Bautheile der Kirche: den oberen kleineren Geschossen des Vierungsthurmes. Das vorletzte Geschoß zeigt vier spitzbogig überwölbte Lichtöffnungen ohne Maßwerk, das oberste Geschoß hat acht mit zweitheiligem Maßwerk versehene Lichtöffnungen, welches auf etwas späte gothische Zeit, vielleicht auf die Zeit um 1400, hinweist. Das Mauerwerk des Vierungsthurmes ist wohl erhalten und zeigt trotz der kühnen Konstruktion weder Risse noch Sprünge.

Von den im obersten Steingeschoß des Vierungsthurmes hängenden Glocken sind drei, obwohl von verschiedener Größe, doch von gleichartiger Arbeit und Gestaltung. Wenngleich sie auch ohne jegliche Inschrift und Verzierung sind, so deutet doch ihre Form auf ein verhältnißmäßig hohes Alter.

Wenn es mir gelungen sein sollte, das Interesse für dieses Baudenkmal in unserem engeren Vaterlande zu erwecken, welches besonderer Beachtung würdig, aber noch nicht in den Kreis der Kunstforschung gezogen worden ist, so ist mein Zweck erreicht.

---

# Zur Geschichte der Fuldaer Landes-Bibliothek.

Von F. Zwenger.

Zu den Sehenswürdigkeiten Fulda's gehört in erster Linie die Landes-Bibliothek mit ihren reichen Schätzen an Handschriften und Inkunabeln. Sie ist im Verhältniß zu anderen Bibliotheken Deutschlands noch jungen Datums, stammt sie doch erst aus dem letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts. Ihr Gründer ist der hochsinnige Fürstbischof Heinrich der VIII. von Bibra, dessen Leben wir in dem Jahrgange 1888 unserer Zeitschrift „Hessenland" ausführlicher geschildert haben.

Es ist bekannt, daß die frühere Fuldaer Klosterbibliothek, die hinaufreicht bis zu den Zeiten des hl. Bonifatius und des hl. Sturmius, von welcher der gelehrte Polyhistor Petrus Bertius aus Beures in Flandern in seinen Kommentarien zur deutschen Geschichte schreibt, die Klosterkirche in Fulda besitze eine mit alten Kodices ausgerüstete Bibliothek, wie Deutschland keine ältere und reichere aufzuweisen habe, im 16. Jahrhundert auf bis jetzt noch nicht vollständig aufgeklärte Weise fast vollständig verschwunden ist. Historiker, wie Schannat, Kindlinger, Freys, Komp, Groß, Gegenbaur haben sich angelegentlich mit dieser Frage beschäftigt, ohne zu einem sicheren Resultate zu gelangen. Die in der heutigen Landes-Bibliothek vorhandene höchst werthvolle Sammlung von Kodices und Inkunabeln entstammt zumeist dem Kloster Weingarten in Schwaben. Sie wurde, wie wir später sehen werden, unter der Herrschaft des Erbprinzen Wilhelm Friedrich von Oranien-Nassau über Fulda (1802—1806), bezw. unter dem französischen Gouverneur von Fulda, dem General Th. Thiebaut im Jahre 1807 der Fuldaer Landes-Bibliothek einverleibt.

Der erste Bibliothekar der Fuldaer öffentlichen Bibliothek war der gelehrte Benediktiner-Pater Prof. Dr. theol. Petrus Böhm. Derselbe entstammte einer Fuldaischen Bürgerfamilie, die in ihren Nachkommen heute noch in Fulda blüht. Geboren war er am 20. März 1747, trat 1767 in den Benediktinerorden und wurde am 4. Mai 1772 zum Bibliothekar des Benediktinerkonventes bestellt. In demselben Jahre wurde ihm auch die Ordnung der Hofbibliothek übertragen. Zu gleicher Zeit war er außerordentlicher Professor der Experimental-Physik an der Universität Fulda, später wurde er ordentlicher Professor der Dogmatik an derselben. Im Jahre 1776 reiste er im Auftrage seines Fürsten nach Kassel, Göttingen, Wolfenbüttel und Braunschweig, um die Einrichtungen der dortigen Bibliotheken kennen zu lernen, und trat in diesen Städten mit hervorragenden Gelehrten und Fachmännern wie Schmincke, Piderit, Heyne, Dietz, Kestner, Erxleben, Blumenbach, Lessing, Jerusalem in literarischen Verkehr. Nach seiner Rückkehr wurde er am 23. Dezember 1777 zum ersten Bibliothekar der öffentlichen Bibliothek ernannt, mit deren Erbauung am 4. Mai 1771 begonnen worden war, die aber erst am 5. Mai 1778 feierlich eingeweiht und dem Publikum zur Benutzung übergeben wurde. Professor Böhm blieb bis zu seinem am 12. Februar 1822 erfolgten Tode erster Bibliothekar der Fuldaer Landes-Bibliothek, um deren Einrichtung er sich große Verdienste erworben hat. Er hat „Nachrichten von der öffentlichen Bibliothek zu Fulda", nach den von ihm geführten Tagebüchern zusammengetragen, im Manuskripte hinterlassen, die in schlichter Darstellung über die Hauptmomente in der Geschichte der Fuldaer Landes-Bibliothek von ihrer Gründung an bis zu dem Jahre 1811 Auskunft geben. Wir gestatten uns, hier einen Auszug folgen zu lassen, hoffend, daß derselbe nicht ohne Interesse für die Leser unserer Zeitschrift sein wird.

Nach Gründung der Universität zu Fulda durch den Fürstabt Adolf von Nassau im Jahre 1734 wurde die Errichtung einer öffentlichen Bibliothek zu einem unabweisbaren Bedürfnisse. Männer von Einsicht verschlossen sich dieser Ansicht keinen Augenblick, und betrieben auch mit Eifer diese Angelegenheit, doch sollte die Ausführung nicht so rasch von statten gehen, als man annehmen zu können glaubte. Erst den Bemühungen des Superiors des Benediktinerklosters, Domkapitulars Karl von Piesport, ist es zuzuschreiben, daß zu Anfang der siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts der Fürstbischof Heinrich VIII. von Bibra, dem das Fuldaer Land so viele segensreiche Verordnungen und Anstalten verdankt, die Stiftung einer öffentlichen Bibliothek beschloß und die Sache auch sofort mit der ihm eigenen Energie zur Ausführung bringen ließ.

Ueber die nächste Ursache zur Errichtung einer öffentlichen Bibliothek berichtet Petrus Böhm in seinen Aufzeichnungen wie folgt.

Die damalige Klosterbibliothek befand sich in einem sehr üblem Zustande. Das Bücherverzeichniß war oberflächlich abgefaßt und unvollständig. An eine Fortsetzung desselben dachte man nicht. Die Bücher waren in einem dumpfen Zimmer neben der Krankerei des Klosters untergebracht. Sie standen ohne besondere Aufsicht einem jeden Mönche zum Gebrauche. Man holte sich, was man wollte, und brachte nach Belieben die entliehenen Bücher zurück. Diese Unachtsamkeit erregte in Petrus Böhm, einem der jüngsten Klostergeistlichen, den Gedanken, einen Katalog zu entwerfen, die vorhandenen Bücher ordnungsmäßig aufzustellen, die zurückgelieferten einzutragen und die noch fehlenden besonders zu verzeichnen. Bei dieser freiwilligen Arbeit überraschte ihn sein adeliger Klostermitbruder Benedikt von Ostheim. Dieser ermunterte ihn zur Fortsetzung seiner Arbeit, benachrichtigte den Superior Karl von Piesport davon und bat, dem Petrus Böhm die Aufsicht über die Klosterbibliothek zu übergeben, was auch am 11. September 1769 geschah. Mit Freude und Eifer unterzog sich Petrus Böhm unter Anleitung des gelehrten Superiors dieser Aufgabe. Der Katalog, welchen er nunmehr aufstellte, die Bibliothekseinrichtungen, die er traf, fanden die volle Anerkennung Karl's von Piesport. Dieser machte den Fürstbischof Heinrich auf die Leistungen des jungen Klostergeistlichen aufmerksam, zeigte ihm dessen Katalog und leitete es so ein, daß der Fürst den Wunsch aussprach, Petrus Böhm möchte ihm auch ein genaues Verzeichniß der Bücher in der über der Hofkapelle im dritten Stockwerke des Residenzschlosses befindlichen Hofbibliothek anfertigen.

Lassen wir jetzt Petrus Böhm nach seinen Aufzeichnungen selbst reden:

„Am 2. Mai 1770 übergab mir Se. Hochfürstliche Gnaden die fast 15 Jahre lang verschlossene, und nur von dem geistlichen Herrn Geheimen Rathe und Offiziale Fischer, der den Schlüssel dazu hatte, gebrauchte Hofbibliothek. Ich ließ die Bücher in ihrer seitherigen Ordnung, oder eigentlich in ihrer Unordnung stehen und liegen und verfertigte ein alphabetisches Verzeichniß darüber. Während dieser Arbeit wurde wurde ich oft von geistlichen und weltlichen Vornehmen und von Sr. Hochfürstlichen Gnaden selbst besucht, Höchstwelchem der Wunsch bei-

gebracht wurde, diese Bibliothek gemeinnützig zu machen.

„Am 9. Mai überreichte ich den fertigen Katalog und mußte auf Anleitung des Herrn Superiors anstatt der Belohnung die Bitte thun, Se. Hochfürstliche Gnaden möchten diese Büchersammlung mit jener in unserem Kloster vereinigen und daraus eine ordentliche Bibliothek errichten. Das fürstliche Jawort war der Lohn meiner Arbeit und der Grund der auf Landeskosten errichteten ordentlichen Bibliothek."

Es wurde nun die Erbauung eines besonderen Bibliothekgebäudes beschlossen. Es ist bemerkenswerth, daß zum Bauplatze der dem Benediktinerkloster gegenüberliegende Grund und Boden gewählt wurde, auf dem einst die alten berühmten Fuldaer Schulen gestanden hatten. Am 30. September 1771 wurde von dem Fürstbischofe Heinrich der mit dem Buchstaben A von außen bezeichnete Grundstein auf der Südseite, der Klosterpforte gegenüber gelegt; die in eine bleierne Tafel geschnittene und in diesen Stein nebst einigen Landesmünzen eingefügte Schrift lautet also:

„Anno Christi MDCCLXXI die XXX mensis Septembris lapidem hunc posuit R$^{mus}$ ac C$^{lmus}$ S. R. I. Princeps ac Dominus D. Henricus VIII ex *illustrissima familia de Bibra*, Ecclesiae Fuldensis Episcopus et Abbas, per Germaniam et Galliam Primas, D. Augustae Archicancellarius etc. etc. Qui, cum litterarum studiis meliorem formam restituere decrevisset, ut quibuslibet litterarum cultoribus subsidia summopere necessaria haud deessent, hanc domum erigi, et publico sumtu omnium facultatum libris instrui, atque universis patere voluit. Cuius memoria in benedictione sit".

Hiernach folgen die Namen der damals lebenden 88 Fuldaischen Benediktiner mit den Bemerkungen:

„Hoc anno per universam Germaniam maxima supra hominum memoriam annonae caritas fuit. 230 librae siliginis vix 18 florenis emi potuere.

His quoque temporibus plerique Principes catholici in corrigendis, restringendis minuendisque Regularibus laborant.

Rectane id mente fiat, an potius Ministrorum avaritia, odio et invidentia, aliave sinistra animi affectione? nos, qui Benedictini sumus, ipsimet iudices esse nolumus.

Aedificium hoc in parte occidentali vetustissimi coemeterii fratrum, atque in ruderibus veterum scholarum Fuldensium, quo in loco posterioribus his annis hortulus erat, exstruitur. Architectus est Carolus Philippus Arnd."

Dem Professor P. Petrus Böhm wurde hiernach der Auftrag ertheilt, einen Plan zur inneren Einrichtung der Bibliothek zu entwerfen. Mit Eifer unterzog er sich unter dem Beistande des Superiors Karl von Piesport und des Geheimen Rathes Fischer dieser Aufgabe. Zugleich fertigte er ein alphabetisches Bücherverzeichniß und einen wissenschaftlichen Katalog an, außerdem stellte er noch ein Verzeichniß über 238 Doubletten und ein solches über 311 fehlende Bücher auf. Er hatte die Genugthuung, daß sein Plan den Beifall und die Genehmigung des Fürsten fand.

Am 5. Mai 1776 war der Bibliotheksbau, der bis dahin 13,438 fl. gekostet hatte, so weit vorgeschritten, daß die aus 4204 Bänden bestehende Benediktinerkloster-Bibliothek, ferner 1440 Bände aus der Hofbibliothek, 218 Bände aus der ehemaligen Jesuiten- und Seminariums-Bibliothek, 109 von dem Geheimen Rath Fischer und noch 140 von anderen Freunden der Anstalt geschenkte Bücher nach dem von P. Böhm verfaßten Schematismus in den Büchersälen aufgestellt werden konnten. Ueber diese Büchersammlung fertigte nunmehr Petrus Böhm einen fünffachen Katalog an, und zwar einen Catalogus manuscriptorum, einen C. alphabeto-classicus, einen C. alphabeto-universalis, einen C. librorum, qui pluries adsunt und einen C. benefactorum.

Später kamen noch fünf weitere Kataloge hinzu, und zwar Catalogus librorum notis ab erudita manu hinc inde illustratorum, C. virorum, qui libros notis illustrarunt, C. incunabulorum artis typographicae, C. librorum a typographiae principibus impressorum und C. librorum Fuldae impressorum.

Am 23. Dezember 1777 erschien das fürstliche Dekret, die Bibliotheksregeln und die Instruktion für den Bibliothekar betreffend. An demselben Tage wurde Professor Petrus Böhm zum ersten Bibliothekar und der Benediktiner Kolumban Becker zu seinem Gehülfen ernannt. Nach der Bibliotheks-Ordnung sollte die Bibliothek jeden Dienstag, Mittwoch und Donnerstag von 9 bis 11 Uhr Vormittags und 2 bis 4 Uhr Nachmittags für Jedermann offen stehen, und das zwar von dem Wintermonate an bis 14 Tage vor Ostern und von dem dritten Dienstag nach Ostern bis zu Anfang des Herbstmonats.

Am 5. Mai 1778 wurde die Bibliothek im Namen des Fürstbischofs von dem Domkapitulare und Superior Benedikt von Ostheim in Gegenwart der Universitäts-Angehörigen und vieler anderer Theilnehmer aus allen Ständen unter Pauken- und Trompetenschall feierlich eröffnet. Der Bibliothekar Professor Petrus Böhm hielt eine lateinische Rede über den Zustand und die Schicksale der berühmten alten Fuldaischen Bibliothek und las darauf die allgemeine Bibliothek-

ordnung vor. Von diesem Tage an stand die Fuldaer Bibliothek zu den dazu bestimmten Tagen und Stunden zu Jedermanns Gebrauche offen.

Schon vor der feierlichen Eröffnung erfreute sich die Fuldaer Bibliothek, wie das Fremdenbuch ausweist, eines zahlreichen Besuches. Ihr erster Besucher aber war der Kurfürst und Erzbischof von Mainz, Friedrich Karl Joseph von Erthal. Dieser glänzende und als freigebig bekannte Fürst erschien in Begleitung des Fürstbischofs von Fulda mit hohem Gefolge am 15. Mai 1777 in der Fuldaer Bibliothek, hielt sich längere Zeit in derselben auf, besichtigte namentlich die Manuskriptenbände genau, lobte die Einrichtung und versprach zum Danke ein Buch zu schenken. Ob er diesem Versprechen auch nachgekommen ist, darüber geben die Akten der Fuldaer Bibliothek keine Auskunft.

(Schluß folgt.)

---

# Aus dem Marburger Studentenleben vor hundert Jahren.

Von Otto Gerland.

Ostern 1791 bezog C. L. D. aus Kassel die Universität Marburg. „Im Anfang“, schreibt er an eine Schwester, „war die Post eben nicht besetzt, hernach aber kamen noch viele Leute. Es befanden sich auf derselben erstlich ein Kaufmann aus Marburg, der von Holland kam und unsere Ohren beständig mit seinem Holland ermüdete, hernach eine alte Frau aus Kassel, die sich den Staar von Herrn Hofrath Jung*) operiren lassen wollte, eine andere Frau aus Kassel mit einer Magd, die in Zweren zu uns stieß, weil man auf ihr zu warten vergessen hatte, ein Bergoffizier, der drei Stunden von Kassel mit Extrapost uns einholte, an den man auch nicht gedacht hatte, endlich der Kammerdiener vom Grafen von Monreal, der sehr vergnügt war, daß er mich antraf, indem er doch jemand hatte, mit dem er französisch sprechen konnte. Von Wabern fuhren drei Marburger Studenten blind mit, die zu Fuß eine Geniereise nach Göttingen gemacht hatten.“

Ueber die Ausgaben unseres Studenten war Folgendes vorgesehen: Das Mittagsessen wird zur Vermeidung der bei den öffentlichen Tischen vielfältig eintretenden Gelegenheiten zu außerordentlichen Ausgaben von der Frau Oberförsterin Müller, einer der vorzüglichsten und reinlichsten Speisewirthinnen, bezogen und auf die Stube gebracht; es besteht aus Suppe, Gemüse und Fleisch, wobei viermal in der Woche ein Beiessen oder Stück Braten und Sonntags noch außerdem ein Stück Kuchen gegeben wird, und kostet wöchentlich nach Kasseler schwerem Gelde 24 Albus**). Es gab aber auch Mittagstische zu 1 ℛ, $1\frac{1}{2}$ ℛ, 2 ℛ und $2\frac{1}{2}$ ℛ schwer Geld und für den Abendtisch wurde gemeiniglich nur die Hälfte gerechnet. Das Logis bei Herrn Sekretär Bauer bestand aus Stube und Kammer nebst einer Kommode, sowie den nothwendigen Tischen und Stühlen und kostete mit Aufwartung 24 ℛ leicht oder 18 ℛ 10 Albus 8 Hlr. schweres Geld. Jeden Markt, deren in Marburg sieben, nämlich den 1. Januar, 2. Februar, 1. Mai, 2. Julius, 10. August, 29. September und 19. November fielen, bekam die Hausmagd 21 Alb. 4 Hlr. oder 1 Gulden, die Tischmagd dagegen erhielt an jedem Markt nur $\frac{1}{2}$ Gulden. Die Aufwartung der Hausmagd erstreckte sich nicht mehr wie früher aufs Stiefelputzen. Dieses verrichtete vielmehr „ein hierzu besonders gemietheter Kerl“, der „pro studio et labore dafür“ monatlich 16 Albus erhielt. Die Wäsche wurde vierteljährlich mit 1 ℛ 22 Alb. bezahlt, für das Winterholz wurden etwa 12 ℛ gerechnet. Unter Zurechnung von 50 ℛ Taschengeld, 38 ℛ für Kaffee, Bier und Brot, von 9 ℛ für den Perruquier und den Barbier, von 20 ℛ für Kleidungsstücke und Schuhe, sowie von 64 ℛ Kollegiengeldern (4 Kollegien jedes halbe Jahr zu je 8 ℛ) ergab sich ein Jahreswechsel von 300 ℛ, ein für den damaligen Geldwerth recht anständiger Wechsel.

Zur Ausstattung unseres Studiosus gehörten u. a. auch 10 Nachtmützen und 2 Nachtkamisöler.

Seine ersten Eindrücke in Marburg waren ganz interessant. „Den Sonntag, da wir hier ankamen,“ erzählt er, „hat sich eine traurige Geschichte zugetragen. Ein hiesiger Student, namens Pf., der im W.'schen Hause wohnte, der nämliche, der ehemals in Kassel beständig mit der weißen Kravatte, blauem Überrock und Tabaksbeutel herum ging, machte Cour bei einer von den Demoisellen W. Nun hatte diese aber einen älteren Liebhaber gehabt, der jetzt Kandidat war. Den Sonntag war also ihr Verlöbniß; das verdroß den Pf. sehr, er ging also auf des Mädchens Stube, da er wußte,

---

*) Jung-Stilling, der damals Professor zu Marburg war.

**) Ein Thaler = 3 M hatte 32 Albus zu 4 Hellern.

daß sie allein war, hielt ihr es vor und gab ihr und sich mit einem Federmesser verschiedene Stiche. Sie wurde leicht verwundet, er aber hat vier Tage auf den Tod gelegen. Dies wurde angezeigt und Pf. sogleich relegirt; ein Glück für ihn, daß ihm nach einigen Tagen seine Wunden zuließen, sich aus dem Staube zu machen, sonst hätte es gefährlich mit ihm werden können, denn er war bereits dem Kriminalgericht übergeben; nun ist er in Mainz und studirt daselbst."

Die Gedankenkreise, in denen sich die Studenten bewegten, erhellen am besten aus den Stammbüchern, deren mehrere aus der Zeit von 1770 bis 1794 vor mir liegen, schön in braunes Leder mit Goldpressung und Goldschnitt gebunden und mit einem alphabetischen Inhaltsverzeichnis versehen; hier hat sich die Blüthe der späteren hessischen Beamtenwelt eingetragen, wenn auch nicht alle Einträge in Marburg selbst gemacht sind. Die Einträge sind von zahlreichen meist sehr charakteristisch dargestellten Silhouetten, öfters auch von theilweis recht niedlichen Bildern begleitet. Die beigesetzten „Cirkel" der Orden und Landsmannschaften, auch die nur mit Anfangsbuchstaben angegebenen „Symbola" kann ich leider nicht auflösen. Doch scheint damals in Marburg (wie auch in Gießen) eine Landsmannschaft Frankonia bestanden zu haben, die auch Académie Françoise genannt zu sein scheint. Der Inhalt dieser Stammbücher, den ich dem Raum dieser Blätter entprechend nur sehr auszugsweise und ohne Angabe der vielfach beigesetzten, dem Literaturfreund doch bekannten Verfasser der einzelnen Stellen wiedergeben kann, behandelte vor allem den Werth solcher Einträge:

„Marmora Maeonii vincunt monimenta libelli,
Sic vivitur ingenio, caetera mortis erunt."

Aber es heißt auch nicht mit Unrecht:

„Schriebst du, Freund, mich ins Herze ein,
So würde kein Stammbuch nöthig sein".

Dann sind die vielen Ergüsse über den Werth und die Dauer der Freundschaft hervorzuheben:

„Malheureux l'homme, qui seul dans son ennui
Va cueillir une fleur et la garde pour lui".
„Freundschaft ist die Würze des Lebens," sie ist
. . . . . „im Kranze die Rose,
Die um die Stirn des Dulders die Gottheit gewebt,
Ist in der Schale des Lebens das schönste der Loose
Wonach das Laster umsonst nur gestrebt".

Die Freundschaft steht fest, „gleich wie in dem Ungewittern die Gebirge Gottes mächtig stehn", sie „soll bestehen, bis der Tod ein Ende macht", oder „nicht bloß für diese Unterwelt", ein Freund versteigt sich zu dem Versprechen: „Deine Kinder seien die meinigen, ich will theilen die Kosten ihrer Bildung", doch meint auch ein Zweifler:

„Die Freundschaft dieser Welt ist nichts als Theorie,
Man plaudert viel von ihr, doch man empfand sie nie".

Ein origineller Vorschlag für den Erwerb von Freunden lautet:

„Freund' und Feinde sollen leben,
Jene bei dem besten Wein,
Diesen soll man Wasser geben,
Bis sie unsre Freunde sein".

Hieran reihen sich die Rathschläge, wie man glücklich leben soll. Da das Leben vergänglich ist, so soll man sich „des jetzigen Augenblicks" freuen, „stets den kommenden fürchten", „sera nimis vita est crastina, vive hodie". „Lebe, wie du wünschen wirst dereinst, gelebt zu haben", „es wachsen zwar Rosen auf der Erde, doch ohne Dornen nie", „deshalb hülle sich in deine Tugend, wenn es stürmt", „ex duris gloria". Als besondere Rathschläge zur Glückseligkeit sind zu bezeichnen:

„Glückselig ist, wer diese Welt
Für kein Elysium, für keine Hölle hält".

oder „glücklich, wer jeden Augenblick dieses kurzen Lebens gehörig zu benutzen weiß", denn „virtutis laus in actione consistit", „sich selbst eine Welt und in dieser Welt ein Mensch sein, ist ein seltenes Glück", aber „nicht Landsmannschaft, nicht Orden, das Herz nur macht den Mann" es heißt „esse, non videri", und

„Der braucht den Ordenszwang der starren Reguln nicht,
Der stets zu seinem Fleisch: memento mori spricht".

Ein Freund faßt seine Wünsche realistischer dahin zusammen:

„Es sind auf Erden nur vier angenehme Sachen,
Die dich und mich, mein Freund, vollkommen glücklich machen,
Ein angenehmes Amt, ein tugendhaftes Weib,
Ein mäßig Kapital und ein gesunder Leib",

und ein anderer meint sogar:

„Beatus ille vir
Qui multum habet Silbergeschirr",

wieder andere aber schwärmen für den Naturzustand Rousseaus,

„In moosiger Hütte,
In dörflicher Sitte,
Dort wohnet die Liebe noch lauter wie Gold".

Doch auch der reinste Idealismus tritt zu Tage:

„Was den Erdenrund bewohnet
Huldige der Harmonie,
Ueber Sterne leitet sie,
Wo der Unbekannte thronet“.

Und auch das Weltbürgerthum erscheint auf der Bildfläche: „Mir gilt es gleich, wo mich mein Schicksal findet und welcher Stein meine Gebeine“ (noch anderer Lesart „mein Grab“) bedeckt, „nützlich sein, ist die wahre Ehre des Weltbürgers, nützlich gewesen zu sein, ist der größte Ruhm, den man nachlassen kann“. Damit sind wir dann schon mitten in der damaligen politischen Anschauungen.

(Schluß folgt.)

# Georg Wilhelm von Wetzell.

Nekrolog von F. Zwenger.

Am 22. Oktober starb zu Rostock der frühere großherzoglich mecklenburgische Minister des Innern, Geheim-Rath Dr. Georg Wilhelm von Wetzell, nachdem er noch wenige Monate zuvor, in der Pfingstwoche d. J., zu Marburg sein fünfzigjähriges Doktorjubiläum gefeiert hatte. Geborener Kurhesse, zählt er in unserem engeren Vaterlande eine große Anzahl von Freunden, Bekannten und dankbaren Schülern, die stets sein Andenken hoch halten werden. Er war in den vierziger Jahren einer der beliebtesten Professoren in Marburg, der treu zu seinen Studenten hielt, an ihren Vergnügungen theilnahm, den Kommersen ebenso wie ihren Bällen beiwohnte und ihre geistigen Bestrebungen förderte, wo er nur konnte. Er war ein milder, humaner Mann, der mit großer Gelehrsamkeit einen trefflichen Vortrag verband und in seinen Vorlesungen selbst die trockensten Rechtsmaterien interessant und anziehend zu gestalten wußte.

Georg Wilhelm Wetzell wurde am 23. Februar 1815 zu Hofgeismar als Sohn des Rektors an der dortigen Stadtschule, Georg Wetzell, geboren. Den ersten Unterricht erhielt er von seinem Vater, besuchte sodann das Lyceum Fridericianum zu Kassel, das er im Herbste 1833 absolvirte. Hiernach bezog er die Universität Marburg, um Theologie zu studieren; bald ging er aber zum Studium der Rechtswissenschaft über; hier waren die Vorlesungen Puchta's von bedeutungsvollem Einfluß auf seine wissenschaftliche Richtung. Im Frühjahr 1838 bestand er das examen rigorosum in der juristischen Fakultät. Ein Stipendium, welches er erhielt, ermöglichte es ihm, seinem Lehrer Puchta nach Berlin zu folgen und dort seine Studien fortzusetzen. Hier waren Stahl und Savigny seine Lehrer und Vorbilder. Er studierte sodann noch in München, wo im Verkehr mit Schelling, Schubert, Schnorr von Carolsfeld, Olivier, Roth und anderen auch sein Interesse für Kunst geweckt wurde. Da seine pekuniären Verhältnisse nach dem Tode seines Vaters äußerst bescheiden geworden waren, so gehörte eine strenge Selbstzucht und Energie dazu, um in der ehrenhaftesten Weise sein Ziel als akademischer Lehrer zu erreichen. Als einmal sein kleiner Wechsel nicht rechtzeitig angekommen war, aß er zu Mittag ein Zweikreuzer-Brödchen und setzte sich damit in die Sonne. Gefragt, wo er gespeist habe, antwortete er: „In der Sonne“. So berichtet sein Biograph in dem „Mecklenburger“, dessen Artikel wir in unserem Nekrologe vielfach benutzt haben.

Im Sommersemester erlangte Wetzell zu Marburg die juristische Doktorwürde und habilitirte sich daselbst als Privatdozent. Im Jahre 1844 wurde er zum außerordentlichen und 1845 zum ordentlichen Professor ernannt. Seine Vorlesungen erstreckten sich auf Institutionen, Pandekten, Zivilprozeß und Prozeß-Praktikum. 1845 erschien von ihm die Schrift „Der Römische Vindikations-Prozeß“ und 1850 „Disputatio de quaestione, adversus quem in integrum restitutio imploranda sit.“ Irren wir nicht, so war Professor Dr. Wetzell von 1849/50 Prorektor der Universität Marburg. Als Kurhessen sich im Jahre 1850 am sog. Unionsparlamente in ~~Gotha~~ betheiligte, wurde ihm die Stelle als kurhessischer Bevollmächtigter bei demselben übertragen; man würde aber fehl gehen, wenn man daraus schließen wollte, Wetzell habe seiner politischen Richtung nach zu den sog. Gothanern gehört. Das war durchaus nicht der Fall, er war vielmehr in politischer wie in kirchlicher Beziehung streng konservativ gesinnt, ein Anhänger der Stahl'schen Richtung, ohne jedoch Parteifanatiker zu sein. Im persönlichen Umgange zeichnete er sich durch freundliches und liebenswürdiges Entgegenkommen gegen Jedermann aus. Diese Eigenschaft, sowie sein streng rechtlicher Charakter sicherten ihm die Hochachtung aller, die ihn kennen zu lernen Gelegenheit hatten. In Marburg war er ein großer Liebhaber der Reitkunst.

Selten mag wohl ein Tag vergangen sein, ohne daß er der Reitbahn des Universitäts-Stallmeisters Wolff einen Besuch abgestattet hätte.

Im Jahre 1851 folgte er einem ehrenvollen Rufe an die Universität Rostock. Hier fand er bei seinen Zuhörern alsbald die größte Anerkennung. Sie waren einstimmig in dem Lobe seines geistreichen freien Vortrags. Hier verfaßte er sein bedeutendstes Werk „System des ordentlichen Zivilprozesses“, das zuerst 1854 erschien und drei Auflagen erlebte. In Rostock verheirathete er sich mit Friederike von Meding, leider sollte ihm seine Gemahlin nach einer glücklichen Ehe von zwei Jahren durch den Tod entrissen werden. Der Sohn, den sie ihm geboren, starb gleich nach empfangener Taufe. 1861 erhielt Professor Wetzell Rufe an die Universität Greifswald und nach Jena, die er aber ausschlug, dagegen folgte er 1863 dem an ihn ergangenen Rufe an die Universität Tübingen. Dort blieb er, bis ihm 1866 der Großherzog Friedrich Franz von Mecklenburg die Leitung des Ministeriums des Innern übertrug. In dieser Stellung verblieb er bis 1886, in welchem Jahre er in den Ruhestand trat und seinen Wohnsitz von Schwerin wieder nach Rostock verlegte. Die Verdienste, welche sich Wetzell in seiner Stellung als Minister erworben, wußten seine Landesfürsten wohl zu schätzen. Der Großherzog Friedrich Franz II. belehnte ihn 1878 mit dem heimgefallenen Gute Goldberg und verlieh ihm 1882 das Großkreuz der Wendischen Krone, und der jetzt regierende Großherzog Friedrich Franz III. erhob ihn bei Gelegenheit seines fünfzigjährigen Doktorjubiläums im Mai d. J. in den mecklenburgischen Adelsstand. Von Preußen war ihm 1870 der Kronenorden zweiter Klasse mit dem Stern verliehen worden, dem dann 1875 die erste Klasse folgte.

In Schwerin fand Wetzell in seiner zweiten Gemahlin Friederike, geb. von Schack, eine liebevolle, treue Lebensgefährtin, mit der er 23 Jahre in glücklicher Ehe verlebte. Am 22. Oktober machte eine Herzlähmung unerwartet seinem Leben ein Ende.

Seit fast 40 Jahren aus Hessen geschieden, hat er überall, wo er seither gewirkt, in Württemberg und Mecklenburg, und zu hohen Ehren und Würden gelangt, doch seines Geburtslandes niemals vergessen, er ist allzeit ein treuer Hesse geblieben. Ehre seinem Andenken.

---

## Die Grabstätte des hl. Bonifatius,

des Apostels der Deutschen.

Nimmer hat der alte Rheinstrom sachter hingerauscht die Wogen,
Als da Winfried's heil'ger Leichnam über seine Fluth gezogen;
Mast und Wimpeln schwarz umfloret trieb das Fahrzeug stromhinan —
Keine Hand das Steuer lenkte auf der einsam stillen Bahn.

Fromm des Himmels Auge blickte auf die hehre Bischofsleiche,
Mächtig hingestreckt im Schiffsraum gleich der jäh gefällten Eiche,
Selbst im Tode noch gebietend war das Antlitz starr und fahl,
An der hohen edlen Stirne klaffte breit ein blutroth Mal. —

Durch die sonnenhelle Landschaft, an den lachend grünen Matten
Glitt das Trauerschiff vorüber, wie ein stummer Geisterschatten,
Nur ein Klagen, bang und schmerzlich, von geheimnißvollem Mund
Hallte schauernd durch die Lüfte aus der Wälder tiefstem Grund:

„Weh, der große Gottesstreiter, weh, der Held, er liegt erschlagen,
Der die frohe Himmelsbotschaft sieghaft jüngst durch uns getragen!
Ruhe aus, Du treuer Bote, der gewandert ohne Rast,
Aufwärts schwang sich Deine Seele, ein verklärter Himmelsgast!“

Wo vom Berg ein Kirchlein grüßte, wo ein Münster stand im Thale,
Horch, da klangen laut die Glocken voll und mächtig im Chorale,
Nicht von Menschenhand geläutet, Geisterhand nur zog den Strang —
Aus des Stromes Tiefe tönte wehmuthschwerer Trauersang.

Mälig ging die Fahrt von dannen, bis dem goldnen Mainz sie nahte,
Volkesschaaren, unabsehbar, harrten dort an dem Gestade,
Unter Schluchzen tausendtönig hemmten sie des Schiffes Lauf:
„Uns gehört der große Todte — uns're Kirche nehm' ihn auf!“ *)

*) Mainz war bekanntlich der Bischofssitz des hl. Bonifatius.

Und der Bischof und die Priester, von der Menge fromm geleitet,
Hoben ehrfurchtsvoll den Leichnam auf die Bahre, schon bereitet,
Trugen ihn zur Kathedrale mit gemess'nem, ernstem Gang;
Durch die hohen Hallen brauste feierlicher Lobgesang.

Auf den Knieen lag das gläub'ge Volk in Andachtsgluth versunken;
Leid und Wonne, Dank und Wehmuth sprühte auf in tausend Funken;
Sieh', da nahte durch die Pforten langsam eine ernste Schaar:
Fulda's Mönche, die erles'nen, schritten zu dem Hochaltar.

Bahn bereitend war die Menge achtungsvoll zurückgetreten:
„Seht, die Söhne sind gekommen, bei des Vaters Staub zu beten!"
Also flüstert's, während diese niederknie'n am Todtenschrein
Und mit heißen Thränen netzen des Apostels kalt' Gebein.

„Sei gegrüßt, geliebter Meister, Christi Hand, die Dich geleitet
Zu der hohen Himmelsheimath, hat die Krone Dir bereitet,
Eine hehre Marterkrone lieh sie Dir zum ew'gen Ruhm,
Doch der Leib, der sie erstritten, bleibe unser Heiligthum". —

„Hast Du selber doch bestimmt ihn uns zum kostbaren Vermächtniß!
Die es anders wenden wollen — ehrten die wohl Dein Gedächtniß?
Nein, nie wäre Deiner Fürsprach würdig, wer mit frevler Hand
Fulda, das erwählte, trennte von dem Stifter, gottgesandt!"

Dumpfes Murren in der Menge. Doch die Mönche ohne Zagen
Hoben stark empor die Bahre, heim den theuren Schatz zu tragen;
Und — ein Wunder traun, zu nennen! — Keiner bot mehr Widerstand,
Denn ein hohes Himmelswalten ward von Allen da erkannt.

Wie die Stromfluth sich ergießet, zog's durch Wälder hin und Auen —
Welche Schaar von mächt'gen Herren, welch' ein Kranz von edlen Frauen!
Kinder, Greise, Alles folgte; — einem Siegeszug es glich:
Wahrlich, den Apostel ehrend, ehrte Deutschland selber sich! —

Und die Glocken klangen wieder voll und mächtig im Chorale,
Bis die Fahrt an's Ziel gekommen in dem buchengrünen Thale;
Dort, wo leis' die Fulda rauschte, lag die Stätte gottgeweiht,
Die als Hort des Christenglaubens war erwählt für alle Zeit.

* * *

Ein Jahrtausend zog vorüber schon der gnadenvollen Stelle,
Doch lebendig unversiegbar strömt die reiche Segensquelle,
Wo die Hirten und die Heerde allzeit fleh'n mit frommem Gruß:
„Bitt' für uns, die wir noch ringen, heil'ger Bonifatius!"

Und so viel auch der Geschlechter wechselten im Lauf der Zeiten —
Dem Apostel treu und dankbar würd'ge Ehre zu bereiten:
Immer war's des glaubensstarken Volkes freudigstolzer Ruhm,
Immer blieb sein Grab, das hehre, Deutschlands Hort und Heiligthum.

Jüngsthin von den Grabeshütern ging ein Ruf durch alle Gauen:
„Helft die Stätte wieder schmücken, deutsche Männer, deutsche Frauen!"
Die den Ruf Ihr habt vernommen, schließet karg nicht Eure Hand —
Zeigt, daß Dankbarkeit noch heute lebt im deutschen Vaterland!

Fulda. **J. Grau.**

---

## Spätherbstblatt.

Noch hatten jüngst die Bäume
Ihr herbstlich schönes Kleid;
Sie träumten süße Träume,
Weil noch der Winter weit.

Da ist der Sturm gekommen
In arger Wetternacht
Und hat mit fortgenommen
Die bunte Blätterpracht.

Sie, die der Herbst gewoben
Im Nebelsonnenstrahl,
In alle Welt zerstoben
Ist sie mit einem Mal. — —

Im Frühling meines Lebens
Hatt' ich manch' lieben Freund,
Jetzt such' ich ihn vergebens,
Der mir so treu vereint.

Ich denk' bei jedem Blatte —
Vom Sturm hinweggefegt —
Der Freunde, die ich hatte,
Die man ins Grab gelegt.

Sei ihnen Ruh' beschieden
Nach gutgeführtem Streit
Und ihrer Brust der Frieden,
Den nur das Grab uns beut.

Und die des Schicksals Wogen
Von Haus und Hof gehetzt —
Die in die Ferne zogen —
Auch ihrer denk' ich jetzt.

In fernen fremden Landen
Sei ihnen das gewährt,
Was sie bei uns nicht fanden
Am heimathlichen Herd.

Doch sollen sie nicht schelten
Das Land, das sie gebar, —
Soll denn das Land entgelten,
Was Schicksalswalten war?

Du kleines Lied erklinge
Durch Sturm und Wogenbraus,
Den Freunden Grüße bringe,
Vom deutschen Land und Haus!

Marburg im November. **Hermann Haase.**

---

## Aus alter und neuer Zeit.

Das in unserer heutigen Nummer veröffentlichte Gedicht „Die Grabstätte des hl. Bonifatius“ giebt uns willkommenen Anlaß, auf einen etwa vor Jahresfrist in der Monatsschrift „Frauenberuf“ erschienenen Aufsatz „Ein Frauenbild aus germanischer Vorzeit“ von derselben Verfasserin aufmerksam zu machen. Unsere hochgeschätzte Mitarbeiterin, Fräulein Josephine Grau, entwirft darin in vortrefflicher Weise ein Lebensbild der hl. Lioba (Leobgytha), der Aebtissin von Bischofsheim an der Tauber, einer nahen Anverwandten des hl. Bonifatius, welche diesem getreulich in seinem erhabenen Missionsberufe zur Seite stand und auf seinen Wunsch gleichfalls ihre Grabstätte in der Stiftskirche zu Fulda fand. Später, im Jahre 837 ließ der Abt Rhabanus Maurus ihre Gebeine in der Kirche des Petersberges beisetzen, wahrscheinlich um den Frauen, welchen der Besuch der Klosterkirche in Fulda versagt war, den Zutritt zu der Begräbnißstätte dieser hochverehrten Heiligen zu ermöglichen. Das Kloster Bischofsheim an der Tauber wurde unter ihrer Leitung die Pflanzschule weiblicher Bildung in Deutschland. Wir werden auf den Aufsatz des Fräuleins Josephine Grau bei anderer Gelegenheit zurückkommen.

---

Hans Brosamer. Vor vierhundert Jahren wurde zu Fulda ein Künstler geboren, auf den seine Vaterstadt stolz sein kann, Hans Brosamer, ein ebenso ausgezeichneter Kupferstecher und Formschneider, wie vortrefflicher Maler. In den älteren Handbüchern der Kunstgeschichte findet man seinen Namen nur selten erwähnt, erst dem Wiener Kunsthistoriker Adam Bartsch war es vorbehalten, in seinem größeren Werke „le peintre-graveur“ (Wien 1802—1821) die hervorragenden Leistungen dieses Künstlers nach Gebühr zu würdigen, ihm folgte in gleicher Weise der Frankfurter Kunstschriftsteller Johann David Passavant —. Als Maler war Brosamer hauptsächlich Portraitist. Es existiren von ihm Brustbilder des Fuldaischen Kanzlers Dr. Johann von Otthera vom Jahre 1536 und des Bürgermeisters Hans Leitgeb, ersteres mit der vollen Namensschrift des Künstlers, letzteres mit dem Monogramm H. B. versehen. Beide Bilder befinden sich in dem Besitze des Dr. G. Meyer in Wien. Auch religiöse Gemälde soll Hans Brosamer angefertigt haben und von seinen trefflichen Kupferstichen und Holzschnitten mag sich noch eine größere Anzahl in verschiedenen Kunstinstituten, sowie im Privatbesitze vorfinden. Wie O. Eisenmann in der „Allgemeinen Deutschen Biographie“, Bd. 3, S. 363 berichtet, hatte zu Anfang der siebziger Jahre ein Antiquar zu München das Glück, in einem kostbaren Sammelbande mit Mustern für Goldschmuck 2c. 20 vorzügliche bisher unbekannte Oartblätter von ihm, auf beiden Seiten mit kräftigen Holzschnitten in Konturmanier bedruckt zu finden, die später in den Besitz eines französischen Sammlers übergegangen sind. — Ueber Hans Brosamer's Leben ist nur sehr wenig bekannt. Sicher ist, daß er eine Reihe von Jahren in Erfurt zubrachte, wie denn auch ein Holzschnitt von ihm mit dem Bildnisse des Landgrafen Philipp von Hessen die Unterschrift „Hans Brosamer, Formschneider zu Erffordt“ trägt. Dort ist er auch um das Jahr 1554 gestorben. — Sind wir recht unterrichtet, so beschäftigt sich der als Kunstkenner und Kunstschriftsteller rühmlichst bekannte Professor der Mathematik Dr. C. Alhard von Drach in Marburg eifrigst mit Studien über Hans Brosamer. Hoffen wir, daß es ihm bald gelingt, dieselben zum Abschlusse zu bringen. Ihre Veröffentlichung wird gewiß allgemein freudigst begrüßt werden. **F. Z.**

---

r. Zur Geschichte der Erbauung des Ständehauses in Kassel. Als es sich zu Anfang der 1830er Jahre darum handelte, der Vertretung der Kurhessischen Lande, der Stände-

versammlung, ein angemessenes Heim zu erbauen, machten alle drei Stadttheile der Residenz Kassel Ansprüche darauf, das neue Ständehaus in ihrer Mitte zu haben und petitionirten dieserhalb bei dem Ministerium sowie direkt bei dem damaligen Kurprinzen-Mitregenten, dem nachmaligen letzten Kurfürsten Friedrich Wilhelm I. Auf ein Gesuch von Bürgern der Unterneustadt erfloß damals folgendes landesherrliche Reskript, d. d. Kassel den 6. August 1833:

„Ich habe bereits der Stände-Versammlung ganz überlassen, wo sie das Ständehaus zu haben wünscht, entweder in der Ober-Neustadt, Altstadt oder Unter-Neustadt, da Mir jeder Theil der Stadt Kassel gleich lieb und werth ist, indem ich überall treue Unterthanen besitze Die Bittsteller haben sich demnach an die Ständeversammlung zu wenden, wenn dieselben das Ständehaus in ihrem Stadttheile gebaut zu sehen wünschen.

Friedrich Wilhelm
Kurprinz und Mitregent.

---

## Aus Heimath und Fremde.

In der am 24. November abgehaltenen Monatsversammlung des hessischen Geschichtsvereins hielt Herr Professor A. von Drach aus Marburg einen Vortrag, welcher „Mittheilungen aus dem Briefwechsel des Landgrafen Wilhelm VIII. von Hessen und dem Baron Haeckel betr. Gemäldeerwerbungen für die Kasseler Gemäldegallerie“ zum Gegenstand hatte. Ueber diesen sehr interessanten, von der zahlreichen Zuhörerschaft mit großem Beifall aufgenommenen Vortrag wird in nächster Nummer ausführlicher Bericht erfolgen.

Die Sitzung war von dem Vorsitzenden, Herrn Major von Stamford mit geschäftlichen Mittheilungen und dem den städtischen Behörden ausgesprochenen Dank für die würdige auf Anregung des Vereins erfolgte Herstellung des den im Jahre 1809 hier zum Opfer gefallenen hessischen Patrioten auf dem Forste errichteten Denksteins eröffnet worden. Der neue, aus rothem Granit errichtete Denkstein, welcher die Namen und den Todestag der hier geopferten sechs hessischen Patrioten angiebt, ist mit einem die Steinumfassung umgebenden eisernen Gitter versehen und befindet sich vor der im Jahre 1814 von Kasseler Bürgern der Unterneustadt zur Erinnerung an die hier Geopferten gepflanzten Eiche. Der Herr Vorsitzende theilte dann noch mit, daß der Verein bemüht sein werde, zu bewirken, daß auch auf dem in der Karlsaue errichteten Denkmal die Namen der überhaupt während der Fremdherrschaft zum Opfer gefallenen hessischen Patrioten angebracht würden. **W. R.-L.**

---

Die diesjährige Hauptversammlung des historischen Vereins für das Großherzogthum Hessen fand am 6. November in Offenbach statt. Der Vereinssekretär Freiherr Schenk zu Schweinsberg eröffnete die Versammlung in Vertretung des erkrankten Präsidenten Dr. Rieger. Wir entnehmen dem Rechenschaftsberichte des vergangenen Jahres, daß die Mitgliederzahl auf 379 gewachsen ist. Einen schweren Verlust erlitt der Verein durch den Tod von Ernst Wörner (S. „Hessenland“, Jahrg. 1890, Nr. 19). Sein Andenken zu ehren, erhob sich die Versammlung von den Sitzen. — Ein baldiges Erscheinen des Archivbandes mit zahlreichen Abbildungen und Tafeln, sowie der archäologischen Karte von Hessen wurde durch den Vereinssekretär in Aussicht gestellt. Die von E. Wörner herausgegebenen „Quartalblätter“ erscheinen weiter unter der Redaktion von Dr. Nick. — Die Reihe der Vorträge eröffnete Archivdirektor Dr. Gustav Freiherr Schenk zu Schweinsberg mit interessanten Mittheilungen über die ältesten kirchlichen Verhältnisse von Offenbach. Hiernach hielt Dr. Schädel seinen angekündigten Vortrag über Briefe und Akten zur Gefangennahme und Haft Philipp's des Großmüthigen. An der Hand der bisher nur in sehr ungenügender Weise benutzten Briefe und Urkunden jener Zeit gab der Redner ein anschauliches Bild der Verhältnisse, die zu jener verhängnißvollen Haft des Landgrafen führten. Die Fabel von der hinterlistigen Vertauschung der Worte „einige Gefangenschaft“ und „ewige Gefangenschaft“ kommt zuerst in Rabelais' „Gargantua“ vor und hat sich wie ein breiter Strom bis in die Literatur unserer Zeit ergossen. Eingehende Behandlung an der Hand der Quellen erfuhren alle Umstände der grausamen Gefangennehmung des Fürsten, die Absichten Karl's V., sowie die Ereignisse, die endlich die Befreiung Philipp's herbeiführten. Der mit ungetheiltem Beifalle aufgenommene Vortrag wird nächstens im Drucke erscheinen. **P. Z.**

---

General Castelnau †. Die Nachricht durchläuft die Zeitungen, daß General Castelnau am 30. Oktober in Paris gestorben ist. Sein Name steht in den historischen Annalen von Wilhelmshöhe! Er war im Gefolge Napoleons III. als Kriegsgefangener dort und erregte durch sein stattliches Aeußere allgemeines Aufsehen. Sein schöner geistvoller Kopf ist auch auf den Bildern aus jener Zeit immer zu erkennen. Besonders merkwürdig ist er auch geworden durch eine geheime Zusammenkunft mit dem Fürsten Bismarck, welche im März 1871 in Berlin stattfand. Castelnau logirte im Hôtel Royal in der Wilhelmsstraße und hatte sich als „Kaufmann Courtier“ in die Fremdenliste eingetragen. Napoleon sendete ihn nach Berlin um den Degen zurückzuholen, der bei Sedan ihm abgefordert worden war. Auch sollte

Castelnau den Dank des Exkaisers darbringen für die großartige Gastfreundschaft, welche er als Gefangener in Wilhelmshöhe genossen hatte. Verfasser dieser Zeilen war persönlich mit Castelnau befreundet.
v. H.

---

Universitätsnachrichten. An der Universität Marburg haben sich als Privatdozenten habilitirt in der medizinischen Fakultät Dr. O. Bünger für pathologische Anatomie, in der philosophischen Fakultät Dr. K. von den Steinen, bisher Privatdozent in Berlin, für Völkerkunde. — Die theologische Fakultät zu Marburg hat dem Professor Maurer in Herborn die Doktorwürde h. c. verliehen.

---

Todesfälle. Am 13. Oktober starb zu St. Paul in Minesota, U. St, Dr. Friedrich Dedolph, gebürtig aus Hofgeismar, im Alter von 45 Jahren. — Am 17. Oktober verschied plötzlich in Folge eines Herzschlags der Landrath Baron Karl von Eschwege zu Fritzlar im 60. Lebensjahre. — Am 28. Oktober starb zu Allendorf a. W. im 69. Lebensjahre der praktische Arzt Physikus Dr. Prosper Wenderoth. — Am 29. Oktober starb zu Kassel im 79. Lebensjahre der Oberst z. D. Philipp August Matthias, früher Kommandeur des kurhessischen Kadetten-Korps.

Am 30. Oktober verschied zu Leipzig im 80. Lebensjahre Frau Dr. Susette Hauptmann, geb. Hummel, aus Kassel. — Am 26. November verschied zu Kassel der Stadtgerichts-Direktor a. D. Gottlob Freiherr Wolff von Gudenberg im Alter von 77 Jahren.

---

## Hessische Bücherschau.

Franz Grillparzer. Ein Bild seines Lebens und Dichtens, von A. Trabert. Verlag: „Austria", Drescher & Comp. in Wien. 1890.

Unser hessischer Landsmann Adam Trabert in Wien, der Verfasser der „Deutschen Gedichte aus Oesterreich", welche wie in Oesterreich, so auch in Deutschland die wohlverdiente Anerkennung fanden, hat uns jetzt ein größeres biographisch-kritisches Werk über den Dichter Franz Grillparzer geliefert, das, wie der Verfasser in der Vorrede sagt, kein Buch für Gelehrte, sondern ein schlichtes Volksbuch sein soll, welches sich zur Aufgabe gestellt hat, unsere in der materiellen Gegenwart so vielfach abgeblaßten und verwischten Ideale wieder leuchtend und belebend hervortreten zu lassen. Das Buch feiert Grillparzer als Patrioten und Dichter. In letzterer Beziehung kommt der Verfasser zu dem allerdings überraschenden Resultate, daß er seinen Dichter in gleiche Linie mit Goethe und Schiller stellt und von einem Dreigestirn, Schiller, Goethe und Grillparzer, spricht. Es ist dies u. E. eine subjektive Anschauung, deren Vertretuug wir dem Verfasser überlassen wollen. Trabert geht tief in die einzelnen Werke Grillparzers ein, beleuchtet deren Werth und den Unwerth und unterläßt es keineswegs, die Schwächen aufzudecken. Grillparzer sei ein von Gott so reich begnadeter Dichter, daß selbst die strengste Beurtheilung seiner Größe keinen Abbruch thue. Licht im Lichte verblasse, der Schatten aber neben dem Lichte lasse letzteres immer nur desto schärfer hervorstrahlen. Und bei Franz Grillparzer hätten die tiefen Schatten schon um deswillen nicht ausbleiben können, weil er bei den Eigenthümlichkeiten seines Elternhauses, die im Trabert'schen Buche sehr drastisch und mitunter mit großem Humor geschildert werden, nicht eigentlich, wie man gewöhnlich annimmt, eine josephinische, sondern, namentlich in religiöser Beziehung, gar keine Erziehung genossen habe. Wenn er doch ein so großer Mann geworden sei, als welchen Trabert ihn schildert, so danke er dies einzig und allein seinem eigenen guten Genius. In der dichterischen Würdigung dessen, was Grillparzer geschaffen hat, spricht sich der Verfasser, wie es sich bei der hohen Stellung, die er seinem Lieblinge anweist, von selbst versteht, im Allgemeinen mit höchster Anerkennung aus. Man glaubt nicht selten auf eine fast schwärmerische Verehrung zu stoßen. Aber diese Verehrung hindert ihn nicht, überall da, wo sich Grillparzer in der Wahl seiner Stoffe vergriffen hat, man denke an den „Bruderzwist", oder wo er einen Helden schildert, der kein Held und wohl gar wie sein Bankbanus ein Schwachkopf ist, die vorliegenden Fehler scharf zu tadeln. Volle Gerechtigkeit läßt aber Trabert dem Dramatiker Grillparzer in seiner Kunst, den Knoten zu schürzen und zu lösen, widerfahren, und in dessen Virtuosität, zu charakterisiren, also gerade in den beiden Eigenschaften, die den Drmatiker groß machen. Die Analysen, die das Trabert'sche Buch von den einzelnen Werken Grillparzer's gibt, sind tief eingehend und erschöpfend, so daß sie selbst den, der von Grillparzer noch kein Wort gelesen hat, alle Vorzüge des schaffenden Dichters einschließlich seiner Gestaltungskraft und Diktion sofort erkennen lassen.

Wir zweifeln nicht daran, daß das Buch, dessen äußere Ausstattung auch eine geschmackvolle ist, einen großen Leserkreis finden wird.

Neue Novellen von Fr. von Hohenhausen. Berlin 1890. Verlag von Freund & Jeckel.

Dieses neue Werk unserer rühmlichst bekannten hessischen Schriftstellerin, der Verfasserin des vielgelesenen Buches „Berühmte Liebespaare" und der trefflichen Schrift „Aus Goethe's Herzensleben" bietet uns drei Novellen und eine historische Erzählung dar. Die letztere legt wiederum Zeugniß ab von der Begabung der Verfasserin für echte Geschichte und von

ihrer Meisterschaft in der Behandlung des Stoffes. Ohne Hinzufügung von Erfindungen wird die interessante Episode aus dem Leben des Abenteurers Cagliostro und der Schriftstellerin Elise von der Recke dargestellt und fesselnd geschildert. Der Stil ist klar und gedankenreich der Inhalt. Die Novellen werden mit Interesse gelesen werden. Die Skizze „Das Modell“ scheint eine Portraitstudie zu sein, nach dem Vorbilde eines Aristokraten, der als Maler berühmt wurde. — Den zahlreichen Lesern der beliebten Schriftstellerin wird die Nachricht willkommen sein, daß deren poetisch-patriotisches Buch „Drei deutsche Kaiserinnen“ soeben in zweiter Auflage erschienen ist, also als Gabe für den Weihnachtstisch gerade zur rechten Zeit kommt.

Führer durch Fulda und Umgebung, von Dr. Justus Schneider. Mit einem Plan der Stadt und einer Karte der Umgegend von Fulda. 2. vermehrte und verbesserte Auflage Fulda 1890, Verlag von A. Maier.

Als vor nunmehr neun Jahren Schneider's „Fuldaführer“ in erster Auflage erschien, schrieben wir bei Besprechung dieses Werkchens in der damals von uns herausgegebenen Zeitschrift „Buchonia“ u. A.: „habent sua fata libelli. Das Fatum des „Führers durch Fulda“ wird, wir sind dessen gewiß, ein durchaus günstiges sein, und das hat das Büchlein reichlich verdient.“ Unsere Prophezeiung ist eingetroffen Das beweist gewiß, daß jetzt schon eine neue Auflage zu einem unabweisbaren Bedürfnisse geworden ist, obgleich die erste Auflage eine sehr starke war.

Auch in diesem Büchlein ist Dr. Schneider iunior den Spuren seines Herrn Vaters, des seligen Geheimen Medizinalrathes Dr. Joseph Schneider, gefolgt. Eine der ersten Schriften, welche dieser als jugendlicher Arzt verfaßte, war der im Jahre 1806 erschienene „Versuch einer Topographie der Residenzstadt Fulda und ihrer zunächst liegenden Gegend“, ein vortreffliches Büchlein, das beste wohl unter den vielen Schriften des Dr. Schneider senior, das heute noch seinen Werth hat. Während nun Schneider Vater in seiner Topographie Fulda's mehr Gewicht auf die sanitätlich-statistische Beschreibung legte, stellt sich der „Fuldaführer“ von Dr. Schneider Sohn mehr als eine historisch-topographische Arbeit dar, und in dieser Beziehung verdient er unumwundene Anerkennung. Fulda hat in den letzten Jahren so manche Umwandlung erfahren, es hat schwerwiegende Verluste von Behörden, Militär u. s. w. zu beklagen, aber seine Industrie hat sich außerordentlich gehoben, der Fremdenbesuch hat in erfreulicher Weise zugenommen und in Fulda ist immer noch gut wohnen, wie es einst zur Zeit des Krummstabes hieß. Schneider iunior hat in der neuen Auflage seines „Fuldaführers“ diesen Verhältnissen auf das Sorgfältigste Rechnung getragen und sich eifrigst bemüht alles zu berücksichtigen, was in kirchlicher, politischer, baulicher und kommerzieller Beziehung sich in jenem Zeitraum ereignet hat, soweit es in den Rahmen seiner Schrift paßt. Mit großem Interesse werden sicherlich die Abschnitte: geschichtliche Uebersicht, ein Gang durch die Stadt und die Beschreibung der hervorragendsten Baudenkmäler Fulda's gelesen werden. Dem Fremden wird namentlich auch die Schilderung der nächsten Umgebung Fulda's willkommen sein Ueber den dem „Fuldaführer“ beigegebenen Plan von Fulda und die Karte der Umgegend, beide gezeichnet von J. Kind, kann man sich gleichfalls nur lobend aussprechen. — Die Verlagsbuchhandlung von A. Maier in Fulda hat es sich angelegen sein lassen, auch die äußere Ausstattung des „Fuldaführers“ zu einer vornehmen zu gestalten. Als einen recht glücklichen Gedanken können wir es bezeichnen, daß dem Titelumschlag eine wohlgelungene photographische Ansicht von Fulda, vom Frauenberge aus aufgenommen, angefügt ist, die dem Büchlein zur ganz besonderen Zierde gereicht.

Bei dieser Gelegenheit kommen wir noch einmal auf den „Rhönführer“ von Dr. Justus Schneider zurück, um einer daselbst nachträglich noch aufgefundenen irrthümlichen Angabe zu begegnen. Seite 117 daselbst heißt es „Lütter an der Hart“, so genannt von dem Flüßchen, welches früher die Hart hieß und jetzt Lütter genannt wird. Das ist nicht richtig. „Hart“ ist ein uraltes deutsches Wort, welches nach Grimm, Graff, Vilmar „Wald“, „Bergwald“ bedeutet. Der am 22. November 1880 zu München verstorbene königl. bayerische Archivdirektor Karl Roth schreibt darüber in seinem vortrefflichen Buche „Kleine Beiträge zur deutschen Sprach-, Geschichts- und Ortsforschung“, 1. Heft, München 1850, Seite 16 flgg.: „Man hüte sich, den Bach, an welchem Lütter liegt, die „Hard“ zu nennen, die „Hard“ war ein Waldgebirg daran, welches größtentheils verschwunden ist. Ueber „Lütter“ selbst schreibt er: Das Dorf Lütter liegt an der „Lütter“, einem Bache, der aus zwei Hauptquellen entspringt. Die westliche, der „Dorfbrunnen“ genannt, entquillt nebst anderen sie verstärkenden Quellen am Abhang der Abtsröder Kuppe; die östliche der „Goldbrunnen“ genannt, entspringt oberhalb der Guckei, am Fuße der Pferdskuppe. Beide Bäche laufen unterhalb Poppenhausen zusammen. Die Lütter mündet bald unter dem Dorfe Lütter an der Hard in die Fulda. Hlutraha oder Lutraha heißt das lautere Wasser. Nach ihr ist das Dorf, das sie durchfließt, benannt. Zwar wird derselbe von den Eingeborenen, welche jedes fließende Wasser die „Wanne“ nennen, selten oder gar nicht die „Lütter“ genannt, der Name muß aber in Schrift und Leben wieder aufgefrischt werden, da er urkundlich feststeht.“ — Und der gelehrte Sprachforscher Karl Roth, ein

geborener Lütterer, der sich mit Vorliebe selbst den „alten Büchener“ nennt, kann gewiß in dieser Frage als Autorität gelten. F. Z.

Ueber die kürzlich im Verlage der N. G. Elwert'schen Universitäts-Buchhandlung zu Marburg in prachtvoller Ausstattung erschienene hochinteressante Schrift „Der hessische Willkommen, ein Prachtpokal von 1571 im Schloß zu Dessau“, Beitrag zur Kunst- und Sittengeschichte des 16. Jahrhunderts von Dr. C. Alhard von Drach, Professor an der Universität Marburg, berichten wir in der nächsten Nummer unserer Zeitschrift.

## Briefkasten.

H. K-J. München. Wir statten Ihnen unseren verbindlichsten Dank für Ihre Zusendungen ab, die wir in der von Ihnen gewünschten Weise veröffentlichen werden.

K. F. Zerbst. Ihre uns gütigst übersandte Schrift haben wir mit großem Interesse gelesen. Ihr freundliches Anerbieten ist uns sehr willkommen.

C. P. Wächtersbach. Besten Dank und freundlichsten Gruß.

Ph. L. Berlin. Konnte unmöglich in dieser Nummer zum Abdrucke gelangen.

F. G. Marburg. Mußte wegen Raummangels zurückgestellt werden.

W. J. Preungesheim. Wird in einer der nächsten Nummern veröffentlicht werden.

Fr. v. H. Berlin. Wir halten uns für das Interesse, welches Sie unserer Zeitschrift bezeigen, zu aufrichtigem Danke verpflichtet und bitten uns dasselbe auch ferner zu bewahren.

Berichtigung. In dem Artikel „Die ältesten Kirchen im Hochstifte Fulda“ in der vorigen Nummer unserer Zeitschrift muß es Seite 307, zweite Spalte, achte Zeile, statt „der einen Glocken“ heißen: der vier Glocken.



Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: F. Zwenger in Fulda, Druck und Verlag von Friedr. Scheel in Kassel




№ 24. Kassel, 18. Dezember 1890.

Das „Hessenland", Zeitschrift für hessische Geschichte und Literatur, erscheint zweimal monatlich zu Anfang und in der Mitte jeden Monats, in dem Umfange von 1½—2 Bogen Quartformat. Der Abonnementspreis beträgt vierteljährlich 1 Mark 50 Pfg. Einzelne Nummern kosten je 30 Pfg. Anzeigen werden mit 20 Pfg. für die gespaltene Petitzeile berechnet. Auswärts kann unsere Zeitschrift durch direkte Bestellung bei der Post, oder durch den Buchhandel, auf Wunsch auch unter Streifband bezogen werden; hier in Kassel nimmt die Buchdruckerei von Friedr. Scheel, Schloßplatz 4, Bestellungen, ebenso Anzeigen an. In der Post-Zeitungsliste für das Jahr 1890 findet sich das „Hessenland" eingetragen unter Nr. 2772.



# Dichtergrab.

Ein Dichter ist gestorben
Verkannt und arm,
Sie haben ihn begraben —
Daß Gott erbarm'!

Und es war keine Seele,
Die sich gemüht,
Des Sängers Grab zu schmücken
Mit Kranz und Blüth'.

Es lag gleich seinem Liede
Vergessen lang,
Bis eine wilde Rose
Dort jüngst entsprang.

Die Rose pflanzte Niemand
Dem Hügel ein;
Sie muß wohl seinem Herzen
Entsprossen sein.

D. Saul.



# Mittheilungen aus dem Briefwechsel des Landgrafen Wilhelm VIII. mit dem Baron Häckel,

## betr. Gemäldeerwerbungen für die Kasseler Galerie.

Die in der am 24. November stattgehabten Monatsversammlung des hessischen Geschichtsvereins durch Herrn *Professor von Drach* aus *Marburg* zur Verlesung gelangten Briefe, über welche wir in vorliegender Nummer unseres Blattes ausführlicher zu berichten versprochen hatten, stammen aus dem Anfang des Jahres 1748 und beziehen sich namentlich auf zwei noch in der Kasseler Bildergalerie vorhandene Gemälde des Antwerpener Malers *Gonzales Cocx* (*Cocques*). Obschon nur kleineren Formats und daher vom Publikum vielleicht weniger beachtet, gehören diese im genannten Jahre durch Häckel in den Besitz Wilhelms VIII. gekommenen Bilder zu den Perlen der Sammlung: sie haben jetzt die Nummern 142 und 143.

Herr Professor von Drach leitete seine Mittheilungen mit der Bemerkung ein, daß man leider über die Bilderkäufe des genannten Landgrafen, des Gründers der Kasseler Galerie, bezüglich der Einzelheiten nur sehr dürftige Nachrichten besitze; bei den auf Veranlassung des jetzigen Galeriedirektors, Herrn Dr. O. *Eisenmann*, vom Redner im Kgl. Staatsarchiv zu Marburg angestellten Nachforschungen hierüber habe sich der in der Ueberschrift genannte Briefwechsel als besonders ergiebig für die in den Jahren 1747 bis 1753 gemachten Erwerbungen gezeigt. Diese Korrespondenz biete aber, abgesehen hiervon, ein großes Interesse, weil der darin niedergelegte Meinungsaustausch geeignet sei, ein Bild vom dem fürstlichen Sammler zu geben, welches denselben nicht nur als feinsinnigen Kunstfreund und durchgebildeten Kenner zeige, sondern uns zugleich dessen ansprechende und menschlich liebenswürdige Persönlichkeit zu vergegenwärtigen geeignet sei. Wir können nach den vom Herrn Redner aus dieser Korrespondenz gemachten Mittheilungen auch nur dem von ihm schließlich ausgesprochenen Wunsche beistimmen, es möge bald eine vollständige Veröffentlichung des in vieler Beziehung bedeutsamen Briefwechsels stattfinden, resp. ermöglicht werden.

Nach einigen auf Häckels Persönlichkeit und Verhältnisse bezüglichen Angaben [1]) begann der Vortragende mit der Verlesung eines Briefes von Häckel (d. d. Frankfurt a. M. den 6. Januar 1748), welcher in Verbindung mit der darauf (unter dem 13. d. M.) erfolgten Antwort des Landgrafen sofort einen Begriff von dem schönen und herzlichen Verkehr der beiden Männer giebt.

---

[1]) Wir verweisen zur Kenntnißnahme derselben auf den vom Herrn Professor von Drach verfaßten „Nachtrag zur Geschichte der Kasseler Galerie" im neuen Eisenmann'schen Katalog auf S. XLIX ff.; ebenda finden sich auch bei den Angaben über den Erwerb einzelner Gemälde einige charakteristische Stellen aus der Häckel-Korrespondenz abgedruckt. Ueber Häckel selbst wird daselbst Folgendes angegeben: *Heinrich Jakob von Häckel* (geb. 1682, gest. 1760) war ein eifriger Sammler und hinterließ (nach der Notiz bei *Gwinner*, Kunst und Künstler in Frankfurt a. M., S. 533) eine Sammlung von 523 Gemälden; er hatte den Titel eines österreichischen Obristwachtmeisters und wird als Mäzen des älteren *Schütz* gerühmt. In der That empfahl er den genannten Maler dem Landgrafen, war aber auch derjenige, welcher die Aufmerksamkeit dieses Fürsten zuerst auf den in der hessischen Kunstgeschichte des vergangenen Jahrhunderts hervorragenden *Johann Heinrich Tischbein* d. Ae. (1722—1789) lenkte. Ein treffendes Bild des Mannes hat uns *Goethe* im ersten Theil von „Dichtung und Wahrheit" gezeichnet; er sagt: „Ferner erinnere ich mich eines Barons von Häckel, eines reichen Edelmannes, der verheirathet aber kinderlos ein schönes Haus in der Antoniusstraße bewohnte, mit allem Zubehör eines anständigen Lebens ausgestattet. Auch besaß er gute Gemälde, Kupferstiche, Antiken und manches Andere, wie es bei Sammlern und Liebhabern zusammenfließt. Von Zeit zu Zeit lud er die Honoratioren zum Mittagessen und war auf eine eigene, achtsame Weise wohlthätig, indem er in seinem Hause die Armen kleidete, ihre alten Lumpen aber zurückbehielt und ihnen nur unter der Bedingung ein wöchentliches Almosen reichte, daß sie in jenen geschenkten Kleidern sich ihm jedesmal sauber und ordentlich vorstellten. Ich erinnere mich seiner nur dunkel als eines freundlichen und wohlgebildeten Mannes, desto deutlicher aber seiner Auktion, der ich vom Anfang bis zum Ende beiwohnte und theils auf Befehl meines Vaters, theils aus eigenem Antrieb Manches erstand, was sich noch unter meinen Sammlungen befindet." Ein von *Tischbein* gemaltes Porträt Häckels, welches der Landgraf zu Ehren des Mannes, der so viel für die Galerie geleistet, in derselben hatte aufhängen lassen, scheint verkommen zu sein.

Wir theilen diese beiden Schreiben deshalb vollständig mit, und hat der erste Brief folgenden Wortlaut:

Durchlauchtigster Fürst.
Gnädigster Fürst und Herr.

Ew. Hochfürstl. Durchl. haben abermahls ein Zeichen Dero hohen Gnade mir erwiesen, indem Sie das rescript vor den Herrn Dr. Senckenberg mir zugesandt.[2])

Ew. Hochfürstl. Durchl. gratuliere ich dazu, wenn Sie einen warhafftig Ehrlichen Mann sich verbindlich gemacht, welcher Ihnen in gesunden und kranken Tagen vortrefliche Dienste leisten kann. Nun solte ich billig nach des Herkomani Gebrauch mit einem großen Neuenjahrswunsch erscheinen, allein Ew. Hochfürstl. Durchl. sein gewiß versichert, daß ich Ihnen von Grund des Hertzens mit Leib und Seel ergeben bin, und also nichts weiteres sagen kann. Mit der heuttigen fahrenden Post sende ich ein Verschlag, worin zwey Gemählde und Sechs Kupferstiche, wovon 4 an Ihre Königl. Hoheit versprochen.[3]) Ob ich zwar über die letzte Abschieds audiens mich zu beschwären hätte, so bin ich doch ein Mann, der sein Wort hä t, und bin auch schon wieder gut; über die Gemählde bitte ich mir Ew. Hochfürstl. Durchl. Meinung aus und können solche auf meine Gefahr wieder zurückgesandt werden. Des Helmonds Nahme findet sich im Baseler Lexicon[4]); er ist Anno 1699 gestorben. Ihre Excellenz die Frau Gräfin[5]) werden es wohl übel genommen haben, daß ich sozusagen fast ohne Abschied und wie die Katze vom Taubenschlag davon gegangen, allein sie kann auch dagegen versichert sein, daß sie keinen aufrichtigeren wahren Freund und Diener, als ich bin, auf der Welt habe. Ich stehe hier im Handel auf ein Gemählde von Gonsales, es ist zwar etwas schadhafft, aber dennoch sehr schön; wann ich solches bekomme, so werde auf meine Gefahr solches nach Cassel senden. Ich hoffe, daß Ew. Hochfürstl. Durchl. Gemähldetransport wird angekommen sein[6]), womit in tiefster Ehrfurcht verbleibe

Ew. Hochfürstl. Durchlaucht
allergetreuester
J. Frhr. v. Häckel.

Wilhelms, im Konzept vorliegende Antwort lautet:

An den Obrist von Häckel
Cassell den 13. Januar 1748.

P. P.

Dessen Schreiben vom 6. ist mir wie alles, was von Ihnen herkommt, besonders vergnüglich und angenehm gewesen. Die Versicherung, daß Er mein lieber beständiger Freund und alter lieber Häckel bleiben will, ist mir lieber als sein großer Neujahrs-Wunsch aus Herkomani aufkommen, und enthält dasjenige, was Ich vorzüglich mir selbsten wünsche und verlange. Was Ich Ihm gutes gönne und wie sehr es mir angelegen ist, daß es meinem lieben Häckel wohlgehe, das hoffe Ich, weiß Er ebenfalls alzuübergenügend, um daß es einer weiteren Ausdrückung bedürfen sollte. Mithin bleibt es mit uns beiderseits beym alten.

Der Transport von denen Gemählden und Kupferstichen ist ohne einige Beschädigung gantz wohl ankommen. Das eine Stück von Helmonds ist sehr schönartig und nicht das geringste daran auszusetzen. Es ist viel in dem genre Teniers und möchte auch wohl seyn, daß Helmond ein Stück von jenem seiner Invention dabey zum Muster gehabt[7]). Das andere, so Er von Potter hielt, habe ebenfalls genau examiniret, bin aber der Meynung, daß es ehnder von Savary seye; dem es wenigstens sehr gleichet.

Ihro Hoheit ist es lieb, daß Derselbe wieder guth ist; und Sie sind Ihm auch noch besser. Die Kupferstiche haben Sie zu hübsch gefunden, um sie denen Kindern zu geben, weswegen Sie solche behalten und selbst damit prahlen wolle. Ich soll Ihr compliment und Ihre Danksagung davor machen, welchen noch mit beifüge, daß nicht nur sie, die Prinzessin, sondern alles was hier ist, besonders auch die Gräfin Ihn vor hirfür lieb und werth haben. Daß man aber zufrieden sein soll, wenn Er uns hier verläßt, kann Er von seinen guten Freunden nicht begehren, sondern muß ihnen recht geben, wenn sie darüber bös werden. Die Gräfin beklagt noch, daß Er den letzten Abend nicht zu ihr

[2]) Es handelt sich hier um die Ernennung des durch die großartigen nach ihm benannten Stiftungen bekannten Frankfurter Arztes Johann Christian Senkenberg zum hessischen Hofmedicus.

[3]) Hiermit ist Wilhelms Schwiegertochter gemeint, die Erbprinzessin Maria, welcher als Tochter Georgs II. von England diese Titulatur zukam.

[4]) Dieses Werk führt den Titel: „Historisch- und Geographisches Lexicon" und ist in zweiter Auflage 1743 zu Basel durch Beck und Buxtorff herausgegeben worden. Auf S. 30 des vierten Theils findet sich die Notiz über Franciscus Mercurius von Helmont (geb. 1618, gest. 1699). Daß er auch gemalt habe, wird darin nicht erwähnt.

[5]) Es ist dies die 1756 verstorbene Freundin des Landgrafen, die Reichsgräfin von Bernhold von und zu Eschau, welche sich durch die nach ihr benannte Stiftung für arme adlige hessische Fräuleins zu Kassel ein bleibendes Denkmal geschaffen hat.

[6]) Diese Bemerkung bezieht sich wohl auf einen größeren Bilderkauf des Landgrafen in Holland.

[7]) Ein späterer Brief wird Gelegenheit geben, Näheres über das Gemälde beizubringen.

gekommen, und, wie sie hofft, wird Er es bald durch einen längeren Aufenthalt dahier wieder einbringen.

Das Stück von Gonsales, welches Derselbe in Handel hat, bin curieux zu sehen und Er wird mir den Gefallen thun, solches zu überschicken. Es soll aber nicht auf sein, sondern auf meine Kosten und Risico seyn, wie Ihm dann die andern zwey tableaux ebenso wieder zurücksenden werde. Es wäre sonst der Weg, daß Ich, wann einmahl etwas schaden nimmt, nichts mehr von Ihm zu sehen bekäme.

Bald hätte meine Danksagung zu des großen Compliments wegen des Dr. Senkenbergs vergessen. Ich aber weiß zwar so schön dagegen nichts zu erwiedern. Ob Ich selbigen indessen gleich nicht zu benutzen gedenke, sondern mich vielmehr, soviel möglich, aller medicinen zu entübrigen hoffe, weiß Ich doch, daß Er mir nichts übeles recommandirt hat, und Derselbe ist seinerseits versichert, wie angenehm es mir ist, Ihm bey aller Gelegenheit zu zeigen, daß Ich ohne Ausnahme bin und bleibe 2c. 2c.

Am 18. Januar schickte Häckel das Gemälde von Gonzales an den Landgrafen ab mit folgendem Begleitschreiben:

Durchlauchtigster Fürst,
Gnädigster Fürst und Herr.

Da ist das Gemälde von Gonsales, so Ew. Hochfürstl. Durchlaucht belieben zu sehen; ich habe es theuer bezahlt, und glaube, wenn es nicht zusammengeflickt, es ein recht schön Gemählde sey. Ich bin curieux zu vernehmen, wie es Ew. Hochfürstl. Durchl. gefallen wird. Dem Herrn Freesen[8]) habe ich geschrieben, mit Ew. Hochfürstl. Durchl. gnädigster Erlaubniß es in die Cur zu nehmen und es so gut, als möglich wieder zu machen; ich bitte Ew. Hochfürstl. Durchl. nochmahls es offt zu besehen, umb zu wissen, was gutes daran ist. Der Nahme stehet auf dem Tischfuß, woran die Mannspersohn sitzt[9]), ich habe die Beschreibung von diesem Meister in allen Büchern gesucht, aber in keinem gefunden, als in des Harmes seinem, so in Braunschweig gedruckt ist. Es heißt: Juan Giachenetti Gonzales, detto il Borgognone dalle teste, a étudié les oeuvres de Titien, naquit à Madrid 1630, a demeuré à Bergamo A°. 1696. Dieses Buch müssen sich Ew. Hochfürstl. Durchl. anschaffen, es ist in Braunschweig zu haben. Ew. Hochfürstl. Durchl. danke ich unterthänigst vor das gnädige Compliment von Ihro Hoheit, daß Sie nicht allein wieder gut, sondern noch besser ist, welches etwas gantz besonderes, aber doch schrifftmäßig ist. Daß ich ein hertzliches Verlangen habe, Ew. Hochfürstl. Durchl. wieder aufzuwarten, kann ich nicht leugnen; sobald es Gott will und meine Umstände es erlauben, muß ich es wieder mündlich versichern, wie ich mit aufrichtigem Hertzen bin

Ew. Hochfürstl. Durchl.
allergetreuster Knecht
v. Häckel.

8) Johann Georg van Freese war seit 1744 Hofmaler zu Kassel und Intendant der Galerie.

9) Durch diese Angabe werden wir belehrt, daß es sich um das jetzt als Nr. 142 katalogisirte Bild: „Der junge Gelehrte und seine Schwester" handelt

(Fortsetzung folgt.)

# Zur Geschichte des Kalenderwesens in Hessen.

Von F. Zwenger.

## I.

Am 3. Dezember des Jahres 1699 erschien folgende Bekanntmachung, betreffend die Abschaffung des alten Julianischen Kalenders und Einführung des neuen verbesserten (Gregorianischen) Kalenders in Hessen, und wurde im ganzen Lande von den Kanzeln verkündigt:

„Demnach die gesamte evangelische Churfürsten und Stände des heiligen römischen Reichs bey noch wehrender Reichsversammlung zu Regenspurg ohnlängstens den einmühigen Schluß*) dahin gefaßt, daß, weil durch die bis dahero alle vier Jahre geschehene Einschaltung eines Tages von der eigentlichen Länge des Sonnen-Jahres abgewichen und selbiger allezeit bey dreyviertelstunden zuviel zugelegt, folglich die Zeit-Rechnung je länger je mehr von dem wahren Lauf der Sonne verruckt worden, eine Verbesserung des alten Julianischen Kalenders unumgänglich vorzunehmen, und dahero die, von Zeit des Concilii Nicaeni her bis auf das nechst instehende 1700. Jahr zuviel eingeschaltete 11 Tage nothwendig auszulassen seyen, nemlich auf folgender Weiß: daß nach zurückgelegtem 18. Tage des künfftigen Monaths Februar die

*) am 23. September 1699.

sonst folgenden Tage solchen Monaths übergangen, indem gleich darauf der 1. Martius gezehlet, auch solcher Gestalt das Osterfest in jenem gemeltem Jahre auf den 11. Aprilis angesetzt und hin künfftig die Fest-Rechnungen, wenn je ein vollkommener und beständiger Cyclus auszufinden seyn sollte, nach den accuraten astronomischen Calculo eingerichtet, wegen des, bey der vierjährigen Einschaltung künfftig sich ereignenden Excesses aber, nach eingeholtem Rath der Mathematicorum anderweitig remedirt werden solle.

„Als hat der Durchläuchtigste Fürst und Herr, Herr Carl, Landgraf zu Hessen ꝛc. Unser allerseits gnädigster Fürst und Herr zur Vollziehung solchen gemeinsamen Schlusses gnädigst befohlen Ew. christliche Lieb von dieser angeordneten Veränderung und Verbesserung des alten Julianischen Kalenders, welche erst hochernannte gesamte evangelische Reichs-Stände, aus der Ihnen, wegen Machung guter Ordnungen, so wohl in geist- und weltlichen Sachen zustehenden Gewalt und Bottmesigkeit, in Ihren Landen und bey Ihren angehörigen Unterthanen einzuführen, und auf den heutigen Tag kund zu machen und zu publiciren angeordnet, die Anzeige zu thun und zugleich diese ausdrückliche Nachricht zu ertheilen, daß dieselbe zu keinem andern Ende oder Absehen geschehen, als um dadurch, so viel immer möglich, die Zeit und Festrechnungen mit dem wahren Lauf der Sonnen und des Mondes zu vereinbaren und für das künfftige alle sonst unmöglich zu hintertreibende Confusiones zu vermeiden.

Wonach sich also ein jeder zu richten."

Wir knüpfen an vorstehende Bekanntmachung einige kurze Erörterungen zunächst über die Entwickelung des Kalenderwesens in Deutschland überhaupt, uns vorbehaltend, in einem später folgenden zweiten Artikel auf das Kalenderwesen in Hessen, insbesondere auf die Stellung, welche der Landgraf Wilhelm IV., der Weise, in dieser Frage eingenommen hat, eingehender zurückzukommen.

Im Mittelalter galt in Deutschland wie bei allen christlichen Völkern der Julianische Kalender, so genannt nach Julius Cäsar, welcher ihn als Pontifex maximus im Jahre 46 v. Chr. eingeführt hatte. Verfaßt hatte ihn auf Cäsars Geheiß der Astronom Sosygenes aus Alexandrien. Der Julianische Kalender ließ auf je drei gemeine Jahre von 365 Tagen unabänderlich ein Schaltjahr von 366 Tagen folgen, das Jahr wurde sonach im Durchschnitt zu 365¼ Tagen gerechnet. Da aber die Sonne zu ihrem scheinbaren Umlaufe um die Erde nur 365 Tage, 5 Stunden, 48 Minuten, 48 Sekunden gebraucht, so war mit einem Schalttage von 24 Stunden zu viel gethan, derselbe hätte nur aus 23 Stunden, 15 Minuten, 12 Sekunden bestehen sollen; es entstand sonach eine Differenz, die in 128 Jahren einen ganzen Tag ausmachte. Im Jahre 1577 belief sich dieser Fehler auf 10 Tage. Diesem Uebelstande abzuhelfen waren bereits im 15. Jahrhundert von den berühmten Gelehrten Petrus d'Ailly und Nikolaus de Cusa Vorschläge gemacht worden, und im Jahre 1474 hatte der Papst Sixtus IV. den deutschen Gelehrten Regiomontanus, Bischof von Regensburg, mit der Verbesserung des Kalenders beauftragt, dessen kurz nachher erfolgter Tod hinderte aber die Ausführung. Auf dem Tridentiner Konzile (1545—1563) kam diese wichtige Angelegenheit abermals zur Sprache, ohne jedoch zum Abschluß zu gelangen. Die Verrückung der hohen kirchlichen Feste von ihrem durch Konzilienbeschlüsse festgesetztem Verhältniß zu den Jahreszeiten machte eine Reform des Kalenders unerläßlich. Der 1572 zur Regierung gelangte Papst Gregor XIII., ein gelehrter und eifriger Förderer der Wissenschaften, betrachtete sie als eine seiner Hauptaufgaben. Der Kalabrese Luigi Lilio erwarb sich dadurch einen unsterblichen Nachruf, daß er die leichteste Methode anzeigte, dem Uebelstande abzuhelfen. Allen Universitäten wurde sein Entwurf mitgetheilt; von allen Seiten liefen Gutachten ein. Eine Kommission in Rom, deren thätigstes und gelehrtestes Mitglied der deutsche Mathematiker Clavius aus Bamberg war, unterwarf sie dann einer neuen Untersuchung und faßte den definitiven Beschluß. Die Publizirung des neuen Gregorianischen Kalenders erfolgte durch die Bulle vom 24. Februar 1582. Man unterschied jetzt zwischen dem Kalender des alten Stiles, dem Julianischen, und dem des neuen Stiles, dem Gregorianischen. In dem letzteren wurde u. a. festgesetzt, 1) daß dem Beschlusse des nicäischen Konzils vom Jahre 325 gemäß, das Frühjahrs-Aequinoktium stets auf den 21. März fallen, und Ostern stets an dem ersten Sonntage nach dem darauf folgenden Vollmonde gefeiert werden solle; 2) daß nach dem 4. Oktober des Jahres 1582 zehn Tage ausgelassen und die Tage vom 4. sogleich mit dem 15. Oktober fortgerechnet werden sollten, und 3) daß jedes hundertste Jahr, welches im Julianischen Kalender allemal ein Schaltjahr sein würde, dreimal ein „gemeines", das viertemal aber ein „Schaltjahr" sein sollte. Auf diese Art waren die Jahre 1700 und 1800 „gemeine Jahre", ebenso wird auch das Jahr 1900 ein „gemeines Jahr", das Jahr 2000 dagegen ein „Schaltjahr" sein ꝛc.

Die katholischen Staaten in Europa erklärten

sich für den Gregorianischen Kalender, nicht so die evangelischen. Diese nebst Rußland verblieben bei dem Julianischen Kalender.

In Deutschland kam auf dem Reichstage zu Augsburg 1582 die Kalender-Reform zur Sprache, ohne daß eine Einigung herbeigeführt werden konnte. Der Kaiser und die katholischen Stände nahmen 1583 den neuen Kalender an. Um Verwirrung zu vermeiden, pflegte man nun in öffentlichen Akten die Bezeichnung „alten" und „neuen Stils" einzufügen und bei Verhandlungen zwischen Katholiken und Protestanten das Datum nach beiden Stilen anzusetzen. — Eine abermalige Besprechung der Kalenderfrage zu Rothenburg führte ebensowenig eine Einigung herbei. Es konnte nun aber bei dieser Doppelrechnung nicht fehlen, daß dieselbe, zumal an Orten, wo Katholiken und Protestanten neben einander wohnten, eine Menge Unzuträglichkeiten, Streit und Verwirrung herbeiführte. So entstanden z. B. in Augsburg die unter dem Namen des „Kalenderstreits" bekannten, mehrere Jahre währenden, nicht unbedeutenden Unruhen*). Als auf dem Reichstag 1582 die Kalenderreform zum Vortrage kam, zog der Kurfürst von Sachsen den wegen seiner astronomischen Kenntnisse berühmten Landgrafen Wilhelm IV. von Hessen zu Rathe, erklärte sich, da dieser abrieth, entschieden dagegen, und theils aus Besorgniß, dem Papste Konzessionen zu machen, theils weil der berühmte J. J. Scaliger nachwies, daß auch die neue Zeitrechnung nicht ganz fehlerfrei sei, folgten auch die übrigen evangelischen Stände und Staaten in und außerhalb Deutschlands dem Vorgange August's von Sachsen und wiesen die Reform zurück. — So oft man nun aber auch, wie in Rothenburg, so nachher auf dem Reichstage von 1613, bei den Unterhandlungen wegen des westfälischen Friedens 1648, auf dem Reichstage von 1654 und später in die evangelischen Stände dringen mochte, des besseren Einverständnisses wegen den neuen Kalender anzunehmen, wichen sie doch jedesmal aus, weil sie das wiederholte kaiserliche Ansuchen als eine Schmälerung ihrer Souveränetät ansahen. Als aber nach dem Ryswyker Frieden (1697) in der Pfalz, in Schwaben ꝛc. dieserhalb neue Unruhen auszubrechen suchten, beschlossen endlich die evangelischen Stände, besonders auf Leibnitz' Betrieb und unter Zuziehung des berühmten Jenaer Mathematikers Erhard Weigel, am 23. September 1699, mit dem nächsten Jahr einen sog. verbesserten Kalender einzuführen, nach welchem, mit Weglassung von elf Tagen, statt des 19. Februar 1700 sogleich der 1. März gezählt und das Osterfest so lange, bis die Fehler des Gregorianischen Kalenders verbessert sein würden, nicht nach zyklischer Rechnung, sondern nach astronomischer angesetzt werden sollte, und zwar nach Kepler's Rudolphinischen Tafeln. Aber auch damit waren die Wirren noch nicht gänzlich beseitigt. Zwar hatten sich die Evangelischen durch die Weglassung von elf Tagen im Jahre 1700 den Katholiken insoweit genähert, daß sie das Jahr zugleich mit ihnen anfingen, allein die abweichende Art, wie bei beiden das Osterfest bestimmt wurde, brachte es doch noch zu Wege, daß dieses Fest mehrmals zu verschiedener Zeit gefeiert wurde. Der erste Fall dieser Art trat im Jahre 1724 ein, wo die astronomische Rechnung den Vollmond auf Sonnabend den 8., die zyklische Rechnung der Katholiken dagegen auf Sonntag den 9. April setzte, das Osterfest also für die Evangelischen auf den 9., für die Katholiken dagegen auf den 16. April fiel. Ebenso im Jahre 1744, wo die Evangelischen das Osterfest am 29. März, die Katholiken dasselbe aber am 5. April feierten. Nun würde eine dritte Abweichung in 1778, eine vierte 1798 stattgefunden haben, wenn nicht auf den Antrag Friedrichs des Großen das Corpus Evangelicorum am 13. Dezember 1775 beschlossen hätte, den nach der zyklischen Rechnung geordneten Kalender unter dem Namen eines „verbesserten Reichskalenders" anzunehmen, so daß erst von da an Katholiken und Protestanten in Deutschland den gleichen Kalender haben.

*) Wir folgen hier den Ausführungen Dr. Eduard Brinkmeiers in seinem trefflichen Werke „Praktisches Handbuch der historischen Chronologie aller Zeiten und Völker, besonders des Mittelalters". Berlin 1882.

# Zur Geschichte der Fuldaer Landes-Bibliothek.

Von F. Zwenger.

(Fortsetzung.)

Am 25. September 1788 starb der Fürstbischof von Fulda Heinrich VIII. von Bibra, der Stifter der öffentlichen Bibliothek. Mit ihm war die gute Zeit, welche diese Anstalt seit ihrer Eröffnung am 5. Mai 1778 erlebt hatte, auf eine längere Reihe von Jahren dahin. Fürstbischof Heinrich von Bibra hatte die Bibliothek häufiger besucht, und niemals war er

gekommen, ohne ihr sein Interesse zu bezeigen, sei es, daß er ihr ein Geschenk von Büchern überreichte, sei es, daß er ihr einen anderen Vortheil zuwandte. So überließ er derselben auch als Zeichen seines Wohlgefalles seine aus 78 Bänden bestehende Handbibliothek. Sein Nachfolger auf dem fürstbischöflichen Stuhle, Adalbert III. von Harstall, versicherte zwar bei seinem Regierungsantritte den Bibliothekar Petrus Böhm, als ihm dieser über den Zustand der öffentlichen Bibliothek Bericht erstattete, seines Wohlwollens und versprach, der Anstalt seinen Schutz angedeihen zu lassen, bei diesem Versprechen verblieb es aber auch, von einer Wirkung merkte man so viel wie nichts. Dazu kam noch, daß sich in dem Benediktiner-Konvente mehrere hochgestellte Geistliche befanden, die Petrus Böhm in seinen „Nachrichten" geradezu als der Bibliothek feindlich gesinnt hinstellt. Darunter namentlich drei Superioren, Nachfolger des gelehrten Freundes und Förderers der Anstalt, Karl's von Piesport, der schon vor dem Tode des Fürstbischofs Heinrich von Bibra aus seiner Stellung als Superior geschieden war, um die Propstei Sannerz zu übernehmen. Böhm nennt zwar die Namen jener übelwollenden Superioren nicht, sie lassen sich aber unschwer errathen. Bei einem, der für einen geistvollen, den Wissenschaften zugänglichen und kenntnißreichen Mann galt, s. Z. sogar Kanzler der Universität war und später, zu Anfang der hessischen Regierung in Fulda, als Generalvikar die höchste Stelle im Domkapitel einnahm, muß die Beschuldigung allerdings befremdlich klingen.

Aus dem Jahre 1796 erzählt uns Petrus Böhm ein Ereigniß, das für die Bibliothek leicht hätte gefährlich werden können. Am 5. September dieses Jahres kam der französische General Dumuy von der Jourdan'schen Armee, die wenige Tage zuvor bei Würzburg vom kaiserlichen General Werneck unter Erzherzog Karl geschlagen auf dem Rückzuge durch die Rhön und den Spessart begriffen war, nach Fulda. Er setzte, wie sich Böhm ausdrückt, sofort die Bibliothek in Requisition und verlangte die Seltenheiten aus derselben. Böhm benutzte rasch die ihm verbleibende Zeit, um die Bücher, so viel er konnte, zu verstellen, und die seltensten Manuskripte den herbeieilenden Geistlichen aus dem benachbarten Benediktiner-Kloster zu übergeben, um sie dortselbst zu verbergen. Und als er wieder vor den General gerufen wurde, ließ er während seiner Abwesenheit durch seinen Neffen den Bibliotheksaal bewachen, damit kein Unberufener denselben betrete. Den Vorstellungen Böhm's gelang es, daß der äußerst aufgebrachte General seine Forderung ermäßigte und nur die fünf ältesten Manuskripte verlangte. Er gab dem Bibliothekar einen Offizier und zwei Gemeine mit, die Bücher abzuholen. Gleich darauf kam der Kabinetssekretär Schäfer, als Abgesandter des Fürstbischofs, mit dem Befehle, dem Generale die verlangten Bücher ungesäumt zuzustellen, weil sonst die Stadt geplündert und der Fürst den gröbsten Mißhandlungen seitens der Franzosen ausgesetzt werden könnte.

Unterdessen hatten sich viele Bürger der Vorstadt „Hinterburg" in dem Bibliotheksgebäude versammelt, in der ausgesprochenen Absicht, eine etwa drohende Plünderung der Bibliothek mit Gewalt zu verhindern. Die ernste entschlossene Haltung der Bürger imponirte den drei Franzosen, schüchtern begaben sie sich in den Bibliotheksaal, und als sie die bücherleeren Plätze sahen, meinte der Offizier, „hier ist schon ohne Befehl geplündert worden". Auf Andrängen des anwesenden fürstlichen Kabinetssekretärs übergab Böhm den Franzosen zwei Manuskripte: eine lateinische Bibel aus dem XIII. Jahrhundert, die der alte Obermarschall Freiherr von der Tann, und ein reichgeschmücktes Processionale aus dem XIV. Jahrhundert, das der Fürstbischof selbst der Bibliothek geschenkt hatten, um diese Bücher dem Generale zu überbringen, und ließ sich darüber zu seiner Rechtfertigung von dem fürstlichen Kabinetssekretär einen Revers ausstellen. Schon am 8. September wurde Fulda durch den österreichischen Major Revay von Blankenstein-Husaren von den Franzosen gesäubert. Die Namen dieser beiden Offiziere, des französischen Generals Dumuy und des österreichischen Majors Revay von Blankenstein-Husaren finden sich in dem Fremdenbuche der Fuldaer Landesbibliothek unmittelbar unter einander eingetragen, der erste unter dem 5., der zweite unter dem 8. September 1796. Böhm sammelte nun die bei den Klostergeistlichen vor den Franzosen versteckten Bücher wieder ein, unterließ es aber nicht, durch den Vorgang mit dem Generale Dumuy gewarnt, die Seltenheiten der Bibliothek in verborgenen Schränken aufzubewahren und in jenen unruhigen Zeiten die Bibliothek, so viel er konnte, bis zur Besitznahme des Fuldaer Landes durch den Geheimen Rath von Schenck für den Erbprinzen von Oranien im Jahre 1802, verschlossen zu halten.

Mit der Regierung des Erbprinzen Wilhelm Friedrich von Oranien-Nassau über das Fuldaer Land brach wieder eine bessere Zeit für die öffentliche Bibliothek an. Doch ehe wir mit der Geschichte dieser Periode beginnen, wollen wir noch eines Vorkommnisses aus den neunziger

Jahren gedenken, das den Beweis liefert, mit welcher unverschämten Rücksichtslosigkeit die Franzosen damals in Deutschland aufzutreten wagten. Am 8. Juli 1791 erschin in der Bibliothek der Emigrant Maugerard, angeblich Bibliothekar des Kardinals de Montmorency und stellte an den Bibliothekar Petrus Böhm das Ansinnen, die drei ältesten Kodices, sowie den auf Pergament gedruckten ersten Theil des alten Testaments*) zu kaufen. Er behauptete diese Werke zu kennen und bot dafür 600 Ludovicos aureos, parata pecunia, wie es in Böhm's „Nachrichten" heißt. Er entblödete sich dabei nicht, zu versichern, die Bibliothek werde diese Werke doch durch die Franzosen verlieren. Auch erklärte er sich bereit, den Katalog mit Auslassung jener Bücher anders abschreiben zu lassen. Mit Entrüstung wies Petrus Böhm diese impertinente Zumuthung zurück. Hiernach bewirthete der Franzose in glänzender Weise Professoren und andere Persönlichkeiten, von denen er annahm, daß dieselben den Bibliothekar zur Nachgiebigkeit bestimmen könnten. Vergeblich. Nun versuchte er den Superior seiner Absicht geneigt zu machen, und als auch das nicht fruchtete, schrieb er noch mehrmals an den Bibliothekar und kam endlich am 3. Oktober nochmals zu demselben, um ihm nebst der obigen Summe noch ein ansehnliches Geschenk anzubieten, er lernte aber in Petrus Böhm einen pflichttreuen, unbestechlichen deutschen Ehrenmann kennen, und unverrichteter Sache mußte er wieder abreisen.

*) Es ist hier wohl der erste Theil der berühmten, auf Pergament gedruckten 42zeiligen Gutenbergs-Bibel gemeint, welche im Jahre 1723 der Magistrat der Stadt Fulda dem Fürstabte Konstantin von Buttlar zum Geschenke machte, und die heute noch einen Hauptschatz der Fuldaer Landes-Bibliothek bildet.

(Fortsetzung folgt.)

# Aus dem Marburger Studentenleben vor hundert Jahren.

Von Otto Gerland.

(Schluß.)

Die am Ende des vorigen Jahrhunderts herrschende Anschauung vom Weltbürgerthum, verbunden mit dem Gedanken von Freiheit und Gleichheit der Menschen, liegt auch den folgenden Blättern unserer Stammbücher zu Grunde:

„Nur der Mann mit edler Seele
Ist ein Engel auf der Welt,
Er sei König oder zähle
Sein erbettelt Kupfergeld."

„Ein tugendhafter Mensch ist größer als ein König".

„Nicht Erbrecht und Geburt, das Herz macht groß und klein,
Ein Kaiser könnte Sklav', ein Sklave Kaiser sein.
Und nur ein Ohngefähr giebt zu der Zeiten Schande
Dem Nero Cäsars Thron, dem Epiktet die Bande".

„Les grands ne nous paraissent grands, que parceque nous sommes à genoux; levons nous". Ja „resistance à l'oppression", „es lebe die Gleichheit." „Libertas inaestimabilis res est", „aber es wird einem sauer gemacht, das bischen Leben und Freiheit." Und die Höherstehenden sind keineswegs immer „edel".

„Munera, crede mihi, placant hominesque deosque,
Placatur donis Jupiter ipse datis" und

„Nichts ist verwegener, stolzer, kühner
Als kleiner Herren kleine Diener,
Wenn man ihrer nöthig hat".

„Sola virtus nobilitat." Ja.

„Was wünscht man sich in jungen Tagen
Ein Glück, das in die Augen fällt,
Das Glück, ein prächtig Amt zu tragen,
Das keiner doch zu spät erhält.
Man eilt vergnügt, es zu erreichen,
Und seiner Freiheit ungetreu
Eilt man nach stolzen Ehrenzeichen
Und desto tiefrer Sklaverei".

Nein „lasset uns durch Thaten predigen, wenn wir berufen sind, eine große und männliche Rolle zu spielen, Worte werden alsdann nicht nöthig sein".

„Wer Gott vertraut,
Brav um sich haut,
Wird nimmermehr zu Schanden".

„Es ist etwas angenehmes, wenn man mit Fingern auf ihn zeigen und sagen kann: siehe da, das ist er". Drum

„lebe, wer mit Männerstolz
Bescheiden um sich blickt,
Es lebe, wer recht lebt und thut
Und wer den deutschen Freiheitshut
Recht tief ins Auge drückt".

Damit sind wir trotz allem Weltbürgerthum auf das Gebiet der Liebe zum Vaterland gelangt:

„Wem Schrecken blitzt ins Angesicht
Das blanke Schwert,
O, der ist auch der Liebe nicht
Des deutschen Mädchens werth“.

„à tous les coeurs bien nés que la patrie est chére“, „omnia pro patria licent“.

Aber neben allem diesen schläft auch Anakreon nicht, und die Freude an Wein, Weib und Gesang bricht überall hervor: „Fröhlichkeit ist die Mutter aller Tugenden“.

„Wer wollte sich mit Grillen plagen,
So lang uns Lenz und Jugend blüht?“
„Rosen pflücken, Rosen blüh'n,
Morgen ist nicht heut.“

„Froh und sorgenfrei zu sein,
Trink wie Vater Noah Wein“.

„Musik, Tanz und Malerei
Und auch die schönen Kinder,
Wer die nicht liebt, der ist von Blei,
Gott gnad dem armen Sünder“.

„Malaga und Frauenzimmer
Wünsch' ich meinem N. N. immer“.

„Wer bei Wein und Mädchen sitzt
Und dann nicht trinkt und dann nicht küßt,
Herr Bruder, der soll sterben.
Wer aber Wein wie Wasser säuft
Und die Gelegenheit ergreift,
Die Ein die Weiber geben,
Herr Bruder, der soll leben“.

„Ein Mädchen las und fand geschrieben,
Sie solle ihren Nächsten lieben,
Gleich fiel dem guten Mädchen bei,
Daß auch der Bursch sein Nächster sei“.

„Lieblich lächelt Doris Miene,
Wenn die fleißige Amorbiene
In dem Myrtenkörbchen dahlt,
Venus, die Duft um sich hauchet,
Wenn Adon den Altar brauchet,
Wird nicht herrlicher gemalt.
Um die Lebensquelle wohnen
Scherze, die auf Locken thronen,
Ohne Menschenkunst frisirt.
Freude lacht um ihr Gestade,
Wenn in ihr Bassin zum Bade
Amor seinen Liebling führt“.

„Mit Lauretten seiner Freude
Saß am Alsterstrand Tiren,
Wo sie auf der nächsten Weide
Zween Spatzen buhlen sehn.
Voll von zärtlichem Gefühle
Scheinen beide gleich vergnügt,
Als nach einem kurzen Spiele
Eines schnell von dannen fliegt.
Sieh doch, sieh doch, spricht Laurette,
Ist der Undank zu verzeihn?
Der itzt wegflog, wird, ich wette,
Ganz gewiß das Männchen sein.“

Noch weiter gehende Mittheilungen von Einträgen dieser Richtung muß ich mir billig versagen. Bei solch flottem Leben kann man nicht früh aufstehen. „Aurora musis amica (Morgens schläft der Bursch am besten)“. Es werden auch Schulden gemacht und nicht bezahlt.

„Er ritt Galopp zum Thor hinaus
Und lachte die Philister aus“.

Aber es kommen auch ernstere Gedanken. „Les premiers soupirs de l'amour sont les derniers de la sagesse“. Zwar wird von einem derartigen Leben mit Recht gesagt: „im Trott gelebt und im Galopp zum Teufel“, aber ein anderer weist darauf hin, daß

„Lustig gelebt und selig gestorben
Ist dem Teufel die Rechnung (nach einer anderen Lesart „das Konzept“) „verdorben“,

und einer seufzt:

„Ach Gott, mach's mir im Tode,
Wenn's möglich ist, kommode“.

Marburg selbst wird nicht gar zu schön geschildert:

„Pflaster, das dem Teufel graut,
Gossen, die abscheulich stinken,
Leute die voll Eigenutz,
. . . . . die sich . . . . . dünken!
Ist das schön in einer Stadt?
Nun so glaubt, daß unser Marburg
Einen großen Vorzug hat“.

Aber „alles eilt zu seinem Ende, so wie unsere Burschenzeit“. „Bald“, so hören wir die Klage, „sind meine schönsten Tage dahin, und keine Macht wird vermögend sein, sie wieder zu haschen“, und so wollen wir, wie wir mit dem Studenten die Hochschule bezogen haben, so auch wieder mit ihm heimreisen.

„Der Rappe scharrt, es klirrt der Sporn,
Ich darf allhier nicht hausen.
Jetzt hurra, hurra, hopp, hopp, hopp
Geht's fort im sausenden Galopp
Nach Kassels sel'gen Fluren“.

Da sehen wir die Freunde abgebildet, wie sie sich den Abschiedskuß geben, während im Hintergrund der Postillon den Rappen hält und ungeduldig mit der Peitsche knallt. Gern denkt man auch an das liebe Marburg zurück:

„Lebt fröhlich und beglückt,
Die ihr in Marburg wohnt;

Euch schütz' und liebe der,
So in den Wolken thront.
Lebt wohl ihr meine Freunde,
Denkt oft an mich zurück,
Und hinterlaß ich Feinde,
Die segne das Geschick".

Nun müssen die Grundsätze, die wir oben aussprechen hörten, durch die That bewährt werden. Nicht immer heiter ist ja der Blick in's Philisterium, aber ein Arzt z. B. tröstet einen anderen mit der Bemerkung: „Prospera medicorum sol adspicit, adversa tellus tegit".

Diesen Aufsatz aber will ich mit dem Wunsch schließen, daß auf ihn ein Eintrag in einem Stammbuch nicht anwendbar sei, der da lautet:

„Multa sunt scribilia, quorum nulla sunt scientia".

---

# Eine Winternacht.

Von H. Keller-Jordan.

Er war die Treppen hinunter gestürmt, ohne Abschied von ihr zu nehmen. Die wenigen Worte, die er zurückgeschleudert hatte, mochten wohl ein solcher gewesen sein, sie klangen ihm dumpf in den Ohren nach, aber er entsann sich ihrer nicht mehr. Unten in der Straße wehte ihm kalte, blasse Winterluft entgegen; er zog den Pelzkragen seines Rockes in die Höhe und eilte von Straße zu Straße. Erst als er auf der Brücke stand, gewahrte er, daß er nicht den Weg genommen hatte, der zu seiner Wohnung führte. Aber er blieb stehen und blickte starr in die schwerfällige Wassermasse, die sich frostig und träge in ihrem Bette wälzte. Ueber ihm hing die fahle Mondkugel in der flimmernden Luft — ihr Licht fiel auf die gothischen Kirchthürme im Hintergrunde, lag über den gereiften Aesten der Bäume — und streifte auch ihn.

Sein Herz war voll Groll gegen sich selbst, gegen das Weib, das er verlassen hatte, gegen die ganze Welt! Wenn sie den Andern nicht begehrte, warum stand sie dann kalt und blaß seinen Vorwürfen gegenüber, warum rechtfertigte sie sich nicht und reizte ihn zum Aeußersten?

Gewiß, sie war der darbenden Zeit müde, in welcher sie sich mit ihm begnügte und wollte nicht mehr warten, bis er sie zu der Seinen machen konnte. Sie war ein Weib wie Alle — er wußte es. Noch niemals hatte sie so trotzig seinen Vorwürfen gegenüber gestanden, als heute. Er konnte sich so etwas nicht bieten lassen, er war Mann und dieser ewigen Reibereien müde.

Er hatte regungslos in das Wasser gestarrt, aber jetzt wandte er sich ab; es war ihm plötzlich, als tauche aus der eisigen Tiefe ein dunkler Frauenkopf mit großen, räthselhaften Augen und blassem, zitterndem Munde. Daß er auch immer an sie denken mußte — — Verächtlich!

War denn Grete die Einzige in der Welt? Gab es nicht Schönere, Jüngere, Nachgebendere genug, die ihn, den Künstler, mit offenen, warmen Armen aufnehmen würden — und ihn lieben? Die sich nicht eigensinnig abwenden und es verweigern würden, ihm Rede und Antwort zu stehen? Er ging mit großen Schritten weiter und wußte es nicht. Das breite Gemäuer ihm gegenüber lag starr inmitten der großen Schneeflocken, die der Wind jetzt durch die Nacht trieb — und die Gasflammen, die hier und da aufflackerten, glichen Irrlichtern, die ihn lockten und äfften.

Gewiß, er hatte recht gehabt, sie zu lassen. Er war diesen ewigen Jammer müde. Sein Beruf, seine Männerwürde, alles litt darunter. Er hatte mit den kurzen Worten, die von seinen Lippen jagten, als er sie verließ, sich heldenmäßig benommen, er durfte sich das eingestehen. Ein selbstzufriedenes Lächeln, das seine Lippen theilte, verzerrte sein Gesicht, als ob seine Gedanken aus fremdem Herzen kämen.

Er blieb stehen. Wo war er hingerathen? Er lauschte. Leise, nächtliche Stimmen schlichen sich an sein Ohr und gaben der starren Oede ein seltsames Leben. Man hörte zwischen dem Huschen verirrter Thiere das schwerfällige Tropfen der nahen Quellen, die gleichmäßig, ob Tag ob Nacht, mit ihrem spärlichen Wasser die Steine feuchten.

Er glaubte Menschen zu sehen und Stimmen zu vernehmen, die seinen Namen riefen.

Wenn es Grete wäre, die ihn suchte? Einen Augenblick war es ihm, als lege sich eine sanfte Hand auf sein gequältes Herz.

Er hatte sich getäuscht; es waren die Thürme der Kirche, die er im wirbelnden Schnee für Menschen gehalten hatte. Und die Stimme? Er ärgerte sich über sich selbst, daß er an sie dachte! Aber hier, gerade hier oben in den einsamen Wegen drängte sich ihm die Erinnerung an unzählige Sommerabende auf, die er mit ihr

gewandelt war. Auch im Winter, in jeder Jahreszeit! Wie hatte sie sich, wenn es kalt war, fröstelnd an ihn angeschmiegt! Und wie sie plauderte, aus ihrem warmen Herzen heraus; schon ehe sein Künstlerauge das Landschaftsbild gewahrte, hatte sie Ausdruck und Worte gefunden. Kein goldenes Sonnenflimmern, kein zerrissenes Wolkengebilde, keine Strömung der Lüfte, die sie nicht verstanden hätte!

War es ihre reiche, schaffende Innenwelt, die er vermißte?

Wenigstens griff er mit der Hand nach dem Herzen, als ließe sich dort zerdrücken, was nicht sterben wollte.

Er wandte sich ärgerlich ab und ging den Weg zurück, den er gekommen war.

Er dachte ja auch nur daran, wie es früher gewesen war, als er sie noch geliebt hatte, und seine Augen wie gebannt an dem Wellengekräusel ihrer Haare hingen, während ihre Blicke ihn suchten — nur ihn!

Sie war anders als alle anderen Frauen, und er hätte es ihr niemals zugetraut, daß ein Fremder sie ihm zu entreißen vermochte. Sie hatte ihm damals, als er sie gefragt, ob sie mit ihm durch's Leben gehen wolle, mit einem festen, schlichten „Ja!“ in die Augen geschaut, daß er Welten darauf gebaut hätte. Das war lange her — Jahre — aber er wußte es noch ganz genau, wie sie ausgesehen hatte, als sich die rostgelben Blätter der Buche, unter welcher sie saßen, so kunstlos über die Locken ihrer Haare legten.

Sie liebte den Herbst, die Grete, und konnte sich nicht satt an der Luft trinken, die über die kahlen Felder fegte.

Ein merkwürdiges Weib! Wie hatte er die letzten Monate schwer an ihr getragen! Sie war ernster, stiller, blasser geworden. Es hatte sich ein Mißverständniß zwischen ihre Herzen gedrängt und zerrte sie auseinander.

War sie dennoch schuldlos — und hatte man sie nur verleumdet?

Was sagte sie doch an dem Tage, als er vor Wochen sie schon einmal gelassen hatte und dann wiederkehrte und wie ein Knabe zu ihren Füßen weinte?

„Daß die Liebe ein reines Vestafeuer sei, das man schüren und hüten müsse mit fürsorglicher Hand — denn —“

Er stand wieder an dem Geländer der Brücke und sah in den Strom, der jetzt unter dem Eishauch der späten Nacht starr, wie gestorben, vor ihm lag.

Hatte e r die Flamme ausgelöscht?

Und er vergegenwärtigte sich ihr blasses Gesicht, wie er es zuletzt gesehen hatte. Wenn sie dennoch schuldlos wäre, und er sie all die Zeit gequält, gemartert hätte — für nichts?

Und wieder sah er ihr medusenhaftes Angesicht — fremd, kalt — seelenlos! Hatten seine Worte sie bis in's Herz getroffen? War ihre Liebe todt? Er nahm trotz der eisigen Nacht seine Pelzmütze vom Kopfe und wischte mit den Fingern die Schweißtropfen von der Stirne. Bilder um Bilder durchjagten seine Seele — fratzenhafte, verzerrte — er litt!

Und dazwischen vernahm er Stimmen vom anderen Ufer her, die wie das ewige Gericht an seine Ohren drangen. Stimmen von Menschen, deren Umrisse er in der dunklen Nacht nicht gewahren konnte.

Wenn Grete die Treppe hinunter gefallen wäre, an welcher sie lehnte? Er hatte ihre schlanken, weißen Finger bemerkt, wie sie sich um die Rampe krallten.

Felix!

Hatte sie ihn gerufen?

Nein! Aber er — er hatte ihren Namen in die Nacht hinein geschrieen, er hätte ihn mit seinen Qualen da hinunter schleudern mögen in den Fluß, damit er erstarre für ewig unter dem Athem der Winternacht.

Konnte er seine Liebe nicht ausrotten, mußte er sein Herz mitreißen bis zum letzten Fetzen?

Und dann lief er, als jagten ihn Dämonen dem Ufer entlang — von Stimmen und Rufen verfolgt.

Er konnte nicht mehr zurück zu Grete — nie! Es giebt Worte, die lassen sich nicht vergessen, nicht von Frauen wie sie — er wußte es.

Aber die Straße noch einmal sehen — das Haus, in dem er glücklich gewesen war, und dann fort — zur Stadt hinaus in die Welt!

Die Stimmen kamen näher, rohe Männerstimmen, die er nicht kannte. Jetzt blieben sie stehen und stellten die Bahre, die sie trugen, in den Schnee.

Er trat näher.

Ein stilles Weib, mit vereistem Haar, steifgefrorenen Kleidern und schmerzentstellten, vom Tode gemeißelten Zügen. Er kannte sie — aber er regte sich nicht — und die Hände preßten sich auf sein ersterbendes Herz.

Die Männer hatten die Bahre wieder aufgenommen, er hörte ihre Tritte im Schnee knistern, erst schwer, dann leiser — dann verhallen.

Die Lichter erlöschten, und der Morgen legte sich grau und eisig über die Gasse.

Das Haus, wo Grete wohnte, das hat er niemals wiedergesehen — er hat die Stadt verlassen — das Land — und sein Name ist in fremder Welt verschollen.

## Der erste Brief von unserem Kinde.

Gewirr von Strichen und von Klexen,
Was and'res ist's für Fremde nicht,
Für uns jedoch ist es gewißlich
Ein süßes, rührendes Gedicht.

Der erste Brief von uns'rem Kinde,
Der unentzifferbar erscheint!
Wie deutlich steht da, was der Liebling
Uns all' zu sagen hat vermeint.

Die Liebe kann ja Zeichen deuten,
Die Liebe ist ein Wunderhort,
Die wirren Linien dieses Blattes
Sind uns beredtes Liebeswort.

Daß sie Papa verstehen würde,
Drob war sie allen Zweifels bar,
Es zeigt der Klex, der Finger Spuren,
Wie's mit der Schrift so ernst ihr war.

Dort — sieh — von Spielzeug ist die Rede,
Hier — lauscht ein Schmeichelwort sich ein —
„Papa soll bald nach Hause kommen, —
Man will auch sehr gehorsam sein."

Der dicke Strich! — wer kann d'ran zweifeln:
Man zürnt, wie schwer das Schreiben ist, —
Und dann — — — o bitte schließ die Augen —
Fühlst Du Dich nicht zum Schluß geküßt?

Drück's an Dein Herz das schmutz'ge Blättchen,
War's nicht ein Flüstern, das Dich traf?
Es ist die Lieb' im Menschenherzen
Ja doch der treuste Phonograph.

**Ricardo Jordan.**

## Aus alter und neuer Zeit.

Karl Eggena. Vor fünfzig Jahren, am 18. Dezember 1840, starb zu Fulda der Regierungs-Direktor Dr. Karl Michael Eggena eines plötzlichen Todes. Er war ein Staatsmann von hoher Begabung, reichen Kenntnissen und seltener Arbeitskraft. Geboren am 19. August 1789 als Sohn eines wohlhabenden Kaufmanns in Kassel, zeigte er schon früh hervorragende Geistesanlagen; das Kasseler Lyceum Fridericianum zählte ihn zu seinen besten Schülern; in noch sehr jugendlichem Alter stehend, bezog er die Universität Marburg, um Rechtswissenschaft zu studieren. Hier galt er für einen der fleißigsten und thätigsten Studenten und in einem Alter von 18 Jahren hatte er bereits sein akademisches Studium vollendet und die juristische Doktorwürde erworben. Nachdem er zur westfälischen Zeit sich auf Anrathen des Justizministers Siméon nach Frankreich begeben hatte, um sich in der französischen Sprache zu vervollkommnen und das öffentliche Verfahren der französischen Gerichtshöfe kennen zu lernen, widmete er sich, nach Kassel zurückgekehrt, 1811 der Advokatur und gab eine „Zeitschrift für neuere Rechtswissenschaft und Geschäftskunde" heraus. Vom Kurfürsten Wilhelm I. wurde er zum Archivar bei der Landesregierung ernannt. Die Zunftordnung vom 5. März 1816, die nach Aufhebung der westfälischen Gewerbefreiheit in Hessen eingeführt wurde, war sein Werk. Nach dem Regierungantritte des Kurfürsten Wilhelm II. im Jahre 1821 konnte Eggena als Mitglied der Organisations-Kommission seine ausgebreiteten Kenntnisse und reichen Talente noch weit besser entwickeln, als dies bisher der Fall war. In seiner Eigenschaft als Generalsekretär des Ministeriums hatte er sich eine genaue Kenntniß des Landes erworben, und diese verstand er mit der ihm eigenen Geschicklichkeit in den damaligen politischen Kämpfen zur Erlangung der Verfassung zu verwerthen. Vorzugsweise seiner vermittelnden Thätigkeit ist das rasche Zustandekommen der Verfassung vom 5. Januar 1831 zuzuschreiben. Er wurde zum Regierungs-Kommissar bei dem ersten, aus verfassungsmäßigen Wahlen hervorgegangenen kurhessischen Landtage ernannt. Zu dieser Stelle war er wie kein anderer in Kurhessen geeignet. Lebhaftigkeit der Darstellung, Unbefangenheit des Benehmens, große sprachliche Gewandtheit und innige Vertrautheit mit allen Gegenständen der Diskussion, auf welche man sich nicht immer vorbereiten kann, zeichneten ihn in jener besten Zeit seines Alters aus, wie ihm im „Neuen Nekrologe der Deutschen", Jahrgang 1840, von seinem Biographen nachgerühmt wird. Eggena wurde zum Ministerialrathe befördert und zum Vorstande des Ministeriums des Innern ernannt, doch nur wenige Monate verblieb er auf diesem Posten, schon im Mai 1832 schied er aus dem Ministerium. An seine Stelle trat der Minister Hassenpflug. Eggena wurde für den nach Kassel berufenen Herrn von Hanstein zum Direktor der Regierung und landesherrlichen Bevollmächtigten beim Domkapitel in Fulda bestellt. Gegen Ende des Jahres 1832 wurde er von der Stadt Fulda zum Landtags-Abgeordneten gewählt. Nach Auflösung auch dieser Ständeversammlung ward Eggena wiedergewählt, ihm aber von der Staatsregierung der Eintritt in dieselbe versagt. Im Jahre 1836 erschien er in Kassel als Unterhändler in Angelegenheit der Rotenburger Quart, die damals als ein Gegenstand des Landesinteresses zu lebhaften Debatten in der Ständekammer führte. Er erhielt mit dem Prädikate eines Staatsrathes die Stellung als Vorstand der Landeskreditkasse. Doch lange blieb er nicht in derselben, er kehrte nach Fulda zurück, kaufte sich daselbst eins der von Buttlar'schen Häuser, in welchem jetzt sich der Bürgerverein befindet, und richtete sich daselbst bequem ein. — In den letzten Jahren litt Eggena, der sich von Jugend an keiner dauerhaften Gesundheit erfreut hatte, an Melancholie. Er, der Protestant, suchte und fand in seinen Seelenschmerzen Trost und Erhebung bei

dem mildgesinnten humanen Bischof Johann Leonard Pfaff, mit dem er zur Zeit der Errichtung des Fuldaer Bisthums in den zwanziger Jahren als Regierungs-Kommissar so manchen Strauß auf kanonischem Gebiete zu bestehen hatte. — Allgemeine Bestürzung erregte es, als sich die Nachricht verbreitete, daß er am Morgen des 18. Dezember 1840 außer seinem Bette in einem entfernteren Zimmer entseelt aufgefunden worden sei. Ueber die Art seines Todes konnte die vorgenommene Sektion keinen bestimmten Aufschluß geben. Angenommen wurde, daß er, von Beängstigungen getrieben, um dem im unteren Stocke schlafenden Bedienten zu schellen, aus dem Bette geeilt und, von einem Stickflusse befallen, niedergestürzt und eine Beute der strengen Kälte geworden sei. — Ueber die persönlichen Eigenschaften Eggena's fällt sein Biograph in dem „Neuen Nekrolog der Deutschen" folgendes Urtheil, das wir nach allem, was wir über den Verblichenen gehört, als zutreffend bezeichnen können: „Eggena erschien als ein Mann von geistreichem Aussehen, mehr lebhaft und unruhig, denn gehalten und würdevoll. Seine geistige Bildung hatte einen weiten Horizont, sein Interesse ging nach allen Seiten aus — sprachkundig, wissenschaftlich, kunstliebend. Man hörte ihn gern sprechen, wiewohl er oft genug ironische Wendungen suchte. Dabei blieb er aber stets human gegen Untergeordnete und frei von jener Pedanterie, die unsern Beamten so oft mit dem Aktenstaube anzufliegen scheint. Die Natur hatte seinem Kopfe an Umfang und Gewandtheit zugelegt, was sie seiner Brust an Tiefe und Gewicht versagt hatte." F. Z.

---

Ein vergessener hessischer Schriftsteller. Beim Durchblättern der Werke über deutsche Literaturgeschichte stoßen wir auf Eberhard Werner Happel, der zu den fruchtbarsten Romanschriftstellern seiner Zeit gehörte, dessen Namen aber heute gerade so gut wie vergessen ist. In einem Zeitraum von 17 Jahren hat er 20 sog. politisch-galante Romane, wie sie zu der Zeit, in welcher er lebte, in der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts Mode waren, fast alle 4 bis 5 Bände stark, verfaßt, die damals vom Publikum, wie man von vielgelesenen Büchern zu sagen pflegt, geradezu verschlungen wurden. In diesen Romanen werden seltsame Begebenheiten mit abenteuerlichen Heldenthaten und pikanten Liebes- und Staatsintriguen phantastisch verflochten, die Szene aber, um der Erfindung einen besonderen Reiz für die Einbildungskraft zu geben, in fremde Länder verlegt. So entstanden „der asiatische Onogambo" (Hamburg 1673), „der insularische Manderell" (Frankfurt 1682), „der italienische Spinelli" (Ulm 1685), „der spanische Quintana" (Ulm 1686), „der französische Cormantin", „der ottomanische Bajazet" und viele andere Romane. In dem „Teutschen Karl" schildert Happel unter dem Namen Kirchberg seinen eigenen Lebenslauf, und in seinem „Akademischen Roman" (Ulm 1690) beschreibt er sein Universitätsleben. Dieser Roman ist wohl der werthvollste, da er viele Volkssagen und Schwänke enthält, die der Verfasser, der als „fahrender Literat" ein sehr bewegtes Leben führte und überall herumkam, wohl aus dem Munde des Volkes entnommen und so der Vergessenheit entrissen hat. — Ein ungleich größeres Verdienst als durch seine Romane hat sich Happel durch die Herausgabe der von ihm zum ersten Male versuchten Uebersetzung des römischen Historikers Valerius Maximus (Hamburg 1676) und durch seine historischen Schriften, wie die „Relationes curiosae", „die größten Denkwürdigkeiten dieser Welt" u. s. w. erworben. — Eberhard Werner (Guerner) Happel war am 12. August 1648 zu Kirchhain als der Sohn eines Pfarrers geboren. Er studierte zu Marburg 1663 Mathematik und Medizin, nachher Jurisprudenz, beschäftigte sich zuerst mit Privatunterricht in seiner Heimath, lebte seit 1868 in Magdeburg, Harburg und Hamburg, wo er drei Jahre sich aufhielt, sich verheirathete und durch Nahrungssorgen gezwungen, fabrikmäßig die Schriftstellerei betrieb, „fami non famae scribens", wie er selbst sagte. 1673 zog er nach Kiel, wo er juristischen und mathematischen Unterricht ertheilte; hiernach fand er eine Anstellung in Holstein, kehrte aber 1679 nach Hamburg zurück und setzte daselbst seine Romanschriftstellerei fort. Vor 200 Jahren, am 15. Mai 1690 ereilte ihn in seinem 42. Lebensjahre der Tod. F. Z.

---

## Aus Heimath und Fremde.

Soeben geht uns die Mittheilung zu, daß am 16. Dezember, Vormittags 9 Uhr, Salomon Hahndorf, der Nestor der deutschen Schriftsteller, verschieden ist, nachdem er vor wenigen Tagen, am 12. ds. Mts., sein 89. Lebensjahr vollendet hatte. Der Nekrolog dieses weit über die Grenzen unserer engeren Heimath hinaus bekannten Mannes, des hochverdienten Bürgers seiner Vaterstadt Kassel, folgt in der nächsten Nummer unserer Zeitschrift.

---

Am 1. Dezember fand in dem großen Stadtparksaale ein außerordentlich zahlreich besuchter sog. Unterhaltungsabend des Kasseler Zweigvereins des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins statt. Mundartliche Vorträge wechselten mit musikalischen Aufführungen, die ebenso lehrreich wie genußvoll waren. Ganz besonders verdient die Ansprache hervorgehoben zu werden, welche Gymnasial-Direktor Dr. Heußner über „Wesen und Werth der Mundarten" hielt. Wie die Kasseler „Allgemeine Zeitung" berichtet, wandte Redner ein sinniges Gleichniß an, um den Unterschied zwischen Mundarten und

Schriftsprache darzuthun. Die Schriftsprache verglich er mit einem Baum, der früh aus dem Walde verpflanzt, durch Gärtners Hand künstlich umgeschaffen wurde. Er wurde öfters beschnitten, um das Ebenmaß der äußeren Form herzustellen. Da wo das natürliche Wachsthum gewesen, werden wohl noch künstlich Reiser verwandter Gattungen aufgepfropft. Die Mundart ist vergleichbar dem nicht von seinem Heimathboden losgetrennten Waldbaum, der in seiner natürlichen Entwickelung geblieben, eine Augenweide für Alle, welche für die reine Natur sich den Sinn bewahrt haben. Oft sieht man ein Kompromiß zwischen Mundart und Schriftsprache geschlossen, bei dem aber die Absichtlichkeit zu sehr hervortritt. Die Mundarten haben uns die Formenentwickelungen am Natürlichsten erhalten. Sie zeigen uns eine zwanglose Frische des Stils und der Empfindung, wo die Schriftsprache oft zu viel Gekünsteltes hat. Der Stamm der Schriftsprache verdorrt, wenn man die Zweige der Mundarten abschneidet. Die Gebildeten sollten die Dialekte nicht verachten, was nur die Kluft zwischen ihnen und den minder Gebildeten vergrößern würde. Sie sollten dem Volke sagen, welchen Schatz es in seinem Dialekte besitzt. Auch die Dialekte sollen sich gegenseitig dulden. Die Wissenschaft hält die echten Dialekte hoch, sie versenkt sich in das Weben des Sprachgeistes. Wo Dialekte gesprochen werden, bietet sich ein reicher Schatz, der sich aus der Volksseele schöpfen läßt. Die Schriftsprache stellt ein hervorragendes Bindeglied zwischen den verschiedenen Stämmen dar. Weiß der Dichter im Dialekt den rechten Ton zu treffen, so haben seine Werke den hohen Vorzug der Ursprünglichkeit, Anmuth und des gutmüthigen, nirgends verletzenden Humors, es ist die Aussprache des gesunden Menschenverstandes. Die hochdeutsche Kunstpoesie wird nur da die höchste Stufe erreichen, wo sie — wie Herder sehr treffend sagt — auf den Volksgesang zurückgeht, auf die Einfalt und Unmittelbarkeit seiner Anschauung. — Die Pflege der Mundarten und der damit zusammenhängenden Volkspoesie hat auch unsere Zeitschrift „Hessenland" sich zur Aufgabe gestellt, und werden wir für die Zukunft mehr noch, als dies bisher der Fall sein konnte, dieselbe zu fördern bestrebt sein.

---

Am 10. Dezember feierte der Gymnasial-Oberlehrer a. D. G. Th. Dithmar in Marburg seinen 80. Geburtstag in bewundernswerther körperlicher Rüstigkeit und geistiger Frische. Weit über den Kreis seiner engeren Heimath hinaus ist der Name dieses trefflichen Lehrers, gemüthvollen Dichters und charakterfesten Mannes bekannt und geachtet. Geboren 1810 zu Homberg, wirkte er, nachdem er von 1828 bis 1832 zu Marburg studiert und die theologischen und philologischen Examina bestanden hatte, vom Herbst 1833 bis zum Herbste 1875 als Lehrer: zuerst als Rektor der Stadtschule zu Homberg, dann als beauftragter Lehrer am Gymnasium zu Fulda, und schließlich, vom Mai 1837 an, als Gymnasiallehrer zu Marburg. Hier trat er am 1. Oktober 1875 in den Ruhestand. Die „Oberhessische Ztg." brachte damals die Nachricht mit folgenden Worten der Anerkennung: „Herrn Gymnasial-Oberlehrer Pfarrer Dithmar ist die nachgesuchte Versetzung in den Ruhestand ertheilt. Nach 42jähriger Amtsthätigkeit verläßt derselbe in voller geistiger Frische eine Stellung, die er in segensreicher Wirksamkeit geübt. Die hohe Achtung seiner Mitbürger und vor Allem die volle Liebe seiner früheren und jetzigen Schüler nimmt er mit in die wohlverdiente Ruhe des Privatlebens, von welcher Wissenschaft und Poesie noch manche Frucht erhoffen." — Unserer Zeitschrift „Hessenland" war Gymnasial-Oberlehrer Dithmar von Anbeginn ihres Erscheinens an ein treuer Freund und Gönner. Viele höchst schätzenswerthe Beiträge verdankt ihm dieselbe. Wir erfüllen daher nur eine Dankespflicht, wenn auch wir ihm nachträglich unsere herzlichsten Glückwünsche darbringen mit dem Zurufe: ad multos annos!

F. Z.

---

Universitätsnachrichten. Die Universität Marburg zählt in diesem Wintersemester 855 immatrikulirte Studierende (gegen 774 im vorigen Wintersemester und 930 im letztvergangenen Sommersemester) und 76 Hörer, so daß die Gesammtzahl der Berechtigten 931 beträgt. Von ersteren gehören der evangelisch-theologischen Fakultät 169, der juristischen 140, der medizinischen 242 und der philosophischen Fakultät 304 Studierende an. 691 Studierende sind Preußen (291 aus der Provinz Hessen-Nassau), 134 aus den übrigen deutschen Bundesstaaten, 10 aus Oesterreich-Ungarn, 6 aus Großbritannien, 5 aus Rußland, 3 aus der Schweiz, 1 aus Afrika, 3 aus Amerika und 2 Studierende sind aus Asien.

---

— Das Haus des Privatdozenten Dr. Kohl vor dem Renthofe zu Marburg ist am 5. Dezember mit einer marmornen Gedenktafel für den 1885 da verstorbenen Geh. Bergrath Professor Dr. W. Dunker geschmückt worden. Schüler und Zuhörer des Letzteren, welche schon früher sein Oelbild der dortigen Universität übergeben ließen, haben das schöne Erinnerungszeichen anfertigen lassen.

---

## Hessische Bücherschau.

Der hessische Willkomm, ein Prachtpokal von 1571 im Schlosse zu Dessau. Beitrag zur Kunst- und Sittengeschichte des 16. Jahrhunderts von Dr. C. Alhard von Drach, Professor an der Universität Marburg. Mit 1 Lichtdruck-

tafel und 10 Illustrationen. Marburg, N. G. Elwert'sche Verlagsbuchhandlung 1890.

Selten hat uns das Lesen eines kunstgeschichtlichen Werkes ein größeres Interesse erregt, als dies bei dem vorliegenden, dessen wir schon in der letzten Nummer unserer Zeitschrift gedacht haben, der Fall war. Professor von Drach in Marburg, der ausgezeichnete Kenner unserer hessischen Kunstschätze, dem wir das vor ein paar Jahren erschienene Prachtwerk „Aeltere Silberarbeiten in den Königlichen Sammlungen zu Kassel, mit urkundlichen Nachrichten und einem Anhang: Der Hessen-Kassel'sche Silberschatz zu Anfang des 17. Jahrhunderts und seine späteren Schicksale“ verdanken, gilt mit Recht für eine Autorität auf dem Gebiete der Kunstgeschichte, und als solche hat er sich auch wieder in diesem seinem neusten Werke bewährt. Ueber die Entstehung des Prachtpokals schreibt er in dem Vorwort: „Als ich vor einigen Jahren im Marburger Archive Studien über den Hessischen Silberschatz im 16. und 17. Jahrhundert begann, erregte ein in den Verzeichnissen desselben als der „Anhaltische Willkomm“ aufgeführter Prachtpokal von 1571 vermöge einer in den Inventaren mitgetheilten, auf dem Stücke selbst befindlich gewesenen Inschrift, meine besondere Aufmerksamkeit. Bei weiteren Nachforschungen fand ich hinreichendes Material, um die Bedeutung derselben aufzuklären und erschien mir die dadurch gewonnene Kenntniß der Geschichte jenes Bechers interessant genug, um sie am 25. Februar 1886 zum Gegenstand eines Vortrags für die Marburger Mitglieder des Hessischen Geschichtsvereins zu machen. Ich bedauerte dabei den seit Anfang unseres Jahrhunderts zu konstatirenden Verlust des Pokals selbst und hatte auch keine Ahnung, daß ein, wie jene Archivalien ergeben hatten, nach Dessau gelangtes Gegenstück dort noch existire, obgleich ich dasselbe im Jahre 1875 zu Frankfurt a. M. zu sehen Gelegenheit gehabt hatte. Nachdem ich später von dem Vorhandensein dieses zweiten, genau mit dem einst in dem hessischen Besitz befindlich gewesenen übereinstimmenden Bechers Kenntniß erhalten, nahm ich die Sache von Neuem auf und bringe meine Absicht, die Geschichte jener Pokale nebst Beschreibung des zu Dessau befindlichen zu publiziren, nun zur Ausführung“. Der Becher verdankte nach von Drach's eingehenden Forschungen einer Wette beim Primspiele zwischen dem Fürsten Joachim Ernst zu Anhalt und dem Landgrafen Wilhelm dem Weisen von Hessen, in welchem der Letztere Sieger blieb, seinen Ursprung. Das gewonnene Geld verwandte Landgraf Wilhelm dazu, zwei gleich silberne, reich vergoldete und gravirte Prunkpokale herstellen zu lassen, von denen er den einen dem Prinzen Bernhard von Anhalt, dem Sohne des Fürsten Ernst Joachim als Pathengeschenk zuschickte. Dasselbe war begleitet von einem launigen, von Prof. von Drach mitgetheilten, aus Kaufungen, den 30. September 1571 datirenden Schreiben, das ebenso, wie das Geschenk selbst eigentlich dem Vater galt. Die Rechnungen über die beiden Becher stammen von dem Goldschmiede Wolf Meier in Nürnberg, in Wirklichkeit war aber der Künstler, der sie angefertigt hatte, der Nürnberger Goldschmied Elias Lencker. Es würde zu weit führen, wollten wir hier einen eingehenderen Auszug aus dem vortrefflichen Werke des Herrn Professors A. von Drach liefern, wir verweisen vielmehr alle, die sich für den Gegenstand interessiren, auf die Schrift selbst und sind überzeugt, daß sie jedem Leser volle Befriedigung gewähren wird. Im Anhange giebt der Verfasser Aufklärung über das „Primspiel“, bringt Notizen über einige dem „Hessischen-Willkomm“ formverwandte Becher und Mittheilungen über die Brüder Elias und Hans Lencker. — Auch auf die vorzüglichen Illustrationen aufmerksam zu machen dürfen wir nicht unterlassen, wie wir denn auch dem Verleger für die prachtvolle Ausstattung des Werkes unsere volle Anerkennung auszusprechen nicht versäumen wollen.

---

Unsere hessische Dichterin und Schriftstellerin H. Keller-Jordan in München, die Tochter Sylvester Jordan's, hat soeben im Verlage von W. Kohlhammer in Stuttgart unter dem Titel „Lebenstiefen“ drei neue Novellen erscheinen lassen, die sich wie wenige andere ihrer Art zu einer sehr willkommenen Weihnachtsgabe eignen. Auch hier hat die hochgeschätzte Dichterin wieder ihr ausgezeichnetes Talent in der feinen Charakterisirung, der schönen, abgerundeten, geistvollen Darstellung glänzend bewährt. Sie ist Meisterin in der Schilderung menschlichen Fühlens Ein vornehmer Hauch, der angenehm berührt, geht durch die Erzeugnisse ihrer Muse und selbst die Gegensätze in dem Denken und Empfinden ihrer handelnden Personen weiß sie so zu gestalten, daß dieselben nirgends verletzen, daß sie vielmehr nur noch das Interesse steigern, welches die Leser so schon an den fesselnden Schilderungen nehmen. Der Name „Lebenstiefen“ für ihre drei Novellen „Ein dunkles Schicksal“, „Fulvia“ und „Im Moor“, ist sehr bezeichnend gewählt. In der That sind es Tiefen in dem menschlichen Seelenleben, welche die Verfasserin hier mit großem psychologischen Verständnisse zu behandeln weiß. — Dieses neue Werk der hochgeschätzten Verfasserin reiht sich würdig an ihre früheren vortrefflichen Schriften, von denen wir hier nur die „Mexikanischen Novellen“, „Roderich Wallace“, „Natalie“, Hacienda Felicidad“, „Aus der Gegenwart“, „die Grubers, Erzählung aus Kurhessen“, „Transatlantisches“ und „Briefe und Novellen“ erwähnen wollen. Auch unsere Zeitschrift „Hessenland“ kann sich sehr werthvoller Beiträge der Verfasserin rühmen, so der Novellen „Antigone“, „Margarethe“, „Unter dem Madonnenbilde“, „Pietà“,

und auch die heutige Nummer enthält ein Stimmungsbild von ihr, „Eine Winternacht“, das gewiß sich des Beifalls unserer Leser zu erfreuen haben wird.

---

Eine außerordentlich fruchtbare Thätigkeit auf literarischem Gebiete hat in der letzten Zeit unser rühmlichst bekannter hessischer Dichter Gustav Kastropp in Hannover entwickelt. Innerhalb eines halben Jahres sind von ihm nicht weniger als drei Werke erschienen, die den Ruf ihres Verfassers nur noch vermehren können: die Tragödie „Agamemnon“, das Heldengedicht „Gunhild“ und als letztes „Phantasien und Märchen“. Der beiden ersten Werke haben wir bereits an anderer Stelle Erwähnung gethan, über das letztgenannte hat sich die Kritik gleichfalls auf das Günstigste ausgesprochen. Es zählt zu den besten Märchenbüchern, die wir besitzen. Durchaus originell, abwechslungsreich und farbenprächtig verdienen diese phantasievollen und liebenswürdigen Märchen, die dabei eines tieferen Sinnes nie entbehren und einen wahren Schatz von Lebenswahrheit bergen, die weiteste Verbreitung, und wird dieses echte Volksmärchenbuch, an dem sich auch Erwachsene erfreuen werden, eine wahrhafte Zierde des Weihnachtstisches bilden.

---

Von Karl Heßler in Kassel, dem Verfasser des im vorigen Jahre erschienenen Buches „Sagenkranz aus Hessen-Nassau und der Wartburg-Gegend“, liegt uns ein neues Werk vor: „Geschichte von Hessen“, mit Ausschluß der beim Tode Philipps des Großmüthigen abgetrennten Gebiete, mit 23 Porträts und einer Ansicht des Madersteins. Kassel 1891, Verlag von Gustav Klaunig. In übersichtlicher Weise schildert uns der Verfasser die Geschichte unseres engeren Vaterlandes, und wenn er sich dabei zum Zweck gestellt hat, die Liebe zur Heimath zu wecken und zu fördern, so kann man sich nur anerkennend darüber aussprechen und seinem Buche die weiteste Verbreitung wünschen. Zur besonderen Zierde gereichen dem Buche die Porträts der hessischen Fürsten, die nach den in der Schloßkuppel zu Wilhelmshöhe befindlichen lebensgroßen Porträtbildern in wohlgelungener Weise angefertigt sind. Die elegante äußere Ausstattung des Werkes macht dem Verleger alle Ehre.

## Berichtigung.

In dem Nekrologe G. W. v. Wetzell's in der vorigen Nummer, Seite 325, 2. Spalte, Zeile 16 von unten, muß es statt Gotha — Erfurt heißen.

# Anzeigen.



Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: F. Zwenger in Fulda, Druck und Verlag von Friedr. Scheel in Kassel

[illegible]

Die Schlacht bei [illegible]

[illegible]

Zum Abonnement auf den „[illegible]“ [illegible]

[illegible]


GETTY CENTER LIBRARY
3 3125 00688 8735

